books2ebooks.eu

Damen-Comité des Rigaer Thierasyl ; Red. Edmund v. Lüdinghausen-Wolff u. Mary v. Schilling.

Der Anwalt der Thiere

1887, Jg.3, N 1-2/3-4/5-7/8-9/10-12 ; 1888, Jg.4, N 1/2-4/5-7/8-9/10-11/12 kd

University Library of Tartu: Est. B-1042

eBooks from your library by eBooks on Demand

digitised by University of Tartu Library

UNIVERSITY OF TARTU LIBRARY

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find*: Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images*: Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

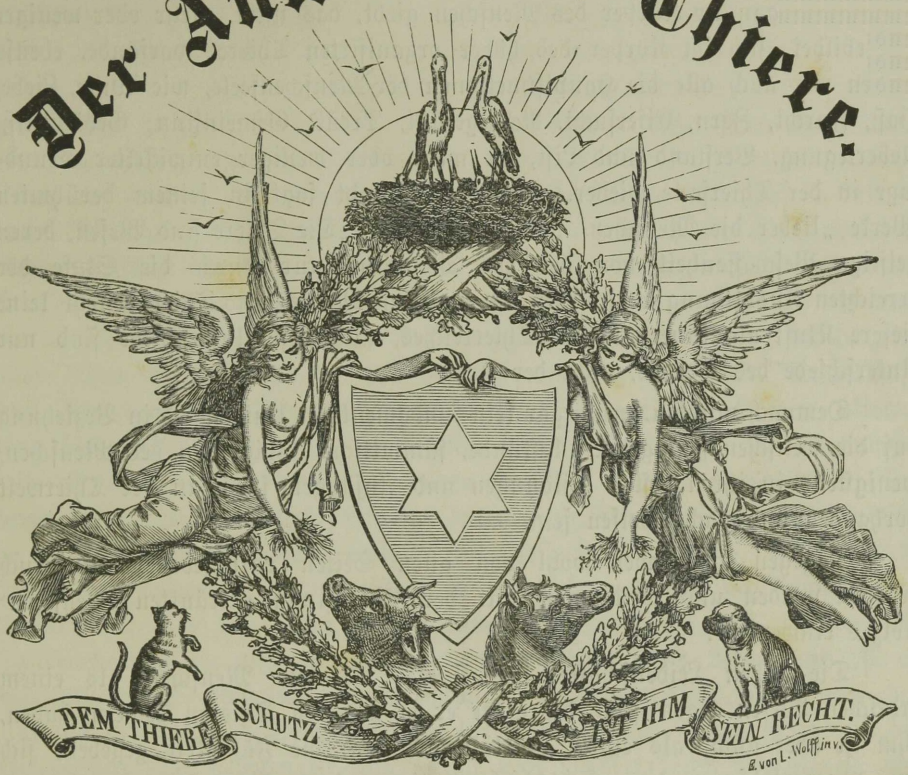
With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html
- Terms and Conditions in Estonian: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.
More information is available at http://books2ebooks.eu

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. Januar 1887. № 1.

Die ethischen und ästhetischen Anfänge in der Thierwelt.

v. L.-W. Jene erkenntnißlosen Zeiten, die zwischen Thier- und Menschenwelt nur schroffe Gegensätze sahen, die Gemeinsamkeit der leiblichen Organisation nur beschämt zugebend, eine Aehnlichkeit in psychischer Hinsicht mit Entrüstung zurückwiesen, sind vorüber und darf man jetzt ohne Widerspruch, wenigstens seitens der Gebildeteren, zu begegnen, von einer Seele, einem Gemüthe und einem Verstande der Thiere sprechen, wie das an dieser Stelle schon häufig geschehen ist. Wenn die vergleichende Anatomie zwischen den Organen des menschlichen Leibes und denen des Thierleibes eine völlige Gleichartigkeit in Structur und Zweckbestimmung, bei bloßer Verschiedenheit in der Entwickelung und Ausbildung derselben lehrt, so hat auch eine vergleichende Psychologie zwischen der Menschen- und Thierseele eine ähnliche Gleichartigkeit zu constatiren. Wie wir bei Mensch und Thier in körperlicher Hinsicht denselben Bau, aus Knochen, Muskeln, Nerven, Blutgefäßen, mit

Herz, Leber, Magen, Darm- und Sinnesorganen finden, so daß es kein einziges Organ im Körper des Menschen giebt, das nicht, mehr oder weniger ausgebildet, sich im Körper des höher organisirten Thieres vorfände, ebenso finden wir auch alle die Hauptfunctionen der Menschenseele, wie Wille, Liebe, Haß, Furcht, Zorn, Eifersucht, Rachegefühl, Treue, Gemeinsinn, Gedächtniß, Ueberlegung, Verstand und List, in mehr oder weniger entwickelter Grundlage in der Thierseele wieder. Professor Wundt sagt in seinem berühmten Werke „Ueber die Menschen- und Thierseele": „Die Thiere sind Wesen, deren geistige Beschaffenheit von der des Menschen nur durch die Stufe der erreichten Ausbildung verschieden ist zwischen Mensch und Thier besteht keine tiefere Kluft als innerhalb des Thierreiches, alle diese Unterschiede sind nur Unterschiede des Grades, nicht der Art."

Demnach müßten, wenn gar kein fundamentaler Unterschied in Beziehung auf die seelischen Fähigkeiten bestünde, sämmtliche Fähigkeiten des Menschen, wenigstens in ihren ersten Bildungen und Anfängen schon in der Thierwelt vorhanden und nachzuweisen sein.

Dagegen wird aber wohl von allen Seiten entschiedener Einspruch erhoben werden und wird man mit der Entrüstung gekränkten Menschenstolzes einwenden:

Die rohen Leidenschaften der Seele, die dem Menschen, als einem irdischen Wesen eigen sind, die möge er ja mit den Thieren gemein haben, ihm ist aber auch, als einem göttlichen Wesen, die Fähigkeit gegeben, sich im Bewußtsein des Sittlich-Guten, des Gerechten und des Schönen, über jene Regungen niederer Leidenschaften zu einer übersinnlichen und himmlischen Welt zu erheben, von welcher die Thierwelt nie und nimmer das Mindeste zu ahnen vermag.

Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt, ist aber gerade zu zeigen, daß diese Behauptung eine durchaus vorurtheilige und irrige ist und daß die göttlichen Regungen der Sittlichkeit, Gerechtigkeit und des Schönen, welche dem Menschen freilich ein so großes Uebergewicht über die anderen Mitwesen verleihen, in ihren ersten Anfängen und Rudimenten in der Thierwelt durchaus nicht fehlen, im Gegentheil in manchen Beziehungen sogar in überraschendem Maße zu Tage treten.

Der Philosoph Schopenhauer will das Grundprincip der Ethik, die Quelle aller Sittlichkeit, in dem Mitleid, im Mitgefühl mit den anderen Wesen gefunden haben. Er entfernt sich damit nicht von der Wahrheit, da wohl in den allermeisten Fällen das Mitgefühl unstreitig die Quelle des sittlichen Handelns ist und weicht darin auch nicht von der Lehre des Stifters des Christenthums ab, welcher die Liebe als das Fundament allen sittlichen Verhaltens in den Worten gepredigt: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", denn das vollkommene Mitgefühl, das des Anderen Leid und Freude, wie eigenes, mitempfindet, ist eben garnichts Anderes, als ein Ausfluß der Liebe, die den Nächsten liebt als sich selbst.

Nehmen wir hier zur Richtschnur diese zutreffendste und beste Definition für alles sittliche Verhalten, wie sie uns in den erhabenen Worten des göttlichen Religionsstifters gegeben ist, und blicken wir uns in dem Leben der Thiere um, so werden wir in demselben unzählige der untrüglichsten und handgreiflichsten Beispiele *selbstloser und hingebender Nächstenliebe* finden.

Betrachten wir nun zunächst die Liebe zu den Nächsten im engeren Sinn, die Gatten- nnd Elternliebe. Die meisten Thiere sehen wir in Monogamie leben und bietet uns die Liebe und Treue zwischen den Ehegatten das rührendste Bild dar, das leider nur zu häufig dem Menschen als beschämendes Muster vorgehalten werden kann. Namentlich ist es die Vogelehe, die uns die schönsten Beispiele gewährt. Brehm sagt: „Die Vogelehe ist die treueste aller Ehen, welche nur der Tod scheiden kann, glücklich und untadelhaft und für den Menschen nachahmenswerth. Mögen die Gatten altern, ihre Liebe altert nicht, sie bleibt sich gleich, auch über die Paarungszeit hinaus und lebt auch fort über den Tod des einen Theiles." Der verwittwete Theil entschließt sich nur selten dazu, sich einen anderen Genossen zu wählen und vertrauert einsam den Rest seines Lebens. Die eheliche Liebe der Tauben ist bekanntlich sprüchwörtlich und ein sich schnäbelndes Taubenpaar gilt von jeher als Symbol ehelicher Liebe und Treue. Die Taubenehe, wie die aller monogamen Vögel, währt für's Leben und ist es bekanntlich fast unmöglich, behufs Züchtung, die Gatten zu einem Akte der Untreue zu bringen. Betrachten Sie im Sommer, wo Ihnen ja so viel die Gelegenheit dazu geboten ist, das innige und *tiefsittliche* Verhältniß, das zwischen den Gatten unserer Singvögel und Störche besteht, in welchem dieselben in Liebe und zärtlicher Fürsorge für einander und für die Brut vollständig aufgehen. Wo haben wir bei den Menschen eine Gattenliebe angetroffen, die so groß gewesen, daß nach dem Hinscheiden des einen Theils, der andere, durch Kummer und Schmerz darüber, den Tod gefunden hätte? und wie häufig sind solche Fälle beobachtet worden, nicht nur bei Vögeln, sondern auch bei Säugethieren! Bei den Zwergpapageien und Nachtigallen gilt dieses sogar fast als Regel. So erzählt Cuvier daß, als im Pariser Pflanzengarten eine Aeffin von der Familie der Uistitis gestorben war, der überlebende Gatte sich untröstlich geberdete, lange Zeit die theuere Leiche liebkoste und endlich, von der grausamen Wirklichkeit überzeugt, seine Augen mit den Vorderpfoten bedeckte und so lange alle Nahrung versagte, bis er den Tod gefunden hatte. Aehnliche Beispiele führt Brehm auch vom Uhu, von der Gazelle und vom Elephanten an. Wenn ein Mensch so handelte, setzt Herr von Corvin hinzu, man würde seinen Namen in Gedichten feiern! aber bei einem Thiere heißt es: „es ist ja nur Instinkt, hätte es Verstand, es würde ja gleich einen anderen Gatten genommen haben." Professor Wundt in seinem Werke über die Menschen- und Thierseele sagt über die Thierehe: „Es ist kein Zweifel darüber, daß ein *sittliches Gefühl* sie zusammenhält." „Die Thierehe ist durchaus das Vorbild der menschlichen Ehe und in jeder Beziehung eine Vorstufe derselben."

Die Nächstenliebe im Thierreiche beschränkt sich aber nicht allein auf den Nächsten im engsten Sinne, wie das in der Gattenliebe und Elternliebe der Fall ist, sondern wir finden auch zahllose Beispiele einer erweiterten Nächstenliebe, die sich selbst über die Grenzen der eigenen Gattung hinaus erstreckt, einer Nächstenliebe, wie sie nach der christlichen Lehre die Quelle aller Sittlichkeit und Moral ist und die sich in Mitgefühl und Mitleid kundgiebt, in welchem Schopenhauer das Fundament der Ethik erblickt.

Wenn wir fast bei allen intelligenteren Thieren jenes Samariterthum finden, welches frei von jeder egoistischen Absicht, der durch Alter, Blindheit oder sonstige Zufälle ernährungsunfähigen Mitgeschöpfe derselben oder gar einer anderen Art, sich annimmt und sie füttert und unterstützt, so läßt sich dasselbe schlechterdings auf keine andere Triebfeder zurückführen als auf das Gefühl des Mitleids. So führt Brehm an, daß er eine Schaar Saatkrähen geschäftig am Fuße eines Baumes in eine Höhlung abwechselnd hineinfliegen sah. Er sah nach und fand darin eine alte Krähe versteckt, welche durch einen Schuß flügellahm und eines Beines beraubt war, so daß sie weder gehen noch fliegen konnte. Der Beinstumpf war fest vernarbt, was beweist, daß die anderen Krähen die invalide Schwester bereits seit Wochen versteckt gehalten und ernährt hatten. — Das „Berliner Tageblatt" erzählt unter dem 24. December 1880 Folgendes: Gestern bemerkte ein Naturfreund auf der Straße einen Spatz, der stets von seinen Kameraden geätzt wurde, dessen feistes Aussehen nicht dafür sprach, daß er ein Nestspätling sein könnte. Diese Fütterung interessirte den Beobachter und er näherte sich der kleinen Gesellschaft. Sogleich nahmen die beschwingten „Straßenjungen" Reißaus, nur der gefütterte, schmutzig aussehende Braunrock hüpfte unruhig hin und her und ließ sich greifen. Bei der mit ihm vorgenommenen Untersuchung zeigte es sich, daß er auf beiden Augen erblindet war. Nach dieser Entdeckung ließ der wißbegierige Vogelsteller seinen Gefangenen wieder frei und sah nun wie der übrige Schwarm wieder zu dem hilflosen zurückkehrte und in ihre Mitte ihn aufnehmend, mit ihm davonflog. — Brehm erzählt ferner von einem Rothkehlchen-Männchen, welches mit einem anderen Männchen stets in Kampf und Streit gelebt, nachdem dieses aber das Unglück erfahren, ein Beinchen zu brechen, sich desselben auf's Liebevollste angenommen, es gepflegt und gefüttert. Selbst seine Leckerbissen, die Mehlwürmer, die Brehm darreichte, genoß das gesunde Thierchen nicht, sondern brachte sie dem kranken und unglücklichen Gefährten.

Der nachstehende Fall, den Darwin erzählt ist ein um so drastischerer als darin die Mitleidlosigkeit des Menschen gegen das Mitleid des Thieres in Contrast steht: „Der Forstwart des Herrn Foreſter entdeckte ein Habichtnest mit fünf Jungen darin, tödtete diese bis auf einen einzigen, den er mit gekappten Flügeln im Neste ließ, um die Eltern herbeizulocken. Andrentages schoß er die Eltern und glaubte, die Sache sei damit abgemacht. Aber am folgenden Tage fand er abermals zwei fremde mitleidige Habichte bei dem

Neste, welche gekommen waren das verlassene Junge zu füttern. Auch sie wurden von ihm niedergeschossen und nach einiger Zeit abermals durch zwei andere Habicht-Samariter ersetzt, welche sich des hilflosen Waisenkindes annahmen. Als er auch diese getödtet hatte, kam keiner mehr zu dem vergeblichen Werke und war das Junge dem Hungertode preisgegeben. — Dr. Ziperlen berichtet im „Zoologischen Garten" von zweien cubanischen Papageien ein sehr anmuthendes Beispiel: Der eine hatte durch Frost die Zehen des einen Fußes verloren und konnte daher nicht mehr, wie es die Papageien zu thun pflegen, mit dem einen Fuß einen Gegenstand zum Fressen halten, während er mit dem anderen die Sitzstange umfaßt hielt. Als man ihm einen Apfelschnitt darreichte, gerieth er in große Verlegenheit und warf schließlich einen wehmüthigen Blick nach seinem Kameraden. Dieser kam auch wirklich herbei, ergriff den Apfelschnitt und hielt ihn so empor, daß beide gemeinsam davon essen konnten. — Folgende Beobachtung die der französische Rittmeister de Boussanelle in seinen „Observations militaires" erzählt, ist von zahllosen Pferdebesitzern nachher bestätigt worden: Ein altes Pferd, dem er das Gnadenbrod gegeben hatte, war vollständig zahnlos und konnte kein Futter mehr kauen, man wunderte sich darüber, daß es trotzdem gesund und wohlbeleibt blieb, bis man die Bemerkung machte, daß seine beiden Nachbarpferde ihm das Futter vorkauten und vorlegten. — Perty erzählt: Ein Elephant sollte auf Befehl des grausamen Großveziers Rajah Daula durch Stacheln und endlich mittelst Durchstechen der Ohren gezwungen werden über eine Reihe nebeneinander liegender Menschen zu schreiten, als er sich nach langem Weigern endlich gezwungen sah, schritt er nur vorwärts, nachdem er Einen nach dem Anderen mit dem Rüssel aufgehoben und zur Seite niedergelegt hatte und bewies ein Mitgefühl, das seinem menschlichen Tyrannen abging.

Diese Beispiele, obwohl es deren in zahlloser Menge noch anzuführen gäbe, werden indessen genügen, um Ihnen den Nachweis zu geben, daß *Mitleid und Nächstenliebe, diese Triebfedern der Moral und Sittlichkeit*, welche mit Recht als der schönste Schmuck der Menschheit gilt, nicht allein den Menschen sondern auch den Thieren zuzusprechen ist.

Ebenso hört man gemeiniglich die Ansicht aussprechen daß der *ästetische Sinn, das Gefühl für das Schöne* einzig und allein nur dem Menschen zu Theil geworden ist und den Thieren gänzlich abgeht. Es ist dieses ebenso vorurtheilig und unwahr, wie die vorige Annahme, wonach ihnen der moralische Sinn fehlen sollte und die ich durch Anführung eclatanter Beispiele widerlegt habe.

Wenn wir auch in der Thierwelt vergeblich nach einem Liedercomponisten wie Robert Schumann und nach einem Bildkünstler wie Wilhelm Kaulbach suchen würden, so werden wir dennoch gewisse Schimmer dieses göttlichen Lichtes, welches das Menschenleben strahlend erhellt, keineswegs ganz vermissen. Der Vogel, der in den Zweigen wohnet und dem inneren Drange seiner Gefühle in der Reihe verschiedener Töne und Takte seines

Liedes Ausdruck giebt, ist von demselben Drange beseelt, wie der menschliche Sänger: auch er ist bestrebt den Gefühlen, die seine Brust bewegen, einen für sich und Seinesgleichen schönen Ausdruck zu geben. Der Gesang der Nachtigall ist, wie jeder Vogelgesang, nicht ein, als fertige Gabe verliehener Mechanismus, sondern wird, wie jede Kunst erst erworben, erlernt, geübt und je nach Gaben, zu verschiedenen Graden der Vollkommenheit gebracht. Man braucht nur die Begeisterung und das Selbstgefühl zu sehen, mit welchem ein guter Schläger sein Lied hervorschmettert, die Bewunderung und Nacheiferung, die er bei den Anderen findet, um darüber klar zu sein, daß es sich dabei nicht bloß um ein Locken, sondern vornehmlich um den Ausdruck des Schönen handelt. Das Schöne findet im Reiche der Töne seine Verwirklichung hauptsächlich in zwei Momenten, im Rhythmus oder Takt und in dem gefälligen Wechsel in der Folge verschiedener Töne. Der Gesang der Vögel bewegt sich gleichfalls in diesen beiden Formen und wenn er darin auch in der kunstgerechten Handhabung derselben nicht an die höheren Ansprüche menschlicher Kunstleistung heranreicht, so finden wir doch bei vielen Vogelarten, wie z. B. beim Dompfaffen, Staaren und Papageien eine so vollkommene Empfänglichkeit und Verständnißfähigkeit auch für die höher entwickelten Kunstformen der menschlichen Musik, daß sie im Stande sind ihnen vorgesungene Lieder aufzufassen, im Gedächtniß zu bewahren und sie vollständig correkt wiederzugeben, eine Anforderung an ein Verständniß für das musikalisch Schöne, die man wohl vergeblich dem Menschen des Hottentottenlandes zumuthen würde. Nicht nur bei den Vögeln, auch bei den intelligenteren Säugethieren finden wir, bei der physischen Unfähigkeit Töne wiederzugeben, doch einen erstaunlich entwickelten Sinn für Takt und Melodie, welchen sie durch entsprechende Bewegungen ihres Körpers deutlich kund geben.

Niemandem wird es einfallen zu bestreiten daß das Bestreben wilder und auf niederster Stufe stehender Völker die Gegenstände ihres Gebrauchs mit bunten Farben und sich selbst mit Federn und glänzenden Dingen zu verzieren, auf Schönheitssinn, wenn auch primitiver Stufe, zurückzuführen ist, und daß in diesem Gebahren die Keime zu einer höheren Kunstentwickelung einer zukünftigen Civilisationsperiode sich kund geben. Dieselbe Deutung haben wir auch das gleiche Recht für die Thierwelt in Anspruch zu nehmen. Es ist nicht minder Sinn für Schönheit, wenn wir bei Thieren schön und prächtig gefärbte Individuen sich selbstgefällig spreizen und bei den Weibchen bevorzugt sehen, wenn der Rabe bunte Bänder und schimmernde Gegenstände zusammenträgt, sie nebeneinander ordnet und der Freude über den wohlgefälligen Anblick unzweideutig ausdrückt, wenn das Pferd Gefallen an seiner reichverzierten Decke und den glänzenden Geschirren findet und in Wuth geräth, wenn sie ihm genommen und einem anderen Pferde angethan werden, und wenn die Affen eine so leidenschaftliche Sucht an den Tag legen, sich mit bunten Kleidungsstücken, die man ihnen reicht, zu schmücken. Was soll man aber nun von einem so entwickelten Schönheitssinn endlich sagen, wie

man ihn bei einem Thiere in Neu-Guinea, dem Gärtner-Vogel (Amblyornis inornata) findet. Dieser merkwürdige Vogel baut ein sehr kunstreiches Nest, mit einem thorförmigen Eingang und legt zu der Zeit, wo das Weibchen brütet, vor diesem einen reizenden Garten an. Zunächst legt er einen üppig grünen Rasen vom feinsten, zierlichen Moose an und verwendet auf dessen Reinhaltung einen Fleiß, der manchem Gärtner zu gönnen wäre. Die unmittelbare Umgebung des Thores und der Rasenplatz wird sodann mit größeren Gruppen buntleuchtender Blumen, schöngefärbten Früchten (die ihm nicht zur Nahrung dienen) und Muscheln verziert. Verwelkt eine Blume, verliert eine Frucht ihr Ansehen, so werden sie durch neue ersetzt. Die menschlichen Einwohner jenes Landes, welche sich durch nichts weniger, als durch Schönheitssinn auszeichnen und deren schmutzige Hütten jeden Schmuckes entbehren bewundern diesen kleinen Gartenkünstler und nennen ihn deshalb Tukan Roban, d. h. Gärtner. An irgend einen anderen Zweck, bei Anlegung des Gartens als den, dem brütenden Weibchen die Befriedigung eines ästhetischen Bedürfnisses zu gewähren, läßt sich hier nicht denken. Hier muß noch erwähnt werden, daß der australische Kragenvogel, der auch der Laubenverfertiger heißt (Ptilonorhynchus holosericeus) ganz Aehnliches leistet, indem er im Gesträuch verdeckte Lauben anlegt, die er gleichfalls mit Blumenblüthen und anderen buntgefärbten Gegenständen ausschmückt, um darin die Weibchen anzulocken.

Aus alledem, was ich Ihnen hier vorgeführt habe, müssen Sie deutlich ersehen haben, daß Professor Wundt durchaus nicht zu weit gegangen ist, wenn er sagt, daß auch in seelischer und geistiger Beziehung zwischen Menschen und Thieren, in den ihnen verliehenen Gaben kein Unterschied der Art, sondern nur ein Unterschied des Entwickelungsgrades dieser Gaben existirt. Ja, auch die edelsten geistigen Güter, in deren Alleinbesitz der Mensch sich mit besonderem Stolze wähnt und brüstet, Mitleid und Nächstenliebe, die Triebfeder der Sittlichkeit und Moral und der Sinn für das Schöne, das ästhetische Gefühl, diese Wurzel aller höheren Kunst, sind, wie Sie sehen, den Thieren nicht verschlossen, auch sie sind ihrer theilhaftig nur in einem geringeren Grade der Entwickelung, als unverkennbarer und deutlicher Anfänge des ethischen und ästhetischen Lebens.

Goethe's Ansichten über die bildliche Darstellung der Thiere.

Von Edmund Dorer.

Ueber die Darstellung der Thiere durch die bildende Kunst, insbesondere mit den Mitteln der Plastik, hat Goethe sinnige Betrachtungen angestellt und mit vieler Liebe diesen Gegenstand behandelt. Wie er es als den Hauptzweck aller Plastik bezeichnet, die Würde der Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt darzustellen, so glaubt er in Bezug auf die Thiere, daß nur diejenige Kunst sie ganz allein würdig bilden könne, die ihnen ihren Theil

von dem im Menschen wohnenden Gottesgebilde im hohen Maaße zuzutheilen verstehn. Nach dem Vorbilde der Griechen soll die Kunst am Menschen nicht das Thierische adeln, dagegen das Menschliche des Thieres hervorheben, damit man sich daran im höheren Kunstsinn ergötze, wie wir es ja schon, nach einem unwiderstehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeschöpfen thun, die wir uns so gern zu Gesellen und Dienern wählen.

Diese Gedanken liegen dem schönen Aufsatz über „Myron's Kuh" zu Grunde, welchen Goethe mit der Absicht schrieb, aus einer vorliegenden alten Münze die Vorstellung des verloren gegangenen berühmten Kunstwerkes zu ergänzen.

Myron, ein griechischer Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im siebenten Jahrhundert zu Rom sah, also daß über tausend Jahre dieses Kunstwerk die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Es sind uns von demselben mancherlei Nachrichten übrig geblieben, allein Goethe glaubt, daß wir uns daraus keine deutliche Vorstellung des eigentlichen Gebildes machen können und daß die zahlreichen Epigramme, die auf Myron's Werk geschrieben wurden und die alle die große Natürlichkeit desselben rühmen, mehr verwirren als aufklären. Ein solches Dilettantenlob hält er für höchst verdächtig, denn Natürlichkeit bis zur Verwechselung mit der Natur darzustellen, sei gewiß nicht Myron's Bestreben gewesen; der Nachfolger von Phidias und Polyklat habe sicherlich in einem höheren Sinne verfahren und seine Werke im hohen Style von der Natur abzusondern gewußt. Man könne etwa nicht annehmen, daß jene großen Künstler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet, wie die jetzige ist, als vielmehr, daß sie im Fortschritte der Zeit und Kunst selber etwas geworden waren, so daß sie sich mit persönlicher Großheit an die Natur wandten, und so ließen sich wohl Meisterstücke in Menge bezeichnen, wo griechische Künstler in ihren Darstellungen von Thieren die Natur nicht allein erreicht, sondern sogar weit übertroffen haben.

Weiter forschend fragt Goethe: Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerksamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Er war überzeugt, daß ein Künstler, wie Myron, nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung gesucht haben könne, sondern daß er den Sinn der Natur aufzufassen und auszudrücken gewußt. Nun schließt er aus verschiedenen Gründen, daß es eine säugende Kuh war und hält es für unzweifelhaft, daß in Abbildung auf erhaltenen Münzen das Kunstwerk Myron's uns erhalten sei.

„Da nun dies herrliche Werk, schreibt er, wenn auch nur in entfernter Nachbildung abermals vor den Augen der Kenner steht, so darf ich die Vortrefflichkeit der Composition wohl nicht umständlich herausheben. Die Mutter, stramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische,

einer Zelle, einem Heiligthum, ist das kleine nahrungsbedürftige Geschöpf eingefaßt und füllt den organisch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, alles ist in den besten dieser Copieen angedeutet, was dort im Original über allen Begriff vollendet gewesen sein muß. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen und die Gruppe schließt sich auf die vollkommenste Weise selbst ab. Wir äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivität der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat. Das Säugen ist eine thierische Function und bei vierfüßigen Thieren von großer Anmuth, das starre, bewußtlose Staunen des säugenden Geschöpfes, die bewegliche, bewußte Thätigkeit des Gesäugten, stehen in dem herrlichsten Contrast. Das Fohlen, schon zu ziemlicher Größe erwachsen, kniet nieder, um sich dem Euter zu bequemen, aus dem es stoßweise die gewünschte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verletzt, halb erleichtert, schaut sich um, und durch diesen Act entspringt das vertraulichste Bild."

Bei diesem Anlaß wird Goethe noch zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thierische Gestalten sich hauptsächlich zu Darstellungen eignen, die nur von einer Seite gesehen werden, weil alles Interesse auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet ist.

Noch eine ähnliche Darstellung aus der Thierwelt wird hierauf erwähnt. Es ist die römische Wölfin, von der er sagt: „Man sehe hin, wo man will, auch in der geringsten Nachbildung, so erregt sie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieser wilden Bestie sich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und sich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Thiere auf das Zärtlichste in Contact kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt, so kann man wohl von einem solchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten."

Die ästhetische Untersuchung über Myron's Kuh schließt Goethe mit einem eigenen Epigramm, das seine tiefempfundenen Ansichten gedrängt darstellen sollte:

Daß du die Herrlichste bist, Admetos Heerden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengott's Rindern Entsprungene scheinst;
Alles reißet zum Staunen mich hin, zum Preise des Künstlers!
Doch, daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Dieses mütterliche Gefühl, welches der Künstler in seinem Thiergebilde darstellte, machte in den Augen Goethe's das antike Kunstwerk zu einem Gegenstand höchster Art. Es stellte ihm das durch die ganze Natur gehende ernährende Princip in einem schönen Gleichniß dar. Diese und ähnliche Bilder nannte Goethe Symbole der Allgegenwart Gottes.

Auch über die humoristischen Thierbilder altgriechischer Künstler, die man geneigt ist, als Parodieen ernsterer Werke anzusehen, hat Goethe sich eine eigene Anschauung gebildet. Er findet in solchen Bildwerken, wie in ähnlichen Dichterwerken der Alten, nicht den „Possen- und Fratzengeist" unserer Zeit.

„Nein, bei den Griechen, ruft er aus, ist Alles aus einem Stücke und Alles im großen Styl. Derselbe Marmor, dasselbe Erz ist es, das einen Zeus, wie einen Faun möglich macht und immer derselbe Geist, der Allem die gebührende Weihe verleiht. Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und in's Gemeine verschleppt, woran wir immer ein Symptom sahen, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist, sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müssen."

Durch zwei ungleiche griechische Thiergruppen, erläutert Goethe seine Ansicht. Die eine Gruppe ist ein mächtiger schöner Adler aus Myrons Zeiten; er hat sich, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einem Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn die Schlangen umringeln seine Füße und ihre züngelnden Zungen mahnen ihn an die tödtlichen Zähne und die Gefahr, die ihm droht. Die andere Gruppe: Ein stämmiger Kauz, der sich auf Mauergestein niedergelassen; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch ein Lebenszeichen geben.

„Man denke sich, bemerkt hierzu Goethe, beide Kunstwerke nebeneinander! Hier ist weder Parodie, noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides vom gleichen Meister in gleich erhabenem Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte."

Wenn Myrons Kuh und die erwähnten Thiergruppen dem großen Dichter und Kunstkenner Anlaß gaben, sich über die würdige und hohe Darstellung des Thieres im alten Hellas auszusprechen, so bestimmten ihn Zeichnungen und Bilder zu Reineke Fuchs und zu Thierfabeln aus der neueren Zeit auch seine Meinung über die moderne humoristische Auffassung der Thierwelt auszusprechen. Die Thierfabel sollte nach seiner Ansicht eigentlich dem Auge nicht dargestellt werden, geschieht es aber dennoch, so müsse es mit heiterer, leidenschaftsloser Ironie, mit einem guten Humor geschehen, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, oder die Trockenheit der Moral gemildert und den Bildern der höchste Werth verliehen werde. Er fügt bei:

„Von allen Künstlern, welche die Thierfabel zum Gegenstand ihrer Bemühungen erkoren, hat wohl keiner so nahe den rechten Punkt getroffen, als Paul Potter in einem Gemälde von mehreren Abtheilungen. Die

Thiere haben den Jäger gefangen, halten Gericht, verurtheilen und bestrafen ihn; auch des Jägers Gehilfen, Hunden und Pferd, wird ein schlimmes Loos zu Theil. Hier ist Alles ironisch und das Werk scheint uns als gemaltes Gedicht außerordentlich hoch zu stehen."

Kann man mit dem Humor, den Goethe in diesen Thierbildern rühmt, wohl einverstanden sein, so dürfte man schwerlich jenen Humor billigen, den er in Tischbeins Zeichnungen des Ammazzaments der Schweine in Rom leider ohne Tadel erwähnt, sei es nun, daß er als Freund Tischbeins günstiger als billig urtheilt oder, daß bei Gelegenheit das milde Gefühl, das wir in vielen Stellen seiner Schriften treffen, nicht zur vollen Geltung kam. Gegenstand der Zeichnungen Tischbeins sind rohe Scenen einer Thiermetzelei oder vielmehr mörderischen Thierquälerei, die gewiß kein Humor erfreulich machen kann.

Das Ammazzament der Schweine in Rom war ein allgemeiner Schweinemord in den Ruinen eines Tempels am Ende der Via Sacra. In die Höhlungen und Gewölbe dieses zerfallenen Gebäudes wurden zur Winterszeit große Heerden schwarzer, wildartiger Schweine getrieben und daselbst an die Kauflustigen nicht etwa lebendig, sondern todt überlassen. Das Geschäft wurde nach Goethe folgendermaßen betrieben:

„Der Römer darf sich mit Schweineschlachten nicht abgeben, wer aber das Blut, welches bei dem Schlachten verloren ginge, auch nicht entbehren will, verfügt sich dorthin und feilscht um eines der in jenen Räumen zusammengedrängten Schweine. Ist man des Handels einig, so wirft sich einer der wild genug anzuschauenden Heerdenbesitzer mit Gewalt über das Thier, stößt ihm einen starken, spitzen, oben umgebogenen und gleichsam zum Handgriff gekrümmten Draht in's Herz, und drillt ihn solange darin herum, bis das Thier kraftlos niederfällt und sein Leben aushaucht. Hierbei wird nun kein Tropfen Bluts vergossen, es gerinnt im Innern und der Käufer schafft es mit allem innern und äußeren Zubehör vergnügt nach Hause. Daß eine solche Operation nicht ohne Kampf sich entwickle, läßt sich denken: der einzelne kräftige Mann, der sich über ein solches wildstarkes Thier hinwirft, es beim Ohr faßt, zur Erde niederdrückt, die Stelle des Herzens sucht und den tödtlichen Draht einstößt, hat gar manchen Widerstand, Gegenwirkung und Zufälle zu erwarten. Er wird oft selbst niedergerissen und zertreten und seine Beute entspringt ihm, die Jagd geht von Neuem an und weil mehr als ein Handel der Art zu gleicher Zeit im Gange ist, so entsteht ein vielfacher Tumult, welcher mit dem entsetzlichsten, scharftönenden und grunzenden Zetergeschrei die Ohren beleidigt, so wie das Auge von dem wüsten Getümmel im innersten verletzt wird."

Gewiß spricht sich in den letzten Worten der Widerwille Goethe's gegen solche barbarische Auftritte aus; nur hätte er noch hinzufügen können, daß nicht nur das Auge im innersten dabei verletzt wird, sondern auch das Herz und das menschliche Gefühl ebenso beleidigt werden. Sicherlich war dies die Meinung Goethe's, aber zur Entschuldigung des Künstlers fügt er bei:

„Freilich ist es einem humoristischen Künstlerauge, wie Tischbein besaß, nicht zu verargen, wenn es sich an dem Gewühl, an den Sprüngen, an der Unordnung des Rennens und Stürzens, der heftigen Gewalt wilder Thierheit und dem ohnmächtigen Dahinsinken entseelter Leichname zu ergötzen Lust findet. Es sind noch die flüchtigen Federzeichnungen hiervon übrig, wo eine gebildete Künstlerhand, als wetteifernd mit einem wilden, unfaßlichen Getümmel sich auf dem Papier mit gutem Humor zu ergehen scheint."

Wir sind der Ansicht, daß es einem humoristischen Künstlerauge nicht erlaubt ist an der herzlosen Roheit sich zu ergötzen, ob sie auch lächerliche Scenen herbeiführen mag. Der Humor in gewissen Fällen ist Gewissenlosigkeit oder Gefühlsmangel, so sehr wir ihn an rechter Stelle zu schätzen wissen.

Wenn wir aber Goethe's eigenen Ausspruch, den wir oben mitgetheilt, hier anwendeten, so müßten wir dessen milde Beurtheilung der Zeichnungen Tischbeins gänzlich verwerfen; denn in diesen Bildern stellt die Kunst weder das Menschliche im Thiere dar, noch vermeidet sie es, das Thierische im Menschen hervorzuheben, im Gegentheil, sie zeigt es hier unverhüllt in abstoßender Häßlichkeit.

Die Thiere in den Werken Richard Wagner's.

Wir behalten es uns vor, dieses Thema einmal in den Blättern unserer Zeitschrift zu eingehenderer selbständiger Behandlung gelangen zu lassen. Für heute veranlaßt uns zu seiner Erwähnung die sich uns darbietende erfreuliche Möglichkeit, einen Einblick in den Geist der Schöpfungen des Meisters nach dieser Richtung hin aus den Worten zweier rühmlichst bekannter hervorragender Kenner dieser Werke zu gewinnen.

Die eine dieser Aeußerungen findet sich in der Abhandlung H. v. Wolzogen's über Wagner's „Siegfried" (S. 70—71) und lautet: „Man belausche die herrliche Entfaltung dieses Siegfriedgemüthes, wo es sich in der Urtreue und Urliebe des deutschen Menschen zu der mütterlichen Natur und ihren mitgeborenen wilden Kindern, den Thieren, äußert. Man denke an die Scenen des Waldwebens und an die so verschiedenartig gezeichneten vertraulichen Beziehungen Siegfried's zu der Thierwelt, zum Bären, den er zähmt und befreit, zum Wurme, den er erschlägt und betrauert, zum Vogel, dem er lauscht und folgt, zum Rosse, das ihm die lebende und fühlende Gedenkgabe des geliebten Weibes ist; man denke daran und vertiefe sich in die Wunder der Musik, welche diesen innigen Beziehungen des Menschen zur Natur so unvergleichlich wahrhaftigen und in dieser Wahrhaftigkeit so einfachen, von jeder Sentimentalität, jedem affektiven oder deskriptiven Ueberflusse freien, reinen und schlichten Ausdruck giebt — alles Andere überragend in der ernsten Stimmung des Helden nach des Wurmes Tode, nach dem tief erschütternden Sterbegesang des Riesenwesens, in dessen geheimnißvoll

tragischen Schauern eine ganze Art des Lebenden, eine Urzeit des Weltdaseins, unterzugehen scheint vor dem Morgenlichte der aufdämmernden neuen höheren Periode wahren, freien Menschenthums. — Ja, dies ist deutsches Wesen; und mehr noch: in diesem deutschen Wesen erkennen wir auch das echte Wesen der Menschlichkeit wieder" *).

Die andere, ausführlichere Darlegung steht in dem kürzlich erschienenen I. Jahrgang von J. Kürschner's „Wagner-Jahrbuch" für 1886, und bildet daselbst den zweiten Abschnitt einer Abhandlung H. von Stein's über „Die Darstellung der Natur in den Werken Wagner's":

„Herder hatte den sinnvollen Einfall, die Thiere sich als Verdichtungen und Gestaltungen der Elemente zu deuten, in welchen sie leben; der Fisch mit seiner Silberflosse ist die verdichtete Welle, der Vogel im Fluge das konkrete Wesen der Luft. Lenkt sich das Naturgefühl vom Elementaren zum Gestalteten, Konkreten hin, so wird Theilnahme an den Thieren vorwalten. Unser Gefühl folgt jenem Einfall Herder's, und setzt die lebensvollen, bestimmten Gestalten der Thiere für die landschaftlichen Allgemeinheiten ein. Blicken wir nun von hier darauf hin, wie in den Werken Wagner's Thiere in den dramatischen Vorgang eintreten, so scheint das besondere in diesen Werken waltende Naturgefühl durch diesen Zug charakterisirt.

Der Schwan im „Lohengrin"; Grane der Waldvogel, Wotan's Raben im „Ring"; wiederum der Schwan im „Parsifal". Es war bei einer der ersten scenischen Proben zum „Parsifal" — der Schwan war gerade über die Bühne hingeflogen und niedergestürzt — jetzt waren die Arbeiter sämmtlich mit einer noch nothwendigen Verbesserung und anderweiten Vorbereitungen beschäftigt: der Meister war allein auf der Bühne zurückgeblieben. In Sinnen sich tief verlierend, so erzählte mir ein Freund, habe er da zu dem Schwane sich niedergebeugt, sein Gefieder gestreichelt und unhörbar leise vor sich hingesprochen: Du armes, armes Thier! — Unsägliche Innigkeit theilt sich gerade von diesen Thieren aus dem theatralischen Vorgange mit. Gurnemanz zeigt die Wunde des Schwans, seinen brechenden Blick. „Helft!" ruft er den Knappen zu, wenn sie das todte Thier aufheben und bestatten sollen. Ihm folgt wenn er hinweggetragen wird, eine Regung tiefer Ergriffenheit. Bei Siegfried's Tod schweben die Raben einher, ein Anhauch des Schicksals. „Erräth'st du auch dieser Raben Geraun?" ruft Hagen: so wendet sich Siegfried zu ihnen und empfängt den tödlichen Stoß. Der ganze weltentiefe Hintergrund des Ereignisses — das Götterschicksal, welches seiner Entscheidung durch menschliche Thaten und Leiden harrt, — dieses Element aus welchem die Tragödie Siegfried emportaucht: mit jenem einen Zuge steht es uns vor Augen. „Erräth'st du auch dieser Raben Geraun? — — Rache rathen sie mir."

Wagner's Werke enthalten in diesem einen Zug einen großen, bedeu-

*) Paul Graf Waldersee, Sammlung musikalischer Vorträge. Nr. 2: Richard Wagner's Siegfried, von Hans v. Wolzogen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

tungsvollen Anspruch an die Seelentiefe seiner Zeit. Es ist bedrückend, hier sich daran erinnern zu müssen, daß gerade dieser Zug bisher vorwiegend mit alberner Kuriosität betrachtet worden ist. Viel richtiger empfanden bereits einige Zuhörer des „Parsifal", welche bei jenem Hinwegtragen des Schwanes einen Laut der Entrüstung nicht zurückzuhalten vermochten. Sie fühlten ganz wohl, daß hier ein Anspruch an ihre Gesinnung von dem Künstler gestellt werde, den sie denn — leider! — abweisen zu müssen vermeinten.

So lange das Pferd in der „Walküre" der Darstellerin der Brünnhilde noch Verlegenheit bereitet, möge man es immerhin bei Seite lassen. Ich habe nur gefunden, daß die wirklichen Darstellerinnen der Brünnhilde völlig unwillkürlich die Betheiligung des Thieres zu einem ergreifenden Moment der Darstellung machten und daß — man verzeihe den etwas kühn erscheinenden Ausdruck der Sache — je besser sie waren um so besser sie auch Grane einzuführen wußten. Das Thier in seinem naiven Gebahren richtet auch wohl einmal, in der Todesankündigung, den Blick auf Siegmund. Dies hat dann etwas unaussprechlich Rührendes. Naturelement und Menschentragödie, in zwei Lebewesen dargestellt und angeschaut. Sollte nicht wirklich diesem gegenüber das Störende der Thiererscheinung zu fernerer Beachtung der eben so benannten Albernheit überlassen bleiben? Und jene verlegenen Darstellerinnen und die ganzen ihnen zugeordneten Darstellungen wären — wollte es der gute Geist der Kunst! — mitsammt dem guten Thiere ganz und gar bei Seite zu lassen.

Im ersten Akte des „Parsifal" haben wir auch von Wald und See vernommen. Der leidende Amfortas empfindet den Zauber des Waldes rein elementar, sich hingebend, in ihn aufgehend. Hier liegt in der orchestralen Begleitung zu: „Waldesmorgenpracht" und: „Im heil'gen See wohl labt mich auch die Welle" ein wirkliches Naturgemälde. Die Seele des Leidenden ergießt sich in die landschaftlich umgebende Natur. Sonst aber wird bei Wagner stets der Blick vom Unbelebten zum Belebten hingeleitet, vom Waldweben im „Siegfried" zum Vogellied, vom See im „Parsifal" zum Flug der Schwäne.

Sein Weibchen zu suchen, flog der auf,
mit ihm zu kreisen über dem See,
den so er herrlich weih'te zum Bad —

so Gurnemanz zu Parsifal. Hier wird dem See Stimmung und Belebung aus dem Thun der Thiere mitgetheilt. Sie weihen ihn zum heilenden Bad. In höchster Steigerung erscheint diese Empfindungsweise im sogenannten Charfreitagszauber. Denn auch hier ist es das Dahinschreiten des erlösten Menschen über die blühende Fläche, was uns gezeigt, was uns gedeutet wird. Die Beziehung der Natur zum Menschen, und diese so konkret gestaltet und dramatisch bestimmt, daß wiederum wir in einem menschlichen Vorgange vor Augen sehen, was Gurnemanz als Stimmung der Naturumgebung schildert. Denn Parsifal ist selber in diesem Augenblicke „der erlöste Mensch" — Kundry die „ihren Unschuldstag erwerbende Natur".

In den wundervollen Bayreuther Aufführungen brachten die Darstellerinnen der Kundry dieß auch stets zum Ausdruck, indem sie durch ihre Gebärde denselben Vorgang als Kundry's inneres Erlebniß darstellten, den Gurnemanz beschreibt und erzählt. Ist nun so Flur und Aue und alle Kreatur, „was all da blüht und bald erstirbt" gleichsam in den Aufblick Kundry's zu Parsifal hineingenommen — dann erhält Parsifal's Hinweis auf die lichte Weite der Welt seine unbeschreiblich begeisternde Macht.

Wagner hat sich gegen das schmelzende, verschwimmende Naturgefühl geradezu und sehr entschieden erklärt. Sein Kunstwerk stellt durchaus den Menschen in den Vordergrund. Auch aus dem Elemente des Natürlichen hebt es die Naturgestalten, die Thiere, hervor. Der gewaltige Hintergrund der Dinge wird aber eben durch dieses künstlerische Verfahren wirklich dargestellt: er giebt, in unmittelbaren Eindrücken in ihn eintretend, dem dramatischen Vorgange Tiefe, Unermeßlichkeit."*) C. Fr. G.

Ein Besuch der Asyle für herrenlose Thiere in Paris, Amsterdam, Haag und Genf.

Wir entnehmen dem „Zoophilist" folgende, dieser Thierschutz-Zeitung von Madame Van Eys aus San Remo zugegangene interessante Mittheilung:

Der Zustand der Thiere ist überall mehr oder weniger ein recht elender und die Vivisektions-Praxis für dieselben ohne Zweifel eine der ergiebigsten Quellen der Grausamkeit. Da die Tage, wo dieser Mißbrauch beseitigt sein wird, noch sehr fern sind, werden die Asyle für herrenlose Thiere einstweilen große Dienste leisten können. Ich denke, daß es die Leser interessiren wird, Näheres über die verschiedenen Asyle, die ich in letzter Zeit besucht habe, zu hören.

Als ich gegen Ende Juni in Paris war, hörte ich, daß die dortige Thierschutzgesellschaft in Arcueil bei Paris eine „Zufluchtstätte für verlassene Thiere" eröffnet und dieselbe unter die Oberaufsicht von Mademoiselle Claude Bernard**) gestellt habe. Dies ist ein kühner Protest gegen die Vivisektion und gereicht dem Pariser Verein zur Ehre.

---

*) J. Kürschner, Richard Wagner-Jahrbuch. Erster Band. Stuttgart 1886. S. 151—64: Die Darstellung der Natur in den Werken Richard Wagner's. Von Heinrich von Stein.

**) Es ist dies die Tochter des im Jahre 1878 verstorbenen berüchtigten französischen Vivisektors und Physiologen Claude Bernard. Sie und ihre Mutter sind eifrig bestrebt die zum Himmel schreienden unzähligen Unthaten und Grausamkeiten, welche der berühmte Vater und Gatte im Namen der Wissenschaft an der Thierwelt verübt hat, durch die derselben nunmehr gewidmete Fürsorge und Pflege zu sühnen. Als Claude Bernard starb, bemächtigte sich der schon längst von ihm getrennt lebenden unglücklichen Wittwe die Idee, daß, wenn sie nur so viele Hunde und Katzen rette, wie ihr Mann schmachvoll zu Tode gemartert hatte, so würde sie seine Seele dereinst doch im Paradiese antreffen. Auch das Herz der Tochter hatte sich schon früh vom Vater abgewandt, als sie, noch ein Kind, eines Tages ihren treuen Hund vermißt und zu ihrem großen Schmerz mit Entsetzen entdeckt hatte, daß ihr Liebling von dem grausamen Vater vivisecirt wurde. — M. S.

Da der Besuch von Thierfreunden dem Asyl erwünscht ist, so machte ich mich auch dorthin auf. Das Asyl liegt isolirt, von Feldern umgeben da. Am Eingange befindet sich ein kleines Haus für den Wärter mit einem Hof und einem Schuppen, wo ein schöner großer Hund seine Hütte hat. Derselbe ist der Anstalt als Wächterhund geschenkt worden.

Ein eisernes Gitter trennt diesen ersten kleinen Hof von einem sehr großen Platze, längs dessen einer Seite sich die Räumlichkeiten für die Thiere befinden. Zuerst die Abtheilungen für Hunde, dann ein Stall für 10 Pferde und endlich die Räume für Katzen. Es ist dort Gelaß für etwa 100 Hunde und Katzen vorhanden und zwar ist die Einrichtung der Art, daß sie, je nach Umständen getrennt oder zusammen gehalten werden können. Die Neuhinzukommenden werden während einiger Tage separirt untergebracht, bis es sich erwiesen hat, daß sie keine Symptome von Tollwuth zeigen. Diese Vorsicht ist für das Pariser Asyl charakteristisch. Die Hunde haben einen großen Platz zu freier Bewegung und können, wenn es regnet, unter einer Art Veranda Schutz finden. Auch die Katzen haben ihren besonderen Tummelplatz neben ihren Abtheilungen und zwar ist dieser vollständig mit Draht umzogen, damit sie weder fortlaufen, noch zu den Hunden gelangen können. Reines Stroh ist für die Lagerstätten der Hunde und Katzen reichlich vorhanden. Einige Arbeiter waren noch damit beschäftigt einen Wasserbehälter mit Abflußvorrichtung anzulegen, welcher zum Waschen und Baden der Hunde dienen soll.

Reines Trinkwasser befand sich überall in großen Trögen, aber das Futter wurde in kleinen Schüsseln verabreicht, wobei es viel Geknurr und Streit gab. Ich versäumte zu fragen, ob dies die gewöhnliche Fütterungsweise sei, denn vielleicht geschah es nur vorläufig in dieser Art.

Als ich zu den Hunden hineinging stürzten mir alle entgegen, um sich liebkosen zu lassen, wie sie es stets in den Asylen thun. Sehr viele waren mit Ausschlag behaftet, ohne jedoch von den gesunden abgesondert zu sein. Als ich dem Aufseher sagte, daß er dafür sorgen müsse, erwiderte er, daß es geschehen werde, sobald erst Alles geordnet sein würde Mir scheint aber, daß gegenüber allen vortrefflichen Einrichtungen, deren die Thiere sich bereits erfreuten, auch hierfür gleich anfänglich hätte gesorgt werden müssen. Man scheint dort kranke Thiere nicht zu tödten, was in manchen Fällen eine Wohlthat für das leidende Geschöpf und seine Kameraden wäre.

Das Publikum, welches Hunde zu haben wünscht, kann sie unentgeltlich im Asyl bekommen, muß aber Namen und Adresse aufgeben.

Mademoiselle Claude Bernard führt die Oberaufsicht über das Asyl und besucht es so häufig, als ihre sonstigen Beschäftigungen es ihr erlauben. Sie und ihre Mutter haben vor der Eröffnung des Asyls Hunderten von Hunden und Katzen Aufnahme in ihrem eigenen Hause gegönnt und sie auf eigene Rechnung erhalten. Mademoiselle Claude Bernard unterzieht sich außerdem der großen Mühe verirrte und verlassene, kranke oder verletzte Thiere von den Straßen aufzunehmen und sie auf solche Weise vor der

„Fourrière" (Abdeckerei) zu bewahren. Sie bringt dieselben entweder bei ihrer Mutter oder in einem der Asyle unter und wenn es für diesen weiten Weg zu spät ist, so läßt sie die Thiere vorläufig bei einer thierfreundlich gesinnten Obsthändlerin, um sie am nächsten Tage von dort abzuholen.

Während ich im Asyl war kam ein zweiter Besuch, der sich mir als Madame Donon vorstellte und mich einlud das Montrouge-Asyl zu besuchen. Sie lebt selbst in Paris, ist aber die Oberaufseherin dieses Asyls. Am nächsten Morgen besuchte ich sie in der Rue de Varenne. Ihr Mann ist Zimmermann und es war amüsant Hunde und Katzen in allen Ecken und in jedem Winkel der Werkstätte zu sehen. Es waren lauter unglückliche, von den Straßen aufgelesene Geschöpfe, deren jedes einen Namen und eine Geschichte hat und von denen mehrere schon sehr alt waren. Alle werden gut versorgt und auf Madame Donon's Kosten erhalten. Ihr Name hat in der ganzen Nachbarschaft einen guten Klang und nicht selten werden kranke oder verletzte Thiere zu ihr in Pflege gegeben, da ihre Kuren in vielen Fällen glückliche sind. Sie begleitete mich in das Montrouge-Asyl, auf welches sie, nicht ohne Grund, stolz ist. Zu diesem sind große Gebäude, welche schon früher existirten und die anf drei neben einander belegenen Höfen sich befinden, benutzt worden Im ersten Hofe liegt die Wohnung des Aufsehers, die Küche und das Asyl für die Katzen. Im zweiten Hofe befinden sich die Räumlichkeiten für die Hunde, sowohl für deren Unterbringung zur Nacht als auch für ihren Aufenthalt am Tage, und ein geschützter Ort bei Regenwetter. Im dritten Hofe sind Abtheilungen und Gelasse für solche Thiere vorhanden, welche separirt gehalten werden müssen; auch ist daselbst ein großer Wasserbehälter zum Baden der Hunde eingerichtet. Weiter nach hinten ist ein großer, von einem Holzzaun umgebener Platz, woselbst die Thiere von Zeit zu Zeit freigelassen werden.

Dies ist ein Vorzug, den das Montrouge-Asyl vor allen andern Asylen, die ich bis jetzt gesehen habe, besitzt.

Die Thiere sind sauber und gut gehalten, einzelne sind sogar schön und werden voraussichtlich Herren finden. Auch die Räumlichkeiten sind rein, täglich wird frischer Sand gestreut und zur Nacht Stroh ausgedeckt. Madame Donon besucht das Asyl häufig und widmet wöchentlich einen ganzen Tag dem Baden der Hunde und der sorgfältigen Pflege und Behandlung der mit Hautkrankheiten behafteten Thiere.

Die Hunde, für welche sich kein Eigenthümer meldet, werden wo möglich verkauft. Während nicht allzu langer Abwesenheit ihrer Herren können in diesem Asyl auch Hunde für Pensionszahlung untergebracht werden.

Ich sah dort mehrere solcher Pensionaire, die sich bei der Familie des Aufsehers aufhielten und im ersten Hofe frei umherlaufen durften. Die Katzen halten sich am liebsten auf dem Dache ihres Wohnhauses auf, von wo aus sie auf mich zusprangen, als ich ihnen auf Madame Donon's Aufforderung als Leckerbissen ein Stück Fleisch zeigte.

Da dieses Asyl nur durch freiwillige Gaben erhalten wird, so ist kein Kapital vorhanden und Madame Donon war wegen der Zukunft in großer Sorge.

Es ist bekannt, daß viele Thiere, die in solchen Asylen Aufnahme finden, keine Herren haben und daß manche durch Unfälle geschädigt und verwundet worden sind. Es empörte mich aber zu hören, daß es Menschen giebt, die ihre alten Thiere absichtlich verstoßen, sie auf weiten Gängen in's Gedränge mitnehmen, um sie auf der Straße ihrem Schicksale zu überlassen.

Besonders nach Feier- und Festtagen werden eine Menge in den Straßen umherirrender Hunde gefunden. Wie viele Bewohner der Asyle waren einst die bevorzugten Lieblinge ihrer Herrn, welche, nachdem der Tod die Augen derer, die sie geliebt, geschlossen, auf die Straße hinausgestoßen wurden.

Das Asyl in Amsterdam wurde von Madame Tiegelaar und einer ihrer Freundinnen errichtet. Keine der beiden Damen ist reich; aber sie haben seit 1882 mit großer Ausdauer unter Thierfreunden Geld gesammelt und so viel, als ihre Mittel es gestatteten von sich aus hinzugelegt. Als ich dort war, fand ich das Asyl selbst bereits zur Aufnahme von Thieren bereit, doch konnte es noch nicht eröffnet werden, weil zuvor eine Wohnung für den Aufseher hergestellt werden mußte.

Madame Tiegelaar, welche seitdem verwittwet ist, beabsichtigt jetzt ganz in die Nähe des Asyls zu ziehen, um Alles selbst überwachen zu können. Auch sie hat einstweilen schon viel zum Schutze der Thiere gethan und manche aus den Händen ihrer Quäler errettet, um sie in ihrem eigenen Heim zu verpflegen oder um solchen, die sich in einem so hoffnungslosen Zustande befinden, daß ihnen das Leben zur Qual wird, eigenhändig in erbarmungsvoller Weise das Leben zu nehmen. Sie und ihre Freunde bezahlen für viele arme Leute, die sonst ihre Lieblinge nicht vor der Polizei zu schützen vermöchten — Hundesteuer und Maulkörbe. In Amsterdam herrscht nämlich eine sehr strenge Hundeordnung; während der Sommermonate fährt ein Wagen die ganze Nacht umher, um alle Hunde aufzunehmen, welche keinen Maulkorb oder keine Steuer-Nummer an ihrem Halsbande haben.*) Im Volke herrscht der Glaube, daß der Wagen mit allen seinen Insassen in's Wasser gefahren wird, um alle Thiere auf einmal zu ertränken. Ich ersuchte einen Freund des Bürgermeisters demselben hierüber zu schreiben. Dieser antwortete, daß arge Uebertreibungen in der

*) So streng auch diese Verordnung erscheinen mag, — sie wird bei weitem von dem „Ortsstatut" zur Verfolgung der Hunde in Riga übertroffen. Nach demselben nützt dem Hunde die Steuermarke gar nicht, wenn er nicht auch den Maulkorb trägt und nota bene wenn dieser Maulkorb nicht auch noch mit einer Polizei-Marke versehen ist. Auch fährt der elende Karren, in welchen die von der Drahtschlinge halb oder völlig erwürgten Hunde durch einander geworfen werden, nicht während der Nacht, sondern während des ganzen Tages umher, um nach den schuldlosen Opfern zu fahnden und Leib und Seele der Bevölkerung zu schädigen. M. S.

öffentlichen Meinung Platz gegriffen hätten, daß er jedoch mit dem Polizeimeister Rücksprache nehmen und die Sache untersuchen würde.

Madame Tiegelaar beabsichtigt nach Eröffnung ihres Asyls den Bürgermeister um die Zuweisung der eingefangenen Hunde in's Asyl zu bitten. Sie erzählte mir von manchen betrübenden Fällen der Grausamkeit gegen Thiere; wie Kinder ihre Hunde in die Kanäle werfen und dann zusehen, wie die armen Thiere sich vergeblich abmühen, an der steinernen Einfassung eine Stelle zu finden, wo sie sich herausretten könnten, wie es Menschen gäbe, die ihre Hunde den Vivisektoren verkaufen, wie ein Mann seine Katze in's Feuer geworfen, weil sie seinen Kanarienvogel getödtet hatte, wie ein anderer sein Pferd zu einem so hohen Preise verkauft hatte, daß es hinterher mit dem Käufer zum Streit kam, der damit endete, daß das arme Thier von Beiden seinem Schicksale überlassen wurde und in einer kalten Winternacht draußen auf dem Felde ohne Bedeckung und Futter verblieb. Als Madame Tiegelaar es in ihren Stall bringen ließ, war es vor Kälte und Hunger halb erstarrt.

Ist es nicht in hohem Grade betrübend, daß in civilisirten Ländern dergleichen Fälle ungerügt vorkommen dürfen und zeigt es nicht, wie große Gleichgiltigkeit noch in Betreff der Rechte der Thiere herrscht!

Das Asyl in Haag wurde von der verstorbenen Madame Van Maanen gegründet. Es ist allmälig vergrößert worden und beherbergt gegen 150 Hunde. Es ist hübsch und sauber eingerichtet, doch sind die Räume zu beschränkt. Rings um den ganzen Hof laufen Behausungen für die großen Hunde. Obwohl diese letzteren angekettet sind, sehen sie nicht unglücklich aus und scheinen den Aufseher sehr zu lieben. Die kleineren Hunde befinden sich in Einzäunungen, wo sie frei umherlaufen. Ein Thierarzt besucht die Anstalt jeden Tag. Die Zahl der Hunde ist so groß, daß etliche von Zeit zu Zeit getödtet werden müssen, um für andere Platz zu schaffen. Der Aufseher versichert, daß er ihnen einen schnellen schmerzlosen Tod bereitet, indem er ihnen eine Art Maske, an deren Ende sich ein Stück in Chloroform getauchte Watte befindet über die Schnauze zieht und dort festhält.

Die Hunde gehören nicht alle nach Haag hin; einige sind von der Polizei aus Rotterdam und Utrecht dem Asyl zugeschickt. Auch hier werden Hunde in Pension genommen. Für einen alten blinden Hund, der seine Tage in Ruhe beschließen soll, bezahlt sein Herr das Pensionsgeld. Er scheint vollkommen zufrieden zu sein und wedelt freundlich, sobald der Aufseher in seine Nähe kommt.

Das Asyl in Genf ist in sehr kleinem Maßstabe eingerichtet und genügt daher nicht an einem Orte, wo Professor Schiff unbehindert herrscht. Es wurde von der Antivivisektions-Gesellschaft gegründet, deren Secretair Herr Arthur Masse zu den der Sache ergebensten und unermüdlichsten Mitgliedern zählt. Dies Asyl würde überhaupt nicht existiren können, wenn nicht aus England von Dr. Anna Kingsford, von den Damen Bushe und Anderen

freundliche Subventionen kämen, denn in Genf hält es unendlich schwer etwas gegen die Vivisektion auszurichten. Das Asyl ist wohlerhalten und die Hunde befinden sich in gutem Zustande.

Wie ich gehört, werden die Asyle meist nur von denen, die unmittelbar mit ihnen zu thun haben, besucht. Dies ist zu bedauern, denn die Aufseher bedürfen einer Ueberwachung, auch würde es sie ermuthigen ihren Pflichten getreu nachzukommen, wenn sie merkten, daß man sich mehr für diese Anstalten interessirt.

Lassen sie es mich am Schlusse noch aussprechen, wie dankbar und erfreut ich im „Zoophilist" über die Gründung eines „Mitleids-Vereins" durch Rev. Thomas Timmins gelesen habe. Möchte jedes Land sich bald rühmen können, seinen eigenen „Mitleids-Verein" zu besitzen. Wenn ein Jeder von Kindheit an gelehrt worden ist, seine Pflichten gegen die Thiere zu erfüllen, dann — und nur dann können wir hoffen, daß die zahllosen Grausamkeiten, welche der Menschheit zur Schmach gereichen und den armen Thieren das Leben zum Fluche machen, — verschwinden werden!

Die Impfungen Pasteur's gegen Tollwuth.

Der berühmte Professor der Pathologie Peter machte soeben der medicinischen Akademie eine Mittheilung, über welche Pasteur und seine Anhänger keinen Grund haben, sich zu freuen. „Am 10. December", sagte er, „setzte mich der Dr. Miquel nach einer Consultation von dem Tode eines Mannes in Kenntniß, welcher nach 36 Impfungen im Laboratorium des Herrn Pasteur der Hundswuth erlegen war. Aus einer Untersuchung, welche ich anstellte, ergab sich Folgendes: Der zwanzigjährige Fuhrmann Reveillac wurde gegen Ende November in der Villette von dem Hunde seines Meisters an einem Finger gebissen. Der Thierarzt erklärte den Hund für toll und man tödtete das Thier. Achtundvierzig Stunden nach dem Biß ließ sich Reveillac nach dem Laboratorium der Rue Vauquelin führen, wo er zwölf Tage nach einander dreimal täglich geimpft wurde. Bis zum 12. December ging Alles gut. Nun aber verspürte Reveillac heftige Schmerzen, nicht an der Stelle, wo er gebissen worden war, sondern auf dem Niveau des durch die Impfungen verursachten Wundmales. Er litt sehr stark, erklärte seine Schwester, an den Punkten, wo die Einspritzungen gemacht worden waren. Das Unbehagen und die Schwäche nahmen zu, an einem Dienstag legte sich Reveillac zu Bette und zwei Tage darauf, sechs Wochen nach dem Biß, starb er mit schäumendem Munde. Am Mittwoch und Donnerstag hatte man bei ihm Kehlkrämpfe und eine vollständige Unmöglichkeit Flüssigkeiten zu schlucken wahrgenommen. Convulsionen zeigten sich bei Reveillac keine, wohl aber Erscheinungen der Lähmung. Man kann nicht umhin, bei dem Tode dieses nach der neuen Methode behandelten Mannes von zwei Thatsachen überrascht zu sein: Erstlich, daß die Schmerzen, welche der Krankheit vorangingen, sich nicht an dem gebissenen Finger, sondern an den Impfpunkten einstellten;

zweitens, daß die Symptome nicht die der gewöhnlichen Tollwuth mit Bellen, Convulsionen ꝛc. waren, sondern sich, abgesehen von den Schlundkrämpfen, als paralytische bekundeten, wie dieß bei der Tollwuth vorkommt, die in Folge der Experimente an den Thieren in den Laboratorien eintritt." Der Professor Peter hatte sich bisher jedes maßgebenden Urtheils über die Methode Pasteur's enthalten. Seine eben erwähnte Mittheilung läßt nun kaum mehr einen Zweifel darüber, daß sie ihm nicht für stichhaltig gilt, und daß er in dem Falle, der ihn besonders beschäftigte, den Tod nicht dem Biß des Hundes, welcher vielleicht, wie man dieß schon oft gesehen hat, gar nicht toll war, sondern dem Einimpfen des Markes an Lähmung verendeter Kaninchen zuschreibt. (Königsberger Allg. Ztg.)

Lublin. Wiederum wird ein Fall der durch Anwendung der Pasteur'schen Methode hervorgerufenen Wasserscheu constatirt. Man meldet aus Lublin: Am 23. November verstarb an der Wasserscheu der Schüler der ersten Klasse des Lubliner Gymnasiums, Arthur Stoboi. Der Knabe war im Juli d. J. von einem anscheinend tollen Hunde gebissen und in der Heilanstalt des Dr. Buivil untergebracht worden, wo er nach der Pasteur'schen Methode behandelt wurde. Am 23. August wurde er als geheilt entlassen und auf Grund ärztlicher Zeugnisse in das Gymnasium wieder aufgenommen. Am 21. November verspürte Stoboi an der Stelle, wo die Einspritzung des Wuthgiftes gemacht worden war, heftige Schmerzen und verstarb zwei Tage später unter allen Anzeichen der Wasserscheu. Der Hund, welcher den Knaben gebissen hatte, lebt noch und ist ganz gesund und munter, und er ist wahrscheinlich gar nicht wuthkrank gewesen. (St. P. Z.)

Aus dem Thierasyl.

Conflict zwischen Mutterliebe und Anhänglichkeit für seinen Herrn. Eine in der Vorstadt lebende Familie hatte eine verstoßene sehr kleine Hündin aufgenommen und so lange, als das Thierchen gesund war, ihre Freude an demselben gehabt. Als es jedoch erkrankte, die Räude bekam und sein Junges ansteckte, da wurde der Lehrbursche beauftragt, die beiden Thiere in's Thierasyl zu bringen. Diesem muß aber der Weg zu weit gewesen sein, denn er hatte die hilflosen Thierchen auf Hagensberg beim Dampfbootstege ausgesetzt, wo sie von einer barmherzigen Frau aufgenommen und nach Hause gebracht wurden. Nach einer Woche stellte sich die kleine räudige Hündin unerwarteter Weise wieder in der Vorstadt bei ihrer ehemaligen Herrin ein und da dieselbe annahm, daß das Thier aus dem Thierasyl entlaufen sei und sein Junges verlassen habe, begab sie sich mit dem Hündchen in die Anstalt, wo sie zu ihrem Erstaunen erfuhr, daß dasselbe niemals dort abgegeben worden wäre. Nachdem der Dame ärztlicher Rath für die Behandlung des Ausschlages ertheilt worden, entfernte sie sich mit dem kleinen Hunde, doch währte es nicht lange, so war sie wieder an der Pforte und zwar trug sie nunmehr

auch das Junge auf dem Arm. Sie erzählte, daß die kleine Hündin sie auf dem Rückwege förmlich geführt und nicht eher geruht habe als bis sie derselben in ein kleines Häuschen gefolgt sei, woselbst sich das Junge vorgefunden und sie erfahren habe, auf welche Weise die Frau zu den beiden Hunden gekommen war. So hatte das kluge Thier nicht geruht, bis es die Lösung des Conflictes zwischen Mutterliebe und Anhänglichkeit zu seinem Herrn gefunden.

Ortssinn eines kleinen Rattenfängers. Ein Rattenfänger war von seiner Herrin, welche in einem entfernten Vorstadttheile lebte, im Mai v. J. einem Herrn geschenkt worden, der denselben sofort per Eisenbahn seiner Frau an den Strand brachte. Im Juli erkrankte der Hund und wurde wieder per Bahn bis zur Station Sassenhof geschickt und von hier durch den Wald in das nicht weit entfernte Thierasyl getragen. Das an Freiheit gewöhnte Thierchen war in seiner Zimmerabtheilung sehr ungeberdig und trachtete danach aus demselben zu entkommen, so daß es beim Hinauslassen sorgsam gehütet und bewacht werden mußte. Nach fünf Tagen war es ihm aber doch gelungen zu entlaufen und ergab es sich, daß es die dünne Bretter-Abtheilung durchbissen hatte und so in die Küche gelangt war, von wo aus es ihm am Morgen, als die Magd die Thüre geöffnet hatte, geglückt sein mußte unbemerkt hinauszuflüchten. Alles Durchsuchen des Gartens und des Hofes blieb erfolglos, denn das kleine Thierchen vermochte sich überall durch den Zaun hindurchzudrängen. Nun wurde durch alle Tagesblätter nach dem Flüchtling geforscht und den Kindern in der Nachbarschaft eine Belohnung versprochen, falls sie den Deserteur auffänden. Alles vergebens — der Hund blieb verschwunden. Im September hatte ich einen weiten Gang in die Vorstadt zu machen und auf diesem erblickte ich den kleinen im Juli entlaufenen Rattenfänger, der, mich beriechend und anbellend, sich zu einem Mädchen flüchtete, von dem ich auf mein Befragen erfuhr, daß das Thierchen Ende Juli in elendem und verkommenem Zustande bei seiner ersten Herrin erschienen sei, welche durch die Treue und Anhänglichkeit desselben hoch erfreut, es nunmehr um keinen Preis mehr fortgeben wolle. Das Thierchen soll so müde und angegriffen gewesen sein, daß es anfangs keine Nahrung hat zu sich nehmen wollen und sich nur durch anhaltendes Schlafen allein gestärkt hat. — Es bleibt unbegreiflich wie dasselbe sich aus einer ihm völlig fremden Gegend schließlich doch zurechtgefunden hat, — liegt doch der große Wald, der breite Dünastrom, die geräuschvolle Stadt zwischen dem Thierasyl und seinem Heim.

B. D.

Vereinsnachrichten.

Die von dem Herrn livländischen Gouverneur am 30. Mai v. J. dem Minister des Innern unterbreiteten Statuten des Damencomités des Rigaer Thierasyls sind am 13. December v. J. bestätigt und das Comité als selbständiger Thierschutzverein anerkannt worden, dem nunmehr Mitglieder beiderlei Geschlechts angehören dürfen.

Aus Petersburg.

Da der bisherige Vicepräsident des Russischen Thierschutzvereins, Geheimrath A. N. Sfawinow, in Folge geschwächter Gesundheit den Verein verläßt, wurde die Wahl eines Ersatzmannes nöthig, bei welcher Gelegenheit auch voll die Nothwendigkeit anerkannt wurde, der Gesellschaft endlich durch die Wahl eines Präsidenten den ihr bisher fehlenden Impuls zu geben. Diese Wahl wurde in der Generalversammlung am 23. December v. J. vollzogen und fiel auf das Ehrenmitglied des Vereins, den Kammerherrn des Hofes Sr. Majestät, Peter Wladimirowitsch Shukowsky, der als mehrjähriger früherer Vicepräsident der Gesellschaft von bester Seite erinnerlich ist und an dessen Wahl sich die feste Hoffnung auf eine so wünschenswerthe Hebung des Vereins knüpft. Zum Vicepräsident wurde das Ehrenmitglied, Ingenieur-Architekt Sossimowsky, der bisherige thätige Geschäftsführer, erwählt; in den Vorstand wurden außerdem gewählt die Herren Subin und Shiwotow. — Der Vorstand hofft, daß das Jahr 1887 im Leben des Russischen Thierschutzvereins ein recht glückliches, erfolgreiches sein werde, und rechnet nicht wenig auf den wachsenden Einfluß seines Organs, des „Boten (Westnik) der Russischen Thierschutzgesellschaft", welcher nach nur 7-monatlichem Bestehen bereits 4000 Leser zählt und Unvermögenden auch ohne Zahlung des Abonnementspreises von 3 Rbl. jährlich, zugänglich ist. — Der ersten im Januar d. J. erschienenen Nr. 15 des II. Jahrganges sind für die Abonnenten des Blattes zwei gegen die Vivisektion gerichtete Broschüren in russischer und französischer Sprache („Die wissenschaftliche Thierfolter von Pastor Knoche" und „Licht an dunkeln Stätten" von Frances Power Cobbe) beigegeben und ähnliche, im Geiste wahren Thierschutzes verfaßte Schriften als Beilage für den laufenden Jahrgang in Aussicht gestellt.

Ehrenmitglieds-Diplom.

Dem Redacteur dieses Blattes wurde unter dem 18. December 1886 die Ehre zu Theil, durch nachstehendes Schreiben zum Ehrenmitgliede des Straubinger Thierschutz-Vereins ernannt zu werden:

Hochwohlgeborener Herr Baron!
Gnädiger Herr!

In Bewunderung und dankbarer Anerkennung der großen Dienste, die Euer Hochwohlgeboren unserer gemeinsamen großen, edlen Sache fort und fort geleistet, hat der ergebenst gefertigte Ausschuß in seiner Sitzung vom 4. November einstimmig beschlossen, Ihnen, Hochgeehrter Herr Baron, „für hervorragende Verdienste auf dem Gebiete der Humanität" das Ehren-Diplom zu überreichen, welcher angenehmen Pflicht nachzukommen wir hiermit die Ehre haben, indeß

mit vorzüglichster Hochachtung
besteht

Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
Ausschuß
Der I. Vorstand: **Bauer.**

Wir erlauben uns den Lesern unserer Zeitschrift die folgenden Thierschutz-Zeitungen angelegentlichst zum Abonnement zu empfehlen:

Вѣстникъ Россійскаго Общества покровительства животнымъ. (Bulletin de la Société russe protectrice des animaux. St. Petersbourg).

Der „Westnik der russischen Thierschutzgesellschaft" erscheint monatlich zweimal. Der Abonnementspreis beträgt mit Zustellung und Postversendung 3 Rbl. jährlich und 2 Rbl. halbjährlich. Auswärtige abonniren bei dem Herausgeber und Redacteur Herrn Shiwotow, Николай Николаевичъ Животовъ. С.-Петербургъ, Владимірская площадь, домъ ремесленной управы, кв. № 7.

Anmerkung. Wir erachten es für nöthig hinzuzufügen, daß die Redaction des „Westnik" — nach der von ihr in Nr. 14 des ersten Jahrganges abgegebenen Erklärung gern erbötig ist, die Zeitschrift solchen Lesern unentgeltlich zukommen zu lassen, die nicht im Stande sind, den Abonnementsbetrag zu zahlen. Dieselben haben der Redaction statt der 3 Rbl. nur ein Armuthszeugniß einzusenden und sind ihr nicht minder als die zahlenden Abonnenten willkommen, denn für die Redaction besteht das Kriterium ihres Erfolges nicht in der Größe der Abonnementsgelder, sondern in der Zahl der wirklichen Leser des Blattes.

„Die Taube". Eine Botin der Liebe und Gerechtigkeit. Berliner Thierschutz-Zeitung.
Herausgegeben und redigirt unter Mitwirkung vieler Thierfreunde von Baronesse Luise Schimmelfennig v. d. Oye.
Erscheint monatlich und bringt auch Original-Erzählungen.

Abonnement pränumerando 2 Mark = 1 Rbl. jährlich mit Zusendung. Alle Postanstalten und Buchhandlungen, wie die Herausgeberin, Berlin N. W. Paulstraße 4, nehmen Bestellungen an.

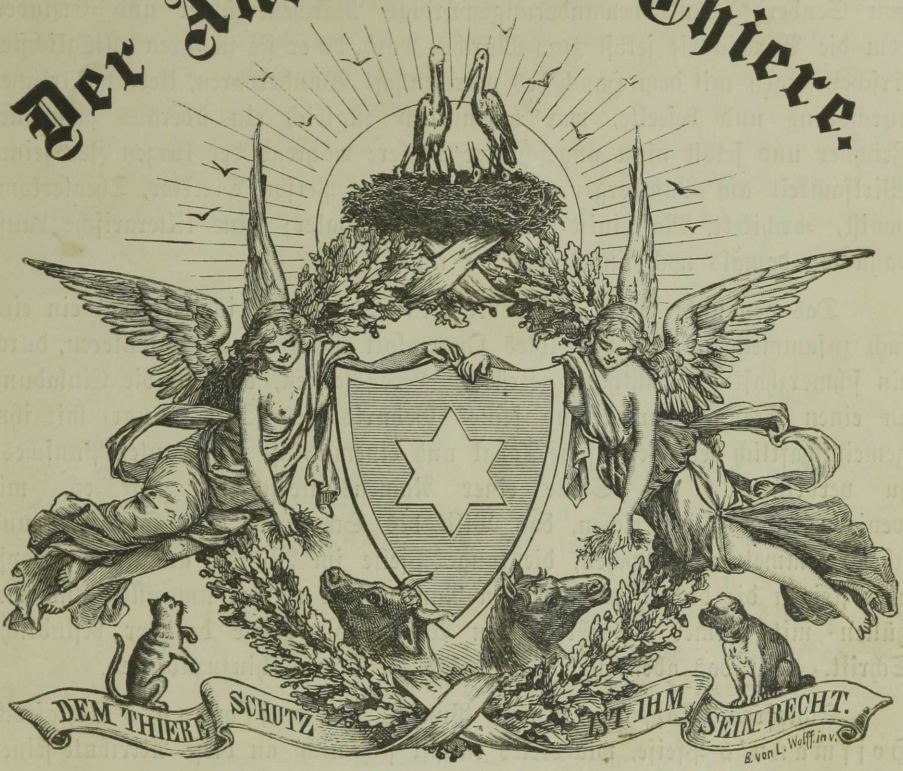
„Der Thier- und Menschenfreund". Organ des Internationalen Vereins (zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter) und der Neuen Thierschutzvereine zu Berlin, Dresden, Hamburg und Leipzig.

Diese vortrefflich redigirte Zeitschrift dient zur Orientirung und Belehrung in der hochwichtigen Kulturfrage der Vivisektion. Sie erscheint seit sechs Jahren allmonatlich im Umfange von 1 Bogen und ist für nur zwei Mark jährlich = 1 Rbl. durch jede Postanstalt und Buchhandlung, sowie (gegen Einsendung des Betrages) von der Expedition in Dresden, Amalienstraße 8, I, zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 22 Января 1887 г.
Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. Februar, März 1887. № 2/3.

Der Dichter des Kater Murr und des Hundes Berganza.

Das stattliche französische Prachtwerk: Lettres autographes composant la Collection de M. Alfred Bovet, décrites par E. Charavay (Paris, 1885, XXXIV u. 816 S. gr. 4°), das in seinen 2137 Nummern einen staunenswerthen Reichthum kostbarer, zum Theil historisch wichtiger Briefe der hervorragendsten Staatsmänner, Regenten, Feldherrn, Gelehrten, Dichter, Künstler aller Nationen aus den letzten fünf Jahrhunderten in sorglichster Anordnung registrirt, zeigt uns auf Seite 392 der sechsten Serie, unter der Nr. 1066, ein interessantes, autographisch getreu reproducirtes Billet von der Hand E. T. A. Hoffmann's, geziert mit einer jener genial hingeworfenen ausdrucksvollen, oft phantasievoll poetischen Federzeichnungen, mit denen dieser merkwürdige Mann die Ränder seiner Manuscripte und Briefe schmückte, und die dann zuweilen als lithographisch vervielfältigte Vignetten auf die äußeren Umschläge der ersten Ausgaben seiner Dichtungen geriethen. Der klassische

Novellist (man denke an seine Erzählungen „das Majorat" und „das Fräulein von Scudery") und bewunderungswürdige Märchenerzähler und -Erfinder, dem die Wirklichkeit selbst zum Märchen ward, da er sie in ihren alltäglichsten Erscheinungen mit dem Hauch des märchenhaft Wunderbaren, Uebernatürlichen durchdrang und beseelte, war bekanntlich zugleich ein überaus geistvoller Zeichner und selbst nicht ungeschickter Maler; während der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit am Bamberger Theater in einer Person Direktor, Theaterkomponist, -architekt, Maschinist und Dekorationsmaler; seine litterarische Laufbahn lag damals noch unbetreten vor ihm.

Das genannte Blatt der Bovet'schen Sammlung, im Original ein einfach zusammengefaltetes vergilbtes Quartblatt aus Hoffmann's späteren, durch ein schmerzhaftes Siechthum getrübten Lebensjahren, enthält die Einladung an einen Freund, den Abend seines Geburtstages (24. Januar) mit ihm gemeinschaftlich bei einer Pfeife Tabak und einem Glase „sehr guten Punsches" zu verbringen. An Stelle einer Namensunterschrift zeigt es, mit wenigen kecken Federstrichen, das Bild des Schreibers, im Schlafrock und schwarzsammetnen Käppchen, die lange Pfeife im Munde: aus ihrem Kopfe aber steigen die dichten aromatischen Rauchwolken empor, umwallen und umhüllen mit immer ausgebreiteteren Wolken die ganze darüber befindliche Schrift. Nur das abendliche Punschglas bleibt noch hinzuzudenken.

Schlafrock, Käppchen, Pfeife, Punsch, — Hoffmann's Schlafrock, Hoffmann's Pfeife, wie vieles knüpft sich nicht an diese Attribute seiner einsamen Häuslichkeit, die er doch so gern von serapiontischen Freunden, wie Fouqué, Hitzig, Chamisso, gesellig belebt sah, und deren von tausend Geschichten, Schnurren, Lebenserinnerungen erfüllter, geistsprühender Mittelpunkt er dann war! Das ist derselbe türkische oder indische blumichte Schlafrock, in Roth und Gelb feuerfarbig glänzend, der in seinen tiefsinnigsten und reizendsten Erzählungen und Märchendichtungen vorkommt, den er bald seinem wunderbaren Archivarius Lindhorst, bald seinem Prosper Alpanus zum Nießbrauch verlieh, und der dann in den leuchtendsten Farben flimmerte und strahlte; das ist dieselbe Pfeife, aus deren Wolken ihm sonst eine andere Welt emporstieg, die uns noch heute mit ihrem Zauber unwiderstehlich umfängt und von der Welt der Wirklichkeit scheidet, bis wir etwa merken, daß sie mit all ihren Wundern nur eben diese selbe Welt der Wirklichkeit sei, aber in ihrem tiefsten und innersten Wesen erfaßt; das ist dasselbe gluthvolle Getränk, das er gern zu blauer Flamme entzündete, bis der auf einem Rost darüber gebreitete Zucker in Tropfen hineinfiel, und bei dessen Bereitung er Salamander, Erd- und Wassergeister in den allergeheimnißvollsten Kämpfen belauschte. Und, wäre die Gestalt bis zu den Füßen ausgezeichnet, — wen erblickten wir da eben zu den Füßen des Dichters gelagert?

Ja, sehen wir ihn nicht wirklich? Ist es nicht leibhaft Kater Murr, träumend und in Gedanken an die gefleckte Mina versunken, zuweilen mit dem Schweife ausdrucksvolle Cirkel beschreibend?

Kater Murr! Wir hören dein nachdenkliches, seltsam behagliches Schnurren und Spinnen, aus deinem Auge glüht uns ein Etwas entgegen, geheimnißvoll und dennoch vertraut, räthselhaft und verständlich zugleich, seit wir durch deinen Herrn und Herausgeber deiner Papiere in dein wahres Wesen eingeweiht wurden. Wenn dein Herr in ferne Visionen entrückt scheint, und dabei doch nur Das sieht, was Andere ebenfalls sahen, nur nicht mit seinen Augen, — bist du nicht minder vertieft in ernste Meditationen über das Wesen der „Katzheit", oder du brüteſt über einem jener wunderbaren Sonette, worin du die tiefsten Herzensempfindungen eines Katers zu gefühlvollem Ausdruck bringst.

Kater Murr! Dem Braven sind einige Fehler nachzusehen. Dein einziger Fehler lag nicht in deinem Gemüth; er lag in deiner heillosen Verstandesverbildung, durch welche du die bessere Natur deiner „Katzheit" gewissermaßen verriethest. Du wolltest sie durch die Annahme menschlicher Sitten veredeln, Kultur annehmen, den Menschen gleich, schlechte Verse machen; dieser einzige Irrthum hat dich dem Fluch des Lächerlichen preisgegeben ja noch mehr! dein frühzeitiges Ende heraufbeschworen. Du forderteſt die menschliche Eifersucht, die Eifersucht eines elenden Dichters heraus, und fielst als ihr tragisches Opfer. Kater Murr! Dennoch erkorener Liebling deines Herrn! Halb im Ernst, halb in launigem Scherz, halb in ironischer Satire, halb dein wahres Wesen im Auge (und alles dieß eigentlich doch nicht *halb*, sondern immer *ganz*!) hat dich Hoffmann, *dich* und deine äußeren und inneren Erlebnisse nach deinen Aufzeichnungen, — so übermüthig und doch so innig und ewig unzertrennlich mit dem Besten und Liebsten verknüpft, das in seiner Seele lebte, mit den Schicksalen seines Freundes, seines Bruders, seines Selbst, seines anderen Ich, des Kapellmeisters Johannes Kreisler! Ja, war denn Kreisler sein *anderes*, und nicht sein eigentliches und wahres Ich, das Ich seines Ich, die Seele seiner Seele? Mit ihm aus demselben Punschglase trinkend, aus der gleichen Pfeife rauchend, mit ihm in demselben Schlafrock steckend, im gleichen Herzen erfüllt von den heiligen Schauern der Musik, der „in Tönen ausgesprochenen Sanskritta der Natur"? Rauschten und flüsterten nicht auch *ihm* verständlich die Bäume und Blumen, in Garten und Wald, von der stolzen prächtigen Datura fastuosa und Amaryllis reginae bis zum bescheidensten Schneeglöckchen oder der „dunkelrothen Nelke"? Wandelte er nicht unsichtbar neben und in dem Dichter in den schattigen Gängen, unter den hohen Buchen und Linden, an den mit grünem Froschlaich bedeckten Bassins des Berliner Thiergartens? Hatte er nicht seine Freunde und Lieblinge unter den Thieren aller Art, unter seltsam exotischen Papageien und Affen, wie unter den heimischen Sängern in Laub und Gezweige, unter den anhänglichen Vierfüßlern des Hauses, dem hochgebildeten Pudel Ponto, dem ehrlichen schwarzen Bullenbeißer Berganza? Glühte ihm nicht der geheime Funke der Verwandtschaft aus dem Auge seines treuen Hundes in Bamberg, dessen Daseinsräthsel dem Dichter gelöst war, als er im Cervantes seine wahrhaftige Geschichte las, und nun für gewiß wußte, er sei kein anderer,

als jener prächtige, kluge, gescheite, gemüthliche Berganza, dessen goldene Worte im Gespräch mit seinem verewigten Freunde Scipio sich der Fähnrich Campuzano so gut hinters Ohr geschrieben, daß der vortreffliche Don Miguel de Cervantes Saavedra sie (als Ausbeute des Horchers im Hospital) der ganzen Welt erzählen konnte? Und war es nicht beim Standbilde des heiligen Nepomuk, auf jener Moosbank im Dickicht des Parks von — y —, wo der Dichter mit dem Hunde seines verschollenen Freundes Kreisler eines der schönsten Freundschaftsbündnisse schloß, die der Mond je beschienen? wo er in einer vertrautesten Unterredung so merkwürdige Aufschlüsse über Art und Natur einer biederen Hundeseele erhielt, daß er nicht umhin konnte, in seinen Bekenntnissen darüber das berühmte Gespräch der beiden Hunde Scipio und Berganza durch seine Mittheilungen zu ergänzen?

Es war ein Zug toller ironischer Laune Hoffmann's, Murr's und Kreisler's Geschicke in einem und demselben Werke so mit einander zu verflechten und zu verketten, seine eigene innere Geschichte in Gestalt äußerlich zusammenhangsloser Lösch- und Makulaturblätter den Selbstbekenntnissen seines Katers einzuverleiben. Aber dieser Kater selbst, in den 1819 erschienenen vielberühmten „Lebensansichten des Kater Murr", war nach dem Zeugniß der Biographen Hoffmann's kein luftiges Gebilde seiner Phantasie, wie denn die unvergleichliche Wahrheit in den spuckhaftesten und abenteuerlichsten Erscheinungen dieser Phantasie darin begründet lag, daß er überall nichts schilderte und erzählte, als was er selbst erlebt und gesehen, wenn auch mit Hoffmann'schem Auge. Die äußere Form seines Buches war ihm durch einen ausgezeichnet schönen Kater eingegeben, den er aufgezogen hatte und der ihm mehr als einen gewöhnlichen Thierverstand zu haben schien. Wenigstens war er gegen seine Freunde unerschöpflich in Erzählungen von den Klugheiten, die von diesem seinem Liebling, den er aufgezogen und der ungemein an ihm hing, ausgegangen sein sollten. Wenn er schrieb, sah Murr, auf seinem Tische vor ihm liegend, so aufmerksam auf das Papier, als verstünde er das Geschriebene. Ging Hoffmann aus, so zog der Kater den unteren Schubkasten im Schreibtisch seines Herrn mit der Pfote selbst aus, legte sich vorsichtig auf die Papiere, und blieb bis zu seiner Rückkehr stille liegen. Von selbst holte er dann Pantoffeln und Stiefelzieher herbei, und ging auf Befehl in das Nebenzimmer, um die dort weilende Frau Hoffmann's durch Zeichen zu bedeuten, daß sie kommen solle. War Besuch da, so wußte er es, wenn sein Herr von ihm sprach und machte dann ungeheißen alle seine Künste. Hoffmann versicherte oft mit dem größten Ernst, Murr sei mit ihm magnetisch verbunden, und als ihn der anmaßende und wässerige Dichter Meier zu sehr mit seinen Gedichten langweilte, behauptete Hoffmann, ein wohlgezogener Hund oder Kater könne wohl auch Verse machen und zog plötzlich unter den Pfoten des Katers ein Papier hervor, worauf mit verstellter Hand ein Sonett geschrieben stand, die Gefühle eines liebenden Katers ausdrückend. Meier sprang wüthend auf und rief: „hol' euch der böse Feind sammt eurem vermaledeiten verhexten Kater!" Er scheint so bornirt gewesen zu sein,

daß er das wirklich im Ernste glaubte und Murr Rache schwur, der bald darauf starb, wie Hoffmann behauptete, vergiftet durch Meier, aus Neid über den Dichterruf des Katers.

Die angeführte seltsame Ursache von dem letzten Schicksale Murr's mag nun ebenfalls, selbst im Munde Hoffmann's, nicht buchstäblich zu nehmen gewesen sein. Sein phantastisch erregter Geist und seine in beißendem Witz Niemand schonende Zunge stellte stets an den Hörer die berechtigte Zumuthung, Wahrheit und Dichtung, Ernst und Ironie, wie sie in unzertrennlichem Verein ihm so beredt von den Lippen flossen, von einander zu scheiden und zu sichten. Aber welche Schmerzen bereitete ihm der letzte Leidenstag seines kleinen vierfüßigen Vertrauten! Zu seiner Rettung ließ er Aerzte holen, setzte die ganze Berliner Thierarzneischule in Bewegung, suchte die zunehmenden Schmerzen zu lindern, und glaubte bis zur letzten Stunde an eine Genesung.

Am frühen Morgen des 30. November 1821 erhielt sein vertrautester Freund, der Criminal-Director Hitzig, von ihm folgende Karte:

„In der Nacht vom 29. zum 30. November entschlief nach kurzem aber schwerem Leiden zu einem besseren Dasein mein geliebter Zögling, der Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Alters, welches ich theilnehmenden Gönnern und Freunden anzuzeigen nicht ermangele. Wer den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden, und ihn — durch Schweigen ehren. Hoffmann."

Dieser Scherz, sagt Hitzig, konnte dem auffallen, der Hoffmann nicht kannte, der nicht wußte, wie nahe bei ihm Scherz und Schmerz an einander zu gränzen pflegte. Der Empfänger der betrübenden Nachricht wußte, wie sie zu nehmen war. Am Abend führte ihn ein Geschäft aus seinem Hause an der Weinstube von Lutter und Wegener vorbei, wo Hoffmann seinen abendlichen Sitz aufgeschlagen hatte. Wenige Schritte davon gewahrte er diesen, langsam und gebückten Hauptes einhergehend. Hoffmann ward auch seiner im Augenblick ansichtig und fragte mit Heftigkeit: „haben Sie meine Karte erhalten?" Es wurde bejaht. „Nun, so thun Sie mir die einzige Liebe und treten Sie mit mir in dieses Kaffeehaus (vor dem sie eben standen), wir können da ungestört mit einander sprechen." Es geschah, wie er gesagt, er riß den Freund mit Ungestüm in ein Hinterzimmer, sah sich um, ob sie auch allein wären, und nun begann er (mit vorausgeschickter Bitte, ihn nicht zu verkennen, aber — es sei doch nun einmal so) das Bekenntniß, wie ihn der Tod des Thieres ergriffen, zugleich aber auch eine Schilderung der Qual seines Sterbens, daß sich dem entsetzten Zuhörer die Haare zu Berge richteten. „In der Nacht," so erzählte er unter anderm in dem lebhaft ununterbrochenen Strome der Mittheilung, „in der Nacht winselte der Murr so erbärmlich, meine Frau schlief fest; ich stand sachte von ihrer Seite auf, schlich in die Kammer, wo er lag, hob die Decke auf, die über ihn ge-

breitet war, und nun sah er mich an, mit ordentlich menschlichen Blicken, wie bittend, daß ich ihm doch das Leben schenken möchte, und hörte für einen Augenblick auf zu jammern, als ob er Trost in meinen Mienen läse. Da konnte ich es nun nicht länger ertragen, ließ das Tuch wieder über ihn hinfallen, und kroch ins Bett zurück. Gegen Morgen starb er, und nun ist mir das Haus so leer, mir — und meiner Frau. Ich wollte heute früh gleich zu Fiocati, und ihr einen sprechenden Papagei kaufen, aber sie will keinen Ersatz, und ich auch nicht. Nicht wahr, Freund, Sie halten auch nichts von Surrogaten für geliebte Gegenstände? u. s. w."

Der Freund war so ergriffen von der Stimmung, in welcher er Hoffmann fand, und so gerührt von seinem Vertrauen, da er, der jeden Anschein von Sentimentalität auf das Höchste scheute, sich gewiß nur gegen ihn, den seit langen Jahren mit seinen innersten Gefühlen Bekannten, so aussprach, — daß er seine Hand ergriff und ihm sagte: „Ihre Karte liegt bei den Papieren, die ich über Sie gesammelt, und auch die Herzensergießung dieser Stunde soll unvergessen sein. Wenn ich Sie überlebe, so schreibe ich Ihre Biographie, und Beides soll darin nicht fehlen." — „Ach, Sie werden mich gewiß überleben!" erwiderte er wehmüthig, und tief erschüttert schieden die Freunde.

Hitzig fügt seiner Erzählung hinzu: „Wie hätte es aber der Ueberlebende damals ahnen sollen, daß er sein Versprechen so bald werde einzulösen haben! Noch stand Hoffmann in voller Kraft der Gesundheit vor ihm; aber bald darauf befiel ihn die Krankheit, die eine gänzliche Erschöpfung der Lebenskraft, und zuletzt eine Lähmung herbeiführend, ihn im reifsten Mannesalter unerbittlich dahinraffte."

Kater Murr war seinem Herrn unter ähnlichen peinvollen Schmerzen in den Tod vorausgegangen, als sie kaum ein Jahr später Hoffmann selbst auf seinem letzten Lager zu erdulden hatte. Auch unter den unsäglichen Leiden der Krankheit hörte er nicht auf zu schaffen und thätig zu sein; als er die Feder mit eigener Hand nicht mehr führen konnte, diktirte er seine letzten Erzählungen. Zur Ostermesse 1822 sollte der dritte und letzte Theil der „Lebensansichten" erscheinen und war bereits am Schlusse des zweiten zu diesem Termin angekündigt; er sollte auch die letzten Schicksale des Kapellmeister Kreisler enthalten, an diese die bereits veröffentlichten „Kreisleriana" (in den Phantasiestücken in Callot's Manier) sich anschließen. Wohl vollendete Hoffmann noch in diesem letzten Lebensjahre außer mehreren kleineren Arbeiten in seinem „Meister Floh", ebenfalls einem phantastischen Thiermärchen, eines der letzten Meisterwerke seiner Erzählungskunst, aber Kater Murr blieb unbeendigt; die frische Erinnerung an den geliebten kleinen Freund scheint den Abschluß des ihm gewidmeten Werkes nicht zugelassen und ihm den Humor dazu mehr, als körperliches Leiden es vermochte, getrübt zu haben.

Hoffmann verlebte seine letzten acht Jahre als Kammergerichtsrath in Berlin und trat damit in die juristische Laufbahn zurück, von der er ausgegangen war. Aber Noth und Neigung hatten den so phantasiebegabten, vielbefähigten Mann in mannigfach wechselnde Lebenslagen gebracht. Als Warschau im Jahre 1806 von Napoleon zum Herzogthum erhoben wurde, verlor er sein Amt als Regierungsrath und sah sich auf die Verwerthung seiner künstlerischen Gaben angewiesen. Als musikalischer und artistischer Leiter trat er an die Spitze der Schauspielergesellschaft zu Bamberg. Dort entfaltete er seine vielseitigste Thätigkeit: er malte Dekorationen, erfand die sinnreichsten Maschinen für die Bühne und zeigte sich gewandt und sicher in der äußeren und inneren Leitung theatralischer Unternehmungen. Das Geburtsjahr Richard Wagner's und Befreiungsjahr Deutschlands vom fremden Joch sah ihn als Musikdirektor der bekannten, in Dresden und Leipzig spielenden, Seconda'schen Schauspielergesellschaft nach Leipzig übersiedeln.*) In demselben Jahr erschien sein erstes berühmt gewordenes Werk, die von Jean Paul mit einer empfehlenden Vorrede eingeleiteten „Phantasiestücke in Callot's Manier", und in deren erstem Bande die „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza", von denen Jean Paul urtheilt, er habe darin seinen Hund oft humoristischer als Cervantes selber (an den er anknüpft) zum Gespräch mit einem Menschen benützt.

Es sind zum Theil Bamberger Lebens- und Kunsterinnerungen, welche in dieser köstlichen Unterredung den Einschlag des Gewebes bilden; die Kette selbst ist des Dichters reiches Gemüth: Kreisler und Cäcilie innere Wirklichkeiten. Einem Hunde ist manches wahrhafte und deshalb gestrenge Urtheil erlaubt, besonders einem, der in wechselnden Schicksalen Welt und Menschen kennen gelernt, einem Hunde von Erfahrung und Charakter, wie der redliche Berganza! So erscheint der menschliche Interlocutor, wiewohl der Dichter selbst in ihm stets zu erkennen, in dem ganzen Gespräch durchweg in anerzogener menschlicher Höflichkeit und Artigkeit und spart selbst dem Hunde gegenüber nicht den süßen Laut der Schmeichelei; der Hund hingegen in unbeugsamer Wahrheitsliebe verharrend, Dinge und Personen unerbittlich beim rechten Namen nennend. Freilich verachtet er auch unter Seinesgleichen unendlich die Schmeichler, die schwänzelnden Möpse und keifenden Bologneser, als saft- und kraftlose Schmarotzer ohne Heldensinn, und hat — ein Timon unter den Hunden — einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle buntfarbig gesprenkelten Kreaturen seines Standes: „oft bin ich einem bloß deshalb in die Ohren gefahren, weil er in Weiß und Braun gefärbt, mir wie

*) Ein ebenfalls in der Bovet'schen Sammlung (Kat. Nr. 1065) erhaltener Brief vom 3. März 1813, aus Bamberg, an den rühmlichst bekannten Herausgeber der Leipziger Musikal. Zeitung Fr. Bochlitz, enthält auf diese Uebersiedelung bezügliche eingehende Erkundigungen über Seconda und seine Gesellschaft; er habe widersprechende Nachrichten über die Person des Direktors erhalten, und da es sich für ihn darum handle sich der musikalischen Welt bekannt zu machen und seinen Ruf zu begründen, wolle er sich nicht leichthin engagiren.

ein verächtlicher buntscheckichter Narr vorkam.“ Oft war er verkehrt genug sich zu freuen, wenn er trotz seinem für seine Zirkel zu kräftigen Wuchs, doch zu Gnaden angenommen wurde und, mit einem schönen Halsband geziert, unter dem Sopha der Gebieterin im eleganten Zimmer liegen durfte. Ehrlich bekennt er die Schwäche. Aber — die Brodrinden, die ihm jener arme Student, herzlich mit ihm die karge Nahrung theilend, reichte, schmeckten ihm besser als manches Stück Braten, von feilen Bedienten ihm verächtlich hingeworfen. Er hat die Menschen im Innern wie im Aeußern, im eleganten Prunkzimmer, wie im einsamen Stübchen kennen gelernt, wo sie sich allein und unbeobachtet wähnten; nichts ist ihm an ihnen verborgen geblieben. „Unbeachtet liege ich unter dem Ofen und durchschaue eure innerste Natur, ihr Menschlein, die ihr ohne Scham und Scheu vor mir entblößt, mit dem Hohn, mit dem tiefen Spott, den mir eure leere Aufgedunsenheit einflößt.“

„Haben die Menschen dir nie Gutes erzeigt, daß du so mit Bitterkeit über das ganze Geschlecht herfällst?“ lautet die Frage.

„Mein lieber Freund,“ erwidert Berganza, „in meinem ziemlich langen Leben habe ich wohl manche, vielleicht unverdiente Wohlthat empfangen, und dankbar gedenke ich jedes frohen genußreichen Augenblicks, den mir Dieser oder Jener absichtslos verschaffte. Merke auf! — Absichtslos habe ich gesagt. Mit dem Gutesthun ist es eine eigene Sache. Wenn mir einer den Rücken kratzt oder sanft die Ohren kitzelt, welches mich gleich in einen behaglichen träumerischen Zustand versetzt, oder mir das schönste Stück Braten giebt, damit ich mich willig finde, zu seiner Lust den Stock, den er weit weggeschleudert oder gar in das Wasser geworfen, wiederzuholen, oder auf den Hinterpfoten sitzend aufzuwarten (ein mir in den Tod verhaßtes Manöver), so hat er mir durchaus nichts Gutes gethan; es war ein Geben und Empfangen, Kauf und Verkauf, wobei von Gutesthun und Pflichten der Dankbarkeit nicht die Rede sein kann. Aber der krasse Egoismus der Menschen bewirkt es, daß Jeder nur mit Prahlerei das Gegebene rühmt, und sich des Empfangenen wohl gar schämt, und so kommt es denn oft, daß Zwei zugleich wechselseitig über Undankbarkeit für genossene Wohlthaten klagen. Mein Freund Scipio, dem es auch manchmal schlecht ging, diente zur Zeit auf dem Dorfe bei einem reichen Bauer, der ein harter Mann war, und ihm beinahe nichts zu fressen, oftmals aber eine tüchtige Tracht Prügel gab. Einmal hatte Scipio, dessen Fehler Näschigkeit sonst nicht war, aus reinem Hunger einen Topf Milch ausgesoffen, und der Bauer, der es bemerkt, ihn bis aufs Blut geschlagen; Scipio sprang schnell zum Hause hinaus, um dem gewissen Tode zu entgehen, denn der rachsüchtige Bauer ergriff eben die eiserne Hacke. Er rannte durch das Dorf, als er aber bei dem Mühlenteiche vorbei kam, sah er, daß des Bauers dreijähriger Sohn, der eben am Ufer gespielt, in die Wellen stürzte. Scipio war mit einem tüchtigen Sprunge im Wasser, faßte das Kind mit den Zähnen bei den Kleidern, und schleppte es glücklich bis auf die grüne Wiese, wo es sich alsbald erholte und seinen Retter anlächelte und liebkoste. Nun rannte aber Scipio so schnell er konnte

davon, um nie wieder in das Dorf zurückzukehren. Siehst du, mein Freund, das war ein reiner Liebesdienst. — Verzeih mir, daß ein ähnliches Beispiel von einem Menschen mir nicht eben gleich einfallen wollte."

Die Erfahrung ist schlagend, und es ist dem Wackeren nicht recht zu verdenken, wenn das ganze Geschlecht bei ihm demnach in gar schlechtem Kredit steht. Eine That des Mitleids hat seinem menschlichen Gegenüber die Gelegenheit zu so seltener vertraulicher Unterredung verschafft; er hat den bewußtlos Daliegenden mit erfrischendem Wasser besprengt, das er in seinem ganz neuen Hute herbeigebracht. So wenig Zutrauen aber hat Berganza, der Vielerfahrene, bis jetzt noch zu menschlichem Mitleid gefaßt, daß er selbst diese That sich anders auslegen möchte; und er beweist wieder seine Offenheit, indem er dies unverhohlen ausspricht: „Du hast mir geholfen? — In Wahrheit, hättest du dich dabei weniger zierlich ausgedrückt, ich könnte zweifeln, du seiest wirklich ein Mensch! — Doch du hast mich vielleicht sprechen gehört, da ich die üble Gewohnheit habe, mit mir selbst zu reden, wenn mir der Himmel die Gabe der Sprache verleiht, und da war es vielleicht nur Neugier, die dich antrieb, mir beizustehen. *Wahres Mitleiden mit einem Hunde, das wäre gar nicht menschlich.*" Für eine verkehrte Anwandlung muß er es halten, wenn ihn zuweilen das Verlangen ergreift, selbst ein Mensch zu sein: „da möchte ich aufrecht gehen, den Schwanz einklemmen, mich parfümiren, französisch sprechen und Gefrornes fressen, daß Jeder mir die Pfote drücken sollte und sagen: mon cher Baron oder mon petit Comte! und nichts Hündisches an mir spüren. — Ja es ist mir dann entsetzlich ein Hund zu sein, und indem ich schnell wie der Gedanke in einer vermeintlichen Bildung zum Menschen steige, wird mein Zustand immer ängstlicher. Ich schäme mich, jemals an einem warmen Frühlingstage auf der Wiese gesprungen oder mich im Grase gewälzt zu haben. Aber ach, mein Freund, laß mich aufrichtig sein! — Ich bin zwar ein Hund, aber euer Vorzug, aufrecht zu gehen, Hosen zu tragen und beständig zu schwatzen, ist nicht so viel werth, als im langen Schweigen den treuen Sinn zu bewahren, der die Natur in ihrer heiligsten Tiefe ergreift."

Ueber menschliche und thierische Sprache und Ausdrucksweise hat Berganza seine eigene Ansicht. „Wenn ich nun reden darf, so thut es mir wohl, mich über meine Leiden und Freuden in menschlichen Tönen auszuschwatzen, weil eure Sprache doch recht dazu geeignet scheint, durch die für so manche Gegenstände und Erscheinungen in der Welt erfundenen Wörter, die Begebenheiten recht deutlich darzulegen; wiewohl was die inneren Zustände der Seele und allerlei dadurch entstehende Beziehungen und Verknüpfungen mit den äußern Dingen betrifft, es mir vorkommt, als sei, um diese auszudrücken, mein in tausend Arten und Abstufungen gemodeltes Knurren, Brummen und Bellen ebenso hinreichend, vielleicht noch hinreichender als euere Worte. Und oft als Hund in meiner Sprache nicht verstanden, glaubte ich, es läge mehr an *euch*, daß ihr nicht trachtetet mich zu verstehen, als an *mir*, daß ich mich nicht gehörig auszudrücken wüßte."

„Kannst du denn weinen?“ fragt der Dichter, da er im Verlauf des Gespräches bei einer erschütternden Erinnerung Thränen im Auge Berganza's gewahrt. „Hast du uns das abgelernt, oder ist dir dieser Ausdruck des Schmerzes natürlich?“

„Hast du noch nie einen Hund weinen gesehen?“ ist die Gegenfrage. „Allerdings hat die Natur, so wie euch, auch uns mit eigener Ironie gezwungen, in dem feuchten Element des Wassers den Ausdruck der Rührung und des Schmerzes zu suchen, wogegen sie uns die Erschütterung des Zwerchfells, die ihr Lachen nennt, ganz versagt hat. Das Lachen muß daher wohl rein menschlicher sein als das Weinen. Aber gütig sind wir für euer Lachen durch einen besonderen Organismus entschädigt, der den Theil unseres Körpers beseelt, welchen euch die Natur ganz versagt oder, weil, wie manche Physiologen behaupten, ihr ihn, seine Zierde verkennend und verschmähend, beständig eigenmächtig weggeworfen habt, Euch zuletzt entzogen hat. Ich meine nichts Anderes, als das hundertfach modificirte Hin- und Herbewegen unseres Schweifes, wodurch wir alle Nüancen unseres Wohlgefallens, von der leisesten Rührung der Lust bis zur ausgelassensten Freude, zu bezeichnen wissen, und welches ihr schlecht genug wedeln nennt. Adel der Seele — Hoheit — Stärke — Anmuth und Grazie sprechen sich bei uns aus in dem Tragen des Schweifes, und sehr schön liegt auch daher in diesem Theil der Ausdruck unseres inneren Wohlbefindens, sowie in dem gänzlichen Verstecken, Einklemmen desselben, der Ausdruck der höchsten Angst, der qualvollsten Trauer. Ist dir dagegen nicht die den Katzen eigene Bewegung des Schweifes von jeher ängstlich, ja unerträglich gewesen? Liegt nicht in diesen gewundenen spiralförmigen Drehungen der Ausdruck der verstellten Freundlichkeit, des versteckten tückischen Hohns, des verbissenen Hasses? — Und dagegen — mit welcher offenen Biederkeit, mit welchem unverstellten Frohsinn wedeln wir! — Bedenke das, mein Lieber! und schätze Hunde! —“

Daß er die Katzen nicht mag, ist dem braven Bullenbeißer nicht übel anzurechnen; es liegt nun einmal in seiner Natur, alles Falsche und Schleichende zu hassen. Dagegen verwahrt er sich ernstlich gegen die ihm und seinem Geschlecht im Uebrigen imputirten Neigungen und Abneigungen, wie z. B. der Aversion gegen die hehre Kunst der Töne. „So seid ihr nun! — Gleich ist das Urtheil fertig. Weil ihr uns oft mit dem abscheulichsten Kratzen, Pfeifen und Plärren quält, und wir dann vor lauter Ungeduld heulen, so sprecht ihr uns allen Sinn für die Musik ab, unerachtet ich behaupte, daß gerade mein Geschlecht sehr musikalisch gezogen werden könnte. Wenn mein Herr in der benachbarten prächtigen Residenz, wenn Kapellmeister Johannes Kreisler auf seinem schönen Flügel phantasirte, und in gar wunderbaren Verschlingungen prächtiger Akkorde das innerste Heiligthum der geheimnißvollsten Kunst aufschloß, da legte ich mich vor ihm hin und horchte, ihm scharf in die Augen blickend, zu, bis er geendet hatte. Dann warf er sich in den Stuhl zurück, und groß wie ich bin, sprang ich zu ihm hinauf, meine Pfoten auf seine Schultern legend, indem ich nicht unterließ

auf jene Art, von der wir vorhin sprachen, eifrigst meinen Beifall, meine Freude zu bezeugen. Da umarmte er mich dann, und sprach: „Ha, Benfatto! (so nannte er mich zum Andenken unseres Zusammentreffens) du hast mich verstanden! du treuer, verständiger Hund; sollt' ich es denn nicht aufgeben, jemand Anderm vorzuspielen als dir?—du sollst mich nicht verlassen."

Aber ach! in derselben Welt, die den Herrn des Hundes für wahnsinnig erklärt, läuft auch der edle Berganza wiederholt Gefahr, für toll gehalten zu werden. Zweimal ist er in Lebensgefahr, gesteinigt zu werden; hinter ihm her der Ruf: „ein toller Hund!" und in bestialischer Mordgier die Meute verwilderter Menschen. „Was die Ursache war, daß man Kreislern wahnsinnig schalt, weiß ich nicht, da ich ihn nur auf seinen Abend- und Nachtspaziergängen begleitete, Tags über hingegen seinen kleinen Hausrath und seine musikalischen Schätze bewachte. Ach, er mochte etwas Großes erfahren haben, das merkte ich an seinem ganz veränderten Betragen. Eine innere Wuth brach oft plötzlich in lichten Flammen auf, und ich erinnere mich, daß er einmal sogar mit einem Prügel nach mir werfen wollte, es that ihm aber gleich leid und er bat es mir mit Thränen ab. Bald darauf kamen viele Leute zu ihm, die sprachen allerlei ungewaschenes Zeug, und jeden Augenblick war von vernünftigen Vorstellungen, von Beruhigen die Rede. Johannes erfuhr hier meine Stärke und Behendigkeit, denn da das Volk mir schon lange im höchsten Grade zuwider, sprang ich, auf meines Herren Wink, um so rascher und kräftiger unter das Gesindel, und begann so den Angriff, den mein Herr dadurch glorreich beendete, daß er Einen nach dem Andern zur Thür hinauswarf. Tages nachher stand mein Herr matt und entkräftet auf. „Ich sehe, lieber Benfatto," sprach er, „daß meines Bleibens hier nicht länger mehr ist; und auch wir müssen uns trennen, mein treuer Hund! — Haben sie mich doch schon deshalb für toll gehalten, weil ich dir vorspielte, und mit dir allerlei Vernünftiges sprach! — Auch dich könnte, bliebst du länger bei mir, der Verdacht des Wahnsinns verfolgen, und so wie mich eine schändliche Einsperrung erwartet, der ich aber zu entgehen hoffe, dich ein schmachvoller Tod durch des Büttels Hand treffen, dem du nicht entgehen würdest. — Lebe wohl, ehrlicher Benfatto." — Schluchzend öffnete er die Thür und ich schlich mit hängenden Ohren die vier Treppen herab auf die Straße. — Als ich nun so traurig und in mich gekehrt die Straße herablief, kam ein Trupp Menschen auf mich zu, von denen einige riefen: „Greift den schwarzen Hund — greift ihn! — er ist toll, er ist gewiß toll!" Ich glaubte meines Johannes Widersacher zu erkennen, und da ich voraussehen konnte, daß ich trotz meines Muthes, trotz meiner Geschicklichkeit würde erliegen müssen, sprang ich rasch um die Ecke in ein ansehnliches Haus, dessen Thür gerade offen stand. Alles verkündete Reichthum und Geschmack; die breite lichte Treppe war schön gebohnt; kaum die Stufen mit meinen schmutzigen Tatzen berührend, war ich in drei Sprüngen oben, und kauerte mich in einem Ofenwinkel eng zusammen. Nicht lange darauf hörte ich lustiges Kindergeschrei und die holde Stimme eines schon erwachsenen

Mädchens: „Lisette, vergiß nicht die Vögel zu füttern, meinem Seidenhäschen gebe ich schon selbst etwas!“ — Da war es, als triebe mich eine geheime unwiderstehliche Gewalt hervor. Ich trat demnach mich krümmend und schwänzelnd in der demüthigsten Stellung, die mir zu Gebote steht, heraus, und siehe da — ein gar herrliches Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, mit einem munteren goldlockigen Knaben an der Hand, ging gerade über den Hausflur. Trotz meiner demüthigen Stellung erregte ich doch, wie ich es gefürchtet hatte, keinen geringen Schreck. Das Mädchen schrie laut auf: „Was für ein häßlicher Hund, wie kommt der große Hund hierher!“ — drückte den Knaben an sich, und schien fliehen zu wollen. Da kroch ich zu ihr hin, und mich zu ihren Füßen schmiegend, winselte ich leise und wehmüthig. „Armer Hund, was fehlt dir,“ sprach nun das holde Mädchen, und streichelte mich mit der kleinen weißen Hand. Nun wußte ich nach und nach mein Vergnügen zu steigern, so daß ich zuletzt meine zierlichsten Sprünge versuchte. Das Mädchen lachte und der Knabe jauchzte und hüpfte vor Freude. Bald äußerte er, wie Knaben zu thun pflegen, die Lust auf mir zu reiten, und kaum saß er auf meinem Rücken, so erhob ich mich langsam, und indem ihn die Schwester in gar anmuthiger Stellung mit einer Hand hielt, ging es erst im Schritt, dann in kleinen Courbetten den Hausplatz auf und ab. — Noch mehr als vorhin jauchzte der Knabe, noch herzlicher lachte die Schwester. Da trat noch ein Mädchen heraus, sie schlug die kleinen Hände zusammen, als sie die Reiterei sah, aber alsbald lief sie heran und hielt den Knaben bei dem andern Arm. Nun durfte ich größere Sprünge wagen, nun ging es vorwärts im kurzen Galopp, und wenn ich prustend und kopfschüttelnd es dem schönsten arabischen Hengste gleich that, da schrieen die Kinder vor Freude. Bediente, Mägde kamen Treppe herauf, Treppe herunter, — die Küchenthür öffnete sich, der stattlichen Köchin entsank die Kasserolle, da sie die gluthrothen Fäuste in die Seite stemmte, um das Schauspiel recht herzlich zu belachen. Immer größer wurde das schaulustige Publikum, immer lauter der Jubel; von dem schallenden Gelächter erdröhnten Wände, Decke und Boden, wenn ich als ein wahrer Pagliasso irgend einen närrischen Bocksprung ausführte. — Plötzlich blieb ich stehen, man hielt mich für müde, aber als man den Knaben heruntergehoben, sprang ich hoch auf und legte mich dann schmeichelnd zu des braunlockigen Mädchens Füßen. — „Wahrhaftig,“ sprach schmunzelnd die dicke Köchin, „wahrhaftig, Fräulein Cäcilia! es ist als wollte der Hund Sie zum Aufsitzen nöthigen.“ Da fiel der Chor der Bedienten, der Zofen, der Mägde ein: „Ja, ja! — ei der kluge Hund.“ Eine leise Röthe überflog Cäciliens Wangen — soll ich — soll ich nicht, schien sie zu fragen, indem sie den Finger an den Mund gelegt, mich freundlich anblickte. — Bald saß sie auf meinem Rücken; nun ging ich, stolz auf meine holde Last, den Paßgang des Zelters, der die Königin zum Turnier trägt, und indem vorwärts, rückwärts, seitwärts sich der versammelte Troß anreihte, ging es wie ein Triumphaufzug den langen Flur hinauf, hinab! — Plötzlich trat eine große stattliche Frau von mittleren Jahren aus der Thüre

des Vorzimmers und sprach, indem sie meine schöne Reiterin scharf fixirte: „Seht nur die tollen Kinderpossen!“ Cäcilia verließ meinen Rücken, und wußte so kindlich bittend mein unvermuthetes Einfinden, mein gutes Temperament, mein neckisches Wesen darzustellen, daß endlich die Mutter zum Hausknecht sagte: „Gebt dem Hunde zu fressen, und wenn er sich an das Haus gewöhnt, so mag er hier bleiben und des Nachts Wache halten.“

So ist Berganza in das Haus seiner holden Gebieterin gelangt, und wie wird ihm, da er sie singen hört und nun wohl merkt, wie der Kapellmeister nur sie gemeint habe, wenn er von der geheimnißvollen Wirkung des Tons der Sängerin sprach, deren Gesang in seinen Werken lebe! „Sie hatte nach Art der guten Sängerinnen in Italien die Gewohnheit, jeden Morgen eine gute Stunde lang zu solfeggiren; ich schlich mich dann bei guter Gelegenheit zu ihr in den Saal, wo der Flügel stand und horchte ihr aufmerksam zu. Hatte sie geendigt, so gab ich ihr meinen Beifall durch allerlei lustige Sprünge zu erkennen, wofür sie mich mit einem guten Frühstück belohnte, das ich auf die anständigste Weise, ohne den Fußboden zu beschmutzen, verzehrte. So kam es denn, daß man endlich im ganzen Hause von meiner Artigkeit und von meiner besonderen Neigung zur Musik sprach, und Cäcilie besonders, nächst diesen guten Eigenschaften, meine Galanterie gegen ihr Seidenhäschen rühmte, das mich ungestraft bei den Ohren zupfe u. s. w. Die Dame vom Hause erklärte mich für einen charmanten Hund, und ich wurde, nachdem ich einem litterarischen Thee und einem Konzert mit der gehörigen Würde beigewohnt, der Kammerklub, dem mein romanesker Eintritt ins Haus erzählt worden, mich auch mit dem einstimmigsten Beifall beehrt hatte, zum Leibhunde Cäciliens erhoben, und so war das Ziel, wonach ich gestrebt, richtig erlangt.“ Berganza bildet sich an den vielen Besuchern des Salons in dem vornehmen Hause mehr und mehr zum Menschenkenner aus. „Gott der Herr hat die Menschen gar mannigfaltig geschaffen. Die unendliche Varietät der Doggen, der Spitze, der Bologneser, der Pudel, der Möpse, ist gar nichts gegen das bunte Allerlei der spitzen, stumpfen, aufgeworfenen, gebogenen Nasen; gegen die zahllose Variation der Kinne, der Augen, der Stirnmuskeln; und ist es möglich, die Summe der unterschiedlichen Sinnesarten, sonderbaren Ansichten und Meinungen nur zu denken?“

Aber ein tragisches Geschick läßt nicht lange auf sich warten. Eines Tages kommt die holde Cäcilia, in dem einfachen weißen Kleide, das dunkle Haar in glänzenden Zöpfen gar zierlich zusammengeflochten, aus der Gesellschaft weinend in ihr Zimmer. „Ich ging ihr entgegen und kroch mich zusammenkauernd zu ihren Füßen. Da faßte sie mich mit beiden Händchen am Kopfe, und indem sie mit ihrem hellen Auge, in dem noch eine Thräne glänzte, mich anblickte, sagte sie: Ach! — Ach! sie verstehen mich nicht! — Keiner, die Mutter auch nicht. Darf ich denn mit dir reden, du treuer Hund! wie ich es meine, tief im Herzen? Ach, ich kann es ja doch nicht aussprechen, und könnt' ich es, du würdest mir nicht antworten, mir aber auch nicht wehe

thun." Die zerrütteten Vermögensumstände des Hauses machen eine reiche Verbindung wünschenswerth und die zarte, kindlich reine Cäcilie wird das Opfer einer Geldheirath, die Beute eines verworfenen Menschen. Der treue vierfüßige Freund kann das Verhängniß nicht hindern, die Vermählung wird vollzogen; aber er kann die Verrathene rächen. In der Brautnacht weiß er sich in ihr Zimmer zu schleichen und da sie eben in schneidendem Jammer aufschreit: „Ich Unglückselige, wer schützt mich vor diesem Menschen!" springt Berganza wüthend hervor, packt mit kräftigem Biß den Schenkel des Elenden und reißt ihn über den Boden des Zimmers zur Thür hinaus auf den Flur. „Bald wurde es lebendig — Bediente, — Mägde rannten die Treppe herab mit Ofengabeln — Schaufeln — Prügeln bewaffnet, aber mit stummem, starrem Entsetzen betrachteten sie die Scene, Keiner wagte sich mir näher, denn sie hielten mich für toll und fürchteten meinen verderblichen Biß. Da flogen Prügel, Geschirre nach mir, krachend zersplitterten die Fenster, — Gläser, Teller, vom Hochzeitsschmaus stehen geblieben, stürzten zertrümmert von den Tischen, aber mich traf kein wohlgezielter Wurf. Der lange verhaltene Grimm machte mich mordsüchtig; ich war im Begriff, meinen Feind bei der Kehle zu packen und ihm das Garaus zu machen, da sprang Einer mit einem Gewehr aus dem Zimmer, das er sogleich auf mich abdrückte, die Kugel sauste mir dicht bei den Ohren vorbei. Ich ließ den Feind ohnmächtig liegen und setzte die Treppe hinab. Wie das wüthende Heer kam mir nun der dicke Hause nachgetrappelt. — Meine Flucht gab ihnen Muth. — Aufs Neue flogen Besen — Prügel — Ziegelsteine mir nach, von denen mich einige hart genug trafen. Nun war es Zeit, sich aus dem Staube zu machen; ich stürzte mich auf die Hinterthür, sie war zum Glück nur angelehnt, und im Augenblick befand ich mich in dem weitläufigen Garten. Schon tobte mir der Hause nach — der Schuß hatte die Nachbaren geweckt — „ein toller Hund! ein toller Hund!" erscholl es überall; nach mir geworfene Steine durchsausten die Luft, da gelang es mir nach drei vergeblichen Sprüngen, endlich über die Mauer zu setzen, und nun rannte ich unaufhaltsam fort durch das Feld, und gönnte mir kaum einen Augenblick Ruhe, bis ich glücklich hier anlangte, wo ich auf eine seltsame Weise mein Unterkommen bei dem Theater fand."

Ich. „Wie Berganza! — Du bei dem Theater?"

. . . . . .

. . . . . .

Es gehört kein hervorragendes Kombinationsvermögen dazu, um einen wirklichen schwarzen Bullenbeißer Hoffmann's aus der Bamberger Zeit, mochte er nun Berganza oder Benfatto geheißen haben, als der meisterlichen Schilderung wirklich vorhandenes Vorbild anzunehmen; man fühlt überall die Portraitähnlichkeit durch. Wem es Freude macht, der poetischen Wirklichkeit in der stets so unzulänglichen realen „Wirklichkeit" nachzuspüren, dem mag es vielleicht auch Genugthuung bereiten oder den Genuß der Dichtung erhöhen,

in Cäcilien eine wirkliche holde Bambergerin zu wissen, welcher der Dichter, wiewohl selbst glücklich vermählt, dennoch ein, um so uneigennützigeres, ernstliches Interesse zuwandte. Eine in italienischer Sprache seinem Tagebuch eingetragene Bemerkung macht seinem Ingrimm, seiner tiefen Verstimmung über ihre, nach Hoffmann's Ansicht unwürdige, Verbindung, an ihrem Hochzeitstage Luft. Die besten Züge zu ihrem zarten Bilde mag er doch dem eigenen Innern entnommen haben. Aber Berganza! In jeder seiner Bewegungen ist er nach der Natur gezeichnet, und zwar von einem der trefflichsten und liebevollsten Beobachter. Ob er sich schüttelt und in gekrümmter Stellung mit der linken Hinterpfote hinter dem linken Ohre kratzt; ob er in schwerem Galopp ins Gebüsch läuft, um aus einer nahen Grube, in der sich das Wasser gesammelt, eifrig zu trinken, und zurückgekehrt sich wieder tüchtig schüttelt; ob er vom Rücken nach dem Schweife zu gestreichelt oder gekraut, vor Vergnügen ächzend, den Kopf hin und her bewegt und unter der wohlthätigen Hand sich schmiegt, während ihm bei der angenehmen körperlichen Empfindung auch im Geiste die lieblichsten Bilder vorkommen; ob er durch lustiges Knurren und Schnupfen Kinder zum Spiel einladet oder durch gravitätisches Gegenüberlegen in seiner gewöhnlichen Haltung eine preciöse Sphinxdarstellerin lächerlich macht; ob er nach übeln Erlebnissen von neuem ermuthigt und aufgelebt über Felder und Wiesen springt, oder seine funkelnden Augen im Finstern Feuer zu sprühen scheinen; ob Heros oder Pagliasso: immer ist er ganz er selbst, und auch in seinen seltsamsten Grimassen der Hund voll Kraft und biederm Heldensinn. Es ist unrecht, daß er der heutigen Bücherlesewelt so unverhältnißmäßig weniger bekannt ist, als sein freilich genialerer Nachfolger, der Kater Murr; eben darum meinten wir ihn an dieser Stelle etwas reichlicher zu Worte kommen lassen zu sollen. Cervantes gegenüber ist er nicht Nachahmung, sondern durch und durch Original, und die an den großen Spanier anknüpfenden oder anklingenden Partieen des merkwürdigen, in seiner Form dazu so ächt dialogischen, Dialogs könnten in seinem Gefüge gar leicht vermißt werden. Aus diesem Grunde standen wir nicht an, Hoffmann als den Dichter des Kater Murr und des Hundes Berganza zu bezeichnen. Wer diesen letzteren Namen für den spanischen Dichter beansprucht, muß zwei Berganza und zwei Dichter desselben zugestehen. Sicher ist seine durchaus spontane Entstehung in dem Dichter, den wir mit so besonderem Bewußtsein den unsern nennen dürften, aus allereigensten Lebenseindrücken; vielleicht an eben jenem Hochzeitstage, dessen Begebenheiten den Höhepunkt der erzählten Vorgänge bilden.

Und damit nehmen wir Abschied von ihm, dem so Liebenswürdigen als Seltsamen, der Kürze wegen möge es sein: dem „Dichter des Kater Murr."

C. Fr. Glasenapp.

Aus dem Parsifal.

Nie ist der Menschheit ein größeres Lob gedichtet worden, als durch Richard Wagner. Da Parsifal im heiligen Walde des Gralgebietes den Schwan erschossen hat, da endet Gurnemanz seine ergreifende Mahnung und seinen erschütternden Tadel mit den Worten:

„Sag', Knab'! Erkennst du deine große Schuld?"
„Wie konntest du sie begehn?"
Parsifal erwidert: „Ich wußte sie nicht."

Hierdurch lehrt uns Richard Wagner, daß die Menschen richtig belehrt, keiner falschen Handlung fähig sind. Wir Menschen begehen das Unrecht nur aus Unkenntniß; wenn wir sündigen, so ist die Grundursache in mangelnder Einsicht zu suchen.

Welch' erquickender Antrieb zu unermüdlicher Ausdauer liegt in einer solchen Anschauung für den Erzieher. Für jeden Mißerfolg hat er immer wieder in erster Reihe in sich selbst die Ursachen zu suchen und solche findend, bleibt ihm immer wieder die Hoffnung, daß er bei Abstellung derselben bessere Erfolge gewinne und hierdurch werden ihm die bei Ausübung seines abspannenden Berufes so nöthige Geduld und so unerläßliche Frische dauernd erhalten.

Auffallend schnell läßt sich Parsifal belehren, oder richtiger: nur ein Parsifal kann so schnell belehrt werden. Die Mehrzahl unter uns ist jeder Belehrung fast ganz und gar unzugänglich — geworden — und zwar dadurch geworden, daß wir mehr und mehr dem unmittelbaren Einflusse der Natur entzogen worden sind und der Zwang hergebrachter Sitte all unser selbständig freies Empfinden ertödtet hat; uns fehlt die Harmlosigkeit furchtfreier Wahrheit des Empfindens, Denkens und Handelns.

Doch auch nicht Jedem ist es gegeben, eindringlich belehren zu können. Nicht die jungen Knappen, die in edler Erregung Strafe für den Frevler fordern, auch nicht die Strafe selbst können Parsifal belehren; der eigenste Inhalt des innersten Wesens seiner That muß ihm in die Empfindung treten, dann wird er dieselbe sofort verabscheuen. Erst eine ausnahmslose Beachtung und richtige Schätzung aller sie begleitenden Umstände läßt ein wahres Urtheil über den Werth oder Unwerth einer Handlung gewinnen; ein solch' gerechtes Erwägen aller Einflüsse ist aber nur der Ruhe und erfahrenen Weisheit des Alters möglich. Doch auch dem Alter wird die zur That drängende Belehrung nicht glücken, kann es nicht seinerseits auf Thaten hinweisen, die jener zum Vorbilde dienen.

„Des Haines Thiere, nahten sie dir nicht zahm?" so beginnt der große Gurnemanz — dieses Bild ruft sofort in Parsifal die Empfindung hervor, daß er eine wesentliche Thatsache gar nicht beachtet hat; hierdurch wird der Zweifel geweckt und der Boden ist zur Aufnahme fruchtbringender Saaten bereitet.

Unrecht wäre es, wollten wir an dem eigentlichen Inhalt dieser Scene

aus dem ersten Aufzug des Parsifal von Richard Wagner gleichgültig vorüber gehn. Habe Mitleid auch mit dem Leiden des Thieres. — Das ist es, was sie von uns fordert; möge diese Scene auch uns Alle, gleich Parsifal, bewegen, dieser Forderung nachzukommen.

Auf diesem Gebiete haben wir dem weiblichen Geschlechte nicht nur den Vorzug des edleren Empfindens einzuräumen, sondern müssen mit Beschämung bekennen, daß ihm auch die muthige Kraft zu segensreicher That mehr eigen ist, als den Männern. Hier haben wir ein Gebiet, auf dem die Frauenemancipation glücklich gedeiht und erfolgreich wirkt. Mögen die Thaten der Frauen uns Männer belehren, damit wir in Gemeinschaft Zeugniß ablegen können dafür, daß die Menschheit in Wahrheit des Lobes würdig ist, das Richard Wagner ihr gedichtet.

H. Westermann.

Thier-Asyl in Berlin.

Wir entnehmen der vortrefflichen Zeitschrift „Thier- und Menschenfreund" Nr. 12, 1886, folgende hocherfreuliche Mittheilung über das vom eifrigen, bereits 1700 Mitglieder zählenden „Neuen Berliner Thierschutzverein eingerichtete Thierasyl:

„Das Asyl, welches am 15. Mai v. J. eröffnet wurde, besteht gegenwärtig aus 6 geräumigen Ställen nebst Vorhöfen — Krankenställe natürlich gesondert. Es sind in diesen untergebracht: Pensionsthiere, Kurthiere, Thiere, welche dem Verein zum Geschenk gemacht sind und Findlinge. Während der Monate Juni bis September war die Zahl der Pensionsthiere am bedeutendsten, weil zu dieser Zeit Viele verreisen und ihre Thiere dann unterbringen wollen. Im Ganzen steigerte sich die gesammte Zahl der Thiere im Monate August auf 70, zu deren Abwartung zwei Wärter angestellt waren. Selbstverständlich lag eine Hauptaufgabe der Asyl-Verwaltung — mit welcher zwei Herren aus dem Vorstande betraut sind — in der schmerzlosen Tödtung der dafür bestimmten Thiere. Es sind seit Bestehen der Anstalt bis zum 1. November etwa 150 Hunde und 28 Katzen getödtet worden. Aufgenommen wurden während desselben Zeitraumes 300 Hunde und 36 Katzen. Das bedeutet freilich für eine Stadt wie Berlin nicht viel; man muß aber dabei in Betracht ziehen, daß erstens die Existenz der Anstalt im Publikum noch nicht allgemein bekannt ist (trotz wiederholter Mittheilungen in vielen sehr gelesenen Zeitungen), zweitens, daß der polizeiliche Hundefang es nicht zu zahlreichen Findlingen kommen läßt.

Jetzt, zum Winter, hat sich die Zahl der Insassen des Asyls natürlich vermindert. Von den dem Verein geschenkten Thieren wurde eine Anzahl wieder gegen Entgelt fortgegeben, freilich nur eine kleinere Zahl, weil in der Sorge für das Wohl der Thiere die Hingabe von Thieren an Bedingungen geknüpft wird, welche dem Besitzer das unbeschränkte Schalten und Walten bedeutend beschränkt; auf solche Bedingungen wollen viele nicht eingehen.

Die Kosten für die ganze Verwaltung unserer Anstalt würden sich, nach dem Verhältniß der bisher von uns aufgewendeten, jährlich auf 2000 Mark belaufen. An Pflegegeldern für die uns vom Publikum in Pension oder Kur gegebenen Thiere sind während des Sommers etwa 500 Mark eingenommen worden.

Der leitende Vorstand ist fort und fort bestrebt, die Einrichtungen der bestehenden Anstalt zu verbessern; zugleich hat er die Errichtung eines zweiten Asyls in größerem Maßstabe in's Auge gefaßt. Er hofft dies noch im Laufe des Winters fertig zu stellen, und, indem er die gemachten Erfahrungen verwerthet, daraus eine wirkliche Musteranstalt zu machen."

Blindheit der Pferde.

Es ist gewiß schon Vielen aufgefallen, daß unter allen Hausthieren das Pferd am meisten an Augenfehlern leidet und am häufigsten erblindet. Es sind namentlich vier Ursachen, welche die Augenkrankheiten der Pferde verschulden, als: 1) schlechte, verdorbene Luft in den Ställen; 2) unpassende Höhe der Raufen für das Rauhfutter; 3) die Scheuleder und 4) die Peitsche.

1) Statt gesunde frische Luft findet man meistens scharfen, beißenden Dunst, welcher um so ärger und um so schädlicher ist, je niedriger die Ställe und je ungenügender das Licht, je schlechter die Ventilation und je weniger die Reinlichkeit in denselben sind. Der Pferdestall erhält sein Licht am besten von oben durch die in der Höhe angebrachten Fenster, gegen welche die Thiere mit den Köpfen stehen. Immer aber sollten die Ställe möglichst hell sein, denn das Pferd ist kein Thier der Finsterniß und liebt nicht künstliche Dunkelheit, sondern will helle, freundliche Stallung. Der beißende Dunst, der so ungemein schädlich für das Auge, kann durch gehörige Ventilation, gut angelegten Fußboden, der die Abgangsflüssigkeit nicht in sich aufnimmt, sondern schnell fortleitet, und durch Reinlichkeit leicht entfernt werden.

„Die Hälfte der erblindeten Pferde haben ihr Uebel schlechten Ställen zu verdanken."

2) Unpassende Höhe der Raufen für das Rauhfutter.

Wenn die Raufen für das Rauhfutter nicht in richtiger Höhe angebracht sind, so kommt es nämlich nur zu leicht vor, daß eine Granne (Aehrenspitze) dem Thiere ins Auge geräth, wodurch dieses je nach Umständen mehr oder minder gereizt oder gar verletzt wird, so daß oft alles natürliche Thränenwasser das Uebel nicht mehr zu heben vermag und Entzündungen entstehen, in Folge deren sehr häufig das Auge verloren geht, zumal wenn das Thier dabei, wie leider so vielfach der Fall, nicht geschont oder auch gar noch falsch behandelt wird.

„Das Auge ist ein gar zarter Theil, verlangt Schonung und verständige Behandlung."

3) Die Scheuleder.

Eine leider noch so wenig bekannte Ursache des Uebels sind die bekannten Scheuleder an den Kopfgeschirren der Pferde. Die Augen der Pferde liegen im spitzen Winkel gegen das Nasenbein; sie stehen also in gerader Stellung seitwärts und umfassen einen weit größeren Gesichtskreis, als diejenigen des Menschen. Um nun den Thieren das Scheuen vor plötzlich auftauchenden Gegenständen zu benehmen, gebraucht man die Scheuklappen, welche dem Auge den Seitwärtsblick wehren und es zwingen, blos nach vorne zu schauen. Darauf ist aber das Pferdeauge nicht eingerichtet, und es befindet sich deshalb in einem steten Zwange, an den es sich nie gewöhnen kann, weil die natürliche Stellung des Auges nicht dazu angethan ist. In Folge dessen ist es auch ganz natürlich, wenn das Auge schwach und krank wird oder gar abstirbt. — Die Scheuklappen haben erfahrungsgemäß auch gar keinen Zweck, im Gegentheil, sie machen die Thiere ängstlich und vermehren das Uebel, das sie verhüten sollen.

„Lege der Natur keinen Zwang an, sie verträgt ihn nicht und braucht ihn nicht."

4) Die Peitsche.

Dieses bei uns vermeintlich unentbehrliche Haus- und Spielwerkzeug findet man in der Hand geschickter wie ungeschickter Lenker; es wird benutzt, um Zorn und Rohheit auszulassen, aber auch aus Zeitvertreib und Spielerei; kein Wunder denn auch, wenn mit demselben zahllose Uebel verübt und Leiden geschaffen werden, die nicht nöthig und leicht zu verhindern sind. — Wir wollen hier die goldene Mittelstraße betreten, d. h. nicht sprechen von den zügellosen Rohheiten, die mit der Peitsche schon verübt wurden, und auch nicht davon, daß beispielsweise der Chinese von einer Peitsche oder Aehnlichem gar nichts weiß und dafür nur gute Worte kennt, womit er Alles erreicht, was er erreichen will, aber davon wollen wir sprechen, daß in zahllosen Fällen durch Unvorsichtigkeit, Ungeschicklichkeit, oft sogar auch aus Gewohnheit, nur um die Peitsche recht schwingen zu können, mit dem feinen Ende der Schnur das zarte Auge getroffen und verletzt wird, Blutgefäße in demselben bersten und schmerzliche Entzündungen entstehen, welche die Sehkraft für immer rauben.

„Lenke dein Thier mit Herz und Verstand, das bringt dir und deinem Hause Ehre." (Der Straubinger Thierschutzverein.)

Zehnter Jahresbericht

des Damencomités des Rigaer Thierasyls pro 1886.

Verfaßt von der Vorsitzenden.

Motto: So lange die Thierschutzvereine sich auf das Nützlichkeitsprincip begründen, ist nichts Dauerndes und Aechtes durch sie zu gewinnen und der Gedanke, der sie hervorrief, bleibt entstellt und aus Feigheit unausgesprochen.

Richard Wagner.

Wir stehen mit dem vorliegenden zehnten Jahresbericht an einem wesentlichen Wendepunkte und bedeutungsvollen Marksteine unseres thierschützerischen Wirkens, nicht bloß weil wir auf das erste Decennium gemeinsamer Arbeit zurückblicken dürfen, sondern weil wir mit dem Abschlusse dieses Zeitraumes in eine hocherfreuliche, günstige neue Epoche getreten sind und das bereits vor zehn Jahren gewollte, gewünschte und angestrebte Ziel unserer Selbständigkeit — freilich erst nach vielen schmerzlichen, aber lehrreichen Erfahrungen, nach schweren Kämpfen und ernstem Ringen — nunmehr erreicht haben, indem unser Comité nach erfolgter ministerieller Bestätigung eigener Statuten unter dem erbetenen, bisher geführten Namen: „Damencomité des Rigaer Thierasyls" als selbständiger Thierschutzverein anerkannt worden ist.

Wenn wir uns dieser großen Errungenschaft in dankbarem Gedenken aller hochherzigen Freunde, Beschützer und Gönner, die uns Rath, Schutz und Hilfe haben angedeihen lassen, von ganzem Herzen freuen, so geschieht das keineswegs aus Herrscher- und Emancipationsgelüsten, sondern einzig und allein, weil es uns mit hoher Befriedigung erfüllt, den uns innewohnenden, uns treibenden Thierschutzgedanken hinfort in unserem Sinne und Geiste zu Thaten werden zu lassen und Dauerndes und Aechtes anstreben zu dürfen, ohne dabei beständig durch Einmischungen und Vergewaltigungen behindert, gestört und entmuthigt zu werden, die wir nicht dulden, uns ihnen nimmer fügen durften, weil es dabei stets mehr oder weniger darauf abgesehen war, uns allmälig die wesentlichste Grundlage unseres Wirkens, die des Mitleidens und der Gerechtigkeit gegen unsere vielfach bedrängten, niederen Mitgeschöpfe zu entziehen und uns auf den ausgetretenen Weg des Nützlichkeitsprincips zu drängen, dessen Motive, wiewohl in mancher Hinsicht berechtigt und verwerthbar, doch meist mißverstanden werden und daher nur ausnahms- und bedingungsweise herangezogen, aber nie vorgeführt werden sollten, um dem Thierschutze Anhänger zu gewinnen. Mitglieder, welche sich durch dieses Mittel zum Beitritt bewegen lassen sind nie und nimmer Förderer wahren Thierschutzes, denn sie suchen auch im Thierschutze nur das Ihre und treten so das hehre christliche Gebot der Liebe unter die Füße. Nur der Thierschutz, dessen innerstes Wesen von dem menschlichen Egoismus völlig

abgesondert ist, bietet, indem er der Thierwelt um ihrer selbst willen nach allen Seiten hin gerecht zu werden strebt, zugleich auch der Menschheit selbst Dauerndes und Aechtes, nämlich das Fortschreiten höchster Gesittung und Veredelung und die Erneuerung und Wiederbelebung wahrhaft christlich-religiöser Sinnesart im Gegensatz zu jenem modernen Schein-Christenthum, das der Moral und Sittlichkeit meint entrathen zu können und sich mit hochmüthiger, vornehmer Thierverachtung und bereitwilligen Compromissen in Betreff offenkundigster Thierquälerei gar wohl verträgt.

Von einem übersichtlichen Rückblicke auf das zurückgelegte erste Decennium, wie ein solcher für den zehnten Jahresbericht von uns beabsichtigt worden war, meinen wir insofern absehen zu sollen, als wir durch die Veröffentlichung einer sogenannten „Gründungsgeschichte" unseres Thierasyls im letzten Jahresberichte des livl. Thierschutzvereins, zu Zurechtstellungen und Ergänzungen dieser einseitigen und unrichtigen Darstellung gezwungen, gewissermaßen einen Rückblick auf das Entstehen und Werden unserer Anstalt bereits im Laufe des vorigen Jahres gegeben und in diesen Blättern zum Abdruck gebracht haben. Es sei nur noch erwähnt, daß, ungeachtet aller das, verwaltende Comité beengenden und beschränkenden Fesseln, sich aus unseren Jahresrechenschaften auch ein äußeres Wachsen unseres Asyls ergiebt. Haben wir auch keine Kapitalien anzusammeln vermocht, so ist es uns doch gelungen, den immobilen Besitz der Anstalt von anfänglich 5000 Rbl. auf 10,240 Rbl. zu bringen und durch die von Jahr zu Jahr geschaffenen Erweiterungen der hilflosen Thierwelt in größerem Maßstabe Hilfe und Schutz zu bieten.

Blicken wir speciell auf das letzte Vereinsjahr zurück, in welches wir unter ebenso schwierigen als bedrückenden Verhältnissen getreten waren, so müssen wir bekennen, daß es, namentlich mit Bezug auf den öffentlichen Thierschutz, keineswegs als ein Jahr des Fortschrittes, sondern vielmehr nur als ein Jahr des Stillstandes bezeichnet werden kann. Ein letzter Versuch unsererseits, die Möglichkeit eines Miteinander- oder doch Nebeneinandergehens mit dem livl. Thierschutzverein anzubahnen, schlug fehl, indem unser Antrag auf Nichtigkeitserklärung der Beschlüsse der Generalversammlung vom 21. Februar — in welcher die in der November-Versammlung verhinderte Vergewaltigung der Minorität durch die Majorität durchgesetzt und die Instruction des Vorstandes mit verschärften Zusätzen angenommen worden war, um demnächst der Verwaltung des Thierasyls octroyirt zu werden — vom Vorstande ignorirt und das Comité in Folge dessen zu dem unvermeidlichen Schritte hingedrängt wurde, seine Loslösung vom livl. Thierschutzverein auf gesetzlichem Wege herbeizuführen. In einem Schreiben an den Herrn livländischen Gouverneur gaben wir diesem motivirten Wunsche Ausdruck und baten uns die Fortführung des Thierasyls auf Grund unseres Stiftungsprotokolls, unabhängig vom livl. Thierschutzverein, vorläufig bis zur Bestätigung eigener Statuten zu gestatten. In seinem Antwortschreiben erklärte der Herr Gouverneur, daß der Einreichung eigener Statuten und der Unterbreitung derselben an den Herrn Minister seinerseits nichts im Wege

stünde, daß er jedoch nicht in der Lage sei, dem Comité vor der Bestätigung eigener Statuten die Unabhängigkeit vom livl. Thierschutzverein zu gewährleisten. Nunmehr gingen wir unter gütiger Assistenz bewährter Gönner an die Ausarbeitung eigener Statuten, welche bereits am 29. April dem Herrn livl. Gouverneur unterlegt werden konnten. Die ministerielle Bestätigung erfolgte in verhältnißmäßig kurzer Zeit, schon am 13. December, und am 14. Januar d. J. wurden uns die bestätigten Statuten zugestellt. Das Comité fühlt sich dem Herrn livl. Gouverneur für seine gütige Befürwortung zu herzlichem Danke verpflichtet und nicht minder dem Vorstande der Russischen Central-Thierschutzgesellschaft in Petersburg, dessen vom Ministerium des Innern eingefordertes und von dem Vice-Präses Herrn Geheimrath Sfawinow redigirtes Gutachten, in hohem Grade wohlwollend und für die Selbständigkeit des Comités warm eintretend, abgefaßt war. Beiden hochherzigen Gönnern sei auch an dieser Stelle unser wärmster ergebenster Dank ausgesprochen.

Kehren wir nunmehr zu unserer thierschützerischen Thätigkeit zurück. Das Ziel der Selbständigkeit unverrückt im Auge haltend, fügten wir uns in die gegebenen ungünstigen Verhältnisse und verzichteten, um weiteren, unliebsamen Collisionen aus dem Wege zu gehen, fast vollständig auf die Ausübung öffentlichen Thierschutzes, vornehmlich in Betreff des Anhaltens elender Pferde; wir beschränkten uns zumeist darauf, diesen ärmsten, vielgeplagten und vielmißbrauchten Märtyrern menschlicher Habgier dadurch Schutz und Hilfe zu gewähren, daß wir eine Anzahl derselben behufs Tödtung von ihren Eigenthümern und vom Vorstande des livl. Thierschutzvereins ankauften. Es wurden zu diesem Zwecke 245 Rbl. und außerdem gegen 40 Rbl. an Transportkosten verausgabt und zwar 54 Rbl. für 12 von den unbemittelten Besitzern selbst gebrachte Pferde und 191 Rbl., welche wir dem Vorstande des livl. Thierschutzvereins für 77 von ihm zur Tödtung geschickte Pferde zu entrichten hatten. Darunter befand sich freilich ein Pferd, das uns allein 20 Rbl. zu stehen kam; dasselbe war längere Zeit auf Kosten des livl. Thierschutzvereins im Asyl verpflegt und da der Eigenthümer in die Abtretung behufs Tödtung nicht gewilligt hatte, von dem Vorstande des livl. Vereins, der auf diese Weise zu einem Theil seiner Auslagen kommen wollte, zur Auction gestellt worden, woselbst es bis auf 20 Rbl. hinaufgetrieben und der Directrice des Asyls zugeschlagen wurde, welche das beklagenswerthe Geschöpf vor letzter Ausbeutung durch menschliche Habsucht bewahren wollte, da es an allen vier Füßen krank, vom Anstaltsarzt als „ohne die ärgsten Schmerzen nicht verwendbar" attestirt war. Es vermochte kaum den Rückweg in's Asyl zurückzulegen und wurde daselbst erschossen. — Bis zum December v. J. hatten wir dem livl. Thierschutzverein, einer früheren Vereinbarung gemäß, für jedes von ihm zum Tödten geschickte Pferd durchschnittlich 2 Rbl. zu zahlen; von da ab wurde uns dieser Vertrag gekündigt und die Forderung gestellt, dem Verein dessen eigene Auslagen beim Ankauf in vollem Umfange wiederzuerstatten, worauf wir selbstverständlich im Interesse

unserer Schützlinge eingingen, um sie von qualvollster Todespein in der Abdeckerei zu erretten. Uebrigens ist unser Verfahren, elende Pferde ihren Quälern abzukaufen, um sie tödten zu lassen, nur insofern von Werth, weil es uns die Möglichkeit bietet, den Schmerzen der armen Thiere ein rasches Ende zu machen — der Thierschutzsache selbst gereicht es jedoch weit mehr zum Schaden als zur Förderung, denn es wird für den Egoismus des Thierquälers ein Antrieb mehr, sein in Folge von Krankheit, Ueberanstrengung oder Alter abgängiges Thier für den Lebensrest noch erst recht nach Möglichkeit auszubeuten, es bei steter Arbeit darben und hungern zu lassen und zwar weil er die sichere Aussicht hat, zuletzt, wenn es ihm abgenommen wird, noch beliebig hohe Forderungen für die Abtretung desselben erzwingen zu dürfen. Es tritt hierdurch an Stelle der den Thierpeiniger abschreckenden Strafe — eine zur Thierquälerei anspornende, gewissermaßen die Gesetzesverletzung belohnende Entschädigung! So ergab sich z. B. kürzlich im Thierasyl nach der Tödtung eines vom livl. Thierschutzverein geschickten, mit 4 — 5 Rbl. bezahlten Pferdes, daß der Hüftknochen des einen Hinterschenkels gebrochen war und daß sich an der betreffenden Stelle bereits ein äußerst schmerzhafter Abscеß gebildet hatte. Welche unsagbaren Qualen mußte das in einem so leidensvollen Zustande zur Arbeit gezwungene Thier erduldet haben! Dem Bösewicht hätte statt der erhaltenen Entschädigung das höchste Strafmaß gebührt. Welch' herbe Ironie gegenüber unseren weitgehenden Thierschutzverordnungen! Und was helfen die strengsten Strafgesetze, wenn sie nicht geltend gemacht werden, nicht zur Durchführung gelangen! Das liegt aber daran, daß der ganze Apparat der Beschwerde- und Klageführung gegen die offenkundigsten Uebertreter des Thierschutzgesetzes bei uns zur Zeit leider noch so complicirt und zeitraubend ist, daß selbst der entschiedenste Thierfreund sich nur schwer entschließt, diesen Weg zu betreten und zwar um so schwerer, weil im günstigsten Falle die Strafen so geringfügig ausfallen, daß der Uebelthäter dem Kläger in's Gesicht lacht und sein geplagtes Thier, falls man sich mit ihm über die Abtretung desselben zur Tödtung nicht zu einigen vermag, nach wie vor quält und mißbraucht. In einsichtsvoller Berücksichtigung dieses schädigenden Uebelstandes hatte in früheren Jahren der Herr Polizeichef gestattet, daß elende, offenbar untaugliche, aber trotzdem bei der Arbeit betroffene Pferde durch Thierschutzvereinsglieder unter Hinzuziehung von Polizeibeamten in's Asyl geführt und deren Besitzer, falls nach veterinairärztlicher Untersuchung das betreffende Attest auf völlige Unverwendbarkeit lautet, — vor die Alternative gestellt werden durften, entweder in die Tödtung zu willigen oder die Sache den die Schuldigen mit Strafen bedrohenden gerichtlichen Gang nehmen zu lassen. Dieses vereinfachte, fast immer vom gewünschten Erfolge begleitete Verfahren wurde auch später unter dem neuen Herrn Polizeimeister aufrecht erhalten, ja derselbe ging noch weiter und nahm den Agenten des Asyls, für welchen wir um ein Abzeichen an der Mütze nachgesucht hatten, statt dessen in die Zahl der Wachtmeister auf und zwar mit der Berechtigung, die betreffende Uniform tragen zu dürfen. Diese, sich

vortrefflich bewährende Verfügung sollte indessen nicht lange unseren Schützlingen zu Gute kommen, denn sie wurde schon nach wenigen Monaten wieder aufgehoben. Als nämlich der Herr Aeltere Polizeimeister, in der irrthümlichen Annahme, das Thierasyl sei eine Anstalt des livl. Thierschutzvereins, — eine gegen dasselbe bei ihm vorgebrachte Klagesache dem Präses behufs Meinungsäußerung zuschickte, hatte letzterer diesen Anlaß benutzt, um in seinem Antwortschreiben der Polizei vorzuwerfen, sie selbst trage mit die Schuld an den statutenwidrigen Uebergriffen (!!) des Thierasyls, indem sie von sich aus das Recht der Confiscation durch die Genehmigung einer Wachtmeisteruniform für den Asyl-Agenten beglaubigt und die Uniform einem Manne verliehen habe, den der livl. Thierschutzverein vor zwei Jahren Bedenken gehabt habe, als Agenten anzustellen! Dieses sich selbst richtende Vorgehen zog alsdann noch eine weitere, die Ausübung des öffentlichen Thierschutzes empfindlich schädigende und erschwerende Verordnung nach sich, der zufolge das vereinfachte Verfahren beim Anhalten untauglicher Pferde nicht nur dem Comité, sondern in gleicher Weise dem Thierschutzverein gelegt wurde; auch blieben die späteren Bemühungen des Vorstandes des livl. Vereins, nunmehr seinen Agenten in den Dienst der Polizei als Wachtmeister aufgenommen zu sehen, ohne Erfolg. Das Comité aber hat, in Aussicht größerer ihm mit seiner Selbständigkeit zufallender Rechte sich seitdem nicht weiter in dieser Angelegenheit bemüht, selbst dann nicht, als die Criminaldeputation in ihrem Bescheide vom 4. Juli 1886 jene, bei dieser Behörde weiter verfolgte und erledigte Klagesache zu Gunsten der Asyl-Verwaltung entschieden hatte.

Wie dürften wir uns wundern, daß nach solchen unerfreulichen, thierschutzfeindlichen Vorgängen der öffentliche Thierschutz im verflossenen Jahre äußerst geringe Erfolge aufzuweisen vermochte! Gilt das schon von den Pferden, so in noch weit höherem Grade von den Hunden, die seit bald zwei Jahren die verachteten Parias, die armen Ausgestoßenen bei uns in Riga geworden sind, welche täglich von früh bis spät vor Aller Augen verfolgt, gehetzt, geschleift und gewürgt werden dürfen, falls sie nicht mit dem Maulkorbapparat und der Polizeimarke versehen sind. Wir wollen keineswegs der Fahrlässigkeit, Gleichgiltigkeit, ja Renitenz vieler Hundebesitzer das Wort reden, die durch Nichtbefolgung der nun einmal bestehenden Vorschrift ihre Thiere roher Mißhandlung und qualvollem Tode preisgeben, ja wir vermögen von unserem Standpunkte aus nicht einmal diejenigen zu entschuldigen, welche, nachdem ihre Hunde mit dem vorgeschriebenen Maulkorbe versehen, trotzdem eingefangen oder desselben wiederholt beraubt worden, schließlich ermüden, sich stets von neuem diese vergebliche Ausgabe zu machen, aber leugnen läßt es sich doch auch nicht, daß diese lästige und nutzlose Verordnung so viel Ungerechtigkeit in sich schließt, daß sie recht dazu angethan ist, Renitenz und Erbitterung hervorzurufen, und die nöthige Achtung vor behördlichen Erlassen zu untergraben. Den hin und wieder gegen den täglich sich wiederholenden Unfug beim Hundefangen in unsern

Tagesblättern laut werdenden Stimmen wurde das erwünschte Gegengewicht geboten durch die beliebten Reklameartikel zur Verherrlichung der Pasteur'schen Impfungen, welche in drei Sprachen verkündet, dazu angethan waren, dem Publikum das Schreckgespenst der Tollwuth immer wieder in Erinnerung zu bringen und stete Besorgniß und Furcht vor unsern besten Freunden und treusten Beschützern zu nähren und wach zu erhalten. Und so blieb es denn bei den sich mehr und mehr einbürgernden Verfolgungen und Greueln. Selbst ein, in diesen Blättern bereits inhaltlich wiedergegebenes, von 240 Einwohnern Riga's unterzeichnetes, dem Stadtamt am 1. October v. J. eingereichtes Gesuch, in welchem die Petenten um Abänderung des „Ortsstatuts zum Schutze vor Hunden" baten, ist unerfindlicher Weise, trotz erneuter Anfrage und wiederholter Bitte, bisher völlig ignorirt und keiner Berücksichtigung werth befunden worden.

Die, gleich dem Pasteur'schen Tollwuthgift künstlich erzeugte und ebenso systematisch kultivirte Furcht, welche in jedem Hunde einen Feind sieht, weil er doch vielleicht einmal toll werden könnte, — führte dem Asyl auch im verflossenen Jahre 16 tollwuthverdächtigte Hunde zur Beobachtung zu; außerdem war ein Hund dieser Kategorie aus dem Vorjahre verblieben, der übrigens alsbald gesund entlassen werden konnte. Von den neuhinzugekommenen waren 4 von der Polizei, ohne die geringsten Anzeichen dieser Krankheit eingeliefert; der eine trug die Spuren arger Mißhandlungen und Schläge und war auch an seinen inneren Organen geschädigt, so daß er bald erlag; der zweite war nur böse und wurde, da er keinen Herrn hatte, verkauft; der dritte litt in Folge wassersüchtiger Anschwellungen an Beängstigungen, was natürlich sofort für Tollwuth angesehen wurde; derselbe konnte nach einiger Zeit seinem Herrn geheilt zurückgegeben werden; der vierte erwies sich vollständig gesund und hatte nur gebissen, weil er während des Essens geneckt worden war. Von ihren Eigenthümern waren 12 Hunde, weil mit verdächtigen Symptomen behaftet, zugeschickt worden; von diesen erwiesen sich 8 mehr oder weniger schwer krank und 4 vollkommen gesund; von den kranken erlagen 4 und zwar 3 an verschleppten Entzündungen und ein Pudel, der zu früh, im März, geschoren worden war und sich hierdurch Rheumatismus und Lähmung zugezogen hatte; ein Hund wurde mittelst Chloroform getödtet, um seine durch eine Darmentzündung hervorgerufenen unerträglichen Qualen zu verkürzen und 3 Hunde wurden ihrer Besitzern geheilt zurückgegeben. Als Kuriosum sei erwähnt, daß zwei Hunde nur deßhalb als tollwuthverdächtig zur Beobachtung eingeliefert waren, weil sie sich unter einander gebissen hatten.

Um der irrigen, sogar von Thierschutzvereinen aufgestellten Behauptung entgegenzutreten, daß nämlich die Tollwuth einzig und allein durch den Biß eines tollen Hundes erzeugt werde und daß ihre Entstehung völlig unabhängig von der Behandlung und pfleglichen Haltung sei, — bringen wir die kürzlich in diesen Blättern wiedergegebene Mittheilung des berühmten Professors Peter in Paris in Erinnerung, daß die Tollwuth häufig in

Folge der an den Thieren in den Laboratorien angestellten qualvollen Vivisektionen eintritt. Wird die Tollwuth mithin erwiesenermaßen durch qualvolle Experimente hervorgerufen, so kann sie selbstverständlich auch durch jede andere heftige Schmerzzufügung entstehen und wird daher die naturwidrige Haltung und schlechte Behandlung unbedingt als eine der wesentlichsten Ursachen der Entstehung der Tollwuth zu bezeichnen sein, eine vernünftige Pflege und gütige menschliche Behandlung hingegen das wichtigste Schutzmittel vor derselben bieten. Ein Hinweis und Hinwirken hierauf würde nicht nur menschenwürdiger, sondern zugleich gemeinnütziger und erfolgreicher sein, als das heutige System des veratorischen Verfahrens gegen den Hund und dessen Eigenthümer, ein Verfahren, das in fruchtlosen Versuchen die Natur mit verschiedenen, ungerechtfertigten, weil naturwidrigen Mitteln zu meistern versucht und hierdurch gerade geeignet ist das Uebel hervorzurufen, welches verhindert werden soll.

Als der Vorstand des livl. Thierschutzvereins dem Comité die mehrerwähnte Instruction für die Verwaltung des Thierasyls mit einem Begleitschreiben am 10. April zuschickte, wurde dasselbe dahin beantwortet, daß das Comité bei seinem von Anbeginn gegen diese Instruction erhobenen Protest beharre und als uns dann nach mehreren Monaten ein weiteres Schreiben des Vorstandes mit einem als „Ergänzung jener Instruction" bezeichneten Schema zuging, nach welchem hinfort unsere Rechenschaftsberichte abzufassen wir ersucht wurden, — da erachtete das Comité eine Beantwortung desselben für nicht angezeigt und zwar, weil der Vorstand den Protest des Comités ignorirt hatte und ferner, weil wir überhaupt jeder Collision mit einem Vereine aus dem Wege gehen wollten, der es nicht verschmäht hatte, seine Vereinsnachrichten auf der Rückseite eines Komödienzettels zu veröffentlichen, um die gegen das Damencomité hineingestreuten Ausfälle einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Am 28. April entsandten wir dem Kurländischen Thierschutzverein in Mitau ein Glückwunsch-Telegramm zu seinem 25jährigen Jubiläum; doch ist uns über den Verlauf dieser Feier nichts bekannt geworden, weil uns im Laufe des ganzen Jahres nur die April-Nummer des Vereins-Organs zugegangen ist.

Unserem Thierasyl sind auch im verflossenen Jahre großmüthige Zuwendungen im Betrage von 688 Rbl. zu Theil geworden. Durch Herrn Baron von Fircks erhielt dasselbe aus dem Nachlasse der Frau Gräfin Koskull 300 Rbl.; von einem gütigen Wohlthäter zum Bau einer in Aussicht genommenen Badestube für Hunde 200 Rbl.; von zwei bewährten Gönnerinnen, Frau Aeltester Sch. 100 Rbl. und Frau v. T. 50 Rbl. und außerdem einige kleinere Gaben. Das Comité sagt diesen edeln Wohlthätern der bedrängten Thierwelt, sowie Allen, welche durch gütige Beiträge im Sammelbuche und durch Unterstützung der Unternehmungen zum Besten der Anstalt die Erhaltung und Fortführung derselben ermöglichen halfen, seinen wärmsten Dank. Ebenso sei den hochverehrten Freunden und Förderern unseres

Thierschutz-Organs für die mit großherziger Selbstlosigkeit fortgeführte würdige Redaction und gediegene Mitarbeit innigst gedankt, sowie allen Gönnern und Gönnerinnen für die unserem Blatte zugewandten Subsidien.

Es fanden im letzten Vereinsjahre 17 Versammlungen des Comités statt, in dessen Bestande sich insofern eine Veränderung vollzog, als die Frau Cassaführerin aus Gesundheitsrücksichten austrat, wonach Frau A. Thiel, welche schon früher als Vice-Präsidentin eifriges Interesse bekundet hatte, wieder in den Vorstand gewählt wurde und das Amt einer Cassaführerin übernahm. Gegen den Schluß des Jahres trat nach erfolgter einstimmiger Wahl Miß K. Deighton in den Comité-Verband und hat uns seitdem unschätzbare Dienste geleistet, sowohl durch gütigst übernommene Uebersetzungen aus den uns zugehenden vortrefflichen englischen Journälen und Schriften, als auch durch thätige Unterstützung der das Thierasyl verwaltenden Comité-Damen. Den letzteren stand als ärztlicher Berather, nach wie vor, Herr Hofrath Ollino zur Seite, der unsere kranken Schützlinge mit bewährter Gewissenhaftigkeit und Freundlichkeit behandelt und einmal wöchentlich im Asyl seinen ärztlichen Rath Unbemittelten unentgeltlich ertheilt hat.

Das Comité hat sich auch im verflossenen Jahre eines anregenden Verkehrs und Schriftenaustausches mit vielen, gleiche Ziele verfolgenden Vereinen und Freunden des Thierschutzes erfreut und bittet im Interesse gemeinsamer Bestrebungen um die Fortdauer dieser fördernden Beziehungen. Durch das frühe Hinscheiden des um die Thierschutzsache hochverdienten edlen Thierfreundes Herrn Jules Charles Scholl in der Schweiz hat auch unser Comité einen schweren Verlust erlitten, denn durch seine regelmäßigen interessanten Mittheilungen wurden wir über den Gang der thierschützerischen Bestrebungen und Vorkommnisse in seinem Vaterlande unterrichtet und vermissen nunmehr schmerzlichst seine sympathischen Zuschriften, die durchglüht vom wärmsten Mitgefühl für die gemißhandelte Thierwelt, zugleich seiner höchsten sittlichen Entrüstung und Empörung gegen alle Thierquäler, zumal gegen die im Doctorhute und mit dem Professorentitel — Ausdruck liehen.

Es erübrigt noch mitzutheilen, daß der hochverdienstvolle Redacteur unserer Zeitschrift, Herr Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff, im December v. J. vom Straubinger Thierschutzverein durch Ernennung zum Ehrenmitgliede und Ueberreichung des betreffenden Diploms ausgezeichnet und die Comité-Vorsitzende vom Wilnaer Thierschutzverein zum correspondirenden Mitgliede erbeten worden ist.

An Thierschutzzeitungen erhielten wir, zum Theil im Austausche gegen den „Anwalt der Thiere“: „The Zoophilist“, Organ der beiden vereinigten großen Antivivisektions-Gesellschaften in London; „Die Taube“, Berliner Thierschutz-Zeitung; „Der Thierfreund“, Monatsschrift des Wiener Thierschutzvereins; „Der Thier- und Menschenfreund“, Organ des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter und der neuen Thierschutzvereine zu Berlin, Dresden, Hamburg und Leipzig; „Der Bote“ (Westnik) der Russischen Thierschutzgesellschaft in

Petersburg; „Cimbria", Zeitschrift des Verbandes Schleswig-Holstein. Thierschutzvereine (Nr. 1 und 2); „Der Thierfreund", Mittheilungen des Würtembergischen Thierschutzvereins; „Androklus", herausgegeben vom Dresdner Verein zum Schutze der Thiere; „Miesiecznek", Organ des Lembergschen Thierschutzvereins; „Rundschau" auf dem Gebiete der Thiermedicin und vergleichenden Pathologie; „Vierteljahrsschrift" des Kurländischen Thierschutzvereins (April-Lieferung); „Sunem" Berliner Wochenblatt; „Vereinsblatt" für Freunde der natürlichen Lebensweise; „Pestalozzi-Blätter" (№ 19—36). — Jahresberichte erhielten wir: Vom internationalen Verein in Dresden, von den Antivivisektions-Gesellschaften in London, Hannover und Bern und von den Thierschutzvereinen in Hamburg, Riga, Straubing, Bern und Luzern. An Schriften im Interesse des Thierschutzes gingen uns zu: „The future of the lower animals" von Frances Power Cobbe; „Pasteur: his med od and its results" von Anna Kingsford Dr. med., sowie verschiedene gegen die Pasteur'schen Impfungen gerichteten und andere die Buisson'sche Heilmethode der Tollwuth empfehlenden englischen Schriften; „Behandlung der Tollwuth mit der Wurzel von „Spiraea Ulmaria" von Dr. med. Maldsinewitz; „Kleiner homöopathischer Hausthierarzt" von H. Fischer; „Leitfaden für die Erziehung der Kinder zur Beschützung des Thieres" von C. W. Peter; „Ueber Instinktbewegungen und Instinkte" von Professor F. Meißner; „Die Errichtung öffentlicher Schlachthäuser" von Herm. Falk; „Die Fehler der Milch und Butter" von Otto Köhnke; „Thierbeobachtung und Thierliebhaberei der alten Griechen" von E. Kurtz; „Die Petition des Verbandes der deutschen Thierschutzvereine an den deutschen Reichstag, die Thierquälerei beim Schlachten betreffend"; „Sonderabdruck aus der Allgemeinen Thierschutz-Zeitschrift in Darmstadt" und verschiedene kleine Drucksachen vom Straubinger Thierschutzverein. An Schriften in französischer Sprache erhielten wir zwei von Paul Combes verfaßte Broschüren: „Les douze travaux de M. Pasteur" und „La verité sur la rage".

Wir können unseren Bericht mit der uns so eben durch eine Bekanntmachung des Herrn Polizeimeisters zugehenden hocherfreulichen Mittheilung schließen, daß der unheimliche Hundefang, bis auf weitere Verfügung, in Zukunft nur in den frühen Morgenstunden erfolgen darf. Wir begrüßen diese erste Errungenschaft unserer vielfachen, in dieser Richtuug wiederholt versuchten, aber bisher leider stets erfolglos gebliebenen Bemühungen mit hoher Befriedigung und werden nicht ermüden, eine Reorganisation des bisherigen Modus des Hundefanges anzubahnen und anzustreben. Wenn es unserem Verein gelingen sollte, durch sein Mitwirken die dringend nothwendige Beseitigung dieser schreienden Mißstände herbeiführen zu helfen, so wäre hierdurch nicht bloß dem Thierschutze, sondern ebenso dem Menschenschutze ein wesentlicher Dienst geleistet und unsere auf ihre Einrichtungen so stolze Stadt dürfte sich freuen, von einem häßlichen Makel befreit zu werden, der ihr seit den letzten Jahren anhaftet.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die uns durch unsere Vereinsstatuten zu Theil gewordenen größeren Rechte, uns dem entsprechend auch größere Pflichten auferlegen, werden wir stets darauf bedacht sein, daß unser Eifer für unsere gute, gerechte und große Sache nimmer erkalte und erlahme, sondern mehr und mehr zunehme und wachse zum Wohle unserer sprachlosen, hilfsbedürftigen Schützlinge, deren Rechte unbeirrt zu vertreten, ihnen ein redlicher, furchtloser Anwalt zu sein uns Allen immerdar ernsteste Gewissensfache bleiben soll. Alle Freunde und Gönner wahren Thierschutzes, des Thierschutzes, der sich nicht auf das Nützlichkeitsprincip begründet, sondern Dauerndes und Aechtes zu gewinnen anstrebt — seien herzlichst gebeten, sich uns anzuschließen, um in treuer, liebreicher, energischer Mitarbeit, mit vereinten Kräften dem uns vorgesteckten Ziele immer näher zu rücken.

Berichte der Schrift- und Rechnungsführerin.

I. Cassa-Bericht pro 1886.

Einnahme:	Rbl.	Kop.
An Baarbehalt vom Jahre 1885	1044	26
„ Beiträgen der Comité-Angehörigen und Sammlungen im Publikum	650	90
„ Erträgen wohlthätiger Unternehmungen	1305	56
„ Zahlungen für ärztliche Behandlung	26	5
„ Geschenken für verlassene Thiere und zum Bau einer Badestube für Hunde	688	—
„ Zahlungen für Cur und Verpflegung von Pferden und Hornvieh	1250	90
„ Einnahmen durch den Verkauf von Kälbern	34	—
„ Einnahmen durch den Verkauf von Milch und Schmand .	495	—
„ Erträgen durch Verwerthung der getödteten Pferde und aus dem Verkauf von Dünger.	434	85
„ Zahlungen für Cur und Verpflegung von Hunden. . . .	762	15
„ Einnahmen durch den Verkauf von Hunden	200	40
„ Zahlungen für Cur und Verpflegung von Katzen	57	90
„ Zahlungen für Cur und Verpflegung von Geflügel . . .	8	—
„ Rente	8	39
„ Zahlungen vom Vorstande des livl. Thierschutzvereins für 127 Verpflegungstage der von ihm geschickten kranken Pferde, für das Eingraben eines todten Pferdes und für 2 Pferden theilweise geleistete Curkosten	67	70
„ Rückerstattung der für den Stall des livl. Thierschutzvereins von der Asyl-Verwaltung bei Ablieferung der Pferde gemachten Auslagen	94	—
Summa:	7128	6

Ausgabe:	Rbl.	Kop.
Für Fütterungskosten von Pferden und Hornvieh (146 Stück)	2377	76
„ Ankauf von 12 Pferden den unbemittelten Eigenthümern gezahlt	54	—
„ Transport derselben	8	80
„ Ankauf von 77 vom livl. Thierschutzverein zur Tödtung geschickten Pferden, demselben gezahlt	191	—
„ Transport derselben	30	25
„ den Vereinsstall des livl. Thierschutzvereins an gemachten Auslagen	94	—
„ Tödten und Abfellen der Pferde und Eingraben der Ueberreste	156	10
„ Fütterungskosten von Hunden und anderen Hausthieren (493 Stück)	1023	5
„ Fütterungskosten von Geflügel	6	70
„ Arzneien und Bäder	143	—
„ Honorar der Veterinairarztes	150	—
„ Besoldung, Geschenke und theilweise Beköstigung von 4 Dienstboten	649	30
„ Brennholz und Beleuchtung	225	41
„ Ankauf, Ergänzung und Reparatur des Inventars und für verschiedene Ausgaben	221	24
„ Abgaben, Feueraffecuranz und Neujahrsgelder	106	4
„ Incassogebühren	48	50
„ verschiedene Ausgaben für Pferde und Hunde, als: Schmied, Streu und Lagerstroh	183	75
„ Remonte	306	44
„ Inserate, Telegramme, Stempelmarken ꝛc.	34	6
„ Druckkosten von 300 Exemplaren der „Gründungsgeschichte des Rigaer Thierasyls“	44	—
„ den „Anwalt der Thiere“ an Subvention	28	18
Summa:	6081	58

Bilance.	Rbl.	Kop.
Summa der Einnahme	7128	6
Summa der Ausgabe	6081	58
Verbleibt Cassenbestand zum 1. Januar 1887	1046	48

Das Hauptbuch über Einnahme und Ausgabe, sowie die Specialbücher des Thier-Asyls sind von den erbetenen Revidenten, den Herren W. Vajen und W. Kindermann einer genauen Abstimmung unterworfen und die Richtigkeit derselben bestätigt worden.

Das Vermögen des Rigaer Thierasyls besteht:	Rbl.	Kop.
1) In dem Nutzungsrechte zweier Erbgrundzinsplätze im Werthe von	1470	33
2) In Baulichkeiten im approximativen Schätzungswerthe von	7900	—
3) In einem Inventar im Schätzungswerthe von	870	55
Summa:	10240	88

II. Bericht über den Bestand der Thiere im Jahre 1886.

	Pferde	Kühe	Kälber	Schafe	Hunde	Katzen	Geflügel	Zusammen
Es verblieben zum 1. Januar 1886	12	5	—	1	88	8	7	121
Es kamen im Jahre 1886 hinzu	123	1	4	—	365	32	3	528
Also 1886 verpflegt	135	6	4	1	453	40	10	649
Im Jahre 1886 entlassen. .	22	1	2	—	189	7	2	223
Im Jahre 1886 verendet resp. getödtet	99	1	1	1	174	22	2	300
Also schieden aus	121	2	3	1	363	29	4	523
Demnach verblieben zum 1. Jan. 1887	14	4	1	—	90	11	6	126

Von den Pferden waren 27 zur Cur, 10 zur Pflege und 1 Pferd bereits todt eingeliefert; 8 waren von den Eigenthümern zum Tödten zugeschickt und zu gleichem Zwecke aus den Mitteln der Anstalt 77 von dem livl. Thierschutzverein und 12 von ihren Besitzern angekauft worden. 20 Pferde wurden geheilt und 1 Pferd auf Wunsch der Polizei ungeheilt entlassen, 1 Pferd nach Lossagung des Besitzers für die Fütterungskosten verkauft und 14 Pferde verblieben zum 1. Januar 1887.

Von den Hunden wurden für 214 die Kosten von deren Eigenthümern, für 239 von der Anstalt bestritten, jedoch theilweise durch Verkauf wieder gedeckt. Zur Cur übergeben waren 143, zur Pflege 18, zum Tödten 35, zur Beobachtung 17 und 1 todter Hund zum Eingraben. Geheilt wurden 77, ungeheilt zurückgenommen 4, aus der Pflege und Beobachtung entlassen 26 und von 7 sagten die Besitzer sich los. Getödtet wurden 121, verkauft 38, verschenkt 30; es fanden ihren Herrn 3, starben 52, entkamen 4 und 90 verblieben zum 1. Januar 1887.

Von den Katzen wurden 19 getödtet, 5 geheilt entlassen, 2 verschenkt, 3 starben und 11 verblieben zum 1. Januar 1887.

Anzeige der Asylverwaltung.

Das Thierasyl, auf Hagensberg, Fuhrmannsstraße Nr. 31 belegen, ist für das Publikum den ganzen Tag, mit alleiniger Ausnahme der Stunden von 1—3 Uhr Nachmittags, geöffnet. Anstalts-Arzt ist der Stadtveterinair Herr Hofrath Ollino, welcher an jedem Mittwoch während seiner Anwesenheit im Asyl, zwischen 12—1 Uhr, Unbemittelten ärztlichen Rath unentgeltlich ertheilt.

Die Taxe beträgt für Pferde 50—80 Kop. täglich.
" " " " Kühe 50—70 " "
" " " " Hunde 50 Kop. bis 2 Rbl. wöchentlich.
" " " " Katzen 50 Kop. wöchentlich.
" " " " Eingraben von Hunden, Katzen ꝛc. 25—50 Kop.
" " " " " " Pferden ꝛc. 2 Rbl.

Außerdem ist für jedes zur Cur geschickte Thier eine einmalige Zahlung zu leisten und zwar für Hunde, Katzen ꝛc. 50 Kop., für Pferde, Kühe ꝛc. 1 Rbl.

Die Anzahlung ist für 1 Monat pränumerando zu entrichten; falls das betreffende Thier kürzere Zeit in der Anstalt verbleibt, wird der Ueberschuß zurückgezahlt.

Bei nothwendig werdender Eincassirung hat der säumige Zahler die Incassogebühren zu entrichten.

Falls die Eigenthümer nicht persönlich ihre Thiere einliefern, haben sie dem Ueberbringer ein Begleitschreiben mitzugeben, das ihre Verfügung über das betreffende Thier, ob zur Cur, zur Verpflegung, zur Beobachtung oder zum Tödten geschickt, enthalten muß, sowie die genaue Adresse des Eigenthümers, den Namen des Thieres und etwaige Krankheitssymptome.

Vorstand des Damen-Comités des Rigaer Thierasyls im Jahre 1886.

Frau wirkl. Staatsrath **M. v. Schilling**, Vorsitzende.
Frau **M. Haensel**, II. Vorsitzende.
Frau Consulent **J. Poenigkau** und Frau **A. Thiel**, Cassaführerinnen.
Fräulein **E. Douglas**, Vorsteherin des Thierasyls.
Fräulein **B. Douglas**, Schrift- und Rechnungsführerin.

Comité-Glieder:

Frau Staatsrath **A. v. Reinhold**,
Frau Staatsrath **L. v. Oern**,
Frau **E. v. Gödeberg**,
Fräulein **C. v. Lutzau**,
Fräulein **E. Reyher**,
Miß **K. Deighton**.
Frau **A. v. Stankiewicz**,
Frau Architekt **Zirkwitz**,
Frau **L. Schmidt**,
Fräulein **L. Eichberger**,
Fräulein **A. Möller**,
Fräulein **R. Reichardt**.

Mitglieder:

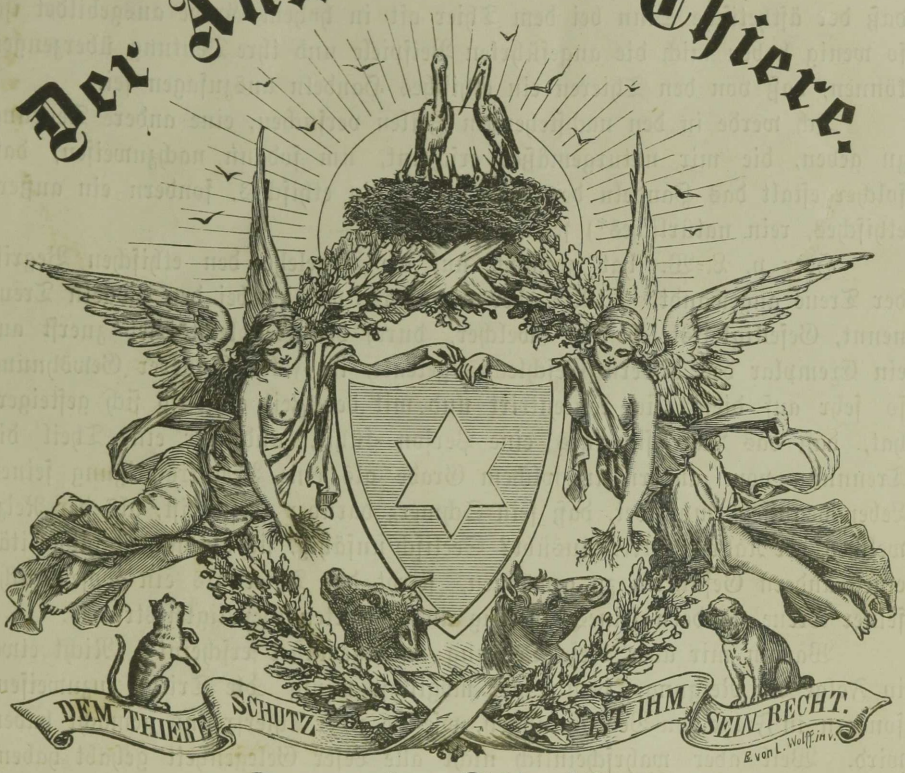
Frau Baronin **E. v. Mengden**,
Frau Notair **M. Lemcke**,
Frau **Schutow**,
Frau **F. Kaull**,
Frau **W. Deplanck**,
Fräulein **v. Bassi**,
Fräulein **Koch**.
Fräulein **Thiébaud**,
Frau **v. Sweridow**,
Fräulein **A. v. Paul**,
Fräulein **v. Czarnocki**,
Fräulein **v. Gussewitsch**,
Fräulein **Hollmann**,
Fräulein **Woost**.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 4 Марта 1887 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. **April, Mai 1887.** № 4/5.

Wenn wir den nachstehenden Artikel an der Spitze unseres Blattes abdrucken, so geschieht es, weil derselbe eine Meinungsäußerung in einer wichtigen Frage enthält und die Redaction ihre Entgegnung unmittelbar folgen läßt.

Giebt es ein ethisches Handeln in der Thierwelt?

Rob. Wulff.

In der Januar-Nummer dieses Blattes erschien ein Artikel über „die ethischen und ästhetischen Anfänge in der Thierwelt". Leider habe ich denselben damals nicht zu Gesicht bekommen, jedoch ist mir dies Vergnügen jetzt durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Verfassers zu Theil geworden. So interessant mir nun auch der Aufsatz war, sowohl an sich selbst, als auch ganz besonders als eine Ausführung der so schönen und hohen Idee, daß ein Pulsschlag durch die ganze Schöpfung geht und „ein Tritt tausend Fäden

regt", und so sehr ich auch mit dem Herrn Verfasser darin übereinstimme, daß der ästhetische Sinn bei dem Thier oft in hohem Grade ausgebildet ist, so wenig haben mich die angeführten Beispiele und ihre Deutung überzeugen können, daß von den Thieren ein ethisches Handeln auszusagen sei.

Ich werde in den nachstehenden Zeilen versuchen, eine andere Deutung zu geben, die mir naturgemäßer erscheint, um sodann nachzuweisen, daß solchergestalt das Handeln der Thiere nicht ein ethisches, sondern ein außer-ethisches, rein natürliches*) sei.

Herr v. L.-W. hat zunächst auf die Vogelehe den ethischen Begriff der Treue angewandt. Sollte aber nicht das, was er bei den Vögeln Treue nennt, Geselligkeitstrieb sein, welcher, durch den Geschlechtstrieb zuerst auf ein Exemplar des andern Geschlechts gelenkt, in Folge längerer Gewöhnung so sehr auf dieses sich koncentrirt und mit der Zeit einseitig sich gesteigert hat, daß das Paar sich als eine Person fühlt, und der eine Theil die Trennung vom andern in solchem Grade als eine Beeinträchtigung seines Lebensgenusses empfindet, daß sein Schmerz darüber größer ist, als der Reiz, welchen der Nahrungstrieb ausübt? Seelisch unfähig, sich an die Individualität eines andern Gefährten zu gewöhnen, stirbt das Thier als ein Opfer nicht seiner Treue, sondern seines einseitig ausgebildeten Geselligkeitstriebes.

Warum mir aber diese Deutung naturgemäßer erscheint? Nicht etwa in Folge der Neigung, dem Thier möglichst wenig edle Triebe zuzuweisen, sondern in Folge von Beobachtungen, wie sie jeder Thierfreund gemacht haben wird. Weil aber wahrscheinlich nicht alle Leser Gelegenheit gehabt haben, die eheliche Treue der monogamischen Vögel zu beobachten, so wollen wir ein Beispiel zur Erläuterung heranziehen, das uns näher liegt. Dem Hunde nämlich wird ja sehr häufig die Eigenschaft der Treue zugeschrieben, und zwar der Treue gegen seinen Herrn. Untersucht man nun aber, worauf diese so benannte Anhänglichkeit beruht, so wird man als ihren Grund die Liebe zur Geselligkeit, den Beharrungssinn und die Empfänglichkeit für Beifall finden. Die Erfahrung lehrt, daß diese Triebe bei dem Hunde am hervorragendsten ausgebildet sind. Durch den Geselligkeitstrieb zum Zusammensein mit einem andern lebenden Wesen veranlagt, wird der Hund durch Gewöhnung und in Folge des angeborenen Beharrungssinns sehr leicht und bald dahin gebracht, seinen Sinn für Anhänglichkeit auf einen einzigen Menschen zu koncentriren, und zwar um so leichter, je mehr seine Furcht und seine Eitelkeit dabei angeregt werden. Das Band zwischen ihm und seinem Herrn ist dann auch nicht etwa persönliche Sympathie, sondern die Gewöhnung an den Geruch desselben. Ich habe vor kurzem einen Fall erlebt, der dies auf das klarste beweist. Durch ein Unglück auf dem Eise kam ich in die Lage, von dem Besitzer eines Bauernhofes trockene Kleider borgen zu müssen. Als ich darauf den Weg nach Hause machte, konnten weder die Bemühungen

*) Daß es ein übernatürliches oder unnatürliches, ist selbstverständlicher Weise nicht behauptet worden. Anmerkung der Redaction.

des Knechtes, noch mein Drohen, Schelten und selbst Werfen, den Hund des Wirthes abhalten, mir nachzufolgen, als ob ich sein Herr sei. Durch Gesicht und Gehör hätte er sich von dem Gegentheil überzeugen können; persönliche Sympathie war es auch nicht, die ihn hinter mir her zog; denn als ich nach einiger Zeit in meinen eigenen Kleidern auf dem Hofe war, zeigte mir der Hund die Zähne. Und ein Irrthum über meine Person war schon darum von vornherein ausgeschlossen, weil der Hund bis zu meinem Weggehen mit seinem Herrn und mir zusammengewesen war. Nicht also die ethische Eigenschaft der Treue bewog ihn, trotz meines drastisch bezeigten Mißfallens, mir zu folgen, sondern die auf Grund des Geselligkeits- und Beharrungstriebes erfolgte Gewöhnung, in dem Geruchskreise derjenigen Person zu bleiben, die ihm am meisten nahe gewesen war. Dies Verhältniß eines Hundes zu seinem Herrn ist eben so wenig ein ethisches, wie die Anhänglichkeit der Katze an das Haus, in dem sie ihren Mordsinn zu befriedigen gewohnt ist. Die Treue des Hundes ist keine andere, als die eines fest angenähten Rockknopfes, nur daß hier das Befestigungsmittel ein physisches, dort ein psychisches ist.

Alle die Beispiele nun, wo hilflos gewordene Thiere von andern gepflegt werden, erklären sich ebenfalls aus dem durch Gewöhnung einseitig ausgebildeten Geselligkeitstriebe. Denn immer sind es in den angeführten Beispielen Thiere derselben Gattung, die von den andern Hilfe erhalten, also solche, mit denen die Pflegenden durch Gemeinsamkeit der Körperbildung, der Interessen und der Lebensart verbunden waren. Ein solches Verhältniß ist aber kein sittliches, sondern ein natürliches**), nur in dem Geselligkeitstriebe begründetes. Durch diesen Trieb sind die in einem gewissen Umkreise zusammenlebenden Thiere einer und derselben Gattung so eng mit einander verbunden, daß sie es als einen Abbruch an ihrer Lebensfreude empfinden würden, wenn einer aus ihrer Mitte schiede. Und wenn nun ein solcher Verlust droht, wenden sie diejenigen Mittel an, welche denselben womöglich verhindern können. Es ist also nicht die ethische Eigenschaft des Mitgefühls, sondern vielmehr das natürliche Bestreben, den herrschenden Trieb nach Zusammensein und Zusammenleben mit anderen Wesen derselben Art zu befriedigen, was sie zur Hilfe veranlaßt. Die „Habichtsamariter", welche die elternlos gewordenen Jungen in einem fremden Nest verpflegen, haben damit keinen Beweis von Mitleid oder Barmherzigkeit gegeben, sondern nur den eines auf die Genossen derselben Art einseitig, aber stark koncentrirten Geselligkeitstriebes; denn dieselben Thiere, welche hier den Jungen eines fremden Paares Futter bringen, haben ohne Mitleid und Barmherzigkeit manchem Hasen und manchem Waldhuhn den Garaus gemacht, und das Futter, das sie angeblich aus Mitleid den Jungen brachten, bestand eben in solchen ohne Mitleid erlegten Thieren anderer Gattungen.

**) Das Sittliche ist weder Unnatürliches noch Uebernatürliches, sondern wie Alles in der Welt, Natürliches. Anmerkung der Redaction.

Auch spricht das nicht gegen meine Deutung, daß das Rothkehlchenmännchen mit dem andern krank gewordenen, welches es in diesem Zustande verpflegte, vorher stets in Streit gelebt hatte. Denn es ist eine bekannte psychologische Thatsache, daß mancher Streit so viel Interessantes in sich birgt, daß man ihn geradezu aufsucht; und selbst der Streit, der einem zuerst unangenehm ist, kann uns durch die Gewohnheit mit der Zeit lieb werden, so daß man es schmerzlich vermißt, wenn man denjenigen nicht mehr hat, mit dem man gewohnt war sich zu zanken. Es wäre also wirklich ein Verlust von etwas Angenehmem für das gesunde Rothkehlchen gewesen, wenn das kranke gestorben wäre, und um diesen Verlust abzuwenden, ernährte es dasselbe, nicht aus Mitgefühl, sondern zur Befriedigung des Geselligkeitstriebes.

Auch das Beispiel von dem Elephanten, der auf Befehl des grausamen Großveziers Raja Daula über eine Reihe gefesselter Menschen hinschreiten sollte, dies aber nicht that, vielmehr die elenden Opfer aufhob und zur Seite legte, beweist nicht die Existenz von Mitgefühl in der Seele des Thieres, sondern der Elephant ist es nicht gewohnt, seinen Fuß auf etwas anderes, als auf den festen Boden zu setzen, und ebenso, wie er sich weigert, über eine Brücke zu gehen, weil er für seinen schweren Körper ihre Unsicherheit fürchtet, weigert er sich, über etwas anderes hinwegzuschreiten, dessen Sicherheit ihm nicht erprobt ist. Nicht also aus Mitleid handelte jenes Thier so, sondern aus Selbsterhaltungstrieb.

Bei jeder Handlung eines Thieres wird sich so ein natürlicher Trieb nachweisen lassen, der das Motiv derselben und dessen Befriedigung der Zweck desselben ist. Nicht das Wohlsein eines andern Wesens will das Thier erhöhen, nicht die Beeinträchtigung von dem Lebensglück eines andern will es verhüten, sondern nur zur Erhöhung der eigenen Lebensfreude hilft es bisweilen einem anderen Wesen die Mittel zur Existenz verschaffen. Es liebt den Nächsten nicht wie sich selbst, sondern es liebt nur sich selbst; wenn es ein Wesen aus einer anderen Gattung tödtet oder dem hilflosen Kameraden Futter bringt, thut es beides nur, um das eigene Wohlsein zu vermehren.

Damit wäre meine Polemik gegen den oben angeführten Artikel eigentlich beendet, indem ich nachgewiesen zu haben glaube, daß eine andere als die dort gegebene Deutung von gewissen Handlungen der Thiere wenigstens möglich, auch wohl naturgemäßer ist und ethische Motive denselben nicht zu Grunde liegen. Jedoch fürchte ich, daß „der Anwalt der Thiere" den Spieß umdreht und sagt: „Nun wohl, möge das Thier alles thun nur zur Befriedigung seines Triebes! Will man aber dieses nicht bisweilen ein ethisches Handeln nennen, so ist auch dem Menschen nicht ein solches zuzuschreiben, denn der handelt auch nur nach seinen Trieben. Gehören aber menschliche Handlungen in das Gebiet der Ethik, so muß man auch folgerichtig gewisse Handlungen der Thiere dahin rechnen." Diesem Angriff denke ich zuvorzukommen, indem ich kurz das Wesen und die Grenzen des ethischen Handelns darstelle, soweit sie hier in Betracht kommen.

Das ethische Handeln besteht in der durch den freien Willen erfolgenden Herstellung der Harmonie, und zwar der Harmonie des Handelnden mit sich selber, mit den Mitwesen und mit Gott. Nur der Mensch ist fähig, zu allen Mitwesen und zu Gott in Beziehung zu treten; aus dem letztgenannten Gebiet des Handelns, dem in Beziehung zu Gott, ist das Thier ganz, aus dem zweiten, dem in Beziehung auf die Gesammtheit der Mitwesen, fast ganz ausgeschlossen, indem sein Handeln sich nur auf diejenigen Mitwesen erstreckt, mit denen es entweder durch den Geselligkeitstrieb auf freundschaftliche, oder durch den Nahrungstrieb auf feindliche, oder durch den Darstellungstrieb auf ästhetische Art in Beziehung tritt. Doch gehört auch dieses Handeln, weil die Vermehrung des eigenen Wohlseins bezweckend, mehr demjenigen an, welches der Handelnde in Beziehung auf sich selbst ausübt. Vielleicht aber ist in diesem geringen Umkreise, dem Handeln in Beziehung auf sich selbst, das Verhalten des Thieres ein ethisches, d. h. ein durch den freien Willen die Herstellung der Harmonie mit sich selbst bezweckendes? Aber auch dieses muß verneint werden, denn Harmonie kann nur eintreten zwischen verschiedenen Kräften, welche bei der Herstellung der Uebereinstimmung nicht vernichtet oder eine der andern untergeordnet werden, sondern miteinander bestehen und alle zusammen zu einem höheren Zwecke, eben den des schönen Zusammenklanges, wirksam sind. Der Mensch nun handelt freilich nach Trieben; aber soweit er sittlich handelt, werden dieselben durch den freien Willen in Schranken gehalten, so daß jedesmal nur die Triebe die Handlungen bestimmen dürfen, welche zur Herstellung der sittlichen Harmonie dienen können; sehr häufig kommt daher der sittlich handelnde Mensch in die Lage, einen durch äußere Einflüsse gerade angeregten Trieb in seine vorige Ruhe zurückdrängen zu müssen, weil das Anwachsen desselben die Harmonie der Seele stören würde. Bei dem Thier aber ist jederzeit nur ein Trieb der herrschende, nämlich derjenige, der gerade angeregt wird. Durch ihn werden alle andern unterdrückt oder doch ihm untergeordnet. Nicht Zusammenklang mit sich und anderen findet statt, sondern der öde Einklang eines und desselben Triebes. Daher erfolgt das Handeln des Thieres nicht durch die sittliche Freiheit, welche dem Triebe sein Recht läßt, aber auch ihn zügelt, soweit er höhere Rechte verletzen würde, sondern mit derselben Naturnothwendigkeit, mit der das Athemholen und der Pulsschlag erfolgt; oder besser: das Thier gehorcht dem gerade herrschenden Triebe mit derselben Unfreiheit, mit der ein fallender Stein der Schwerkraft gehorcht.

Nun ist freilich wahr, daß der Mensch im ersten Kindesalter und in der Leidenschaft genau so unfrei ist. Aber wenn er in diesen Zuständen dem Thiere ähnlich sich verhält, so würde man doch gänzlich fehl gehen, wollte man nun sagen, ebenso wie das Handeln des Kindes oder des im Zustande der Leidenschaft Befindlichen ethisches, wenn auch falsches ethisches Handeln sei, so sei auch das des Thieres ein ethisches, wenn auch ein unvollkommenes. Das Handeln des Kindes ist nämlich so lange ein außersittliches, so lange das Ichbewußtsein noch nicht entwickelt ist; denn so lange für das Denken

noch kein Ich da ist, sondern dies in der Vorstellung noch eng mit den umgebenden Dingen verbunden ist, so lange kann natürlich auch nicht von der ethischen Aufgabe für das bewußte Wollen die Rede sein, ein Ich mit sich selbst und andern in Harmonie zu setzen; so lange ist also das Handeln ein außersittliches, rein natürliches. Was aber das Handeln in der Leidenschaft anbetrifft, so ist diese eine Krankheit der Seele, ein abnormer Zustand, in welchem die sittliche Freiheit aufhört, ohne welche ein ethisches Handeln nicht zu denken ist. Nicht als ob damit die Verantwortlichkeit für das in der Leidenschaft Verübte aufgehoben sei; denn bevor der Mensch in den Zustand dieser sittlichen Unfreiheit eintritt, hat er es in der Gewalt, sich ihm zu entziehen. Giebt er sich aber demselben hin, so hat er damit schon potentiell alles das Unsittliche begangen, das ein Leidenschaftlicher auszuüben im Stande ist, und er hat es zu verantworten, daß er sich zum willenlosen Thier erniedrigte.

Von einem sittlichen Handeln des Thieres darf also aus dem Grunde nicht gesprochen werden, weil dem Thier der freie, über die Triebe gebietende Wille mangelt, weil es vielmehr stets unter der Herrschaft eines einzigen gerade angeregten Triebes steht.

Vertheidigung der Thiere durch ihren „Anwalt" gegen die Anklage des Herrn Rob. Wulff.

An der Spitze der Nr. 1 dieses Jahrganges brachte die Redaction einen Artikel, welcher „die ethischen und ästhetischen Anfänge in der Thierwelt" beleuchtet und worin nachgewiesen wurde, daß die Liebe und das aus derselben sich manifestirende Mitleid, diese Triebfedern des Sittlich-Guten auch im Seelenleben der Thiere als Motiv des Handelns wirksam ist. Wir belegten unser Thema mit beglaubigten Beispielen, die so beschaffen waren, daß es uns wohl garnicht in den Sinn kommen durfte, daß Jemand sich finden könnte, der ihnen entgegentreten und eine andere Deutung zu geben im Stande wäre. So nah diese Voraussetzung lag, so war sie doch eine irrige, denn, wie wir aus dem vorhergehenden Aufsatze ersehen haben, tritt Herr Rob. Wulff, als Thierpsycholog gegen uns mit der selbst für den radicalsten Thierverächter verblüffenden Behauptung auf, daß die Thiere nicht fähig seien, Liebe zu empfinden, geschweige denn Mitleid und sogar dem Hunde jegliche Liebe und Treue zu seinem Herrn abzusprechen ist, denn, so führt der geehrte Herr Verfasser am Schlusse seines Aufsatzes zu unserem Erstaunen aus, die Liebe ist nicht ein unmittelbares Gefühl, sondern ein mittelbares Resultat aus der Reflexion über die Weltharmonie und das Verhältniß zu Gott, einer Reflexion, deren nur der Mensch fähig sein kann.

Lassen wir einstweilen diese neue Ableitung von Liebe und Treue bei Seite und sehen wir zu, wie der Herr Verfasser es möglich zu machen glaubt, alle die offenbaren Beispiele hingebendster Liebe und Liebeserweisung, die wir aus dem Thierleben angeführt, zu erklären.

Zu der Thatsache, die auch von Brehm bestätigt und verbürgt ist, daß es bei monogam lebenden Thieren sehr häufig ist, daß ein Paar, ganz unabhängig von der Paarungszeit, in stets gleicher inniger und zärtlicher Gemeinschaft mit einander verbleibt und der eine Theil nach dem Ableben des anderen, statt nach einem neuen Gefährten sich umzusehen, in Kummer und Trauer über den Verlust alle Nahrung verschmähend den Tod findet; zu dieser Thatsache der rührendsten Liebe und Treue sagt Herr Rob. Wulff:

„Sollte das nicht Geselligkeitstrieb sein, welcher zuerst durch den Geschlechtstrieb auf ein Exemplar des anderen Geschlechts gelenkt, in Folge längerer Gewöhnung so sehr auf dieses eine sich concentrirt und mit der Zeit einseitig gesteigert hat, daß das Paar sich als eine Person fühlt und der eine Theil die Trennung vom anderen in so hohem Grade als Beeinträchtigung seines Lebensgenusses empfindet, daß sein Schmerz darüber größer ist als der Reiz, welchen der Nahrungstrieb ausübt."

Der geehrte Herr Verfasser ist hier in eine eigenthümliche Selbsttäuschung verfallen: Er will uns zeigen, daß in den vorliegenden Fällen das Band, welches das Thierpaar verbindet, nicht Liebe und Treue ist, sondern etwas ganz Anderes. Nun definirt er uns dieses Andere, und was giebt er uns? eine genaue Definition von — Liebe und Treue! nur daß er dazu die realistisch-prosaische Sprache gewählt hat, deren der Materialismus sich dabei bedient.

Denn, nehmen wir das allermustergiltigste Beispiel schönster Liebe und Treue, die wir zwischen menschlichen Ehegatten zu rühmen hätten, was ist sie denn anderes, als ein aus dem Geselligkeits- und Vergesellschaftungsdrange hervorgegangener Trieb, der sich auf ein Individuum des anderen Geschlechts gelenkt, in Folge Gewöhnung des innigen Beisammenseins, sich so sehr auf dieses concentrirt und einseitig gesteigert hat, daß das Paar sich als eine Person fühlt und der eine Theil die Trennung vom anderen in so hohem Grade als eine Beeinträchtigung seiner Lebensfreude empfindet, daß sein Schmerz darüber stärker empfunden wird, als der Reiz, den die materiellen Lebensgüter, ja das Leben selbst, auf ihn auszuüben vermögen. — Ja, die Definition des Bandes, welches in unseren Beispielen das Thierpaar verbindet, und die uns Herr Rob. Wulff giebt, ist nichts anderes als eine Analyse von — Liebe und Treue bis in den Tod.

Die geehrten Leser sehen also, daß die Ankündigung seines Dissensus nicht am Platze war, da er in der Auseinanderlegung seiner Gedanken unsere Behauptung in toto bestätigt. Wenn er dabei durchaus die Worte „Liebe" und „Treue" vermieden wissen will und es vorzieht, statt dessen eine weitschweifige Umschreibung davon, was unter Liebe und Treue zu verstehen ist, zu setzen, so ist das seine Sache und können wir gegen solches sein Belieben nicht das Mindeste einzuwenden haben, wenngleich wir nicht recht begreifen, warum der geehrte Herr es „naturgemäßer" gefunden, so ungeheuer viel Worte zu machen, um schließlich doch damit nichts anderes auszudrücken, als die von uns behauptete Liebe und Treue. Wir constatiren immerhin mit

Freuden, daß Herr Rob. Wulff, obgleich er seinen Widerspruch gegen uns angekündigt, dennoch sich in vollem Einverständniß mit uns ausgesprochen hat.

Wenn er aber nun namentlich der Vogelehe gerecht geworden, so zeigt er sich um so ungerechter gegen unseren treuesten Gefährten im Thierreiche, gegen den Hund, dessen Treue und hingebende Liebe zu seinem Herrn sprüchwörtlich ist und unseres Wissens, bis auf den heutigen Tag noch von Niemandem, außer von Herrn Wulff, jemals in Zweifel gezogen worden ist.

Herr Rob. Wulff sagt nämlich wörtlich:

„Das Band zwischen dem Hunde und dem Herrn ist nicht persönliche Sympathie, sondern die Gewöhnung an den Geruch desselben" und weiter: „Die Treue des Hundes ist keine andere, als die eines fest angenähten Rockknopfes (scl. zum Rock), nur daß hier das Befestigungsmittel ein physisches, dort ein psychisches ist."

Diese Entdeckung verdankt Herr Wulff einem bedauerlichen Unfalle, der ihm in diesem Frühjahre auf dem Eise passirt ist. Auch Newton ist zu einer der wichtigsten Entdeckungen durch einen Unfall gelangt. Er kam, so erzählt unser geehrter Verfasser, in die Lage, von dem Besitzer eines Bauerhofes trockene Kleider borgen zu müssen. Als er darin den Weg nach Hause antrat, verfolgte ihn der Hund unablässig und wollte von ihm, trotz Steinewerfens, nicht ablassen, und als der Herr Erzähler nach einiger Zeit in eigenen Kleidern auf dem Bauerhofe sich zeigte, wies der Hund ihm die Zähne.

Die Deutung dieses Erlebnisses liegt wohl für einen Jeden, der einen Hund besitzt oder besessen hat, klar auf der Hand: Jeder Hund, der ein treuer Wächter ist, wird dem Fremden, welcher Sachen, die dem Herrn gehören, wegträgt, mißtrauisch folgen und wenn er ihn nachher wiedererkennt, ihm, als den Schädiger seines Herrn, die Zähne weisen.

Da dieses von Herrn Rob. Wulff angeführte Erlebniß schlechterdings garnichts gegen die weltbekannte und noch nie geleugnete Treue und Liebe des Hundes, sondern nur für dieselbe beweist, so können wir nicht umhin, in der Behauptung desselben, daß das seelische Band, das den Hund an seinen Herrn fesselt, auf der Ausdünstungs- und Geruchssphäre des Herrn beruht, abermals eine materialistische Velleität zu erblicken, in welcher der geehrte Herr sich als einen Anhänger des viel besprochenen Seelenentdeckers Professor Dr. Jäger zu erkennen giebt, nach dessen Lehre ja alle Seelenzustände, Liebe, Haß, Trauer, Freude ꝛc., sowie alle Seelenthätigkeiten auf Ausdünstungsstoffe und Gerüche zurückgeführt werden. Da aber die materialistische Geruchs-Seelentheorie des Professor Jäger wohl keine Anhänger unter unseren Lesern zählt, so werden wir wohl nicht nöthig haben, hier auf dieselbe einzugehen.

Herr Rob. Wulff bestreitet in seinem Aufsatz ferner, daß in den von uns angeführten rührenden Beispielen selbstlosen Beistandes, die Thiere anderen hilflosen und leidenden Individuen zuwenden, Mitleid als Motiv zu sehen sei. Nun sind aber die von uns wiedergegebenen Fälle so offenbare,

daß in ihnen jegliche andere Deutung schlechthin ausgeschlossen ist. Hier kann nun der geehrte Herr Verfasser sich nicht anders helfen: Um das Gemüthsleben in der Thierseele zu leugnen, versteigt er sich zu extravaganten Uebertreibungen beziehentlich ihres Verstandeslebens und sieht sich gemüßigt, die betreffenden Handlungen auf so weitgehende Verstandesreflexionen zurückzuführen, wie sie nur allein dem menschlichen Intellekte, und zwar hier auch nur dem des besonders geriebenen Gauners zugemuthet werden können.

So sagt er zu dem Beispiele, das Brehm von dem Rothkehlchen-männchen erzählt, das mit einem anderen Männchen stets in Kampf und Streit gelebt, als Letzteres aber das Unglück erfahren, ein Beinchen zu brechen, sich desselben auf's Liebevollste angenommen, es gepflegt, gefüttert und selbst seine Leckerbissen, Mehlwürmer, die Brehm darreichte, nicht genoß, sondern dem unglücklichen Gefährten brachte; zu diesem unzweideutigen Beispiele sagt Herr Rob. Wulff:

„Es ist eine bekannte psychologische Thatsache, daß mancher Streit so viel Interessantes in sich birgt, daß man ihn geradezu aufsucht, so daß man es schmerzlich vermißt, wenn man denjenigen nicht mehr hat, mit dem man gewohnt war, sich zu zanken. Es wäre also wirklich ein Verlust von etwas Angenehmem für das gesunde Rothkehlchen gewesen, wenn das kranke gestorben wäre und um diesen Verlust abzuwenden ernährt es dasselbe, nicht aus Mitgefühl."

Statt also die Handlung, wie es hier ja doch ganz offenkundig zu Tage liegt, auf Regungen des Mitleides mit dem Leidenden zurückzuführen, läßt Herr Rob. Wulff, um dem Rothkehlchen das Mitleid absprechen zu können, dasselbe folgende Verstandesoperationen, Reflexionen und Combinationen ausführen: Es bemerkt, daß der Feind, mit dem zu kämpfen ihm eine gewohnte Lust war, schwer erkrankt ist. Die Ueberlegung des Falles führt es zur Betrachtung, daß der Feind sterblich sei und zur Diagnose, daß Gefahr für das Leben vorhanden, daß, wenn der Sensenmann ihn holte, die Folge davon wäre, daß er für alle Zeiten von der Bildfläche der lebenden Wesen verschwände und es für immer des Gegenstandes seiner bisherigen, ihm so lieb gewordenen Wuthauslassungen beraubt wäre. Da verfällt es auf den Gedanken, daß das einzige Mittel, um dem unerbittlichen Tode sein Opfer zu entreißen, vorsorgliche Pflege und gute Fütterung ist und verschmäht alle Leckerbissen zu Gunsten des Patienten, um in diabolischer Berechnung sich den gehaßten Feind am Leben zu erhalten.

Du armes Rothkehlchen! was bist du in der Phantasie des Herrn Wulff doch für ein gefeimter Teufel! Um es als einen Vogel der Finsterniß so recht schwarz zu malen, wird es sogar von Herrn Wulff als ganz genau vertraut mit dem Fürsten der Finsterniß, dem Tode und dessen vernichtenden Wirksamkeit hingestellt. Nein, geehrter Herr, man kann ein noch so großer Thierfreund sein, so viel Weltweisheit darf man aber denn doch nicht einem Vogel zumuthen, daß er einen klaren Begriff vom Tode und dessen Folgen

hätte, so weit kann man denn doch nicht gehen! Außerdem können wir nicht umhin zu bemerken, daß ein Selbstwiderspruch, wie derjenige, in welchen Herr Rob. Wulff hier verfallen, sich schlecht ausnimmt, wenn er auf der darauffolgenden Seite behauptet, daß das Thier nur nach dem augenblicklich und unmittelbar angeregten Triebe und Gefühle, nicht nach Reflexionen handelt, hier aber gerade nur das Handeln nach weitgehenden Reflexionen urgirt und das unmittelbar angeregte Gefühl des Mitleids nicht gelten lassen will.

Zu dem Beispiele von dem Habichtpaare, das neben den eigenen Jungen noch die Jungen eines anderen Nestes, nachdem die Eltern erschossen worden, mit derselben Fürsorge verpflegte und fütterte, führt Herr Rob. Wulff zum Beweise dafür, daß nicht Mitleid mit den Waisen sie dabei geleitet, an, daß sie ja, um die Waisen zu ernähren, manchem Waldhuhn, ohne alles Mitleid, den Garaus gemacht. Das Futter, das sie den Hungernden brachten, bestand in ohne Mitleid erlegten Thieren, ein Beweis dafür, daß das Mitleid ihnen fremd war. — Hier offenbart sich uns Herr Rob. Wulff denn doch als ein gar zu rigider und schneidiger Vegetarianer. Er spricht damit Jedem, der nicht Vegetarianer ist, alle Fähigkeit ab, Mitleid zu empfinden! — Daß er aber obendrein sogar auch noch von Habichten verlangt, daß sie Vegetarianer werden, hat uns sehr erheitert.

Zum Schlusse giebt der geehrte Herr Gegner, um unseren Beispielen von Nächstenliebe bei Thieren jegliche ethische Qualität abzusprechen, uns eine überraschende Erklärung dessen, worin das Wesen einer ethischen Handlung besteht. Für ihn ist das sittlich-gute Handeln, nicht, wie die christliche Lehre mit großem Nachdrucke betont, der unmittelbare Ausfluß der Liebe, des Gefühlsdranges der Nächstenliebe, sondern erst das Resultat einer metaphysischen Betrachtung des Handelnden über die Weltharmonie, das ist über „die Harmonie desselben mit sich selbst, mit allen Mitwesen und mit Gott". Dazu ist das Thier, sagt der Verfasser, nicht fähig, von der Harmonie mit sich selbst hat es kein Wissen, von der Harmonie mit der Gesammtheit der Mitwesen fast ebenso wenig, von der Harmonie mit Gott weiß es garnichts, mithin kann es nicht eine Handlung begehen, die gut ist. — Der Herr Verfasser möge es uns verzeihen, wenn wir in dieser seiner Erklärung des Wesens des Guten nur eine Phrase zu erblicken vermögen, die wohl ihre phonetische Bedeutung hat, aber eine Analyse auf ihren Sinn nicht recht zuläßt. Wir möchten doch gerne einmal denjenigen sehen, der, wo er seinen Mitmenschen in tiefem Leide und in Noth sieht und ihm hilft, dabei Betrachtungen anstellt über „die Harmonie mit sich selbst, mit der Gesammtheit der Mitwesen und mit Gott"! — Gesetzt den Fall, es gebe wirklich einen solchen Philosophen auf der Welt, so könnten wir seiner Handlung unmöglich einen ethischen Werth zusprechen, denn nur allein die Handlung, die aus dem Herzensdrange der Liebe und des Mitgefühls unmittelbar entsprungen ist hat ethischen Werth, eine solche aber, die aus gefühlloser, kalt-vernünftelnder Ueberlegung eines metaphysischen

Axioms über die Weltharmonie und deren Nothwendigkeit hervorgegangen ist, also die nicht aus dem Herzen kommt, entbehrt schlechthin jeder ethischen Qualität.

Ja, wir sagen, trotz des Herrn Rob. Wulff:

1. Cor. 13, 3:

„Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze."

Edmund von Lüdinghausen-Wolff
als Redaction.

Die Hunde in der Homerischen Kritik.

Vor etwa hundert Jahren schenkte J. H. Voß den Deutschen einen kostbaren Besitz, den sie vor anderen Nationen Europas voraus haben: einen Homer in heimischer Sprache und doch in der klassisch-hellenischen Urform. In dem gleichen, letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts schien uns ein scharfsinniger Forscher, Friedrich August Wolf, den Homer wieder nehmen zu wollen, indem er in seinen genialen Untersuchungen über den Ursprung der Homerischen Gedichte den klaren Beweis erbrachte, daß es einen bestimmten einzelnen Dichter dieser Werke nicht gegeben, Odyssee und Ilias ihrer Entstehung nach um Jahrhunderte auseinanderlägen und aus einzelnen Liedabschnitten oder Rhapsodieen hervorgegangen seien.

„Wolf hat uns den Homer zerstört", sagte Goethe von ihm, „aber dem Gedicht hat er nichts anhaben können; es hat die Wunderkraft von Walhalls Helden, die sich Morgens in Stücke hauen und Mittags wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen."

Die neuere Homerkritik ist geneigt von einer solchen Entstehung der Homerischen Gedichte aus einzelnen Liedern abzusehen, dafür aber zwei, drei oder mehr umfassende Gedichte, Ur-Iliaden und Ur-Odysseen, als die Quellen anzunehmen, denen unsere heutige Ilias und Odyssee ihre Herkunft verdankt. Otto Seeck in seinem neuen Werke „Die Quellen der Odyssee" (Berlin, Siemenroth 1887) unterscheidet drei solcher Ur-Odysseen, deren Verarbeitung in ein einziges Gedicht die zahlreichen darin begegnenden Wiederholungen und Widersprüche erkläre, und die er mit glänzender Sachkenntniß und einem nicht geringen Aufwande an philologischem Spürsinn aus dem vorliegenden Ganzen herauszulösen sucht. Ist auch ihre völlige Rekonstruktion schon wegen der Lücken nicht möglich, die bei dem Zusammentreffen der älteren Dichtungen in der Schilderung gleicher Situationen, durch Weglassungen entstanden sind, so stellt sich doch die individuelle und kulturgeschichtliche Differenz der drei in einander verflochtenen Bearbeitungen des gleichen Sagenstoffes, als das Ergebniß seiner Forschungen klar heraus, und das früher einander Widersprechende sondert sich nun in getrennte, unter einander lebendig zusammenhängende Gruppen.

Das älteste dieser drei Urgedichte, die Odyssee des Bogenkampfes, zeigt nach dem Verfasser in vieler Hinsicht eine rohere Auffassung, eine gröbere sittliche Empfindung. In den beiden jüngeren, der Telemachie und der Odyssee der Verwandlung, präge sich eine andere Zeit aus, mit ganz verschiedener sittlicher Auffassung, zarterem Gefühl für Anstand, Schicklichkeit und Moral. Zur Präcisirung der Auffassung ist hierbei freilich sogleich auf den Satz Schiller's in der „naiven und sentimentalischen Dichtung" zu verweisen: „die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; erst die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben." Der Verfasser verlegt die Entstehung der jüngeren Gedichte etwa in die Mitte des sechsten Jahrhunderts, gegen dessen Ende bereits die Gesammtodyssee zu ihrem gegenwärtig giltigen Abschlusse kam. Zu den Zügen einer feineren, zartfühlenderen Anschauung der Dinge zählt er u. a. die wiederkehrende Erwähnung der Hunde. Ihre feine Beobachtung sei bei den älteren Griechen keineswegs eine allgemein verbreitete Eigenschaft gewesen. Die psychologische Erklärung dazu will uns abermals Schiller geben, wenn er unsere Theilnahme an den Thieren, abgesehen von dem unwillkürlichen Antrieb des Mitleids mit dem leidenden, aus dem „sentimentalischen" Interesse erklärt, das wir Neueren den Naturscenen und Naturcharakteren überhaupt entgegenbringen: da der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden und so kein dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wiederfand. Noch heute steht der Südländer, wie im Alterthum, seinen Hausthieren meist achtlos und gleichgiltig gegenüber, und wenn wir daher eine Ausnahme davon finden, so prägt sich darin eine ganz eigenthümliche Dichterindividualität aus. Mit Rücksicht darauf meint sich nun der Verfasser berechtigt, alle Stellen, in denen wir das Benehmen der Hunde in gleich liebevoller Weise geschildert finden, einem und demselben Dichter zuzuschreiben. So wird dem Homerkritiker die Erwähnung der Hunde beim Homer zu einem Kriterium für die innere Zusammengehörigkeit einer Reihe von Stellen des in unserer Odyssee enthaltenen jüngeren Urgedichtes, der von ihm sogenannten „Odyssee der Verwandlung."

Es sind dies die folgenden, sämmtlich im 14., 16. und 17. Gesange der Odyssee enthaltenen. Der heimgekehrte Odysseus, im eigenen Heimathlande und Königreich fremd geworden, von Athene vorsorglich seiner Heldengestalt beraubt und in einen schmutzigen und zerlumpten Bettler verwandelt, schreitet durch die waldbewachsenen Gebirge von Ithaka dem Hause des göttlichen Sauhirten Eumaios zu. Er findet ihn an der Schwelle seines Hauses auf weitumschauendem Hügel, in dem Hofe, den er von gesammelten Steinen erbaut und oben mit Dornen umflochten hat; innerhalb des Geheges zwölf Köfen zum nächtlichen Lager der erdaufwühlenden Schweine.

> Auch vier große Hunde, wie reißende Thiere, bewachten
> Stets den Hof; sie erzog der männerbeherrschende Sauhirt.

Die untergeordneten Hirten sind zerstreut; drei von ihnen hüten weidende Schweine, der vierte ist in die Stadt gesendet; Eumaios selbst damit beschäftigt,

schönfarbiges Rindsleder in Riemen zu schneiden und damit die Sohlen um seine Füße zu binden. Da wird der herannahende mißgestaltete Bettler von den Hunden erblickt:

Plötzlich gewahrten Odysseus die wachsam bellenden Hunde,
Und sie stürzten auf ihn lautschreiend. Aber Odysseus
Setzte sich klüglich nieder, und legte den Stab aus den Händen.

Was kann er Weiseres thun? der Stock in der Hand des zerlumpten Bettlers reizt den Zorn der Hunde noch mehr, als es sonst schon sein Anblick gethan hätte. Welches Leben, welche feine Beobachtung zeigt dieser einzige Zug! Dennoch, fährt der Dichter fort, trotz der Vorsichtsmaßregel des Nahenden, hätte er dort unwürdige Schmerzen erduldet,

Aber der Sauhirt lief aus der Thür mit hurtigen Füßen
Hinter den Bellenden her, und warf aus den Händen das Leder;
Scheltend verfolgt' er die Hund', und zerstreute sie hierher und dorthin
Mit geworfenen Steinen; und jetzo sprach er zum Fremden:
„Alter, es fehlte nicht viel, so hätten die Hunde mit einmal
Dich zerrissen, und mich hätt' ewige Schande getroffen!"

Gastlich wird der königliche Dulder, wiewohl seines entstellten Aussehens halber unerkannt, von Eumaios aufgenommen und bewirthet, während Athene, gen Lakedaimon eilend, die beschleunigte Rückkehr seines Sohnes bewirkt, der auf Kundschaft nach dem Vater ausgezogen. In der Frühe des dritten Tages landet Telemach in Ithaka; er läßt sein Schiff mit den Gefährten nach der Stadt vorausfahren, um selbst zuvor zu seinen Hirten auf's Land zu gehen. Mit Odysseus bereitet der treffliche Sauhirt soeben in der Hütte bei angezündetem Feuer das Frühmahl, und sendet darauf die Hirten mit ihren Schweinen zum Felde. Da naht Telemachos seinem Wohnsitz, und die Hunde begrüßen ihn freudig, die zuvor den Bettler bedrohten:

Ihn umhüpften die wachsamen Hunde
Schmeichelnd, und bellten nicht. Der göttergleiche Odysseus
Sah die schmeichelnden Hunde und hörte des Kommenden Fußtritt,
Wandte sich schnell zu Eumaios und sprach die geflügelten Worte:
„Sicher, Eumaios, besucht dich einer von deinen Gesellen,
Oder auch sonst ein Bekannter; denn ihn umhüpfen die Hunde
Schmeichelnd, und bellen nicht; auch hör' ich des Kommenden Fußtritt."
Als er noch redete, siehe da stand an der Schwelle des Hauses
Sein geliebtester Sohn. Voll Schrecken erhob sich der Sauhirt,
Seinen Händen entsank das Geschirr, das er eben gebrauchte,
Funkelnden Wein zu mischen; er eilte dem Fürsten entgegen,
Küßte sein Angesicht und beide glänzenden Augen,
Beide Hände dazu; und Thränen umflossen sein Antlitz.

Eumaios eilt der Königin die Botschaft von der Ankunft ihres Sohnes zu bringen. Dem Getreuen noch ferner sich verbergend, entdeckt in seiner Abwesenheit Odysseus sich dem Sohne und verabredet mit ihm die Ermordung der Freier. Aber um von Telemachos erkannt zu werden, muß ihm der Vater zuvor in seiner rechten göttergleichen Heldengestalt sichtbar geworden sein, und Athene naht, ihm die verhüllende Mißgestalt vorübergehend wieder zu nehmen. Zum dritten Mal wird hier der Hunde gedacht, zum dritten Male im Zu-

sammenhang mit der, der ältesten „Odyssee des Bogenkampfes“ noch fremden, Verwandlung. Erst haben sie den fremden zerlumpten und häßlichen Bettler mit Stab und garstigem Ranzen grimmig angefallen, den heimkehrenden Fürstensohn alsdann mit schmeichelndem, lautlosem Umhüpfen begrüßt; wie werden sie sich der Göttin gegenüber verhalten? Athene naht in der Gestalt eines schöngebildeten Mädchens, tüchtig und klug in künstlicher Arbeit: so stellt sie sich an den Eingang des Hofes und winkt dem Odysseus. Göttlicher Zauber bindet nach altem Volksglauben nur menschliche Augen, den Hunden kann die Göttererscheinung auch unter der angenommenen menschlichen Gestalt nicht entgehen; sie spüren die Annäherung eines übermächtigen Wesens. Odysseus versteht ihren Wink und leistet ihm Folge:

Aber Telemachos sah und merkte nichts von der Göttin;
Denn nicht allen sichtbar erscheinen die seligen Götter.
Nur die Hunde sah'n sie, und bellten nicht, sondern entflohen
Winselnd und zitternd vor ihr nach der anderen Seite des Hofes.

Mit Staunen erblickt der Sohn den Vater, als dieser, die fremde Hülle abgeworfen, vor ihn hin tritt; auch als Odysseus sich ihm zu erkennen giebt, vermag er das Unerhörte nicht zu glauben. Dann umarmt er ihn mit Inbrunst, bitterlich weinend, und im Uebermaß der Freude erhebt sich in Beiden „ein süßes Verlangen zu trauern.“ Thränen sind es, in denen das Herz sich Luft macht:

Ach! sie weineten laut, und klagender noch, als Vögel,
Als scharfklauichte Geier und Habichte, welchen der Landmann
Ihre Jungen geraubt, bevor sie flügge geworden:
So zum Erbarmen weinten sie Beide Thränen der Wehmuth.

Die letzte und berühmteste dieser Stellen steht im siebzehnten Gesange und erzählt den Tod des alten treuen Hundes Argos, der verachtet und entkräftet auf dem Düngerhaufen im Hofe vor Odysseus' Königspalaste daliegt, seinen Herrn erkennt und vor Freude stirbt. Die Hunde des Eumaios konnten ihn nicht erkennen, weil sie ihn nie gesehen, und erblickten in ihm nur den unsauberen und zerrissenen Bettler; Argos aber läßt sich auch durch die fremde Gestalt nicht täuschen.

Der Hergang ist folgender. Mit dem braven Eumaios hat sich Odysseus nunmehr in die Stadt begeben, wohin ihm Telemachos am Morgen vorausgeeilt ist. Bei Eintritt in die Stadt hat ihn der trotzig tückische Ziegenhirt Melanthios mit frechem Fußtritt mißhandelt, Odysseus aber den aufwallenden Zorn bezwungen; im Gespräch mit Eumaios betritt er nunmehr, durch die heimathlichen Gassen wandelnd, endlich den Hofraum der langentbehrten königlichen Behausung. Da ist Niemand, der in ihm den wiederkehrenden Herrscher vermuthete!

Aber ein Hund erhob auf dem Lager sein Haupt und die Ohren,
Argos, welchen vordem der leidengeübte Odysseus
Selber erzog; allein er schiffte zum heiligen Troja,
Ehe er seiner genoß.

Wir werden über seine Schicksale in der langen zwanzigjährigen Abwesenheit seines Herrn unterrichtet; ein schneidender Gegensatz zwischen sonst und jetzt!

Ihn führten die Jünglinge vormals
Immer auf wilde Ziegen und flüchtige Hasen und Rehe:
Aber jetzt, da sein Herr entfernt war, lag er verachtet
Auf dem großen Haufen vom Mist der Mäuler und Rinder,
Der am Thore des Hofes gehäuft war, daß ihn Odysseus'
Knechte von dannen führten, des Königs Aecker zu düngen;
Hier lag Argos der Hund, von Ungeziefer zerfressen.

Und nun der Kampf zwischen Entkräftung und Freude des Wiedersehens, in welcher dem armen Verachteten mit dem Anblick des Herrn zugleich die Erinnerung an die freieste glücklichste Zeit seiner kraftvollen Jugendblüthe erwacht. Wie lange hat er vergebens seiner Heimkehr geharrt! Wie anders, mit welchem Jubel, mit wie ausgelassener Freude würde er ihn noch wenige Jahre früher begrüßt haben! Nun kann er ihm alle Treue, alle den letzten Augenblick seines Daseins beschleunigende innere Erregung nur durch einen Blick, durch schwache Bewegungen ausdrücken.

... Da er nun endlich den nahen Odysseus erkannte,
Wedelte er mit dem Schwanz und senkte die Ohren herunter;
Aber er war zu schwach, sich seinem Herren zu nähern.
Und Odysseus sah es, und trocknete heimlich die Thräne.

Er verbirgt dem Begleiter seine Rührung über den Anblick, um nicht vorzeitig erkannt zu werden oder ihn auf Gedanken zu bringen, die ihm jetzt noch fern bleiben sollen. Aber er wendet sich an ihn, wie achtlos und im Gespräche, mit der Erkundigung:

„Wunderbar ist es, Eumaios, daß dieser Hund auf dem Miste
Liegt! Sein Körper ist schön von Bildung; aber ich weiß nicht,
Ob er mit dieser Gestalt auch schnell im Laufe gewesen,
Oder so, wie die Hund' um die Tische der Reichen gewöhnlich
Sind, denn solche Herrn erziehen sie bloß zum Vergnügen."

Ihm antwortetest du, Eumaios, Hüter der Schweine:
„Freilich! denn dies ist der Hund des ferne gestorbenen Mannes.
Wär' er derselbige noch an Gestalt und muthigen Thaten,
Als wie Odysseus ihn, gen Troja schiffend, zurückließ;
Sicherlich würdest du jetzt die Kraft und Schnelle bewundern!
Aber nun liegt er im Elend hier; denn fern von der Heimath
Starb sein Herr, und die Weiber, die faulen, versäumen ihn gänzlich."

Also sprach er, und ging in die schön gebauete Wohnung.
Aber Argos umhüllte der schwarze Schatten des Todes,
Da er im zwanzigsten Jahre Odysseus wieder gesehen.

Die Freude ist dem treuen Hunde tödtlich gewesen, aber sie hat seinem Leben doch einen schönen Abschluß verliehen. Die Geschichte von Argos, der seinen Herrn erkennt und stirbt, nachdem er ihn wiedergesehen, ist eine der ergreifendsten Thiererzählungen in der gesammten griechischen Dichtung; sie erinnert an die indische Erzählung von dem, ebenfalls nach langer Trennung

heimkehrenden König Nala, dem seine Rosse im Stall von fern entgegenwiehern. Wie Odysseus, ist auch Nala ursprünglich der Sonnengott, und wie der griechische Helios ein tüchtiger Wagenlenker. Ein fernes Gedröhne kündigt den Kommenden an; Damjanti, seiner harrend, vernimmt das Rollen seines Wagens, und laut aufjauchzt es ihr im Herzen:

Im Stalle aber die Rosse Nal's, die von Warschneja hergeführt,
Hier standen, spitzten freudig die Ohren und waren munter und wieherten,
Wie früher, wenn ihr edler Gebieter zu ihnen, König Nala, trat.

Offenbar hat es der Dichter der Odyssee mit seiner Erzählung von der Erkennung des Odysseus auf eine sinnige Rührung seiner Hörer abgesehen, die doch von jeder modernen Sentimentalität weit entfernt ist; von hier an rafft sich dann sein Bericht zu der wechselnd humoristischen und düsteren Schilderung der Begebenheiten auf, in denen sich das furchtbare Rachewerk an der vermessenen Freierschaar vorbereitet. Eben in diesem letzten Theile entstehen freilich gar manche Breiten und Wiederholungen, indem hier zwei von Hause aus gesonderte Erzählungen, vom Bogenkampf und Speerkampf des Odysseus gegen die Freier, in einander fließen. Von ihren Einzelheiten hat der dichterische Bearbeiter wegen ihrer Schönheit keine aufgeben wollen, — und wer möchte hier auch nur einen Zug missen? Mit sicherer Hand trennt und verknüpft nun der kundige Forscher hier das Fremde und das Zusammengehörige, und es ist ein eigener Genuß, dieser kritischen Arbeit folgend, durch sie nichts zerstört, vielmehr auf Grund genauester Merkmale einen uralten Doppelaufbau sorgsam enthüllt zu sehen, zwei ältere Odysseen statt einer, die in ihrer nachmaligen Vereinigung zu einem neuen Ganzen drei Jahrtausende überdauert haben. C. Fr. Glasenapp.

Hans Sachs und die Minnesänger als thierfreundliche Dichter.

Von Edmund Dorer.

Der deutsche Minnegesang war das Kind einer thatkräftigen Zeit und eines noch mit der Natur innig verbundenen Lebens. Die ritterlichen Sänger kämpften, turnirten, durchzogen die Welt und lebten in und mit der Natur.

Winter und Frühling, die Tage des allbezwingenden Frostes und die Zeit der Blumen und des Vogelgesanges waren neben der Liebe Leid und Lust, die im Wechsel der Jahreszeiten ein Gleichniß hatten, und denen die Sänger ihre süßesten Töne weihten, ein Hauptgegenstand ihrer Lieder. Zogen insbesondere die Blumen, die den Frühling und die Liebeswonne verkündeten, die Beachtung der Minnesänger auf sich, so war die Thierwelt von ihnen doch nicht vergessen worden. Vorzugsweise hatten aus begreiflichen Gründen die Vögel, die sangesfrohen, ihre Liebe und ihr Lob erworben; sie galten ihnen als Kollegen, als Freunde, denen sie ihres Herzens Freuden und Sorgen vertrauten. Der bedeutendste Minnesänger Walther von der Vogelweide soll sogar in seinem Testament verordnet haben, daß man nach seinem Tode auf seinem Grabstein in Würzburg den Vögeln Weizenkörner

gebe und es wird berichtet, er habe, wie noch jetzt zu sehen sei, in dem Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen, zum täglichen Füttern der Vögel. Mag dies Sage oder Wahrheit sein, jedenfalls beweist es, wie hoch die Dichter die Vögel schätzten, wofür übrigens ihre Lieder ein unzweifelhaftes Zeugniß ablegen. Wir führen hierfür nur einige Stellen aus den Gedichten des Ritters Oswald von Wolkenstein*) an, der in einem Frühlingsliede singt:

Vorbei ist meine Herzensqual,
Seit ich die erste Nachtigall
Hör' singen an dem Ackerrand
Dort drüben bei den Buchen.
Ich höre schon vier Stunden lang
Zwei trutzen sich im Wettgesang,
Statt auf dem nahrungsreichen Land
Das Futter sich zu suchen.

Wer sich im kalten Winter barg,
Gefügt den Menschen, bös' und arg,
Der freue sich der grünen Zeit,
Die uns der Mai will bringen.
Ihr armen Thierlein kommt heraus,
Bereitet ist der Tisch im Haus,
Berg, Au und Thal sind grün und weit;
Es wird euch wohl gelingen.

In einem anderen Liede treten neben der Königin der Vögel auch ihre Sangesgenossen auf. Da heißt es:

In wonnesüßem Liederschall
Erklingen hoch im Wiederhall
Galander, Lerche, Drossel, Nachtigall,
Der Gauch fliegt hinten nach,
Zu großem Ungemach
Der frohen Vöglein klein und schwach.

So höret, wie er sprach:
Kuku, kuku, kuku!
Den Zins gieb mir,
Ich hab' ihn gut von dir!
„Ach wo sind'
Ich ihn geschwind?
Wo? Wie?"
So sprach das kleine Vogelvieh.
„Zaunkönig, Zeischen, Meischen, laßt uns singen:
Oci und thu' ich, thu' ich, thu' ich!
Oci, oci, oci!
Der Gauch kann nichts als: kuku, kuku!"
„Raco", so sprach der Rabe,
„Fürwahr ich singe wohl."
„Liri, liri, liri, lu."
So sang die Lerch', so sang die Lerch'.
„Ich singe hell, bin Drosselein,
Das in dem Wald erklinget." —
Ihr leiert und feiert,
Grackert und quacket,
Auf Feld und Ast,
Wie unser Pfarrer fast! —
Cidiwik, cidiwik, cidiwik,
Cicifigo, cicifigo", so sang die Nachtigall
Bei ihrem Lied ersteht der heilge Gral. —

*) Uebersetzt von J. Schrott.

In diesem Liede hat der ritterliche Dichter seine Naturbeobachtung bewährt und zugleich seiner Liebe zu den gefiederten Sängern einen schönen Ausdruck gegeben. Aber nicht nur die Vögel auch die übrigen Thiere liebt er, als Gottes Geschöpfe, die von dessen Macht, Güte und Weisheit zeugen. Er sagt:

Gott alle Kunst entsprossen ist:
Der jeder Kreatur die rechte Form bemißt
Zu jeder Frist.
Mit wunderbarer Zier sie kleidet.
Drum alle Thiere zahm und wild
Ihm dankbar sind, weil er nicht hasset ihr Gebild,
Und sie so mild
Mit reicher Nahrung weidet.

Nach dem Niedergange der ritterlichen Poesie erhob sich in den deutschen Städten der Meistergesang, welcher von kunstliebenden Bürgern in zünftiger Gesellschaft geübt wurde. Der romantische und phantastische Geist des Ritterthums verwandelte sich unter den Händen der neuen Sänger in eine mehr moralisch nüchterne und praktische Richtung, selbst wenn sie auch die alten Stoffe beibehielten. Das innige Naturgefühl aber, welches die Minnedichter beseelte, starb nicht aus, und erhielt sich auch im Meistergesang, denn es beruhte auf dem deutschen Gemüthe, das bei allem Wechsel der Zeiten und Geistesströmungen sich gleich blieb. Ein Beispiel dafür mag uns der berühmteste Meistersänger Hans Sachs bieten, welcher in der Enge seiner Handwerksstube den Sinn für die Poesie und Geschichte aller Zeiten und vor allem auch für die Natur sich offen erhielt. In seiner Jugend hatten jahrelange Wanderungen in die Ferne und die weite Welt in ihm jedenfalls die Liebe zur Natur und zu der Schöpfung geweckt; und im reiferen Alter erfrischte er sich in seinen Feierstunden mit Vorliebe durch einen Gang aus den Thoren der Stadt auf die lieblich prangende Flur oder in den kühlen Wald, wobei er sich an Blumen und Thieren aller Art ergötzte. In vielen seiner Gedichte erwähnt er zum Eingang eines solchen Aufenthaltes oder Ganges, wobei er dann allerlei Phantasien und sinnige Gedanken hatte, die er später in Verse brachte.

Die Freude an der Natur und den Geschöpfen und deren erheiternden Anblick schildert Hans Sachs in manchem Gedichte; aber ebenso oft benutzt er, als eifriger Sittenprediger, die Erscheinungen der Schöpfung und insbesondere die Thiere und ihr Wesen zu Sinnbildern menschlicher Tugenden oder Laster, wozu auch die vielen „wundersamen Fabeln" zu rechnen sind, welche er nach älteren Poeten gedichtet hat. Nie vergißt er seinen Schilderungen oder Fabeln Nutzanwendungen beizufügen, die er den Lesern sich wohl zu merken ermahnt. Im Anschluß an die Fabeln sind jene Dichtungen zu erwähnen, in welchen Hans Sachs die Thiere als Sinnbilder menschlicher Laster oder Tugenden anführt. In einem Gedichte betrachtet er sogar einige Thiere als geeignet zur Verkörperung lasterhafter Menschen.

Er läßt den Diogenes zu den Zeitgenossen sagen: „Ihr seid nach Herzen, Mund und Werken unvernünftige Thiere; von Menschen habt ihr nur die Gestalt. Hätte noch Circe die Macht Menschen in Thiere zu verwandeln, wie Ovidius berichtet, so würden wenige Menschen auf Erden bleiben, die nicht nach ihrem Wesen und Treiben in wilde, unvernünftige Thiere verwandelt würden. Der Tyrannische und Gewaltsame würde in einen Löwen verwandelt, der Zornige in einen Bären, der Hoffährtige in ein stolzes Pferd, der Geizige in eine Kröte, der Neidische in einen mageren Hund, der Trugvolle in einen Luchs, der listige Spieler in einen Fuchs, der Dieb in einen Raben und der Räuber in einen Wolf. In ähnlicher Weise erwähnt Hans Sachs unreine Thiere „darin die Art der Gottlosen gebildet ist," z. B.

Die nachteyl.

Die nachteyl bei dem tag ist blind
Also auch alter menschen kind,
Erblinden ob dem gottes wort,
Werden durch ihre vernunft bethort.

Der geyer.

Der alt geyer der mäuß sich nehrt,
Also der gottloß sich abkehrt
Von gott, und sucht hülffe nur
Bei der irdischen creatur.

Doch kennt der Dichter auch reine Thiere, deren Eigenschaften ein Christ verglichen wird. Unter anderen werden angeführt:

Ein adler.

Der adler in die sonnen sicht:
Also ein christ schawt in dem licht,
Das wort Gottes, was Gott begert,
Liebt jhm für alle Ding auf erd.

Die turtel taub.

Die turtel ohn ein gallen ist,
Also auch ein wahrhafter Christ,
Zürnt nicht, richt sich auch selber nicht,
Weiß, das jhn Gott hat zugericht.

Durch die reinen Thiere, die Sinnbilder eines Christen, diesem Gegenstücke zu ihren unreinen Mitgeschöpfen, bringt der Dichter die Thiere theilweise wieder zu Ehren, da sie sonst als unvernünftig im Gegensatze zum vernünftigen Menschen oder als geeignete Hüllen des verkommenen Menschen erschienen.

Die Thierfreundlichkeit des wackeren Dichters zeigt sich übrigens in ihrer vollen Wärme nicht nur an einzelnen Stellen seiner Gedichte, wo er der Thiere mit Innigkeit und Gerechtigkeit erwähnt, sondern in jenen Dichtungen, in denen er die Noth und die Leiden der Thiere schildert, indem er sie selbst ihren Jammer und die erduldete Mißhandlung klagen läßt. In solcher Weise läßt er das Pferd, den Hasen, ja sogar den Wolf sprechen und sagen, was sie leiden.

Das Roß oder vielmehr die „elend klagent Roßhaut“ klagt dem Dichter-Schuhmacher, als er die Haut zu Schuhen zerschneiden will, den ganzen armseligen Lebenslauf eines Pferdes von der Jugend an bis zum Tode, da ihm die Haut abgezogen wurde:

Erstlichen als ich war ein Füll,
War mir der Winter viel zu kül,
Hett mir mein Mutter nit geholffen,
Ich wer zerrissen von den wolffen,
Die hört ich vor dem stall offt hewlen,
Auch thaten mich die hund anpewlen.
Da mußt ich ziehen in dem pflug,
Deß essens hett ich nit genug,
Ich bawet habern, mir wurd das stro.

Dies war die gar nicht fröhliche Jugendzeit des Pferdes. Hierauf wurde es von den Bauern an einen Roßhändler verhandelt. Der striegelte und putzte es und kämmte ihm Haar und Schwanz und verkaufte es endlich an einen Edelmann:

Ein edelmann, das Gott erbarm,
Der war gut edel und blutarm,
Der hawet mich mit scharpfen sporn
Und schlug mich hart umb meine ohrn,
Must mit ihm berg und thal ablauffen,
Hett offt weder zfressen noch zsauffen.

Dieser edle Ritter war eigentlich ein Schnapphahn, der Kaufleute ausraubte. Bei einem seiner Beutezüge wurde er sammt dem Pferde gefangen genommen. Er empfing seinen Lohn und das Pferd ward an einen Bürger verkauft; aber dem armen Thiere ging es bei dem Bürger nicht viel besser, als bei dem Edelmann, wenn auch die Plagen anderer Art waren:

Da stack ich gutes futters vol,
Er aber peinigt mich so wol,
Mit so mancherlei gebiesen.
Jetzund mit jenem, denn mit diesem,
Damit er machet mich gar stutzig,
Nun war er aber auch so trutzig,
Und that mich sehr pollern und sprengen,
Auf märk und meß that er mich pfrengen,
Dergleich im winter in dem schlitten
Muß ich groß arbeit mich ernieten.
Dann er war jung, doll, frisch und frech.
Auch nutzt er mich in ein gestech,
Und trug etwa vier zentner schwer,
Fro war ich, wurd' der sattel leer;
Da litt ich harte stöß und trück
Bis mir einst brochen ward der rück.

Das schadhafte Roß wird nun von dem Bürger an einen Fuhrmann verschachert. Da fing erst seine Noth recht an. Es mußte bei allem Wetter

schwere Fuhren ziehen, wurde unbarmherzig geschlagen und gequält, bis es endlich alt und arbeitsunfähig geworden war. Sein Ende mag es selbst berichten:

Als ich das trieb auf zehen jar,
Hieng ich den kopff, ohren und maul,
Und wurd ein alt unwerder gaul,
Der fuhr ich nimmer kund außharrn,
Und wurd verkauft in einen karrn,
Da wurd ich erst ein märterer,
Der leere karr war mir zu schwer,
Der kärner aber füllt sein mawl,
Wie es halt gieng mir armen gaul,
Für ein wolessen er mich schlug,
Vor hunger ich die haut kaum trug,
Die mucken mehrten mir mein kummer,
Die hitz und ageln in dem summer,
Hart fiel ich auf dem eyß im winter,
Zuletzt ward ich dem schelmenschinder,
Derselb mein henker mich erschlug,
Darnach mich arme haut abzug.

Im Gespräche „Der Hasen Klag" liefert der Dichter ein Gegenstück zu der Klage des Pferdes. Er meldet, daß er in seinen jungen Jahren von Köln wegreiste und durch einen finsteren unheimlichen Wald kam, den er mit Furcht vor Räubern betrat. Mitten im Walde hörte er zu seinem großen Schrecken ein Gespräch in der Nähe neben dem Wege. Als er aber durch die grünen Dickichte blickte, sah er einen alten Hasen, ob welchem Gott Phöbus in einer Wolke schwebte. Phöbus, der Gott, vernimmt von dem Hasen, wie sehr er ungerecht und unschuldig leide.

O Phöbe, umb hülff bitt ich schier
Auff erd ist kein elender thier,
Denn wir hasen, die man ohne recht,
Auff ganzer erd, ohn schuld durchecht
Wolff, fuchs, bern, geyer und hund
Tag und nacht sie uns nachstellen,
Uns zu fahen, jagen und sellen
Uns würgen und zu stücken reißen,
Und sich mit unserm fleisch thun speisen
Wider all recht und billigkeit,
Weil wir ihn allen thun kein leyd.

Phöbus entgegnet dem klagenden Wesen, daß er dem Hasen deßhalb große Fruchtbarkeit gewährt habe, wodurch sie eine große Zahl Junge erhielten, um den Verlust, den sie durch die wilden Thiere erleiden, wieder zu ersetzen.

Der Hase aber meint, die Fruchtbarkeit bringe ihnen mehr Herzleid als Freude, da die vielen Jungen nur wieder erwürgt würden, denn auch die Menschen verfolgten die Hasen auf grausame Weise; Bürger, Bauern, Edelleute, alle stellten ihnen nach, so daß sie keine sichere Stätte hätten. Der Hase fleht daher den Gott an, daß er sie schützen möge, und an den

Menschen und Thieren, die sie schonungslos tödteten und an ihrem Fleisch und Blut sich labten, räche.

Seine Bitte kann zwar der Gott nicht erfüllen, sucht ihn aber mit dem allgemeinen Weltelend zu trösten, das nun einmal alle Wesen treffe:

Phöbus sprach: O has hab gedult,
Ob du gleich leydest umb unschuld,
Wider all billigkeit und recht
Sampt alle dein hasengeschlecht,
Und laß solliches dein trost sein,
Daß du auf erd nit bist allein,
Der leydet widerwärtigkeit
Dieweil in dieses lebens zeit
In dem elenden jammerthal
Anfechtung, creuz, angst und trübsal
Ist allen creaturen gemein,
Derhalb gieb dich willig darein.

Mit diesem Hinweis auf Leidensgenossen, der freilich keine unmittelbare Erleichterung des Schicksals ist, wird der Hase von Phöbus getröstet. Scherzweise hat Hans Sachs nun auch geschildert, wie die Hasen sich mit Recht an den Jäger rächen würden, wenn sie denselben in ihre Gewalt bekämen.

Eines Morgens ging der Dichter durch den Wald; es hatte geschneit und war grimmig kalt. Da hörte er neben dem Wege Etwas hinter dem Gesträuche wispern und zispern. Als er näher hinguckte, sah er über zweihundert Hasen, die sich dort versammelt hatten und einen Reichstag hielten. Ein alter Hase nahm das Wort und eröffnete die Sitzung:

Ein alter has' erzählt die klag'
Ueber 'nen gar uralten jäger,
Der sie täglich und ihre läger
Ueberfiel' mit lauschen und hetzen,
Mit gschöß, falken, hunden und netzen,
Damit sie vielfältig verstricket,
Todt sie ohn all' erbarmung knicket.
Darnach er sie dann schund't und brat't,
Ihr'r etlich gar zerschneiden that,
Und hackt sie ein zu'nen voressen,
Nachdem mit Zähnen zerriß, zerfressen,
Das mußten s' leiden und ihr Kinder
Und wurden ihr'r je länger minder;
Wiewohl sie junge trügen täglich,
Und die ausheckten und zögen sich
Und wo die läng 'sie noch dablieben,
Würden s' all von ihm aufgerieben.
Derhalb wär' noth, daß sie allsammt
Dem Jäger thäten widerstand.

Auf den Rath des alten Hasen beschließt die Versammlung, den Jäger bei der ersten Gelegenheit zu fangen und zu binden, um dann die vielen Unbilden, die sie von ihm erduldet, an ihn zu rächen. Alle Hasen wollen ihre Bälge daran wagen, den unmenschlichen Verfolger zu fällen. Da

erschallt eben das Jagdhorn, die Hunde bellen und verkündigen die Nähe des Jägers. Alle Hasen laufen nun furchtlos gegen ihren Feind, überfallen, binden und fesseln ihn:

Mit waidstricken g'fangen und bunden
Mit all'n seinen winden und leithhunden
Sein spieß und waidmesser sie trugen
Den jäger an ein strick aufzugen
An einen baum zu der strengen frag:
Wieviel er Hasen all' sein tag,
Hätt umbracht mit sein'n waidwerk,
Allhie an dem gewalt'gen berg.

Der Jäger gesteht den Hasen, daß er gegen dritthalb Hundert ihrer Brüder umgebracht habe. Die Hasen halten nun über den Frevler Gericht und fällen das Urtheil daß man ihn zur Strafe für seine Unthaten an einem Spieße braten solle, wie er den Hasen gethan; dazu sollen auch seine Hunde zerschnitten und eingesalzen werden. Die Hasen vollziehen sogleich das Urtheil, machen ein Feuer und binden den Jäger an einen Spieß. Er erkennt nun seufzend seine Missethaten und die Berechtigung der Strafe:

Und sprach: „erst ich erkennen kann.
Daß ich ihm hab' zu viel g'than,
Drum g'schieht mir jetzt auch nicht unrecht,
Ich hab' euch gar zu hart durchächt't,
Ohn' schuld, wider alle billigkeit;
Denn ich gedacht zu jener zeit,
Ich wollt' euch drucken, wie ich wollt,
Daß ihr mich allzeit fliehen sollt't,
Nach aller hasen natur und art,
Jetzt, so ihr haltet widerpart,
Und ihr mein meister worden seid,
Erkenn' ich erst mein groß' thorheit."

Nun wird der Jäger von den Hasen gebraten, wobei „er manchen lauten Schrei ausließ". Der Dichter sah und hörte alles und hätte ihn gern gerettet, aber er fürchtete, daß die Hasen ihm wie dem Jäger thäten. Daher beschränkte er sich darauf, den Beobachter zu machen und sah nun, wie der Jäger kunstgerecht gebraten, auch seine Hunde erschlagen und in Stücken geschnitten wurden. Einen Theil des Fleisches sotten die Hasen in einem Kessel, den anderen hingen sie in den Rauch auf. Hierauf luden sie die Wölfe und Füchse ein, mit ihnen das Frühmahl zu halten. Fröhlich ward gegessen und getrunken und der Untergang des Feindes gefeiert. Der Dichter schlich sich aber unbemerkt davon und dachte bei sich:

Wahr ist es, wie Seneka spricht:
Welch' Herr treibet groß' tyrannei,
Macht viel auffätz' und schinderei,
Derselb' muß sich auch fürchten viel,
Wenn er's gar übermachen will,
Wird es etwan mit ung'stüm g'rochen
Und hart gespannter bogen brochen.

Wenn nun die friedlichen Hausthiere und die unschuldigen Jagdthiere leicht manche gute Gründe zu ihren Klagen über die Menschen finden können, so scheint es, daß es dem räuberischen Wolf schwer gelingen dürfte, sich über die Verfolgung deren Gegenstand er ist, mit einigem Recht zu beklagen. Demnach hat der Dichter die schwierige Aufgabe halb humoristisch, halb ernst gelöst. Hören wir die „Wolfsklag" über die bösen Menschen und wir werden finden, daß die Klage wenigstens gute Lehren enthält.

Der Wolf ruft nämlich Jupiter an und trägt ihm seine Klagen vor:

O du höchster Gott Juppiter
Warumb hast mich beschaffen her?
Das aller hartseligst thier,
Weil jedermann nachstellet mir,
Fürsten, adel, burger und bawern
Thut alles auf das Unglück lawern
Und mir nach meinem leb'n g'stellt
Hund, jäger man auf mich hält
Wo noch ein mensch erblicket nur
So macht man im land ein aufruhr.

Der Wolf schildert die Verfolgungen und Qualen, die ihm stets drohen, als wäre er der größte Verbrecher, Mörder und Dieb. Er meint:

Ich trieb doch kein ander unfuhr,
Denn was mir einpflanzt die natur,
Den Bawren ich zu einer straff
Hintrag schwein, enten, gänß und schaf,
Das thu ich auch zu keinem geschleck.
Geb mir ein bawr gnug kuttelfleck,
Kein roß wolt ich ihn fallen mehr.
Also ich mich im Stegreiff nehr;
Denn ich kann ja nicht essen graß,
Mein Vater auch kein Hew nicht aß.

Hierauf vergleicht der Wolf seine Schuld mit den Vergehen des Menschen und findet, daß er doch noch besser zu nennen sei, denn er treibe keine Tyrannei, wuchere nicht, errege keine Kriege, schwöre keine falschen Eide, lüge und betrüge nicht, schneide nicht die Ehre ab, beneide Niemanden, kurz er sei frei von den zahlreichen Fehlern und Lastern, deren sich die Menschen täglich schuldig machen. Er wendet sich darum an den Gott:

Darum, o Juppiter, du Gott
Gebeut allen menschen, mann und frawen,
In jrs hertzen spiegel zu schawen,
So wirdt sich gantz menschlich geschlecht
Finden so böß und ungerecht.
In allen stücken obbenambt,
So öffentlich und unverschambt.
So lasterlich, ehrlos und schändlich
Das es int lang nit stehen kann endlich,
Weil doch die gantz menschliche zunfft
Begabt ist mit sin und vernunfft,
Die ihm giebt unterscheid so frey,
Was ehrlich oder schändlich sey,

Darüber hat der menſch auch mehr
Die heylig Chriſtlich himmliſch lehr,
Auch verheiſſung von Gott daneben
Ein himmliſch ewiges leben,
Solche ding alle mangeln mir,
Ich bin ein unvernünfftigs thier,
Wo ich aber ein beſſer weſt
Wolt ich erwählen noch das beſt
Das doch der menſch mit nichten thut,
Strebt nach gewalt, wolluſt, ehr und gut,
Als ſey er thöricht, toll und blindt,
Derhalb in alle Laſter rinnt;
Darum er viel ſträflicher wer,
Derhalb, o höchſter Juppiter,
Bitt' ich mir ein geleyt zu geben,
Das ich fürwar mög ſicher leben.
Bei menſchlichem geſchlecht auf erdrich,
Das viel ſchändlicher lebt denn ich.
Derhalb ſtraff ſie und laß mich frey
Als lieb dir die Gerechtigkeit ſey.

Jupiter vernimmt die Klagen des Wolfs und ſchwingt ſich auf ſeinem Adler herab, um ihm eine tröſtende Antwort zu geben:

Er ſprach: O wolff, es wird auff erden
Plötzlich eine große enderung werden,
Dann ſoll dein werden auch gedacht,
Daß du kompſt auß dem bann und acht.

Der Wolf freut ſich über die Verheißung des Gottes und eilt fröhlich in den Wald zurück, während Jupiter wieder in den Himmel emporſchwebt. Der Dichter aber, der Alles angehört und geſehen hat, watet eilig durch den tiefen Schnee fort und denkt bei ſich:

Ein jedes thier in ſeinem ſtand,
Viſch, vögel und all creatur,
Was je von Gott erſchaffen wur,
Das lebt nach der natur allein,
Die ihm Gott hat gepflanzet ein
Und ihm kein Stück das übertritt,
Allein der menſch thut ſolches nit,
Sondern bleibt Gott nit unterthenig,
Iſt ſein geboten widerſpennig,
Nach gewalt, ehr, gut und wolluſt ſtrebet,
Tadurch in allen laſtern lebet,
Deß werden an dem jüngſten tag,
Alle creatur mit großer klag,
Wider den menſchen zeugnuß geben
Und wider ſein ſündliches leben.

Wie der wackere Meiſterſänger den klagenden Thieren ſeine Dichterſtimme leiht, um uns ihr Leid an's Herz zu legen und zugleich Tugend und Milde zu lehren, ſo erhebt er auch in anderen Gedichten einzelne Tugenden der Thiere, vorzüglich die Treue des Hundes mit dem Geſtändniß,

daß das Thier hierin die Menschen übertreffe und uns zum Vorbild dienen könne. Wir haben daher manche Gründe, anzunehmen, daß Hans Sachsens moralische und poetische Sendung sich auch auf die Thiere erstreckte, deren er sich gegen die Mißhandlung annahm und deren Wesen und Leben in sinnigen Fabeln und Parabeln den Menschen zur Lehre und zum Nutzen schilderte.

In guter Absicht begangene Thierquälereien.

Abgesehen von Quälereien, die aus Rohheit, aus Bosheit, oder aus egoistischen Gründen an unseren treuen Genossen im Kampfe um's Dasein, unseren Hausthieren, — ausgeübt werden, vollzieht man an ihnen Quälereien in der besten Absicht ihnen zu helfen und zu nützen.

Hiermit will ich einige allgemein gebräuchliche, vermeintliche Hilfeleistungen, Prophylactica und Curen beleuchten, die niemals die erhoffte Hilfe bringen, im Gegentheil arge Thierquälereien sind.

Hierher gehört die Annahme, daß junge Hunde in ihrem ersten Lebensjahre nicht gebadet werden dürfen. Geschieht es, so werden sie krank, bekommen die Staupe (Schnebe).

Diesem Aberglauben verdanken sehr viele armen Hunde ihre schwer oder gar nicht zu heilenden Hautkrankheiten. Sie verkommen auch beim besten Futter und leiden schließlich in Folge der unterdrückten Hautthätigkeit an Verdauungs- und Athmungsbeschwerden.

Ferner ist der Boden gut vorbereitet, um verschiedenen Hautparasiten ein behagliches Dasein zu schaffen. Letzterem Uebel versucht man dann mit einem scharfen Kamme zu begegnen, — eine Manipulation, welche eher zu vermeiden wäre, als das Waschen. Der Kamm reizt die Haut zur Entzündung, die schlimme Folgen haben kann. Freilich ist eine Erkältung nach dem Bade leicht möglich, wenn nicht gehörige Vorsicht gebraucht wird.

Aus letzterem Umstande erkläre ich mir den Aberglauben, junge Hunde vor einem Jahre nicht zu baden. Im Gegentheil müssen dieselben öfters und gründlich gewaschen und nach dem Bade vor Erkältung geschützt werden, dann gedeihen sie und überwinden im späteren Alter so manches Leiden leicht.

Ebenso eingebürgert ist der Glaube, jungen Hunden vor einem Jahre die Fleischnahrung vorzuenthalten, um sie vor thränenden Augen und Magenkrankheiten zu schützen.

Der Hund, als Carnivor von Natur, ausschließlich auf Fleischnahrung angewiesen — sein Gebiß und seine Verdauungsapparate sind darnach eingerichtet, — wird in Folge dieser Praxis ungenügend ernährt, bleibt in der Entwickelung zurück und ist leicht allen möglichen Krankheiten ausgesetzt Die Nährstoffe, die seine Verdauung aus dem Fleische findet, sind auch wohl in anderen Nahrungsmitteln enthalten, aber in bedeutend geringerem Grade. Die Fleischkost kann nur dann dem jungen Hunde gefährlich werden, wenn

er dieselbe unregelmäßig und in zu großen Portionen erhält, in welchem Falle er vom Hunger getrieben, dieselbe ohne zu kauen gierig verschluckt. Dann können Magenbeschwerden, Koliken und andere Krankheiten entstehen. Man gebe einem jungen Hunde 4—5 mal täglich Fleisch in kleinen Rationen, die dann leicht verdaut werden. Dabei entwickelt er sich kräftig, bleibt gesund, und übersteht die unausbleibliche Staupe (Schnebe) und etwaige andere Krankheiten leicht.

Was ich aber ganz besonders hervorheben will ist keine Unterlassungssünde, sondern eine in der wohlgemeintesten Absicht begangene, nämlich das Verabfolgen von Süßigkeiten an Hunde, namentlich junge. Die Folgen davon sind: schlechte Zähne, Säurebildung im Magen, Unverdaulichkeit, heftige Kolikanfälle, die bis zum rasenden Magenkrampf ausarten, wobei die armen Thiere sich wie verrückt geberden und unter großen Schmerzen verenden. Eine weitere Folge ist Fettsucht in Begleitung von Wassersucht, Herzbeutelfettsucht, Rheumatismus und Asthma. Die Folge des Naschens der Hunde ist, wie gesagt, eine schwere, ein ganzes Heer von Leiden bedroht die armen Opfer. Vor Süßigkeiten hüte man also seinen Hund, wie vor Gift.

Höchst nachtheilig ist das Verzärteln der Hunde, großer wie kleiner. Ich meine damit das zu warme und zu weiche Lager derselben, das ängstliche Hüten vor hinreichender Bewegung in freier Luft und das Zudecken des Rückens mit einer wollenen Decke auf dem Spaziergange.

Das Thier, das von der Mutter Natur vorsorglich für jede Jahreszeit mit der entsprechenden Kleidung versehen ist, braucht in keinem Falle die Nachhilfe eines Tailleur. Wo es geschieht, geschieht es auf Kosten seiner Gesundheit.

Die Existenzbedingung des Eskimohundes können wir unseren Hunde-Racen freilich nicht zumuthen; es genügt aber, je nach der Race, entweder ein Strohsack in einer Zimmerecke, oder eine gute Hundehütte mit reiner trockener Streu als Lager. Was darüber ist, ist vom Uebel. Das Thier bedarf keiner besonderen künstlichen Wärme; es hat im Winter eine dichtere, wolligere, mithin wärmere Hautdecke, als im Sommer. Durch künstliche Wärme hält man den richtigen Haarwechsel zurück. Selbstverständlich ist die Haut durch geringeren natürlichen Schutz dann in der kalten Jahreszeit leicht der Erkältung ausgesetzt.

Sehr häufig habe ich Gelegenheit gehabt, Hunde, denen die Füße in der kalten Jahreszeit geschoren worden, erkranken zu sehen. Genannte Manipulation geschieht abermals in dem guten Glauben, dem Hunde das Gefühl der Nässe, die sich als Schnee oder Straßenkoth in's Haar legt, zu ersparen. Es bringt das Naßwerden der Haare am Fuße weniger Gefahr, als das Abscheeren derselben. Wie viele Hunde sind diesem Brauche schon zum Opfer gefallen!

Eine Gedankenlosigkeit ist es, seinen Hund am Ohr zu zupfen, sei es Scherzes halber, oder um ihn zu strafen. Abgesehen vom Schmerz, den man ihm bereitet, zieht man ihm dadurch Ohrenentzündung und nachheriges Fließen derselben zu.

Ebenso sündigt man oft gegen die Gesundheit seines Hundes, indem man denselben liebkosend stark auf die Brustwandung klopft. Häufig sind Brustfellentzündungen und Lungenkrankheiten die Folge davon.

Um seinem Hunde in der Sommersonnenhitze Kühlung zu schaffen, besonders wenn er selbst kein Liebhaber vom kalten Bade ist, wirft man ihn einfach in's Wasser, so daß er im erstem Augenblicke in den Fluthen verschwindet. Das bei dieser Gelegenheit in die Ohren dringende Wasser veranlaßt aber Ohrenentzündung und Ohrenfließen.

Auf Kosten der Gesundheit des Magens und Darmkanales wird vielfältig durch fortwährende kleine Gaben Schwefel in dem guten Glauben gesündigt, dieser sei ein Prophylacticum gegen Staupe (Schnebe). Nicht allein nützen solche Gaben gar nichts, sondern schwächen und reizen die Magen- und Darmschleimhaut im höchsten Grade. Erkrankt schließlich der also behandelte Hund wirklich an der Staupe, so ist er noch viel schlimmer dran.

Noch ein sehr beliebtes Prophylacticum gegen die Staupe ist das Aufkleben eines Pechpflasters auf der Nase. Dieses wirkt durch Hautreiz und Zerren an den Haaren auf dem nervösesten Körpertheile des Hundes genugsam, um ihn längere Zeit hindurch gründlich zu quälen; — hilft aber nicht die Spur.

Hiermit wären die Quälereien, die eben keine sein sollen, im Gegentheil als Wohlthaten betrachtet werden, in ihren Hauptzügen aufgezählt. Neben diesen giebt es noch welche, die aus Gleichgiltigkeit gegen die Schmerzempfindung des Hundes immer noch recht häufig begangen werden. Ich erwähne hier nur das Kappen der Ohren und der Ruthe als einer bedeutenden, ganz und gar unberechtigten Grausamkeit und Verstümmelung der natürlichen Schönheit des Hundes.

Unendlich mehr als der Hund, ist das Pferd Quälereien ausgesetzt. Was Unverstand und Rohheit nur irgend vermögen, häufen sie auf dies uns so unentbehrliche, unermüdliche, treu anhängliche und verständige Hausthier! „Undank ist der Welt Lohn" — ist hier im wahrsten Sinne des Wortes angebracht!

Den „Undank" wollen wir hier gar nicht in Betracht ziehen; darüber ist genugsam geredet und geschrieben worden! Er ist soweit gegangen, daß Regierungen sich veranlaßt gesehen haben Gesetze zum Schutze der Thiere zu erlassen. Dagegen wollen wir hier, ebenfalls wie beim Hunde, nur die Wohlthaten, die im verkehrten Sinne zur Geltung kommen, betrachten.

Gewiß gut meint es derjenige mit seinem Pferde, der es reichlich füttert und dabei möglichst schont, in der Woche ein, höchstens zweimal anspannt oder sattelt; — dann aber sich berechtigt glaubt, von ihm auch Außergewöhnliches fordern zu können. Das ist aber grundfalsch. Jedes Zuviel an Futter und Ruhe gereicht dem Pferde zur Last. Zuviel Futter mästet dasselbe und zuviel Ruhe schwächt seine Muskeln. Das Pferd muß, um gesund und leistungsfähig zu bleiben, richtig angepaßte Nahrung und regelmäßige Bewegung erhalten. Bietet sich sonst keine Gelegenheit zur regelmäßigen Bewegung, so longire man es. Besteht kein richtiges Ver-

hältniß zwischen Futter und Arbeit, so wird das Pferd verweichlicht, die weiteren Folgen davon sind Krankheiten: Katarrh, Asthma, verkrüppelte Extremitäten u. a. m. Geradezu grausam ist es, Pferde überreichlich zu füttern und ihnen gar keine Bewegung zu geben. Leider wird darin gerade noch häufig gefehlt.

Wie die Natur jedem Wesen sein Menu vorschreibt, — so auch dem Pferde. — Gras, Heu, Hafer und Wasser sind diejenigen Stoffe, die ihm vorgeschrieben sind. Was darüber ist, ist vom Uebel. Als unzuträgliches, mithin der Gesundheit schädliches Futter, das noch vielfach dem Pferde als Nahrung aufgedrungen wird, ist z. B. Schlämpe (Brage), Träber, Brod, Roggen, Gerstengrütze, Kartoffeln, Küchenabfälle u. a. m. Genannte Stoffe führen über kurz oder lang Verdauungsstörungen herbei, die sich als Appetitlosigkeit und Koliken manifestiren.

Ferner geschieht dem Pferde unrecht durch allzu große Stallwärme in kalter Jahreszeit. Die Ansicht ist noch allgemein verbreitet, dem Pferde ein behagliches Dasein zu schaffen, indem man in der kalten Jahreszeit jede Luftzuströmung von außen zum Stall verhindert. Dadurch wird aber der Stall, namentlich zur Nachtzeit, überwarm und dunstig, so daß die sich darin aufhaltenden Pferde bis zum Schweiß erhitzt sind. Wird jetzt die Thür geöffnet, so dringt natürlich die kalte Luft mit Vehemenz hinein und schädigt die Gesundheit der diesem jähen Temperaturwechsel ausgesetzten Pferde. Steifigkeit der Extremitäten, Rheumatismus und allgemeine Erkältungskrankheiten sind die Folgen solcher Wohlthat. Die Stalltemperatur übersteige nie + 4 oder 5 ° R. Das Pferd, mit einer mäßig warmen Decke zugedeckt, befindet sich in dieser Temperatur wohl, frißt gut und erkältet sich weniger leicht.

Vom Wohlwollen getrieben, deckt man das Pferd nicht allein bei mäßiger Kälte, sondern sogar bei + 3 bis 5 ° R. während des Fahrens mit einer wollenen Decke zu. Dieselbe ist unter das Geschirr gelegt, um sie ja fest auf dem Körper zu haben. Die nächste Folge davon ist schnelles Warmwerden des Pferdes im Laufen und — Erkältung. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß die Pferde in der Winterkälte gar nicht bedeckt werden sollen. Jeder Fahrende muß eine Decke mit sich führen. Sobald das Pferd still steht, ist es unumgänglich, es jedes Mal mit derselben zu bedecken. Wird die Fahrt wieder begonnen, so ist sie zu entfernen Zu weit führen würde mich die Aufzählung und das nähere Besprechen noch hierher gehöriger Mißbräuche, namentlich der, welche zur Kategorie der medicinischen und operativen von Laien ausgeübten Behandlung der Pferde gehören. Das behalte ich mir bei einer anderen Gelegenheit vor.

Erwähnen möchte ich hier doch noch kurz einige Fälle, in denen der Laie wirklich seinem Pferde zu helfen wähnt, es aber de facto unnütz quält. Hierhör gehört: das sogenannte Kernstechen, das Maulreinigen, der prophylaktische Aderlaß und die in demselben Sinne gesetzten Fontanelle und Haarseile, das Eingießen eines Medicaments durch die Nüstern, das Fixiren der Zunge

beim Eingeben, das sogenannte Einrenken jeder leichten Verstauchung, das Englisiren der Pferde, das Pfeiffelstechen bei Kolikanfällen u. a. m.

Ich schließe in der Hoffnung, mit dem eben Gesagten ein Scherflein zur Thierschutzfrage beigetragen und bewiesen zu haben, wie leicht übereifriger Thierschutz in das Gegentheil, die Thierquälerei, umschlagen kann.

Stadt-Veterinärarzt Ollino.

Lord Byron auf seinen Hund Boutswain.

Da wo ein Mensch zum Staube wiederkehrt,
Der kein Verdienst hat und den Keiner ehrt,
Müht oft des Künstlers feile Kunst sich ab
Den schönsten Schmuck zu weihen seinem Grab.
Und steht das Werk nun da, so zeigt der Stein
Nicht was er war, nur was er sollte sein.
Der arme Hund, ein Freund, so wahr und treu
Der seinem Herren steht so muthig bei,
Ihn stets zuerst bewillkommt und für ihn
Wacht, kämpft, lebt, athmet, duldend jedes Müh'n,
Stirbt ohne Dank zu ernten, ungeehrt, —
Der Himmel seiner Seele bleibt verwehrt,
Derweil der Mensch, der eitle Wurm, dort ein-
Zugehn gedenkt ausschließlich und allein!
O schwach Geschöpf der Stunde, Mensch! durch Macht
Verderbt, durch Sklaverei herabgebracht,
— — — — — — — — — — — —
Feil von Natur und grausam, lüstern, schwach,
Läßt jedes Thier erröthen dich vor Schmach!
Zieht weiter, die ihr diese Urne seht,
Für Keinen, den Ihr ehret, hier erhöht;
Sie klagt um einen Freund, einst theuer mir —
Nur einen kannt ich: dieser lieget hier! . . .

Ein sicheres Mittel gegen die Folgen des Bisses toller Thiere

veröffentlicht Graf von der Recke-Volmerstein aus Louisdorf in Schlesien, im Reichsboten. Es ist dies ein Schwitzbad. In Städten, wo eine Dampfbad-Einrichtung ist, nimmt der Gebissene ein Dampfbad, wird nach demselben in eine wollene Decke eingehüllt, um hier so lange nachzuschwitzen, bis der Schweiß von selbst aufhört, wo dann ein tüchtiges Trockenreiben die Cur vollendet. Auf dem Lande, wo keine solche Badeeinrichtung vorhanden ist, wird der Gebissene vollständig entkleidet, auf einen Stuhl mit durchbrochenem Sitze, oder in Ermangelung dessen so zwischen zwei Stühle gesetzt, daß er an jeder Seite fest aufsitzt und mit einem oder zwei Betttüchern, die um den Hals festgemacht werden, so überdeckt, daß die Tücher den Patienten vollkommen luftdicht umgeben und ringsum auf dem Fußboden aufliegen. Wenn der Sitzende so von der äußeren Luft völlig abgesperrt ist, dann wird eine Schale mit 1/4 Liter brennenden Spiritus gerade unter den Sitz des

Kranken geschoben, um einen so reichlich fließenden Schweiß zu erzeugen, daß der Fußboden davon naß wird, wo dann, wie oben angegeben, durch Einwickeln und Abreiben die Cur beschlossen wird. Am Tage des Gebissenseins angewendet, genügt ein Schwitzbad, sind aber schon mehrere Tage nach dem Biß verlaufen, dann würde die Schwitzcur an zwei folgenden Tagen zu wiederholen sein. Selbst Wochen nach dem Biß, wo schon Fieberschauer den Patienten durchrieseln, wird das Schwitzbad, richtig angewendet, sich als sicherstes Rettungsmittel bewähren. Wie beim Biß toller Hunde, wird es auch beim Biß giftiger Schlangen angewendet. Graf von der Recke-Volmerstein fügt hinzu: „In beiden Fällen, wo jede Täuschung ausgeschlossen war, habe ich die Heilwirkung selbst erprobt. Indem ich dies zum Wohl meiner Mitmenschen veröffentliche, wünsche ich die Blicke von dem schwindelhaften französischen Impfverfahren abzulenken und bitte alle Zeitungen um Abdruck".

* * *

Mit Recht dürfte man fragen, weßhalb ignorirt die medicinische Wissenschaft, ignoriren unsere Aerzte dies so einfache, wenig kostspielige, überall leicht zu beschaffende Mittel, welches nicht nur in Frankreich von Dr. Buisson und dem bekannten Biologen Dr. Combes, sondern auch bei uns in Rußland von Dr. Maldsinewitz in Moskau angelegentlichst empfohlen und von Letzterem seit 20 Jahren erprobt worden ist? Es lohnte sich doch mindestens der Mühe dieses Verfahren einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen und dasselbe, falls es sich bewährt, nutzbar zu machen, statt für die Charlatanerien eines Pasteur bedeutende Summen zu verschleudern und mit dem Leben und der Gesundheit unzähliger Thiere und vieler Menschen ein frevles Spiel zu treiben. M. S.

Ueber das Träumen der Hunde.

„Indem ich", sprach Kreisler, „diesen klugen Kater betrachte," fällt es mir wieder schwer auf's Herz, in welchen engen Kreis unsere Erkenntniß gebannt ist. — Wer kann es sagen, wer nur ahnen, wie weit das Geistesvermögen der Thiere geht! — Wenn uns etwas, oder vielmehr Alles, in der Natur unerforschlich bleibt, so sind wir gleich mit Namen bei der Hand, und brüsten uns mit unserer albernen Schulweisheit, die eben nicht viel weiter reicht als unsere Nase. So haben wir denn auch das ganze geistige Vermögen der Thiere, das sich oft auf die wunderbarste Art äußert, mit der Bezeichnung Instinkt abgefertigt. Ich möchte aber nur die einzige Frage beantwortet haben, ob mit der Idee des Instinkts, des blinden willkürlosen Triebes, die Fähigkeit zu träumen vereinbar sei. Daß aber z. B. Hunde mit der größten Lebhaftigkeit träumen, weiß jeder, der einen schlafenden Jagdhund beobachtet hat, dem im Traum die ganze Jagd aufgegangen. Er sucht, er schnuppert, er bewegt die Füße, als sei er in vollem Rennen, er keucht, er schwitzt. — Von träumenden Katern weiß ich zur Zeit nichts."

„Der Kater Murr", unterbrach Meister Abraham den Freund, „träumt nicht allein sehr lebendig, sondern er geräth auch, wie deutlich zu bemerken, häufig in jene sanfteren Reverien, in das träumerische Hinbrüten, in das

somnambule Deliriren, kurz in jenen seltsamsten Zustand zwischen Schlafen und Wachen, der poetischen Gemüthern für die Zeit des eigentlichen Empfanges genialer Ideen gilt." (E. T. A. Hoffmann, Kater Murr).

Berichtigung.

In dem Artikel der Nr. 2/3 („Aus dem Parsifal") ist Seite 40, Zeile 5 von unten, anstatt der große Gurnemanz zu lesen: der greise Gurnemanz.

Litterarisches.

Im Verlage von A. W. Zickfeldt, Osterwieck, Harz, erschienen die beiden folgenden Schriften:

„Die Errichtung öffentlicher Schlachthäuser" von Herm. Falk, Thierarzt und Inspector des städtischen Schlachthauses zu Bernburg a. d. Saale. Der Verfasser betont, gegenüber den wahrhaft entsetzlichen Zuständen in den meisten Privatschlachtstätten, die hohe Bedeutung der öffentlichen Schlachthäuser für das Gemeinwohl und hält dieselben im Interesse der Volkswirthschaft und landwirthschaftlichen Viehzucht, der Gesundheits- und Nahrungspolizei, sowie aus thierschützerischen Rücksichten dringend geboten. Zugleich weist er aus eigener Erfahrung und auf Grundlage der ihm gewordenen amtlichen Mittheilungen die Rentabilität solcher Anlagen nach und widerlegt die vielfach verbreitete Ansicht, daß das Vorhandensein öffentlicher Schlachthäuser einen schädigenden Einfluß auf die Fleischpreise ausübe. Der Anhang bringt eine Reihe Schlachthaus-Gesetze und Verordnungen, sowie Situationspläne der Schlachthäuser zu Bernburg, Berlin, Zeitz, Braunschweig, Dresden und Meiningen.

Die Schrift empfiehlt sich allen Communen und Stadtverwaltungen, welche die Errichtung öffentlicher Schlachthäuser oder die Verbesserung bereits vorhandener planen.

„Die Fehler der Milch und der Butter und die Darstellung der hochfeinen Tafel- und Dauer-Butter" von Otto Köhnke, Veterinairarzt und Lehrer. Preis 1 Mark. Diese kleine Schrift kommt für den Thierschutz nur insofern in Betracht, als sie im Anhange einige Krankheiten der Kühe und deren Behandlung bespricht.

Beide Schriften sind durch die Buchhandlung von Alexander Stieda in Riga zu beziehen.

Quittung
über Geschenke für den „Anwalt der Thiere".

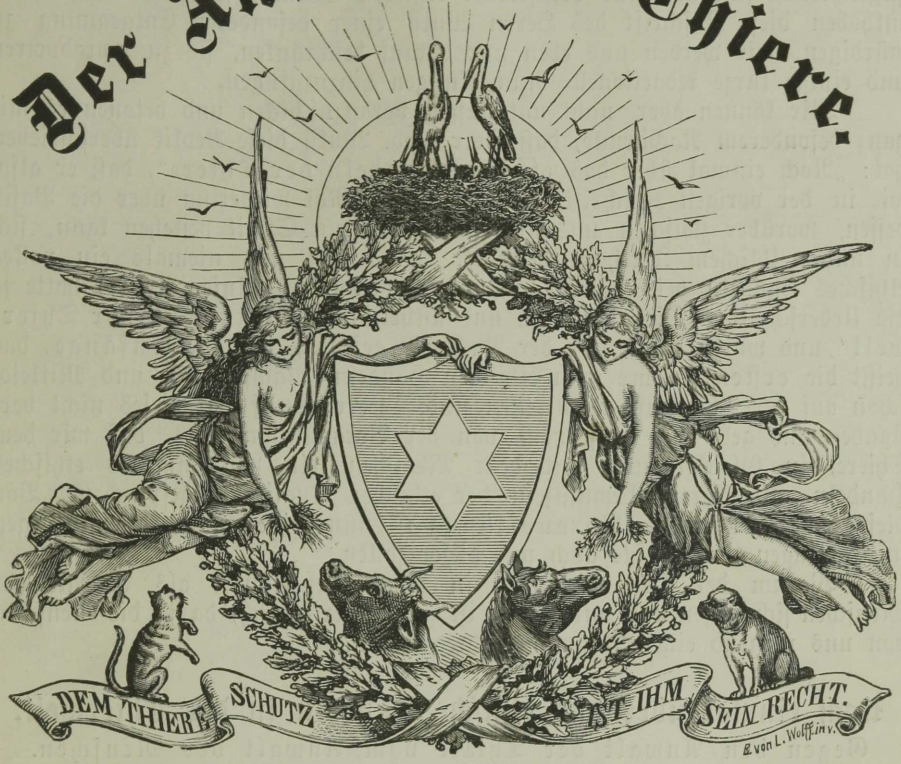
Frau A. Schlingman-Rättig in Berlin 10 Mark (1886); Frau Justizrath Julie Lembcke in Kopenhagen 50 Mark; eine Gönnerin in Riga 10 Rbl.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. Рига, 18 Мая 1887 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung **Alexander Stieda,** Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. Juni 1887. № 6.

Erklärung der Redaction.

Das nachstehende lange Elaborat ist uns von Herrn Rob. Wulff als Replik auf unsere Entgegnung in Nr. 4/5 des „Anwalts" eingesandt worden. Es giebt leider Menschen, deren Veranlagung es mit sich bringt, in Zorn auszubrechen, wenn ihnen ein Irrthum nachgewiesen wird. Zu diesen gehört auch der Herr Wulff. Der größte Theil seiner Replik besteht in Ausfällen, zu denen er sich gegen die Person des Gegners fortreißen läßt und welche in einem Blatte, wie dem unsrigen, eigentlich wohl keinen Platz finden dürften. Wenn wir dennoch beschlossen haben, das Opus an dieser Stelle abzudrucken, so geschah es aus zwei Gründen: Erstens, weil der erste Aufsatz des Herrn Wulff so unklar war, daß die Leser daraus einen klaren und logischen Zusammenhang seiner einschlägigen Gedanken nicht haben entnehmen können und wir ihm die nothwendig gewordene nähere Ausführung seiner Ansichten nicht verwehren wollten, zweitens aber, weil diese seine Replik in ihren sachlichen Bestandtheilen derartig ausgefallen ist, daß wir — Schadenfreude ist manchmal auch menschlich — durch die bloße Preisgebung derselben an die Oeffentlichkeit mehr als nöthig Genugthuung für die darin enthaltenen persönlichen An-

züglichkeiten finden. Aus demselben, letzteren Grunde, sind wir auch dessen enthoben diese Zuschrift des Herrn Wulff einer besonderen Entgegnung zu würdigen, wir werden uns eben nur darauf beschränken, sie zu reproduciren und einige kurze redactionelle Anmerkungen hinzuzufügen.

Wir können aber nicht unterlassen voranzuschicken und betonen es mit ganz besonderem Nachdrucke, daß Herr Rob. Wulff diese Replik überschrieben hat: „Noch einmal über das ethische Handeln der Thiere", daß er also, wie in der vorigen Zuschrift, so auch dieses Mal wiederum über die Basis dessen, worüber zwischen uns überhaupt nur ein Streit bestehen kann, sich in unverzeihlichem Irrthum befindet, da ja von uns niemals ein volles ethisches Handeln bei Thieren behauptet worden ist. Unser Artikel hatte ja die Ueberschrift: „Die ethischen und ästhetischen Anfänge in der Thierwelt" und wurde darin nur der Nachweis geführt, daß die Anfänge, das heißt die ersten Keime zum ethischen Handeln, Nächstenliebe und Mitleid, schon auf der Thierstufe anzutreffen sind. Herr Wulff hat dieses nicht verstanden und geht nun consequent von der Voraussetzung aus, daß wir dem Thiere, in Gleichstellung mit dem Menschen, ein vollkommenes ethisches Handeln mit klarem Bewußtsein der ethischen Qualität zugesprochen. Von dieser irrthümlichen Voraussetzung ist nun seine ganze Polemik gegen uns getragen und müßte auch mit dieser fallen.

Warum der Herr Verfasser in seiner Ueberschrift als Anwalt der Menschen sich gegen uns ankündigt, ist ganz unerfindlich, da ja die Menschen von uns nirgend einen Angriff erfahren haben.

Noch einmal über das ethische Handeln in der Thierwelt.

Gegen den Anwalt der Thiere vom Anwalt der Menschen.

Der, im Uebrigen von mir hochverehrte Herr Anwalt der Thiere müßte sich bei allen, die seinen Artikel gegen mich in der Mainummer dieses Blattes gelesen haben, als Rechtsbeistand arg in Mißkredit gebracht haben, so daß künftighin weder Mensch noch Thier ihn zum Anwalt dürften annehmen wollen und kein Tribunal gesonnen sein dürfte, seine Plaidoyers ohne scharfe Censur anzuhören. Der Gerichtshof, ich meine die verehrten Leser, der Gegner, die gesammte menschliche Gattung, ja selbst seine Klienten, die Thiere, werden auf gleiche Weise schlecht von ihm behandelt; wenn die Griechen eine Muse der Ethik gehabt hätten, würde sie sich im Grabe umdrehen über diese Art und Weise, wie der Herr Anwalt, der für ihre Gesetze in die Schranken zu treten vorgiebt, eben diese Gesetze verleugnet und ihre Begriffe verdreht; und wenn er gar zum Schluß einen heiligen Grundsatz der christlichen Religion in emphatischer Weise für sich heranzieht, so deucht mir, hat er auch der Religion einen schlechten Dienst geleistet, indem dieser Satz durch den Inhalt, den der Herr Anwalt dem Begriff „Liebe" giebt, einen total andern und völlig unchristlichen Sinn erhält. Ich denke, in dem nachstehenden Aufsatz sämmtliche Benachtheiligte zu vertheidigen, ja sogar einmal auch die Vertheidigung des Herrn Anwalts zu übernehmen.

Meine verehrten Klienten werden aber verzeihen, daß ich den Vortritt nehme, damit ich mich zunächst in der Achtung der geneigten Leser rehabilitiren könne, falls ich in derselben zufolge der sehr eigenthümlichen Kampfesweise des Herrn Anwalts etwas gelitten haben sollte; ich denke dann mit um so größerer Wirkung die Interessen der übrigen Geschädigten vertreten zu können.

Der Herr Anwalt beginnt seine Polemik mit einer höhnischen Anmerkung, die er der größeren Wirkung halber mit geringer formeller Ab-

änderung sogar zweimal macht (S. 58, 59), daß nämlich das Sittliche nach seiner Behauptung durchaus nicht ein Unnatürliches oder Uebernatürliches, sondern, wie alles in der Welt, Natürliches sei. Er macht diese Anmerkung, weil ich vom Handeln der Thiere gesagt habe, es sei nicht ein sittliches, sondern ein außersittliches, rein natürliches, und denkt nun wohl, mir einen rechten Hieb versetzt zu haben, indem er meine stilistische Unfähigkeit in so scharfsinniger und feiner Weise ans Licht zog und geißelte. Ich kann dieselbe allerdings weder fein noch scharfsinnig finden. Fein nicht; denn es ist üblich, von vornherein anzunehmen, daß der, mit dem man schriftlich oder mündlich spricht, sich unter seinen Ausdrücken auch etwas denke und zwar etwas Vernünftiges denke; und es ist gerade kein Zeichen von Feinheit, ihm eine so unvernünftige Meinung unterzuschieben, wie der Herr Anwalt es bei dem erwähnten Ausdruck mir gegenüber thut. Scharfsinnig kann ich aber erst recht nicht finden; denn der Herr Anwalt scheint in dem Augenblick, als er die Anmerkung verfaßte, nicht daran gedacht zu haben, was ihm doch aus dem grammatisch-stilistischen Unterricht bekannt sein dürfte, daß es manche Wörter giebt, deren Sinn erst durch den Zusammenhang bestimmt wird. So kann das Wort „Natur" im weitesten Sinn gebraucht werden als die Bezeichnung von der Gesammtheit des Geschaffenen, z. B. die Natur ist Gottes Schöpfung; im engeren Sinne als die Bezeichnung der Eigenthümlichkeit eines Dinges; z. B. es ist die Natur des Fisches, im Wasser zu leben. Das Eigenschaftswort „natürlich", das zu dem Wort Natur in der weitesten Bedeutung gehört, hat freilich den Gegensatz „übernatürlich"; man unterscheidet z. B. zwischen natürlichen und übernatürlichen Dingen, und wenn es zu dem Wort „Natur" in engerer Bedeutung gehört, hat es freilich den Gegensatz „unnatürlich"; was dem Wesen eines Dinges angemessen ist, ist dem Dinge natürlich, was ihm nicht angemessen ist, ist in Beziehung darauf unnatürlich. Der Herr Anwalt hätte nun ein Recht gehabt, die Wörter „unnatürlich" und „übernatürlich" als die einzigen Gegensätze zu dem Worte „natürlich" anzuführen, wenn dies letztere nur in jenen zwei Bedeutungen vorkommen könnte. Er scheint aber nicht daran gedacht zu haben, was ihm aus der hier maßgebenden Wissenschaft der Ethik doch bekannt sein dürfte, daß das Wort „natürlich" noch in einem dritten, engsten Sinne angewandt wird, nämlich als Merkmalswort für das Wesen einer Person, soweit es durch das sittliche Gebot nicht beeinflußt wird; der Ausdruck „die natürlichen Triebe" bezeichnet z. B. die Triebe als solche, welche nicht dem sittlichen Gebote, sondern dem innewohnenden außersittlichen Hange gemäß wirken, und dann ist der Gegensatz zu „natürlich" nicht „übernatürlich", nicht „unnatürlich", sondern „sittlich". Der Herr Anwalt scheint endlich nicht daran gedacht zu haben, was ihm doch aus dem christlichen Religionsunterricht noch erinnerlich sein dürfte, daß es die Ueberzeugung des Christen ist, wir seien „von Natur" böse, richteten uns also „von Natur" nicht nach den Gesetzen der Ethik, und daß an dieser Verderbniß der „Natur" auch das Thierreich participirt*). Aber der Herr Anwalt scheint ja bisweilen das Thier auf eine so ideale Höhe zu stellen, daß er selbst bewundernd zu ihm aufschaut und zu eben solcher Selbsterniedrigung auch

*) Daß wir zu der Stelle, an welcher der Herr Verfasser sagt: „Ein solches Verhältniß ist nicht ein sittliches, sondern ein natürliches", die kurze Anmerkung gemacht, daß das Sittliche doch weder unnatürlich, noch übernatürlich sei, hat ihn in seitenlange Wuth gegen uns versetzt und zwar ganz unnöthiger Weise, da doch alle seine Leser, ohne Ausnahme, es wissen, daß der Ausdruck „natürlich", wenn er nicht im Gegensatze zu „übernatürlich" oder „unnatürlich" gebraucht wird, nur allein im Gegensatze zu: „künstlich", „erkünstelt", „erzwungen", „gemacht" oder „erheuchelt" vorkommen kann. Letztere sind Gegensätze zu „natürlich". „Sittlich" und „natürlich" sind aber garnicht Gegensätze, es sei denn, daß man in dem Sittlichen etwas dem

seine Leser begeistern will (Siehe Januar-Nummer Seite 3, Zeile 19 von unten, Seite 3, Zeile 8 von unten, Seite 4, Zeile 7 von unten). Lassen wir ihm persönlich dies Vergnügen! Wir aber wollen uns doch lieber nicht daran betheiligen, sondern wir wissen uns als Herren der Schöpfung und zu dieser Herrschaft nur dadurch berechtigt, daß wir eine sittlich übergeordnete Stellung einnehmen, wir wissen es ferner, daß die ganze Natur mit uns seufzt und sich sehnt nach Erlösung, daß also das Thier keineswegs eine sittlich ideale Stellung einnimmt; und endlich wissen wir, daß weder ein Hund noch ein Habicht unser Vorbild sein darf in selbstverleugnender Liebe und Treue, sondern allein unser Herr und Heiland Jesus Christus**).

Also nicht ich bin es, der sich an der angeführten Stelle eine stilistische Blöße gegeben hat, sondern der Herr Anwalt ist es in seiner Anmerkung, in der er überdies noch offenbart, daß es ihm an Beherrschung der Begriffe in der Sitten- und Religionslehre mangelt und daß nicht alles fein ist, was er sagt.

Hören wir weiter die Polemik des Herrn Anwalts! Er schreibt S. 62: „Herr Rob. Wulff tritt als Thierpsychолog gegen uns mit der selbst für den radikalsten Thierverächter verblüffenden Behauptung auf, daß die Thiere nicht fähig seien, Liebe zu empfinden, geschweige denn Mitleid und sogar dem Hunde jegliche Liebe und Treue zu seinem Herrn abzusprechen ist; denn, so führt der geehrte Herr Verfasser am Schlusse seines Aufsatzes zu unserem Erstaunen aus, die Liebe ist nicht ein unmittelbares Gefühl, sondern ein mittelbares Resultat aus der Reflexion über die Weltharmonie und das Verhältniß zu Gott, einer Reflexion, deren nur der Mensch fähig sein kann." Mit welchem geringen Grade von Aufmerksamkeit muß der Herr Anwalt meine Worte gelesen haben, wenn er zu solcher Verdrehung derselben gelangt! Mit dem Schluß meines Aufsatzes wird er wohl das meinen, was S. 61 und 62 seines Blattes abgedruckt ist. Wo steht aber da ein Wort von Liebe, wo ein Wort von unmittelbarem Gefühl, wo in aller Welt etwas von einem mittelbaren Resultat aus einer Reflexion über die Weltharmonie und das Verhältniß zu Gott, einer Reflexion, deren nur der Mensch fähig sein könne? Ich denke, die übrigen verehrten Leser meines Aufsatzes in der Mainummer, sowie der vorliegenden werden wohl der „realistisch-prosaischen" Sprache, die der Herr Anwalt mir vorwirft, ein größeres Maß von Sprachverständniß entgegenbringen als dieser; indessen würde es mir wirklich sehr lieb sein, auch von ihm jetzt verstanden zu werden.

Nicht von einer Definition der Liebe, sondern von der des ethischen Handelns ist S. 61 und 62 die Rede, und ich denke nicht so gering von dem Geist meines Herrn Gegners, daß ich annehme, er werde diese beiden Begriffe nicht unterscheiden können; er erklärt ja selbst S. 62, die Liebe sei ein unmittelbares Gefühl; das Handeln aber wird er hoffentlich nicht unter die Gefühle rechnen und nun meinen Satz besser verstehen: „Das ethische Handeln

---

Natürlichen Conträres sieht, wie der Herr Verfasser es denn auch thut, indem er für sich anführt, daß der Mensch „von Natur böse" sei und nicht sittlich, ein Pessimismus, welcher der biblischen Schöpfungsgeschichte diametral widerspricht, welche lehrt, daß der Mensch von Natur gut geschaffen worden ist und das Böse durch den Sündenfall als eine Störung in seiner eigentlichen, guten Natur hinzugekommen ist. (Anm. d. R.)

**) Die angegebenen Stellen in unserem Artikel, in denen wir angeblich mit Bewunderung zum Thiere aufgeschaut und uns, als Mensch selbsterniedrigt haben sollen, enthalten nicht von uns selbst Ausgesprochenes, sondern, wie Herrn Wulff das Unglück passirt ist, zu übersehen, Citate aus Brehm und von Corvin, die wir mit Nennung des Autors angeführt, um zu zeigen, wie weit diese in der Würdigung der Thiere gehen. Diese maßlos übertriebenen Vorwürfe des Herrn Wulff sind also nicht gegen uns, sondern gegen diese berühmten Autoren gerichtet. (Anm. d. R.)

besteht in der durch den freien Willen erfolgenden Herstellung der Harmonie, und zwar der Harmonie des Handelnden mit sich selber, mit den Mitwesen und mit Gott." Wenn ich aber dadurch seine letzten Zweifel beseitigen kann, so will ich auch gleich meine Definition von Liebe geben, die ich im späteren doch noch nöthig habe: Liebe ist das unmittelbare freudige Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit mit einer andern Person. Und wenn der Herr Anwalt nun doch einmal den Begriff „Liebe" und den der Weltharmonie zusammengekoppelt hat, als seien es Ochs und Esel und ich der Palamedes, der damit pflügen wollte, so mögen sie schon zusammen bleiben; nur möchte ich bitten, die Herstellung der Harmonie als pflügendes Arbeitsthier, die Liebe aber als leitenden Lenker des Pfluges sich vorzustellen, oder ohne Bild: Es wird niemand an der Herstellung der Harmonie mit Gott, der Welt und sich selbst arbeiten, der nicht das freudige Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit mit Gott und den Mitwesen hat, und der nicht ebenso freudig fühlt, daß das, was in ihm selber sich noch feindlich bekämpft und ihn mit Unfrieden erfüllt, auch dazu berufen ist, zu schönem Zusammenwirken in Frieden sich zu vereinigen. — Nun hatte ich (Seite 61 oben) ausgeführt, daß es nur dem Menschen, nicht aber dem Thiere, möglich sei, zu Gott und allen Mitwesen in Beziehung zu treten. Da scheint sich nun der Herr Anwalt vorgestellt zu haben, ich meine bloß eine Reflexion über Gott und die anderen Mitwesen, worauf er bei etwas aufmerksamerer Lektüre meiner Worte wohl nicht verfallen wäre; denn ich begründe jene Unmöglichkeit für das Thier mit den Worten: „sein Handeln erstreckt sich nur auf diejenigen Mitwesen, mit denen es entweder durch den Geselligkeitstrieb auf freundschaftliche, oder durch den Nahrungstrieb auf feindliche, oder durch den Darstellungstrieb auf ästhetische Art in Berührung tritt; doch gehört auch dieses Handeln, weil die Vermehrung des eigenen Wohlseins bezweckend, mehr demjenigen an, welches der Handelnde in Beziehung auf sich selbst ausübt." Dies In-Beziehung-treten wird also als ein handelndes, nicht als ein reflektirendes dargestellt, ebenso wie ich dann natürlich auch das In-Beziehung-treten des Menschen zu Gott und den Mitwesen als ein handelndes, reales, nicht als ein bloß denkendes, ideelles gefaßt haben muß.*)

Jene Anschauung über das Handeln der Thiere hatte ich in der Mainummer induktiv begründet, indem ich gerade an den von meinem Herrn Gegner angeführten, nach seiner Meinung bloß auf seine Art zu erklärenden Beispielen nachwies, wie überall, wo das Thier anscheinend aus Liebe oder Mitleid einem andern Wesen derselben Gattung hilft, es nichts Ethisches thut, sondern, rein dem Naturtrieb folgend, nur sein eigenes Wohlsein zu erhalten sucht, und zwar war es der Geselligkeitstrieb, den ich als die Ursache nachwies. Jetzt denke ich auch deduktiv darzuthun, daß es dem Thiere unmöglich ist, an der Herstellung der Harmonie mit Gott, den Mitwesen und sich selbst durch eigenen bewußten Willensentschluß zu arbeiten.**)

---

*) Wenn diese Harmonietheorie des sittlichen Handelns, in welche Herr Wulff sich so sehr verliebt hat, überhaupt einen Sinn hat, so kann er nur der sein, daß er von einer Handlung, damit er ihr ethische Qualität zuspreche, verlangt, daß der Handelnde dieselbe nicht aus dem unmittelbaren Drange der Nächstenliebe oder des Mitgefühls begehe, sondern von der Erkenntniß ausgehend, daß ein Harmonieverhältniß eine Störung erfahren, dabei bestrebt sei, durch sein Handeln die Harmonie wieder herzustellen. Wo man ein gutes Werk thut, z. B. Jemandem in großer Noth Hilfe bringt, ist die Handlung, durch welche man „in Beziehung zu ihm tritt", lediglich ein Ausfluß der mitleidenden Liebe, die Betrachtung aber, daß hier ein Harmonieverhältniß gestört und wiederherzustellen sei, liegt so weit ab, daß wir vollkommen im Rechte waren, sie das Resultat einer metaphysischen Reflexion zu nennen. Ja, sie liegt sogar so weit ab, daß es nur allein Herrn Rob. Wulff vorbehalten war, darauf zu verfallen. (Anm. d. R.)

**) Aber um alles in der Welt! Wer hat denn das je bestritten? (Anm. d. R.)

Eine Harmonie*) kann nur eintreten zwischen einer Mehrzahl von Wesen, deren jedes für sich ein selbständiges Dasein, aber doch mit den andern die Harmonie bildenden Wesen irgend etwas derselben Gattung angehöriges gemeinsam hat. So z. B. kann, um von den einfachsten Harmonieen zu reden, eine solche eintreten zwischen den Tönen a und cis, oder zwischen den Farben roth und grün (?), indem das Gemeinsame die Koincidenzschwingungen des Schalles oder des Lichtes, die harmoniebildenden Einzeldinge aber individuell verschieden sind. Komplicirtere Harmonieen finden statt z. B. zwischen einer heiteren Ouverture und einem Lustspiel, oder zwischen der Schwermuth eines Melancholischen und dem eintönigen Rauschen des Meeres; die individuelle Verschiedenheit ist klar, der Grund der Uebereinstimmung liegt im ersten Fall in dem gemeinsamen Ausdruck einer heiteren Stimmung, im zweiten Fall in dem fortwährenden Wiederkehren eines einzigen sanften seelischen Eindrucks. — So kann also Harmonie stattfinden zwischen Menschen und Gott durch die christliche Religion, weil Gott, in seinem Sohn in die Menschheit eingehend, bewies, daß er nicht so gänzlich in seinem Wesen von uns verschieden sei, daß er nicht eine uns gleiche Lebensform annehmen könnte. Jeder vernünftige Mensch aber ist fähig, diese Offenbarung Gottes in seinen Geist aufnehmen zu können; jeder Mensch, dem diese Offenbarung mitgetheilt ist, hat darum trotz der unendlichen individuellen Verschiedenheit von Gott die Gewißheit, in eine Harmonie mit ihm, seinem Wesen und seinem Willen hineingehoben werden zu können und kraft des durch die Wiedergeburt und die Hülfe des heiligen Geistes befreiten Willens die Möglichkeit, selbst mit an der Herstellung der Harmonie zu arbeiten, d. h. der Mensch hat die Fähigkeit des sittlichen Handelns in Beziehung auf Gott. Es ist wohl unnöthig, die Gründe anzuführen, warum dem Thier diese Fähigkeit mangelt. — Der Mensch aber hat ferner vor dem Thier voraus die Möglichkeit, arbeiten zu können an der Herstellung der Harmonie mit den Mitwesen. Durch seine körperliche Constitution beanlagt, in allen Klimaten sich aufhalten, durch Geschicklichkeit und schöpferische Kraft des Geistes fähig, zu allen Höhen und Tiefen vordringen zu können, hat er die Möglichkeit, körperlich zu jedem Naturding in Beziehung zu treten und geistig es in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, während er im Ichbewußtsein sowohl seine generelle Verwandtschaft mit den Mitwesen als auch seine individuelle Verschiedenheit von ihnen wahrnimmt; so kommt er zum Bewußtsein der Möglichkeit, sich in Harmonie mit ihnen setzen zu können, wie z. B. ich jetzt die Hoffnung hege, mich in Harmonie zu setzen mit dem verehrten Herrn Anwalt; unsere individuelle Verschiedenheit in Beziehung auf diesen Gegenstand liegt zwar am Tage; die generelle Verwandtschaft aber, denke ich, besteht darin, daß wir beide leidlich vernünftige Menschen sind; warum also sollte nicht eine Harmonie, will sagen, eine Verständigung zwischen uns stattfinden können? Nur zwischen unvernünftigen Bestien herrscht ewiger Krieg (?), weil dem Thiere alles mangelt, zum Bewußtsein der Möglichkeit von der Herstellung der Harmonie gelangen zu können. Wenn es auch die Möglichkeit in beschränktem Maße hat, die Eigenthümlichkeit der Mitwesen zu erkennen, so mangelt ihm doch nach allen Anzeichen die Fähigkeit, das eigene Wesen losgelöst von der Umgebung und, bei den gesellig lebenden, losgelöst von der Gesellschaft der Artgenossen denken zu können, mit einem Wort, es mangelt dem Thiere das Ichbewußtsein und damit die Persönlichkeit. Das Thier ist nicht etwas

*) Jetzt folgen nicht weniger denn 1½ Druckseiten, in welchen Herr Robert Wulff sich auf seinem Steckenpferde „die Harmonie“ austummelt. Wenn dieses Schauspiel die geehrten Leser ermüdet, bitten wir das uns nicht nachtragen zu wollen, da wir doch das Elaborat dieses Herrn unverkürzt geben mußten. (Anm. d. R.)

Persönliches, sondern etwas Unpersönliches. Es steht damit auf der Stufe eines menschlichen Kindes in der ersten Lebenszeit, wo demselben gleichfalls das Ichbewußtsein mangelt und es nur das Bewußtsein von Sinneseindrücken hat, ohne zu wissen, ob diese von Dingen herrühren, die von ihm verschieden sind, oder ob sie von ihm selbst ausgehen.*) Ebenso, wie sich unsere Glieder als zusammengehörig fühlen, keins von ihnen als eigene Person, so fühlt sich auch das gesellig lebende Thier als Glied der Gattung, gesellige aber, wie ungesellig lebende, als zugehörig zur Umgebung. Wie aber im Körper bisweilen ein Glied das andere vertritt, sobald dies unbrauchbar geworden ist, wie besonders ein Nerv dem andern nahe gelegenen, aber abgestorbenen vikariirt, so übernimmt bisweilen ein Thier die Funktionen eines andern invalid gewordenen derselben Gattung. Es ist das aber kein ethisches Handeln zu nennen, weil für das Bewußtsein des Thieres dies Handeln kein anderes ist, als ob es sich selbst die Lebensbedingungen verschaffte. Es hat eben ein das Ichbewußtsein mindestens überwiegendes, wenn nicht absorbirendes Gattungsbewußtsein**) und folgt dem Naturtrieb, die Gattung in derjenigen Gesammtheit zu erhalten, in welcher sie in seinem Bewußtsein besteht. — Der Mangel der Persönlichkeit nicht minder wie der S. 61, Zl. 18 von unten angeführte Grund ist es auch, was uns verbietet, ein ethisches Handeln des Thieres in Beziehung auf sich selbst anzunehmen. Denn wo nicht das Bewußtsein eines Ich ist, da kann auch nicht an der Herstellung der Harmonie innerhalb eines Ich gearbeitet werden.

Nun also weiter gegen den Herrn Anwalt! Es ist ihm jetzt vielleicht die Behauptung nicht mehr so verblüffend, daß die Thiere nicht fähig seien, Liebe zu empfinden, geschweige denn Mitleid. Liebe ist eben, wie oben definirt, das freudige Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer andern Person;***) es ist ein ethisches Gefühl, weil man in demselben empfindet, daß diejenige Harmonie schon faktisch oder doch in der Idee besteht, an deren Herstellung man arbeiten soll; es ist also unmöglich für ein Thier, dies ethische Gefühl zu haben, weil die Persönlichkeit und darum das Gefühl

---

*) Der Herr Verfasser spricht damit den Thieren auch den Egoismus ab, der in ihrem Leben eine so hervorragende Bedeutung hat. Selbst auf der niedersten Stufe des Thierlebens finden wir die Unterscheidung des eigenen Ich's von dem, was nicht zum Ich und das zur Außenwelt gehört. Wie viel mehr ist dieses aber noch bei höher organisirten Thieren der Fall, bei denen sämmtliche Lebensthätigkeiten bloß in dieser Unterscheidung sich vollziehen. Wenn der Verfasser behauptet, die Thiere hätten nur „Sinneseindrücke, ohne zu wissen ob diese von Dingen herrühren, die von ihnen verschieden sind, oder ob sie von ihnen selbst herrühren", so rathen wir ihm, sich durch das Experiment vom Gegentheil zu überzeugen. Er braucht nur einen fremden Hund zu schlagen, so wird dieser, indem er ihn in die Beine beißt, deutlich beweisen, daß er wußte, daß der Schlag nicht von ihm, dem Hunde selbst, sondern von etwas von ihm verschiedenen herrührte. (Anm. d. R.)

**) Der Verfasser sagt hier, daß es ein sein Ichbewußtsein überwiegendes Gattungsbewußtsein hat; damit spricht er ihm in strictem Widerspruch zum Vorherigen doch das Ichbewußtsein zu. Außerdem müßte er doch wissen, daß das Gattungsbewußtsein eine höherstehende Bewußtseinspotenz des Ichbewußtseins ist. (Anm. d. R.)

***) Der Herr Verfasser, der in allem Bisherigen immer und immer wieder nur von dem unentwurzelbaren Glauben oder von der Absicht ausgegangen ist, daß wir in unserem Artikel: „Ethische Anfänge in der Thierwelt" ein vollkommenes sittliches Handeln, mit vollem Bewußtsein der sittlichen Aufgabe, den Thieren zugesprochen hätten, wo wir doch nur von den „Anfängen" oder Keimen zum sittlichen Handeln geredet, der Herr Verfasser, der mithin im Bisherigen nur gegen einen gedachten, aber nicht vorhandenen Gegner so heftig gekämpft, hat an dieser Stelle doch endlich einmal etwas getroffen, wovon in unserem Artikel wirklich die Rede gewesen ist. Denn wir haben es in der That ausgesprochen, daß das Thier Liebe empfinden kann, daß der Hund Liebe haben kann zum Herrn und acceptiren die Definition, die der Verf. von Liebe giebt vollkommen und behaupten demgemäß, daß der Hund fähig sei, „das freudige Gefühl der Zusammengehörigkeit" mit dem Herrn zu empfinden, freilich ohne dabei an Disharmonie, Harmonie und Harmonieherstellung zu denken. (Anm. d. R.)

der Disharmonie, sowie das Bedürfniß der Herstellung einer Harmonie ihm mangelt. Oder will der Herr Anwalt einen unbefriedigten Naturtrieb eine ethische Disharmonie und die Befriedigung desselben Herstellung der ethischen Harmonie nennen? Dann fühlt er wohl des Mittags ein erhabenes ethisches Selbstbewußtsein, wenn er seinen Hunger stillt, und denkt wohl Wunder von sich, was er für ein ethisch vollkommener Mann sei, wenn er den Naturtrieb des Durstes mit einem Glase Wasser befriedigt (?!). Und anders ist auch der Gesellschaftstrieb der Thiere nicht zu beurtheilen. Man kann von dem Thiere ebenso wenig sagen, es empfinde Liebe, weil es stets mit seinen Genossen zusammen ist und ihnen hilft, wie ich dasselbe von meinem Daumen aussagen könnte, weil derselbe den andern vier Fingern stete Gesellschaft und Hülfe leistet.*) Wir müssen eben immer dabei das im Auge behalten, daß das einzelne Thier sich nicht als Persönlichkeit fühlt, sondern in seinem Bewußtsein sein Einzelwesen eng mit dem der Genossen und mit der Umgebung verknüpft ist. — Was soll ich nun noch vom Mitleid sagen, da es doch klar ist, daß etwas Unpersönliches nicht Mitleid empfinden kann, d. h. daß es nicht die Vorstellung haben kann, eine andere Person leide und nicht den ethischen Trieb, diese Disharmonie zur Harmonie durch seine Hülfe aufzulösen? Mancher der geneigten Leser wird hier vielleicht den Kopf schütteln und sagen, das gehe denn doch etwas zu weit; man sehe ja doch, daß ein Thier dem andern helfe, ja man könne wohl gar beobachten, daß das Thier traurig sei, wenn es seinem Genossen schlecht gehe oder derselbe sterbe; da sehe man doch, daß es mit leide. Ganz recht, verehrter Leser, aber mit-leiden ist kein Mitleid. Unsere Nase leidet wohl durch den Schnupfen mit, wenn unsere Füße sich erkältet haben; aber man kann von ihr nicht sagen, daß sie Mitleid mit den armen Füßen empfinde. Und genau so leidet ein Thier mit einem Genossen derselben Gattung, ohne des Mitleids fähig zu sein.**)

Jetzt wird dem Herrn Anwalt auch wohl die captatio benevolentiae nicht viel mehr nützen, mit der er sich S. 62, Zl. 10 von unten an die Hundeliebhaber wendet. Es ist wahr, wenn ein Mensch einem andern Menschen gegenüber so viele Aeußerungen von Freude über das Zusammensein an den Tag legte, wie der Hund seinem Herrn gegenüber, und wenn er sein ganzes Leben lang so unverändert bei dem andern ausharrte, wie der Hund bei dem Herrn, dann müßte man von jenem Menschen sagen, er zeige Liebe und Treue gegen den andern. Nun ist es aber eine alte triviale Wahrheit: si duo idem faciunt, non est idem; wenn zwei dasselbe thun, ist es doch nicht dasselbe. Und eine ebenso triviale, nur von den Jesuiten verachtete Wahrheit ist es, daß es für die Beurtheilung der ethischen Qualität einer Handlung auf die Beweggründe ankomme. Wie steht's aber damit beim Hunde? Hat sich von Anfang an der Hund darum seinem Herrn angeschlossen, weil er das freudige Gefühl der inneren Harmonie mit ihm, d. h. Liebe empfand, oder hat sich der Herr des Hundes angenommen, weil ihm gerade dieser Hund gefiel, d. h. weil er ein Bewußtsein der Uebereinstimmung desselben mit dem Hundeideal hatte, das sich in seiner Seele befand? Welcher von beiden also hat von vornherein Liebe empfunden? Nicht der

---

*) Das wird denn doch dem Herrn Verfasser Niemand glauben, daß er mit einem Daumen von der Natur bedacht ist, welchem selbständige Willensimpulse eigen sind.
(Anm. d. R.)

**) Wir hätten dieses Beispiel im Interesse des Herrn Verfassers und aus Rücksicht für ihn weglassen sollen, da er bei nochmaliger Durchlesung seiner Arbeit es wohl selbst gestrichen hätte, müssen es aber unterlassen, weil er um unveränderten Abdruck gebeten.
(Anm. d. R.)

Hund, sondern der Mensch.*) Und jeder, der sich jemals einen Hund angeschafft hat, weiß es, daß derselbe zuerst nicht dem ethischen Zuge der Treue, sondern nur dem ganz materiellen Zwange gehorchte, wenn er bei dem Herrn ausharrte. Erst von dem Augenblick an, wo der Herr dem Hunde Zeichen seiner Liebe durch Streicheln, Kosen und gute Bissen giebt, wird der Hund anfangen, dies durch diejenigen Zeichen von Zuthulichkeit zu erwiedern, die er von seiner Mutter gelernt hat (!) und in seiner Natur liegen; er wird gleichsam die Freundlichkeit seines Herrn auf seine Weise gebrochen zurückspiegeln; ebenso wenig aber als man von einem Spiegel sagen kann, er sei schön, weil er das Bild einer schönen Dame zurückgiebt, darf man von einem Hunde sagen, er habe ein liebreiches Gemüth, und ebenso wenig, als man von dem in einem unebenen Spiegel reflektirten Bilde sagen kann, es habe ein selbständiges Dasein, weil es dem abgespiegelten Gegenstand unähnlich ist, darf man von dem Hunde sagen, er empfinde das ethische Gefühl der Liebe**), wenn er die Liebesäußerungen des Menschen auf hündische Weise nachahmt (cf. Mt. 5, 46, 47).***) Und ausharren wird der Hund erst dann bei seinem Herrn, wenn dieser genug psychische und physische Mittel angewandt hat, um den Geselligkeitstrieb desselben von dessen alter Umgebung loszulösen und durch Gewöhnung an die neue zu fesseln. Der Mensch ist es, der von vornherein will, daß der Hund bei ihm ausharre, er also ist treu, nicht der Hund. Eher als man sagt, der Hund sei treu, müßte man sogar im Gegentheil sagen, er sei untreu, weil er so bald die alten Genossen vergißt, um sich völlig einem neuen Herrn anzuschließen. Doch bin ich fern davon, dies dem Hunde vorwerfen zu wollen, da man ihm überhaupt keine sittlichen Vorwürfe machen darf, nicht weil er über sie, sondern weil sie über ihn erhaben sind. Also: was ist die Liebe des Hundes? Imitation. Was ist seine Treue? Dressur.

Verzeihen aber die verehrten Leser, daß ich ihre Geduld so lange in Anspruch nehme! Ich bin leider noch lange nicht zu Ende.

Ich hatte S. 58 gesagt: „Sollte nicht das, was er (der Herr Anwalt) bei den Vögeln Treue nennt, Geselligkeitstrieb sein, welcher, durch den Geschlechtstrieb zuerst auf ein Exemplar des andern Geschlechts gelenkt, infolge längerer Gewöhnung so sehr auf dieses sich concentrirt und mit der Zeit einseitig sich gesteigert hat, daß das Paar sich als eine Person fühlt und der eine Theil die Trennung vom andern in solchem Grade als eine Beeinträchtigung seines Lebensgenusses empfindet, daß sein Schmerz darüber größer ist, als der Reiz, welchen der Nahrungstrieb ausübt? Seelisch unfähig, sich an die Individualität eines andern Gefährten zu gewöhnen, stirbt das Thier als Opfer nicht seiner Treue, sondern seines einseitig ausgebildeten Geselligkeitstriebes.“ Was sagt der Herr Anwalt S. 63, Abs. 3 zu diesen von ihm bis zum Fragezeichen hinter „ausübt“ citirten Worten? Man höre: „Der geehrte Herr Verfasser ist hier einer eigenthümlichen Selbsttäuschung verfallen: Er will uns zeigen, daß in den vorliegenden Fällen das Band, welches das Thierpaar verbindet, nicht Liebe und Treue ist, sondern etwas ganz anderes. Nun definirt er dieses Andere, und was giebt er uns? eine genaue Definition von — Liebe und Treue! nur daß er dazu die realistisch-prosaische Sprache gewählt hat, deren sich der Materialismus dabei bedient.“

*) Der geistreiche Herr Verfasser argumentirt also: Der Hund liebt nicht den Herrn, weil nicht der Hund den Herrn, sondern der Herr den Hund zuerst geliebt. Da müßte er denn auch sagen, daß er seine Eltern nicht liebe, weil diese ihn zuerst geliebt oder er habe nicht Liebe zu Gott, weil Gott ihn zuerst geliebt. (Anm. d. R.)

**) Das übersteigt denn doch wohl Alles, was man dem geduldigen Leser zumuthen darf! (Anm. d. R.)

***) In der angeführten Bibelstelle wird die erheuchelte Liebe der Zöllner verurtheilt. (Anm. d. R.)

Nun, ich danke für solche Liebe und will dem Herrn Anwalt nur wünschen, daß er nicht mit Töchtern gesegnet sein möge. Sie wären einmal nicht sicher davor, von ihrem Herrn Papa zu verhaßtem Ehebunde gezwungen zu werden; denn er würde auf ihre Protestationen und Klagen gelassen antworten: „Beruhige dich, liebes Kind! „Das innige Beisammensein und die Gewöhnung" werden schon das ihrige thun.*) Die armen Kinder! Warum muß ihr Vater gerade Anwalt der Thiere geworden sein? warum muß er sich dabei an die eigenthümliche Idee gewöhnt haben, das menschliche Leben vollziehe sich nach denselben Motiven wie das thierische? An ihnen wird nun diese intellektuelle Sünde ihres Vaters heimgesucht. Sollte er sich aber bekehren von diesem Abwege, was ich von ganzem Herzen hoffe, so wünsche ich ihm so viele liebliche und glückliche Töchter, wie sie der Graf Rudolf von Habsburg hatte.

Am Schluß des Absatzes wirft er mir noch vor, daß ich die realistisch-prosaische Sprache gewählt habe, deren der Materialismus sich bedient. Materialismus?! Hu! da läuft doch wohl manchem gutgesinnten Leser ein Schauer über den Rücken. Und ich bin dieser Entsetzliche, den man des Materialismus beschuldigen muß. „Holz her! Verbrennt ihn! Steine her! Werft ihn! Ecrasez l'infâme, der es wagt, in der Sprache des Materialismus zu reden!" Bitte, verehrte Leser, lassen Sie sich doch durch die Exclamationen des Herrn Anwalts nicht zu einer so schreienden Ungerechtigkeit verführen, sondern schenken Sie bloß auf eine Minute meiner Vertheidigung Ihr Ohr! Mein Materialismus besteht ja nach dem Vorwurf des Herrn Anwalts selber nur darin, daß ich mich derselben realistisch-prosaischen Sprache bediene wie die Materialisten. Wegen meiner prosaischen und realistischen Schreibweise aber werden Sie mich doch nicht verbrennen oder steinigen wollen, besonders doch diejenigen verehrten Leser nicht, die an den Brüsten der Wissenschaft gesogen haben und wissen, daß, um Verständigung über eine wissenschaftliche Streitfrage zu erzielen, eben jene realistisch-prosaische Sprache nöthig ist! Und es war doch wohl nicht gut möglich, sich über den Naturtrieb der Thiere in Oden oder Dithyramben zu ergehen. — Nun, ich sehe, es wird ja kein Scheiterhaufen gebaut, und niemand hebt einen Stein gegen mich auf. Mögen Holz und Steine auch ferner bleiben, wo sie sind! Denn obgleich ich meinerseits jetzt jemand des Materialismus beschuldigen will, und ich denke mit besserem Rechte als ich beschuldigt war, so möchte ich doch nicht, daß er verbrannt oder gesteinigt würde. Es ist doch im Uebrigen ein gar zu lieber Herr. Ich meine aber den Herrn Anwalt, den ich jetzt aufrufen möchte, gegen sich selbst Zeugniß abzulegen, was er gewiß in der liebenswürdigsten und selbstlosesten Weise thun wird. Also ich beschuldige den Herrn Anwalt, dem hochwichtigen Begriff „Liebe", an dessen Reinerhaltung in der Ethik alles liegt, einen materialistischen Inhalt gegeben und ihn seiner erhabenen Bedeutung entleert zu haben. Gesteht der Herr Anwalt dies zu? „Es ist wahr, ich habe gesagt, daß in den Worten meines Anklägers, die S. 63, Abs. 2 citirt sind, eine Definition der menschlichen Liebe und Treue bis in den Tod gegeben sei (siehe S. 63, Abs. 3, 4, 5). Es ist ferner wahr, daß ich S. 64, Zl. 12 von unten von einer abermaligen materialistischen Velleität desselben gesprochen habe, worin ja die Anschuldigung involvirt liegt, daß er sich vorher schon einmal eine solche habe zu Schulden kommen lassen. Da ich nun auf S. 63, Abs. 3 ihn des Materialismus beschuldigte, dem er in einer Definition von Liebe und Treue sollte Ausdruck

*) Wenn diese Worte in einer alles Uebrige ausschließenden Betonung gebraucht werden, so liegt darin die Absicht, den Sinn des Gesagten zu entstellen. Daß aber „die Gewohnheit des innigen Beisammenseins" das Hauptsteigerungs- und Festigungsmittel für die Liebe ist, wird wohl auch der Herr Verfasser nicht in Abrede stellen. (Anm. d. R.)

gegeben haben, so muß ich jetzt, um nicht mit S. 64, Zl. 12 von unten in Widerspruch zu gerathen, zugeben, daß ich den Materialismus nicht bloß in der Ausdrucksweise, sondern auch im Inhalt der Definition fand,*) da ich mich aber mit ihr zu verschiedenen Malen und auf das allerentschiedenste einverstanden erklärte, so bekenne ich, daß ich mir bewußt bin, einer materialistischen Auffassung von dem Begriff „Liebe" zu huldigen, wonach diese nichts ist als das Gefühl des Naturtriebes. Obgleich ich sonst gerade kein Dummkopf bin, habe ich mich diesmal doch in den eigenen Schlingen gefangen und bitte wegen dieser Unvorsichtigkeit um Entschuldigung." — Nachdem wir soeben das wenig reumüthige, aber doch freimüthige Geständniß des Herrn Anwalts gehört haben, erlaube ich mir, seine Vertheidigung zu übernehmen und als Milderungsgrund seine so große Liebe zu seinen Klienten, den Thieren, anzuführen, eine Liebe, die man geradezu eine blinde nennen muß, so daß er dadurch in einen ebenso blinden Haß gegen jede Anschauung geräth, die der seinigen widerspricht. Weil es also nur der Fehler eines guten Herzens ist, so möchte ich den hohen Gerichtshof bitten, ihm keine andere Strafe aufzulegen, als daß er sich aus einer christlichen Ethik, etwa von Martensen, reinere ethische Begriffe, besonders aber einen reineren Begriff von Liebe anzueignen habe. Sollte es aber dem hohen Gerichtshofe gefallen, dem Inculpaten auch diese Strafe zu erlassen, so möge man doch der festen Hoffnung Ausdruck geben, daß das Leben selbst ihm einen reineren Begriff von Liebe beibringen werde! Dixi.**)

D. h. ich habe ausgeredet als Vertheidiger des Herrn Anwalts, jetzt muß ich mich wieder gegen ihn wenden, um mich selbst vor ihm zu schützen.

Es ist jetzt klar, daß der Vorwurf der Selbsttäuschung unbegründet ist, den er mir S. 63, Abs. 3, 5 macht, als ob ich mich im Grunde mit ihm in Uebereinstimmung befände, da doch meine Ansichten über den Begriff „Liebe" total von den seinen verschieden sind. Und ebenso klar ist es, daß er doch nicht S. 63, Abs. 5, von einer „weitläuftigen Umschreibung" in „ungeheuer vielen Worten" hätte sprechen dürfen, da doch eben dadurch ans Licht gekommen ist, wie groß der von ihm geleugnete Dissensus zwischen ihm und mir ist.

Seite 64, Zeile 8 von oben heißt es:

„Herr Rob. Wulff sagt wörtlich: „das Band zwischen dem Hunde und dem Herrn ist nicht persönliche Sympathie, sondern die Gewöhnung an den Geruch desselben". Seite 59, Zeile 8 von oben hatte ich diesen Satz dahin näher bestimmt, daß der Hund auf Grund des Geselligkeits- und Beharrungstriebes daran gewöhnt sei, in dem Geruchskreise derjenigen Person zu bleiben, die ihm am meisten nahe getreten war. Dieser Satz ist die nothwendige Consequenz aus der oben und schon Seite 61 ausgeführten Ansicht über das Handeln der Thiere, in einer Auseinandersetzung, die man wahrhaftig nicht materialistisch nennen darf. Der Herr Anwalt aber findet es für gut, jenen Satz als „materialistische Velleität" zu brandmarken und behauptet, in mir einen Anhänger des Professor Jäger entdeckt zu haben Seite 64, Abs. 2 von unten. Das soll doch wohl nur ein schlechter Witz sein? Wenn ich statt vom Geruchskreise vom Gesichtskreise gesprochen hätte, würde mich da der Herr Anwalt wohl einen Helmholtzianer genannt haben? Ich denke, nein***). Denn da wäre der Mangel an Sinn klar gewesen.

*) Ist garnicht der Fall gewesen. (Anm. d. R.)

**) O, der arme, heimgesuchte Leser! was sagt er dazu? (Anm. d. R.)

***) Helmholtz ist berühmt geworden durch seine Forschungen auf dem Gebiete der physiologischen Optik und Akustik. Der Herr Verfasser irrt, wenn er glaubt, daß Jäger als Physiologe für die Geruchsorgane neben Helmholtz genannt werden kann. Jäger hat sich auf diesem Gebiete keinerlei Verdienste erworben. Er hat sich nur dadurch in der

Weil aber der Professor Jäger sich vor dem größten Theil der gebildeten Welt mit seiner Geruchsseelentheorie lächerlich gemacht hat, ist dies dem Herrn Anwalt sehr gelegen, um auch mir einen Antheil an dieser Lächerlichkeit zukommen zu lassen, und er leistet sich die des Sinnes ermangelnde Behauptung, ich sei Jägerianer. Lächerlich ist es ja nun. Aber der Makel der Lächerlichkeit wird sicher nicht mehr auf mich fallen. Das aber möchte ich jedem aus dem Bekanntenkreise des Herrn Anwalts hiermit gerathen haben, beileibe nicht in seiner Gegenwart etwa zu sagen: „diese Rose riecht schön", oder: „Sie haben die Anschauung Ihres Gegners in schlechten Geruch gebracht", überhaupt nicht von Riechen zu sprechen. Der Herr Anwalt würde sonst sofort die Gelegenheit benutzen, auch ihn als einen Jägerianer zu entlarven.

Die Polemik wegen der Geschichte vom Rothkehlchen hat der Anwalt sehr hübsch geschrieben, und sie hat mir darum vielen Spaß gemacht. Aber er schiebt mir da wieder etwas in die Schuhe, was mir anzunehmen ganz fern lag, daß nämlich nach meiner Ansicht das die Hülfe leistende Rothkehlchen erst große Reflexionen angestellt habe, wodurch es zu dem Schlusse gekommen sei, dem andern helfen zu müssen. Gar nicht! verehrter Herr Anwalt! So wenig der Nerv, der die Leistungen eines andern übernimmt, zu dem Zwecke erst reflektiren muß, so wenig hat es das Rothkehlchen gethan.*) Weil vielmehr das Gattungsbewußtsein in ihm stärker war als das Ichbewußtsein, weil es infolge dessen mit dem kranken Kameraden litt, ohne das ethische Gefühl des Mitleids zu haben, handelte es an dem Gefährten, wie es an sich selbst gehandelt haben würde, ohne darum den Nächsten zu lieben wie sich selbst. So paradox dieser Satz klingen mag, so folgt er doch mit stricter Consequenz aus dem, was ich eben dargelegt habe.

Also ich bin Vegetarianer? So steht zu lesen Seite 66. Ist mir allerdings neu und wäre, wenn ein Verdienst darin läge, eine Entdeckung, deren der Herr Anwalt sich rühmen könnte; da sie aber der Wichtigkeit für die Menschheit entbehrt und außerdem keine thatsächliche Wahrheit hat, so wird es wieder einmal ein schlechter Witz sein, den der Herr Anwalt sich auf meine Kosten gestattet. Also lachen Sie doch, verehrte Leser! Der Herr Anwalt möchte doch so gern, daß Sie lachten! Er ist darin ja so liebenswürdig, die Sauce, mit der er mich anrichtet, etwas pikant zu machen. Ich würde doch auch sonst etwas gar zu ledern und ungenießbar sein. Das Bedenkliche bei der Sache ist bloß das, daß der Herr Anwalt seine Auffassung statt mit Gründen mit schlechten Witzen vertheidigt; ich weiß nicht, ob das in den Augen der verehrten Leser seine Sache kann besser erscheinen lassen.**)

Zum Schluß begeht der Herr Anwalt noch einmal die Unaufmerksamkeit, als meine Meinung etwas darzustellen, was ich nicht im entferntesten

---

Leute Mund gebracht, daß er behauptet, die Seele bestehe in Ausdünstungsgerüchen und alle Seelenthätigkeit werde nur durch Gerüche veranlaßt. Da nun der Herr Verfasser das seelische Verhalten des Hundes nur allein auf Geruchseindrücke zurückführen wollte, hatten wir so unrecht nicht mit unserer Anspielung auf Jägerianismus. Die Heranziehung des Professor Helmholtz seitens des Herrn Verfassers, ebenso wie Alles, was er noch einige Zeilen weiter sagt, nämlich, wir müßten jeden, der überhaupt das Wort „riechen" ausspricht, einen Jägerianer nennen, entbehrt daher nicht nur aller Analogie, sondern auch des Sinnes. (Anm. d. R.)

*) Wir brauchen nur auf die ipsissima verba des Verfassers pag. 60 hinzuweisen. (Anm. d. R.)

**) Die Anspielung auf den gar zu schneidigen Vegetarianismus des Verfassers war nichts als die logische Folgerung aus dem von ihm Gesagten, denn wenn er als Beweis dafür, daß nicht Mitleid das Habichtpaar zur Pflege der verwaisten Jungen veranlaßt haben kann, den Umstand anführte, daß es ja dieselben mit ohne Mitleid getödteten Thieren gefüttert, so folgte ja hieraus mit logischer Nothwendigkeit, daß der Herr Verfasser allen die nicht Vegetarianer sind, die Fähigkeit, Mitleid zu empfinden, absprechen muß. (Anm. d. R.)

gesagt habe. „Für ihn," so sagt er S. 66, Abs. 3, „ist das sittlich gute Handeln nicht, wie die christliche Lehre, mit großem Nachdruck betont, der unmittelbare Ausfluß der Liebe, des Gefühlsdranges der Nächstenliebe, sondern erst das Resultat einer metaphysischen Betrachtung des Handelnden über die Weltharmonie, das ist „über die Harmonie mit sich selbst, mit allen Mitwesen und mit Gott". Durch welche Offenbarung oder Vision ist der Herr Anwalt in den Besitz dieser Kenntniß meiner Ansicht gekommen? Hat vielleicht, als er jenen Satz schrieb, seine geschäftige Phantasie ihm dabei gerade eine logische Fata Morgana vorgespiegelt? Zunächst möchte ich mich dagegen verwahren, den pantheistisch angehauchten Begriff der Weltharmonie, außer wo ich den Herrn Anwalt citirte, jemals gebraucht zu haben; dieser wäre sonst imstande, mir, weil ich den Ausdruck nicht zurückgewiesen habe, auch pantheistische Ketzerei vorzuwerfen. Im Uebrigen aber möchte ich den Herrn Anwalt auf S. 61, 62 seines Blattes verweisen; er wird dort finden, daß ich von einer metaphysischen Betrachtung des Handelnden kein Wort, sondern allein von dem Handeln selbst spreche*), womit seine Anschuldigung sich ihm als eine grundlose Insinuation erweisen wird.

Hören wir ihn aber weiter auf S. 66 meine Worte citiren: „Dazu (also zur Reflexion über die Weltharmonie) ist das Thier, sagt der Herr Verfasser, nicht fähig." So? sagt er das wirklich? Nein, Herr Anwalt, nie und nirgends. Oder ist es dasselbe, was Seite 61, Zeile 3 von oben steht: „nur der Mensch ist fähig, zu allen Mitwesen und zu Gott in Beziehung zu treten", und was der Herr Anwalt daraus macht: „über die Weltharmonie Betrachtungen anzustellen?" Die verehrten Leser mögen selber urtheilen!

Also der Herr Anwalt citirt mich angeblich weiter: „von der Harmonie mit sich selbst hat das Thier kein Wissen, von der Harmonie mit der Gesammtheit der Mitwesen fast ebenso wenig, von der Harmonie mit Gott weiß es gar nichts, mithin kann es nicht eine Handlung begehen, die gut ist. Der Herr Verfasser (so sagt immer noch der Herr Anwalt) möge es uns verzeihen, wenn wir in dieser seiner Erklärung des Guten nur eine Phrase zu erblicken vermögen, die wohl ihre phonetische Bedeutung hat, aber eine Analyse auf ihren Sinn nicht recht zuläßt." Da kann ich endlich einmal meine freudige Uebereinstimmung mit dem Herrn Anwalt aussprechen. Aber er hat selbst über sich das Urtheil gefällt; die von ihm als sinnlos gebrandmarkte, nur phonetische Bedeutung genießende Stilblüte stammt von ihm, nicht von mir.

Nun aber setzt er sich auf ein gewaltig hohes Pferd, unterstreicht und schreibt an den Rand: „gesperrt zu drucken!" nämlich folgende Worte: „Wir möchten doch gerne einmal denjenigen sehen, der, wo er seinen Mitmenschen in tiefem Leide und in Noth sieht und ihm hilft, dabei Betrachtungen anstellt über „die Harmonie mit sich selbst, mit der Gesammtheit der Mitwesen und mit Gott"! — Bravo! der Herr Anwalt fängt an, mir wieder etwas besser zu gefallen; nur das ist mir nicht so ganz recht nach dem

---

*) Wenn der Herr Verfasser nicht gerade speciell den Ausdruck „metaphysische Betrachtung des Handelnden" gebraucht, so haben wir doch den Sinn des von ihm Gesagten vollkommen genau wiedergegeben. Wenn Jemand, weil er den Anderen leiden sieht, ihm hilft, thut er das, weil er unmittelbar das Herzensbedürfniß empfindet, seine Liebe zu manifestiren, thut er das aber nicht aus diesem Grunde, sondern darum weil er erkannt, daß hier die Störung einer Harmonie vorliegt, welche Disharmonie er durch seine Handlung wieder in Harmonie umwandeln müsse, so liegt seiner Handlung eine von der gegebenen Situation gewiß sehr weit abliegende Betrachtung zu Grunde, die eine metaphysische genannt werden muß. (Anm. d. R.)

Sinn, daß er die Miene aufsetzt, als müsse er diese unzweifelhafte sittliche Wahrheit gegen mich in Schutz nehmen, und als wäre mein sittliches Ideal ein solch kalter Mensch, der erst jedesmal zu reflektiren hat, ob hier eine Disharmonie und was für eine gerade vorliege, und ob und wie er hier eine Harmonie herstellen könnte. Das wäre ein ganz schülerhaftes Handeln, das, wenn es nicht zur Ueberwindung dieses Standpunktes hinstrebte, die Verachtung verdiente, die ihm der Herr Anwalt bezeigt. Wenn der Schüler in der musikalischen Harmonielehre sich auf die Orgelbank setzt, so beleidigt er unser Ohr durch sein Gestümper und seine Mißgriffe. Nimmt aber der vollendete Meister seinen Platz ein, so quellen unter seinem Anschlage wundervolle Harmonieen hervor, sein ganzes volles, warmes Herz fühlen wir in ihnen pulsiren, und unsere Seele wird emporgehoben zu der reinen Freude an einem vollendeten Kunstwerk. Und so giebt es auch eine ethische Meisterschaft, die mit unmittelbarem Takte in jedem Augenblick ohne vorherige Reflexion dasjenige thut und sagt, was lieblich ist und wohl lautet, was gut ist und schön, Gott und Menschen wohl gefällt und die Seele zum Gefühl vollendeter Harmonie, d. i. zur Seligkeit emporhebt, eine Meisterschaft, die hier auf Erden nur einer vollkommen bewiesen hat, unser Herr und Heiland, der wir aber alle nachjagen sollen. Wie aber der Meister in der Musik, der ohne Reflexion nur dem Zuge seines Herzens folgt, doch jeden Accord und jeden Ton vor der Reflexion verantworten könnte, und wie er, ehe er zur Meisterschaft gelangte, fleißig Theorie treiben und reflektiren mußte, so muß auch derjenige, der zur ethischen Vollkommenheit hindurch dringen will, ehe er in die Lage kommt, handeln zu müssen, fleißig reflektirt haben, muß die Harmonie in sich selbst zwischen Kopf und Herz hergestellt haben, damit er auch in die Außenwelt, nur dem Zuge des Herzens folgend, die sittliche Harmonie hineintragen und doch jede seiner Handlungen vor der Reflexion verantworten könne. Weil wir aber unser ganzes Leben Schüler in der Ethik sind, so wollen wir die Reflexion nicht so ganz verachten, wie der Herr Anwalt zu thun scheint; es könnte das zu dem feinen Egoismus führen, daß wir gerade so handeln zu müssen glauben, wie es unsern natürlichen Neigungen bequem ist, und uns auch zu dem gewaltigen Hochmuth verleiten, daß wir uns dünken lassen, wir ständen schon auf einer solchen sittlichen Höhe, daß wir gar keiner Erlösung durch Christum und ebenso wenig einer sittlichen Vervollkommnung durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes bedürftig seien. Ich hoffe, daß der Herr Anwalt gleich sehr entfernt ist von diesem feinen Egoismus wie von solchem verhängnißvollen Hochmuth; im Princip aber scheint er mir ihnen schon verfallen zu sein.

Der letzte Satz auf S. 67 hat mir recht weh gethan, nicht so sehr darum, weil er in dem Ausdruck: „wir sagen trotz des Herrn Rob. Wulff" mir den Vorwurf machte, daß ich in religiöser Verirrung abwiche von dem nachfolgenden heiligen Grundsatze unseres Glaubens, daß die Liebe das Werthvollste in uns sei, sondern zumeist darum, daß der Herr Anwalt es nach der Definition von Liebe, die er auf S. 63 in Absatz 3 als die seinige hingestellt hat, noch wagt, den schönen Spruch 1. Cor. 13, 3, mit solcher Emphase in den Mund zu nehmen. Man setze einmal jene Begriffsbestimmung statt des Wortes „Liebe" in den Spruch ein, und man wird schaudern.

Ich hätte wohl gewünscht, daß die Polemik des Herrn Anwalts gegen mich einen besseren Abschluß genommen hätte. Auch hätte ihn doch wohl der Respect gegen seine Leser veranlassen sollen, in etwas schönerer Weise gegen mich zu kämpfen, als durch Verdrehungen meiner Worte, schlechte Witze und grundlose Beschuldigungen theilweise der schwersten Art.

Und wenn er über Gesetze der Ethik schrieb und eine feinere Auffassung derselben vertheidigen wollte, derzufolge das arme gequälte und verachtete Thierreich nicht bloß unserer Liebe, sondern sogar unserer Hochachtung würdig ist, dann hätte er sich als Anwalt der Ethik dadurch legitimiren müssen, daß er ihre höchsten Begriffe nicht ihres erhabenen Inhalts entleerte und daß er ihre Gesetze auch in seinem Verhalten zum Gegner befolgte. Und es giebt doch gewisse allgemein bekannte Gesetze der Ethik, welche Verdrehung von Worten verbieten.

Daß er sich gegen einen heiligen Grundsatz unserer Religion versündigt, haben wir leider auch constatiren müssen. Das Edelste also, was der Mensch verehrt, verletzt der Herr Anwalt, und auch den Menschen persönlich bitter zu beleidigen, nimmt er keinen Anstand, indem er ihm nachzuweisen sucht, wie in mancher Beziehung, besonders im Schmerz über den Tod des Gatten (siehe Januarnummer), das Thier eine höhere sittliche Stellung einnehme als jener. Er geht mithin noch weit über J. J. Rousseau hinaus. Dieser setzte schon alles Heil in die Rückkehr zum Urzustande der Menschheit. Der Herr Anwalt aber predigt: „Noch weiter müßt ihr gehen!" Ich habe ihm schon wiederholt gesagt, wer unser Ideal ist, und genugsam ausgeführt, daß wir dem Thiere nicht die geringste sittliche Qualität zuerkennen. Wir halten die Beanlagung zum sittlichen Handeln für eins der höchsten von Gott uns zugetheilten Privilegien und für einen unveräußerlichen Adelsbrief; und wir lassen uns das Bewußtsein dieser unendlichen Superiorität durch keine dialectischen Künste entreißen. Aber wie sich doch die Zeiten ändern! Das alte Heidenthum anthropomorphosirte die Götter, das neue Heidenthum und der Herr Anwalt leider mit ihm, anthropomorphosirt das Thier.

Aber seine Klienten, die Thiere, können ihm doch wohl dankbar sein, daß er sie theilweise als auf einer idealen sittlichen Höhe stehend darstellt? Sie am wenigsten. Denn wenn er als Anwalt für sie auftritt, so will er eine so gute und liebevolle Behandlung derselben als ihr Recht nachweisen, wie sie ihnen bisher nicht immer zutheil geworden ist. Dem edlen Menschen gegenüber braucht er das nicht erst darzuthun; ein solcher wird schon von selber jedes Thier gut behandeln. Welches wird aber die Wirkung sein, die die Art der Vertheidigung des Herrn Anwalts auf den grausamen Menschen hervorbringt? Dieser wird sagen: „Wenn das der Grund sein soll, die Thiere gut zu behandeln, daß sie ethisch mir gleich geordnet*) sind, so vermag ich diesen Grund nicht einzusehen, werde also meine Behandlung derselben durchaus nicht ändern." Und so hätte der Herr Anwalt gerade das Gegentheil von dem erreicht, was er erstrebte. Wenn nun aber ich das ethische Handeln des Menschen in die Herstellung der Harmonie auch mit der Thierwelt setze, so wird jeder, der sich in seinem Verhalten in Disharmonie, d. h. in Feindschaft zu den Thieren befindet, wenigstens den Stachel im Gewissen fühlen. Ich meine also ein besserer Anwalt der Thiere zu sein als der Herr, der sich bisher diesen Titel gegeben hat.

Zwar muß ich bekennen, daß alles dasjenige, was ich über das Seelenleben der Thiere gesagt habe, für mich nur den Werth einer Hypothese hat, d. h. einer solchen Annahme, welche die mir bisher bekannten Erscheinungen des thierischen Seelenlebens in genügender Weise erklärt und sich in Einklang befindet mit meiner gesammten übrigen sittlich-religiösen Weltanschauung. Einen höheren Werth als den einer

---

*) Wer hat denn das behauptet, daß die Thiere ethisch dem Menschen gleichgeordnet seien? (Anm. d. R.)

Hypothese wird aber auch der Herr Anwalt der von ihm vertretenen Ansicht nicht beilegen wollen. Auch unsere Annahmen über das Seelenleben des Menschen sind ja nur Hypothesen; wieviel weniger Sicheres aber können wir doch über die Seele des Thieres aussagen als über unsere eigene. Wie sehr aber die Auffassung des Herrn Anwalts der sittlich-religiösen Weltanschauung des Christen widerspricht, glaube ich genügend dargethan zu haben.

Noch eine Bemerkung sei mir gestattet für den Fall, daß der Herr Anwalt seine Polemik gegen mich fortsetzt.

Wie? sollte er es vielleicht mit seiner Erwiederung gegen mich gar nicht ernst gemeint haben, da er doch so gar nichts Stichhaltiges gegen mich vorbringt? Sollte er vielleicht mir die etwas zweifelhafte Ehre angethan haben, mich für einen so gefährlichen Drachen zu halten, daß man sich auf einen Kampf mit solchem Ungethüm erst einüben müsse? Sollte er vielleicht St. Georg zum Vorbild genommen haben, der sich zunächst das Bild eines Drachen fabricirte, um Roß und Hund an den fürchterlichen Anblick zu gewöhnen? Dann hätte er wenigstens auch wie St. Georg diese Exercitien nicht coram publico vornehmen sollen. Aber mit gewohnter Meisterschaft entwirft er auf weißem Papier eine schauderhafte Karikatur, welche er, da sie sonst doch gar zu wenig mit mir gemein hat, an möglichst vielen Stellen mit meinem Namen versieht, die aber im Uebrigen mit allen möglichen seelischen Mängeln behaftet erscheint, als da sind: religiöse Irrwege, sittliche Kaltherzigkeit, Stumpfheit des Intellects, Materialismus, Jägerianismus und rigoroser Vegetarianismus. Darauf besteigt er sein gewaltiges Streitroß, hält eine Rede an die Zuschauer, schwingt sein Schlachtschwert, hetzt alle seine Hunde auf die arme wehrlose Karikatur, stürmt gegen sie an und bohrt ihr einige furchtbare Wunden in den papiernen Leib. Paete, non dolet! Nach verübter Heldenthat aber kehrt er stolz erhobenen Hauptes aus der grausen Mordschlacht heim, schickt zum Gärtner und bestellt einen Lorbeerkranz.*) Habeat sibi! Wir wissen es ja, daß der grimmige Kampf wahrscheinlich nur eine Stilübung war. — Sollte der Herr Anwalt mittlerweile aber seine Exercitien beendigt haben und der Meinung sein, daß ein regelrechter literarischer Streit mit mir beitragen könnte zur Klärung sowohl unserer eigenen Begriffe als auch derjenigen unserer verehrten Leser, so bin ich gern zu fernerem Kampfe bereit.**) Würde aber nicht ich, sondern wiederum nur eine Karikatur von mir durch den Herrn Anwalt angegriffen, so wäre dies das Letzte, was ich gegen ihn über diesen Gegenstand geschrieben hätte.

Rob. Wulff.

Mit dieser Probe philosophischen Denkens des Herrn Rob. Wulff erklären wir die Polemik als abgeschlossen.

Die Redaction.

---

*) Wo hat denn der Herr Verfasser in unserer Entgegnung diese Selbstberühmung gefunden, auf die er hier hinweist?

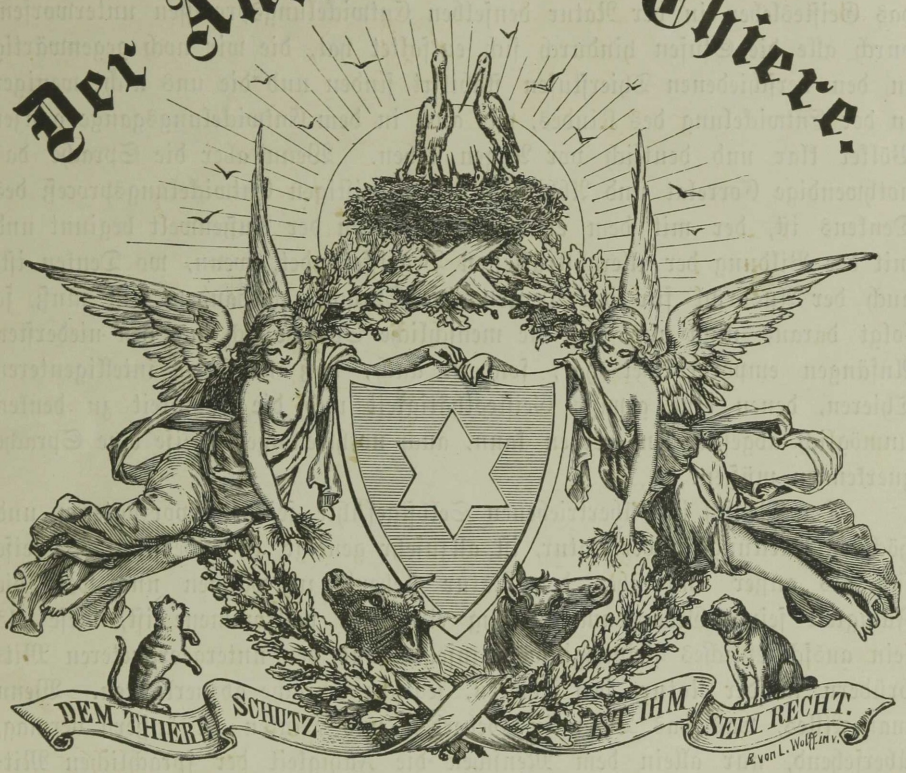
**) Die werthen Leser werden wohl damit genug haben.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. Рига, 13 Іюня 1887 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2(.

Der Anwalt der Thiere.



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. Juli - August 1887. № 7 u. 8.

Die Sprache der Thiere.

v. L.—W. Die Sprache ist nicht Produkt willkürlicher Erfindung, wie die Schrift, sondern ein Naturprodukt, welches mit der Entwickelung des Geisteslebens in der Natur, nach denselben Gesetzen sich mit entwickelt und allmählig geworden ist, so daß mit jeder höheren Entwickelungsstufe des Denkens, das heißt mit jeder Erweiterung und Verfeinerung in der Abstufung der Begriffe, auch die entsprechende Erweiterung und Verfeinerung im sprachlichen Ausdrucke naturgemäß sich verwirklicht. Mit anderen Worten, es ist also die Sprache, wie die jeweilige Entwickelungsstufe des geistigen Lebens, mit welcher sie zugleich mit geworden ist und deren getreues Abbild sie darstellt, ein Entwickelungsprodukt, das, wie alle Entwickelungen in der Natur, sich allmählig aus den allerprimitivsten und rudimentärsten Anfängen zu einer vollkommeneren und reicheren Gliederung differenzirt hat. Das erhebende Gesetz, das wir allenthalben in der Natur walten sehen, wonach alles von den geringsten Anfängen von Stufe zu Stufe zu immer höherer

Vollkommenheit sich emporbildet, nöthigt uns auch zu der Annahme, daß das Geistesleben in der Natur denselben Entwickelungsprocessen unterworfen, durch alle die Stufen hindurch sich entfaltet hat, die wir noch gegenwärtig in den verschiedenen Thierstufen stabilirt finden und die uns nicht weniger in der Entwickelung des Kindes, wie auch in dem Entwickelungsgange ganzer Völker klar und deutlich vor Augen stehen. Wenn aber die Sprache das nothwendige Correlat und Abbild für den geistigen Entwickelungsproceß des Denkens ist, der mit dem ersten Unterscheiden der Außenwelt beginnt und mit der Bildung der allerabstraktesten Begriffe endet, wenn, wo Denken ist, auch der Ausdruck für das Denken, die Sprache, vorhanden sein muß, so folgt daraus nicht nur, daß die menschliche Sprache sich aus den niedersten Anfängen emporgebildet hat, sondern auch, daß wir den intelligenteren Thieren, denen eine gewisse Geistesthätigkeit und die Fähigkeit zu denken unmöglich abgesprochen werden kann, auch nothwendiger Weise eine Sprache zuerkennen müßen.

Der Mensch im übertriebenen Selbstgefühle seiner bevorzugteren und höchsten Stellung in der Natur, ist allzusehr geneigt, in widersinniger Weise sich als außer und über der Natur stehend zu wähnen und weil die Fähigkeit seiner Gedankenmittheilung eine sehr vollkommene ist, diese als sein ausschließliches Privilegium anzusehen und den untergeordneteren Mitbrüdern in der Natur, den Thieren, jegliche Sprache abzuerkennen. Wenn man Alles, was das Thier in Geberden und Lauten zu äußern vermag, übersehend, nur allein dem Menschen die Fähigkeit der sprachlichen Mittheilung zugestehen will, so ist das nicht viel anders, als wenn die alten Griechen die Sprachen barbarischer Völker, weil sie ihnen unverständlich und roh waren, garnicht als Sprachen anerkannten und sie für wüstes Geschrei erklärten. Der Begriff der Sprache ist durchaus nicht an das gesprochene Wort gebunden. Sprache ist jeder, Anderen verständliche Ausdruck von Gefühlen, Vorstellungen und Gedanken. Eine Sprache ist nicht minder die Gefühlssprache, die in bloß interjectiven und mimischen Ausdrücken der Gefühle, wie Aerger, Freude, Furcht, Trauer ꝛc. besteht, ferner die Vorstellungssprache, die ohne Gehöreindrücke zu übermitteln, die Vorstellungen durch Geberden mittheilt, wie wir sie am ausgebildetsten bei taubstummen Menschen finden. Der erste Anfang aller Sprache ist, wie wir das beim Kinde sehen, die Gefühlssprache, sodann kommt die Vorstellungssprache, die von Lauten unterstützt ist und endlich die bestimmte Lautbezeichnung für die Vorstellungen und gewonnenen Begriffe. Ja, je niedriger die Geistesstufe ist, auf welcher ein Volk sich noch befindet, um so mehr sehen wir in seiner Sprache noch die interjectiven Gefühlslaute und die Geberdensprache die Mittheilungen begleiten und unterstützen. Es giebt noch heutigen Tages wilde Volksstämme, in deren Sprache eine bestimmte und feste Begriffsbezeichnung noch so unvollkommen erreicht ist, daß die Worte ohne die sie begleitende Geberdensprache nicht genügendes Verständniß finden können. Denken wir vollends an den Menschen der Vorzeit, wie er im fossilen Zustande vor Jahren in den Höhlen des Neander- und Engisthales und

neuerdings wiederum gefunden wurde, der trotz seiner menschlichen Qualität, dennoch überwiegend thierisch gebildet aussieht, so werden wir diesem unzweifelhaft noch auf der niedrigsten menschlichen Geistesstufe stehenden Wesen doch wohl kaum mehr, als eine vollkommenere Gefühls- und Geberdensprache mit wenig artikulirten Lautzeichen zuerkennen können.

Die Sprache unserer geistig am höchsten stehenden Thierarten ist ebenfalls fast nur Gefühls- und Geberdensprache mit wenigen und unentwickelten Lautzeichen, dennoch lehrt die Erfahrung daß sie, innerhalb ihres beschränkten Geistesbereichs einander klare und verständliche, ja in mancher Beziehung sogar recht weitgehende und complicirte Mittheilungen machen können. Die Singvögel, deren Stimmorgane eine größere Modulation und Artikulation der Laute ermöglichen, bedienen sich auch einer phonetischen Sprache, die für bestimmte Mittheilungen bestimmte Lautzeichen hat. Diese sind durchaus nicht bloß auf die Gefühlssprache, auf die Interjectionslaute für Gefühle, wie Zorn, Angst, Trauer, Zärtlichkeit ꝛc. beschränkt, sondern weisen auch eine recht große Mannigfaltigkeit von Gedankenmittheilungen auf, wie sie innerhalb ihres Lebenskreises gefordert sind. So ist es ausgemachte Sache, daß die Vögel bestimmte Lautzeichen haben, um Anderen ihresgleichen etwa folgenden Gedanken Entsprechendes in verständlicher Weise mitzutheilen: „Hier ist nichts mehr zu essen — Wohin? — Wo bist Du? — Da bin ich — Komm zu mir — Gieb acht! — Komm' mir mit — Retten wir uns ꝛc. ꝛc." Bei anderen Thieren, deren Stimmorgane eine Mannigfaltigkeit in Kundgebung von Lauten nicht ermöglichen, wie beim Hunde, dem Affen, dem Pferde und dem Elephanten, dient die Stimme nur dem interjectiven Ausdrucke der Gefühle, dafür finden wir aber bei ihnen eine sehr entwickelte Geberdensprache. Die Sprache läßt an Deutlichkeit des Ausdrucks nichts vermissen, wenn der nach Essen verlangende Affe den Wärter liebkosend und bittend umhalst, indem er dabei die Mundbewegung des Essens macht, wenn der Hund hinaus will und mit bittender Geberde zwischen dem Herrn und der Thüre hin und her läuft, oder wenn er den gewohnten Spaziergang machen will und dem Herren den Hut zuträgt. Ein sehr treffendes und beglaubigtes Beispiel solcher Geberdensprache erzählt Perty in seinem „Seelenleben der Thiere": Ein schöner Elephant, einem Officier in Bengalen gehörig, wurde täglich in der Gegenwart des Herrn mit einer bestimmten Portion Korn gefüttert. Als der Officier verreisen mußte, verkürzte der ungetreue Wächter die Portion so bedeutend, daß der Elephant immer magerer und schwächer wurde. Bei der Rückkehr des Herrn bezeugte der Elephant die größte Freude; zur Fütterungsstunde legte ihm der Wärter in Gegenwart des Herrn die volle Portion vor. Das Thier aber sonderte diese in zwei Theile, verzehrte gierig den einen und ließ, auf die entgegengesetzte Seite des Stalles gehend, den anderen unberührt und ließ den klagenden Blick zwischen dem Herrn und dem Wärter hin und her schweifen. Diese Sprache war dem Herrn verständlich und der Cornac mußte seine Untreue gestehen. — Auch die intelligenteren Insekten, wie namentlich die Termiten und Ameisen, sind im Stande, wie darüber in dieser Zeitschrift

schon einmal berichtet worden ist, sich die detailirtesten Mittheilungen zu machen, wobei sie, wie es scheint, sich einer Geberdensprache bedienen: man sieht sie einander gegenüber stehen und längere Zeit hindurch sich mit den Kopftastern die complicirtesten Bewegungen vormachen.

Wenn die Thiere auch unfähig sind eine artikulirte Wortsprache aus sich herauszubilden, so machen wir doch genugsam die Erfahrung, daß die intelligenteren Hausthiere, im nahen Verkehr mit dem Menschen, im Stande sind, die menschliche Sprache in so weit zu erlernen, daß sie zwar nicht selbst reden, wohl aber den Sinn vieler Worte verstehen lernen. Welcher Hund z. B. versteht nicht den Sinn der Worte: „Essen — Trinken — Baden — Spazierengehen — zu Hause bleiben! — nach Hause! — Auf den Sack! — komm! — faß ihn! — still! ꝛc. ꝛc." Ja wir beobachten sogar, daß er die Fähigkeit hat, von Dingen, die er in vielen Erscheinungen kennen gelernt, die Gesammtmerkmale in Allgemeinvorstellungen und Begriffen zusammenzufaßen und das Wort für den Begriff sich zu merken: Wenn ein Hund einmal einen Hut, einen Stock, eine Katze, eine Maus, ein Pferd, ꝛc. ꝛc. kennen gelernt, so erkennt er bald in jedem Hute, jedem Stocke, jeder Katze, jeder Maus ꝛc. ꝛc. einen Gegenstand derselben Art und wenn ihm das Wort dafür beigebracht wird, weiß er, wenn das Wort ausgesprochen, auch wovon die Rede. Der Redakteur dieser Zeitschrift besaß einen sehr klugen Löwenpintscher, dessen verstandenes Wörterverzeichniß sich auf die Zahl 46 belief. Dieser Hund liebte es im Dunkel der Nacht heimlich sich auf die ihm verbotene Couchette des Saales zu schleichen. Wenn alsdann der das Zimmer aufräumende Dienstbote, dem Herrn, als er aufgestanden war, rapportirte: „Der Hund ist wieder auf der Couchette gewesen" verstand das Thier diese Denunciation sehr wohl und fiel den Denuncianten wüthend an. Als der Denunciant aber eines Morgens, auf specielles Geheiß des Herrn berichtete: „Der Hund ist nicht auf der Couchette gewesen", war das Thier ganz ruhig und hörte solches beifällig an.

Wie die geehrten Leser sehen, ist die verbreitete Ansicht eine durchaus irrthümliche, daß die Thiere der Sprache entbehren. Der große Luther hatte das erkannt als er zu seinem Hunde sprach:

„Mein Hänschen, die Sprache hat Gott dir gegeben das Wort aber nicht."

Wir erhalten von Herrn Professor Dr. Jaeger in Stuttgart nachstehende Zuschrift:

Stuttgart, den 19. Juli 1887.

Verehrl. Redaction der Zeitschrift
„der Anwalt der Thiere" in Riga.

Von befreundeter Seite wird mir die Nr. 4/5 1887, Ihrer geschätzten Zeitschrift eingesandt, worin auf Seite 64 meine Seelentheorie als „materialistisch" bezeichnet ist. Da ich, wie Sie, ein Gegner der Vivisection bin, so möchte ich obige ganz falsche Charakterisirung meiner Seelentheorie schon mit Rücksicht auf Ihren Leserkreis nicht unwidersprochen lassen. Ich sende

Ihnen gleichzeitig unter Kreuzband die beiden Flugschriften „Geist" und „Seele und Geist im Sprachgebrauch", aus welchen Ihnen deutlich werden dürfte, daß ich nichts weniger als ein Materialist bin. Ich stelle Ihnen anheim, in der einen oder andern Weise die irrige Notiz in Ihrer geschätzten Zeitschrift zu berichtigen, vielleicht durch Abdruck des zweiten der Ihnen zugehenden Flugblätter.

Was meine mehr geschmähte als studirte Seelentheorie betrifft, so werden Sie vielleicht etwas freundlicher für dieselbe gestimmt, wenn ich Ihnen sage, daß ich gerade durch sie veranlaßt wurde, Stellung gegen die Vivisection zu nehmen und sie nicht bloß als inhuman (denn dieser Vorwurf stößt immer auf den Einwand, daß durch die für die kranke Menschheit mittels der Vivisection erzielten Wohlthaten die Thierquälerei gerechtfertigt werde), sondern als einen geradezu falschen Weg — weil von falschen Voraussetzungen ausgehend und zu falschen Schlüssen führend — zu bezeichnen.

Ergebenst

Dr. J. Jaeger.

Gutachten*)

des Thierschutzvereins unter dem Namen „Damen-Comité des Rigaer Thierasyls",

betreffend die Einführung des Maulkorbes und der Besteuerung der Hunde.

In Veranlassung des Ministerium des Innern einverlangt von dem Herrn Livl. Gouverneur.

Der unterzeichnete Verein nimmt in der bedeutungsvollen Frage der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit des Hundemaulkorbes, sowohl als Schutzmittel im Allgemeinen gegen den Biß der Hunde, wie im Besonderen als Schutzmittel zur Verhütung der Weiterverbreitung der Hundswuth, den aus eigener langjähriger Erfahrung und aus den diesbezüglichen Schriften thierärztlicher Autoritäten gewonnenen Standpunkt eines entschiedenen Gegners dieser ganz und gar naturwidrigen Procedur ein und kann dieselbe nur als eine äußerst unsichere, absolut unzuverlässige und deshalb für die Menschen sehr trügerische Maßregel bezeichnen, die eine positive Schädlichkeit für die Hunde ist und als Präservativmittel gegen die Tollwuth nicht den mindesten Werth besitzt.

Der oft gehörte Vorwurf, nur Laien, welche über ihrer Vorliebe für die Hunde die Wichtigkeit sanitätspolizeilicher Maßregeln verkennen, und der Frage nicht das gehörige Verständniß entgegenbringen, könnten sich gegen die Anwendung des Maulkorbes erklären, wird dadurch vollständig widerlegt, daß die Gegner desselben erfahrene Fachleute und Thierärzte ersten Ranges sind, welche sich speciell mit der Wuthkrankheit befaßt und von denen

*) Mit theilweiser Benutzung der Schriften: „Hundemaulkörbe und Hundefuhrwerke" von E. Staudinger, Leipzig 1883 und: „Hundehändel und die Hundesperre im Jahre 1881", eine Vertheidigung unseres treuesten Hausfreundes von Gustav Voigt, Dr. med., Leipzig 1881. (Siehe auch I. Jahrgang dieser Zeitschrift Nr. 8/9).

sich mehrere, durch ihre Werke darüber einen berühmten Namen in ihrem Vaterlande gemacht haben.

Wir erlauben uns als Beilage I die Aussprüche und Ansichten Einzelner unter ihnen über den Maulkorbzwang und als Beilage II unsere Motive gegen die Einführung desselben beizufügen. Die Beilage III enthält einige, theils von erfahrenen Thierärzten befürwortete, theils sich in den Hundeordnungen ausländischer Städte vorfindende Vorsichtsmaßregeln, welche an die Stelle des Maulkorbes treten könnten und in Beilage IV beehrt sich der Verein seinerseits einige Bemerkungen und Vorschläge die Hundefrage betreffend hinzuzufügen.

Was zweitens die Einführung einer Hundesteuer betrifft, so schließen wir uns zwar im Princip der seiner Zeit vom Ministerium des Innern, gelegentlich eines Antrages um Bewilligung einer solchen Steuer für Petersburg abgegebenen zutreffenden Meinungsäußerung an: „Daß nur solche Objecte mit Steuern belegt werden dürfen, welche Einkünfte bringen — erachten jedoch eine mäßige Hundesteuer, bei garantirter Gegenleistung für zulässig, d. h. die Steuermarke müßte dem Steuerzahler die volle Garantie bieten, daß sein Hund durch dieselbe wirklich geschützt ist und nicht fortgefangen werden darf. Auch müßte dafür Sorge getragen werden, daß dieser Steuer nicht der häßliche Makel anhafte, der in der Ungerechtigkeit besteht, daß die unschuldigen Steuerobjecte als die Schuldigen betrachtet und falls sie sich ohne die vorschriftmäßige Marke zeigen, unmenschlich verfolgt und vernichtet werden. Es ist das ein nie und nimmer zu rechtfertigendes, die Sittlichkeit verletzendes Vorgehen, das man sich nicht einmal leblosen Steuerobjecten gegenüber erlaubt! Sollte ein Hund nicht wenigstens beanspruchen dürfen, die Rechte eines Werthgegenstandes zu genießen? Man gebe solche in hohem Grade gegen das Rechtsbewußtsein und die Moral verstoßende Maßnahmen auf und ziehe die wirklich Schuldigen, die säumigen Steuerzahler, zur Verantwortung und Strafe.

Beilage I.

Aussprüche von Autoritäten gegen den Maulkorbzwang.

1) Der bairische Hofthierarzt Dr. Sondermann in München erklärt, daß er ein entschiedener Gegner des naturwidrigen Maulkorbes sei und bezeichnet denselben als eine äußerst unsichere, absolut unzuverlässige und deshalb für die Menschen sehr trügerische Maßregel, und vom thierärztlichen Standpunkte aus als eine positive Schädlichkeit für die Hunde. Er sagt: Es ist geradezu verwerflich, den Maulkorb als Schutzmittel gegen den Biß toller Hunde und zur Verhütung der Weiterverbreitung der Tollwuth einführen zu wollen, denn noch niemals ist ein toller Hund mit einem Maulkorbe gesehen worden.

Innerhalb sieben Jahre, von 1852—1860, wo der Maulkorb in München obligatorisch war, hatte sich zwar die Zahl der Hunde fast

um die Hälfte reducirt, weil viele an Krankheiten, die der Maulkorb erzeugt hatte, zu Grunde gingen, und viele getödtet werden mußten, weil sie sich an das Tragen desselben nicht gewöhnen konnten, — aber die Tollwuth war damit nicht verbannt, und die Zahl der in diesen Jahren gebissenen Menschen war sogar eine größere als zuvor, weil die Hunde durch das Maulkorbtragen bissiger werden." (Gutachten vom Jahre 1875.)

2) Schon im Jahre 1874 haben hundert bairische Thierärzte auf dem am 19. August in Würzburg abgehaltenen Congreß einstimmig folgenden Beschluß gefaßt: „Nach der Ansicht der Versammlung hat sich der Maulkorb weder als Schutzmittel gegen die Tollwuth noch als Verhinderungsmittel der Ueberhandnahme der Hunde praktisch bewährt und wurde deshalb verworfen."

3) Professor Bouley sagt in seinem Werke „la rage": „Der Maulkorb ist vollständig nutzlos, denn wirklich tolle Hunde entziehen sich immer dieser Verordnung und nur vollständig gesunde Thiere haben darunter zu leiden. Seine Abschaffung hätte den dreifachen Vortheil, die Polizeiverwaltungen von einer ihrer Sorgen, die Beamten von einer ihrer Pflichten und die armen Hunde von der Qual eines langsamen Erstickungstodes zu befreien, denn der Maulkorb unterdrückt gewaltsam die Respiration und die durch den Mund vor sich gehende Ausdünstung."

4) Dr. Vernois behauptet, daß der Maulkorb, weil er die Hunde in einen nervösen, reizbaren Zustand versetzt, dieselben für die Tollwuth empfänglich macht.

5) Professor Lafosse sagt in seinem „traité de pathologie vétérinaire": „Durch solche strenge Zwangsmaßregeln könnte eine Zunahme der von selbst entstehenden Tollwuth eintreten."

6) Dr. Le-Coeur sagt mit Bezugnahme auf die Zwangsmaßnahmen gegen die Hunde: „Man säet die Vorsicht und man erntet die Tollwuth."

7) Dr. J. Bourrel in Paris schreibt in seinem „traité complet de la rage", daß in 10 Fällen, in denen Menschen oder Thiere von tollen Hunden gebissen werden, neun in den Häusern vorkommen und daß folglich der Maulkorb auch in den Wohnungen getragen werden müßte, was völlig undurchführbar ist und die Hunde zu Grunde richten würde. Er constatirt, daß in Paris durch den Maulkorbzwang die Tollwuth weder verschwunden noch vermindert worden und daher seit 1870 wieder aufgehoben sei. Besonders in der heißen Zeit sei der Maulkorb höchst bedenklich, weil er das Athemholen erschwert ꝛc. Daher: „fort mit diesem schädlichen, nutzlosen Apparat, der nicht vor der Tollwuth schützt."

8) Der Präsident der veterinärärztlichen Central-Gesellschaft in London, G. Fleming, sagt in seinem berühmten Werke: „Rabies and Hydro-

phobia“: „Es ist zu fürchten, daß der Gebrauch des Maulkorbes dazu beiträgt, die Krankheit hervorzurufen, die er doch verhindern soll“ — und weiter: „der Maulkorbzwang ist für die Hunde nicht nur eine im höchsten Grade quälerische, sondern oft sogar positiv grausame Maßregel.“ — „Gerade in der heißen Jahreszeit sollte man den Hunden jede Qual und Beängstigung ersparen und dafür Sorge tragen, daß sie frei ausdampfen und unbehindert Wasser trinken können, was bei zusammengeschnürten Kinnbacken nicht möglich ist oder doch sehr erschwert wird.“

9) In Brüssel gaben die thierärztlichen Behörden, als sich im Jahre 1868 die Tollwuth in Belgien zeigte, ein vortreffliches Gutachten ab, in welchem sie nicht mit den Berliner Thierärzten in Bezug auf den von Letzteren befürworteten Maulkorbzwang übereinstimmten, sondern behaupteten, derselbe solle am wenigsten zur Anwendung gelangen, so lange die Krankheit epizootisch auftritt, da gerade zu dieser Zeit den Hunden jede derartige Plage und Aufregung erspart werden müßte. Auch sagten sie ganz richtig, daß der Maulkorb nur dann wirksam wäre, wenn der Hund ihn in demselben Augenblick trüge, in dem die Tollwuth bei ihm zum Ausbruch kommt, was aber in Wirklichkeit nie der Fall ist.

10) Dr. L. Fitzinger, Zoolog und Naturforscher in Wien sagt in seinem klassischen Werke „Der Hund und seine Racen“ über den Maulkorb: „Ueber die Nutzlosigkeit des Maulkorbes bei Hunden haben sich bereits die ausgezeichnetesten und erfahrensten Thierärzte beinahe von ganz Europa so entschieden ausgesprochen, daß es wahrhaft unbegreiflich ist, wie es noch einzelne Länder giebt, in denen man nicht zu derselben Ansicht gelangen konnte!“ „In den meisten Fällen sind es nur bissige, kranke oder verirrte Hunde, welche für toll angesehen werden und durch die ihnen nacheilende Volksmenge erschreckt und zur Flucht getrieben, um sich beißen.“

11) Der Geheime Regierungsrath Koenigsheim sagt in seiner Broschüre: „Die Hundefrage vom Standpunkte der Parteien und der Polizei in Deutschlands größeren Staaten“ bezüglich der behördlichen Maßnahmen gegen die Hunde: „Wie der Staat unmittelbar den Schutz des Rechtes und der öffentlichen Sicherheit bezweckt, so bezweckt er nicht minder mittelbar die Förderung von Humanität und Moral unter dem Schutze des Rechtsgesetzes. — In diesem Punkte sollte das Auge des Staates weniger abschweifen von gewissen für die Beziehungen zwischen dem Menschen und Thiere giltigen Grundwahrheiten und die Polizei sich nicht von dem ihr über den Parteien angewiesenen Standpunkte herunter zwischen die Parteien drängen lassen.“

Seite 27 sagt Koenigsheim: „Das heutige System rechnet im Kampfe gegen das größte von Hunden drohende Uebel, die Wuthgefahr, zu wenig mit den für eine wirksame Pro-

phylaxe in der Gegenwart gegebenen Bedingungen und verfällt, indem es den Schutz dagegen nur allein bei der Polizei sucht, zu leicht dem Anschein vexatorischen Verfahrens wider den Hund und dessen Eigenthümer."

Beilage II.

Motive gegen die Einführung des permanenten Maulkorbzwanges.

1) Fast ohne Ausnahme haben sich Autoritäten gegen den Maulkorbzwang ausgesprochen (Siehe Beilage I).
2) Die Stimmung des Publikums, namentlich der Besitzer von Hunden, ist fast durchgängig gegen eine Zwangsmaßregel, welche in vielen Städten des Auslandes als zwecklos abgeschafft, in der ungeheuren Mehrzahl von Städten überhaupt nicht existirt. Die Mißstimmung gegen die Maulkörbe, die doch nur als eine präventive Maßregel eingeführt werden, wird noch dadurch erhöht, daß
3) Dieselbe, da wo sie existirt, so oft als möglich unbeachtet gelassen wird. Da nun die Maßregel in ihrer Strenge nicht aufrecht erhalten werden kann, so liegt schon darin ein Motiv gegen ihre Einführung, denn undurchführbare Verordnungen müssen stets demoralisirend wirken.*)
4) Der Grund bezüglich der Verhütung des Tollwerdens der Hunde ist nicht stichhaltig. Noch ist kein toller Hund mit dem schützensollenden Maulkorbe erblickt werden. Berühmte Aerzte haben den Maulkorb als eine Thierquälerei verdammt, die eher geeignet sei, diese Krankheit hervorzurufen.
5) Der Maulkorb soll schützen, wie er aber größtentheils beschaffen ist, thut er dies nicht und ist demnach überflüssig und dabei doch sehr lästig. Wird aber der Maulkorb so construirt, daß er den Zweck unfehlbar erfüllt, so ist er ohne Thierquälerei nicht denkbar. Die meisten Hunde dulden den Maulkorb durchaus nicht und geberden sich wie toll, sobald man ihnen denselben anzulegen versucht.
6) Für den Besitzer des Hundes ist damit eine namenlose Schererei verbunden. Immer und zu jeder Stunde schwebt er in Besorgniß, daß der Hund auf Minuten ohne Maulkorb entwischt und dann weggefangen wird. Auch bietet der Maulkorb keineswegs eine Garantie dafür, daß der Hund nicht verloren gehen und dann mit dem ihn am Essen und Trinken hindernden Maulkorb am ehesten toll werden kann. Solch ein verschmachtendes und verhungerndes Thier darf aber, Dank dem ihn als „nicht herrenlos" legitimirenden Maulkorbe nicht eingefangen werden.

*) Solches hat sich vollauf in Riga bewahrheitet, wo in den beiden letzten Jahren sogar der in Gemeinsamkeit von dem Stadtamt mit der Polizei gegen die Hunde angeordnete und ausgeführte rigoroseste Verfolgungs- und Vernichtungskrieg den Maulkorb trotzdem nicht einzubürgern vermocht hat. Der Maulkorbzwang ist auch in Riga eine nicht durchgeführte Maßnahme geblieben und hat sich somit auch hier als undurchführbar erwiesen.

7) In den Ländern und Städten des Auslandes, wo, wie in England,*) Schottland, Irland, Baiern, Holland, so wie vielen belgischen und französischen Städten der Maulkorb nur noch bei gefährlichen und bissigen Hunden, sonst aber nicht angewandt wird, hat sich keinerlei Nachtheil herausgestellt, wie überhaupt in keiner Stadt, in welcher der Maulkorbzwang nicht existirt.
8) Der permanente Maulkorbzwang ist als Präservativmittel gegen die Uebertragung der Wuthkrankheit eine vollständig nutzlose Maßregel, die nicht den mindesten Werth besitzt, da nur harmlose, ungefährliche Hunde davon betroffen werden und nur solche davon betroffen werden können.

Beilage III.

Vorsichtsmaßregeln, welche an die Stelle des Maulkorbs treten könnten.

1) Da die meisten Unfälle, welche durch tolle Hunde entstehen, der Unwissenheit der Hundebesitzer zuzuschreiben sind, welche die Symptome der Krankheit nicht kennen, so sollte Jedem, der einen Hund zur Besteuerung anmeldet, seitens der Behörde ein von einem competenten Thierarzt verfaßtes Schriftchen eingehändigt werden, welches in leicht faßlicher Weise die Hundswuth nebst ihren Verboten beschreibt und zugleich angiebt, welche Vorsichtsmaßregeln anzuwenden sind, wenn etwa Jemand von einem der Tollwuth verdächtigen Hund gebissen werden sollte. (Fleming, Rabies and Hydrophobia, Seite 378.)
2) Jeder Hund soll ein Halsband tragen, auf welchem der Name und die Wohnung des Eigenthümers angegeben und an dem, wo eine Steuermarke existirt, dieselbe zu befestigen ist (Fleming).
3) Wenn ein Hund verloren gegangen ist, so ist die Polizei hiervon zu benachrichtigen. (Antwerpener Hundeordnung § 7.)
4) Jeder Hundebesitzer ist auf's Strengste für den Schaden verantwortlich zu machen, den sein Hund anrichtet. (Fleming.)
5) Wer sich einen andern Hund statt seines frühern hält, muß dies ebenfalls bei der Polizei anmelden. (Antwerpener Hundeordnung.)
6) Hunde, welche das vorschriftmäßige Halsband mit Steuermarke tragen, dürfen, wenn sie von ihren Herren begleitet sind oder sonst unter Aufsicht stehen, frei und ohne Maulkorb umherlaufen. (Lütticher Hundeordnung.)
7) Bissige und gefährliche Hunde (Doggen, Wolfshunde ꝛc.) müssen entweder einen Maulkorb tragen oder an der Leine geführt werden. (Lütticher Hundeordnung.)
8) Durchreisende Fremde oder Passanten, welche Hunde bei sich haben, müssen dieselben an der Leine führen. (Antwerpener Hundeordnung.)

*) Als im vorigen Jahre in London der Maulkorbzwang eingeführt wurde und mit ihm der Vernichtungskrieg gegen die Hunde, da bildete sich sofort ein „Verein zum Schutze der Hundeeigenthümer", dessen Bemühungen — unterstützt von den höchsten Autoritäten des Landes — es gelungen ist zu bewirken, daß der betreffende polizeiliche Erlaß im Januar dieses Jahres wieder aufgehoben wurde. (Zoophilist Nr. 1, 1887.)

9) Hunde, welche ohne Halsband resp. Steuermarke auf der Straße umherlaufend angetroffen werden, sind, jedoch mit **größter Schonung,** in den frühen Morgenstunden einzufangen und ihren Besitzern nach Erstattung der Kosten zurückzugeben. (Fleming.) Sollte der Eigenthümer des Hundes bekannt sein, so ist demselben per Brief von dem Einfangen des Hundes Kenntniß zu geben. (Englische Hundeordnung.)

Beilage IV.

Vorschläge zur Verhütung resp. Beseitigung der Wuthkrankheit.

Der unterzeichnete Verein ist der Ansicht, daß auch für die Berathungen und Verordnungen in der Hundefrage vor Allem die Regel: „Beseitige die Ursache und du beseitigst die Wirkung" zur Basis und Richtschnur genommen werden sollte. Wo aber ist hier die Ursache zu finden? Etwa in der Existenz des Hundegeschlechts überhaupt, so daß dieses ausgerottet werden müßte? Gewiß nicht, denn das wäre eine gewaltthätige Handlung, ein nicht zu rechtfertigender Eingriff in das Eigenthumsrecht des Menschen. Der Schutz vor Hunden muß mit dem Schutz von Hunden vereinbart werden, wenn das ganze Thierschutzgesetz nicht umgestoßen und aller Thierschutz illusorisch werden soll.

Die Grundursache der Tollwuth wird hauptsächlich in der naturwidrigen Haltung, der schlechten Pflege und abscheulichen Behandlung der Hunde zu suchen sein. Hier ist der Thierschutz zugleich Menschenschutz und in dieser Beziehung sollten Sanitätswesen, Polizei, Thierschutzverein, Lehrer, Geistliche und die Presse von Staatswegen angehalten werden, den Hebel einzusetzen, um durch Belehrungen, Mahnungen resp. Strafen eine Besserung herbeizuführen und die an und für sich schon verhältnißmäßig sehr selten auftretenden Erkrankungen der Hunde an der Tollwuth in wirksamster Weise zu bekämpfen und auf eine verschwindend kleine Zahl von Fällen zu beschränken, ja bei Beseitigung der höchst naturwidrigen Maßnahme des permanenten Maulkorbzwanges und des Anlegens von Hunden an die Kette, vielleicht sogar gänzlich aus der Welt zu schaffen. Wie man aber schon von der denkbar schlechtesten Behandlung eines Geschöpfes sagt, sie sei schlechter wie die eines Hundes, so wird der Hund nur zu oft nicht „wie ein Hund", wohl aber „unter dem Hunde" behandelt, wozu nicht am wenigsten die bisher üblichen ungerechten behördlichen Anordnungen beitragen, welche den Hund, wie kein anderes Thier völlig recht und schutzlos machen und ihn der Willkür jedes rohen Buben preisgeben. Nicht nur Hunger und Durst, große Hitze und Kälte, besonders bei Kettenhunden, sondern auch heftige Schmerzzufügungen können die Tollwuth hervorrufen, wie aus der vom Professor Peter in Paris erst kürzlich in der Akademie der Wissenschaften abgegebenen Erklärung hervorgeht, daß nämlich die Tollwuth häufig in Folge der in den Laboratorien an den Hunden vorgenommenen qualvollen Vivisektionen entsteht! Wie man es gegenüber den menschlichen Krankheiten als segensreiche Aufgabe betrachtet, dieselben nicht bloß zu heilen und zu lindern, sondern sie zu

verhüten, so muß es auch gegenüber der Tollwuth die am meisten anzustrebende Aufgabe sein, dieselbe zu verhüten durch pflegliche Haltung und gute Behandlung, sowie durch das Aufgeben fruchtloser Versuche, die Natur mit allerhand ungerechtfertigten, weil naturwidrigen Mitteln zu meistern. Zu solchen Mitteln gehören erfahrungsgemäß die Beschränkung und Beraubung freier Bewegung durch Anlegen an die Kette und sodann der Maulkorb, also gerade diejenigen Maßnahmen, welche in der Regel gedankenlos angeordnet werden, um das Uebel zu verhindern, welches hierdurch vielmehr hervorgerufen und gefördert wird. Ein Hinweis und Hinwirken hierauf würde nicht nur menschenwürdiger, sondern zugleich gemeinnütziger und erfolgreicher sein, als das heutige System des vexatorischen Verfahrens gegen den Hund und dessen Eigenthümer. Da der Maulkorb überhaupt nur bei thatsächlich bissigen Hunden einen Sinn hat, so sollten nur die Besitzer solcher Hunde, unter Androhung strenger Strafe, verpflichtet werden, diese Vorschrift zu befolgen. Man mache demnach,

1) die Hundeeigenthümer für ihre Hunde verantwortlich, anstatt die schuldlosen Thiere zu verfolgen und zu vernichten, wozu nach keinem Sitten- oder Vernunftgesetze der Welt irgend welche Berechtigung vorliegt;
2) sorge man mittelst Belehrung der Bevölkerung, vornehmlich der Jugend durch Lehrer und Geistliche, durch die Presse und populäre Schriften dafür, daß eine richtigere Würdigung der Thierwelt sich mehr und mehr Bahn breche und daß die Menschen dazu angehalten werden, nicht bloß stets ihre Rechte den Thieren gegenüber geltend zu machen, sondern ebenso ihren Pflichten gegen dieselben nachzukommen;*)

*) In Oesterreich schreibt eine Verordnung des k. k. Ministeriums des Innern vom 26. Mai 1854 bezüglich des Haltens von Hunden vor: Jeder Eigenthümer eines Hundes ist verpflichtet, dem Hunde genug zu essen und zu trinken zu geben und ihn reinlich zu halten. Das Futter darf nicht aus faulem oder stinkendem Fleische, Blut, Fett oder dergleichen bestehen; heiße und gewürzte Nahrung, unausgebackenes, noch warmes oder schimmeliges Brod ist dem Hunde schädlich, hingegen gesalzenes Brod zuträglich. Der Hund muß stets reines und frisches Wasser in genügender Menge zum Trinken haben und ist in seinem Stalle resp. seiner Hütte, welche oft zu reinigen und mit frischem Stroh zu versehen sind, vor Kälte, Wind und Nässe zu bewahren. Es ist den Hunden schädlich, lange den Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein, man darf sie nicht muthwillig reizen oder hetzen und hat sie stets unter Aufsicht zu halten.

Schon im Jahre 1845 erließ die Regierung in Oesterreich eine Verordnung vom 23. Mai hinsichtlich Abstellung der Thierquälerei, welche die Minderung und Beseitigung der den Lehren der Religion, den Weisungen der Moral und den Grundsätzen der Humanität, sowie auch oft den Sanitätsrücksichten entgegenhandelnden Quälereien der zum häuslichen landwirthschaftlichen und sonstigen Gebrauche bestimmten Thiere, bezweckt. Diese Verordnung wurde mittelst Currende des bischöflichen Consistoriums vom 19. Juni 1845, durch Bischof Gregor Thomas Ziegler dem gesammten Klerus bekannt gegeben und zwar mit der Aufforderung zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes durch entsprechenden Unterricht in den Schulen, durch Bildung des religiösen Gefühls und der Sitten, durch passende Aufklärung der Erwachsenen in den Christenlehren und Predigten thätigst mitzuwirken. (Jahresbericht des Linzer Thierschutzvereins 1885/86.)

3) erlasse man auch im Betreff der Thiere nur solche Verordnungen, die mit Gerechtigkeit und Sittlichkeit in Einklang zu bringen sind und nicht der zunehmenden Verrohung Vorschub leisten, und verleihe schließlich auch der Executive jenen innern, rechtlichen Halt, welcher unerläßlich ist, um Maßnahmen und Verfügungen jedweder Art die erforderliche Achtung zu verschaffen.

Vom Thiere zum Menschen. — Tödtliche Experimente an Hospitalkranken*).

Vor mehreren Jahren sah sich Prof. Tyndall in Folge der Entdeckung des Tuberkel-Bacillus veranlaßt, die schnelle Ausrottung der Tuberkel-Schwindsucht zu prophezeien und im Hinblick auf die zu erwartenden Segnungen das Lob der Vivisektion laut zu verkünden. Diese Segnungen sollen aber noch kommen. Daß sie, wenn sie kommen, indeß ganz andere sein werden, als was der prophetische Philosoph zu schildern versuchte, kann als gewiß angenommen werden, wenn die ersten Früchte als Merkmal der später folgenden gelten dürfen. Als Resultat der Entdeckung sah die Welt bisher nur Schädigung und Tod für Menschen und Thiere.

Seit Ankündigung der Entdeckung des Bacillus sind fortwährend Experimente an unglücklichen Thieren vorgenommen worden. Etwas Gutes ist daraus nicht hervorgegangen und die verstimmten Experimentatoren sind zu dem Schluße gelangt, daß ihre Operationen bisher in zu geringem Umfange stattgefunden. Es ist nun eine Subskription in Anregung gebracht worden, um Experimente in einer Ausdehnung vornehmen zu können, welche selbst die unersättlichsten Vivisektoren befriedigen soll.

Während jedoch die Vivisektoren an Thieren experimentiren und sich zu weiteren Experimenten mit dem Tuberkel-Bacillus noch vorbereiten, hat ein anonymer Mitarbeiter der „Medical Press and Circular“ das durch seine Hospitalkranken gewährte „klinische Material“ inzwischen nutzbar zu machen gesucht. Der cynische und leichtfertige Ton, in welchem der Artikel geschrieben ist, und die Kühle, mit welcher der Verfasser verkündet, daß er das Leben mehrerer Personen, welche schlecht berathen genug waren, sich seinen Experimenten zu unterwerfen, verkürzt habe, legen von der entartenden Wirkung moderner Forschungsmethoden beredtes Zeugniß ab. Und die Experimente selbst beweisen zum fünfzigsten Male die Hohlheit der heuchlerischen Behauptung, daß durch die Thier-Vivisektion die Menschen vom Experimentiren verschont bleiben; ganz das Gegentheil ist der Fall. Die Thierversuche führen sicher zu Versuchen mit Menschen. Und es muß erinnert werden, daß die Schwindsucht keineswegs eine unheilbare Krankheit ist, weshalb die Patienten, welche in Folge des Experiments starben, jetzt noch leben könnten. Für den Arzt, welchem so viel „klinisches Material“ zur Verfügung steht,

*) Thalysia № 7. (Aus dem Englischen.)

mag das nicht viel zu bedeuten haben; anders aber stellt sich die Sache für den Kranken und seine Angehörigen.

Der Artikelschreiber beginnt mit einer Kritik der Thier-Experimente des Dr. Theod. Cash. Dieser Arzt versuchte menschliche Tuberkulose, Karbunkel und Rinder-Tuberkulose bei Thieren, von denen einige vorher mit Desinfektionsmitteln traktirt worden waren, um zu sehen, ob sie dadurch vor der Krankheit geschützt bleiben würden. Das Resultat war folgendes: „Diese letzteren Thiere" — welche nicht desinficirt worden waren — „kamen im Ganzen noch am besten weg, weil sie meist die andern Thiere überlebten, welche vor oder gleichzeitig mit der Infektion Arzneien erhielten. Solche Resultate könnten den alten Spruch wieder aufleben lassen, daß Kranke häufiger oder früher an den Arzneien als an der Krankheit sterben, wenn nicht in manchen Fällen das Leben durch die Arzneiwirkung wirklich etwas verlängert schiene, obwohl der tödtliche Ausgang die Folge der Krankheit oder der Krankheit und Arznei zusammen war. Ein Thier weigerte sich wirklich an der Krankheit allein zu sterben und mußte am 132. Tage getödtet werden, während seine Mitleidenden, denen die Wohlthat der Vorbereitung durch „Arzneien" zu Theil geworden war, an den vereinigten Wirkungen der Krankheit und der Arzneien starben, und zwar einer am 125. und einer am 105. Tage.

In einigen Fällen verursachte die vorbereitende „Medicinbehandlung" eine Gewichtszunahme bei den Thieren — ob aber eine Zunahme an Fleisch, Fett oder Wasser im Körper, sagt Dr. Cash nicht. Die meisten der medicinirten Thiere verloren an Gewicht und Appetit durch Diarrhöe und andere Symptome, welche den tödtlichen Ausgang vorbereiteten. Einige Desinfektionsmittel steigerten wirklich die Heftigkeit der Krankheiten, gegen die sie gegeben worden waren.

Die „Medical Press" bedauert, daß Dr. Cash's Experimente in Betreff der Tuberkel nicht mehr vorgeschritten waren (das Obige hatte nur Bezug auf Karbunkel), weil, um die Worte des Artikels anzuführen, „wir eine lange Reihe von Experimenten am Menschenkörper zu unserer Disposition haben, welche den praktischen Theil der Frage seiner endlichen Lösung sehr nahe bringen werden." Die Experimente waren von folgender Art: durch einen besonderen Theil-Apparat wurden Stoffe, wie Karbolsäure, Kreosot, Anilin, Naphtalin, Kampher, Menthol und Quecksilber auf einen feinen Theilzustand reducirt und eingeathmet. Das Resultat war folgendes: „Wie bei dem merkwürdigen Experimente des Dr. Klein war auch hier die Wirkung gleich Null. Wenn wir „Wirkung" sagen, müssen wir hinzufügen, daß damit eine Wirkung auf die Tuberkulose der Lungen gemeint ist, aber die Kranken litten durch diese Mittel mehr als ohne sie, ja, der Quecksilberdampf verursachte besondere Wirkungen, welche seine Aussetzung nothwendig machten, während das Anilin eine solche zerstörende Wirkung auf das Blut äußerte, daß das Ende des einen Patienten ohne Zweifel dadurch bedeutend beschleunigt wurde."

Diese Experimente wurden an dreißig Patienten vorgenommen. Aber sie waren nicht die einzigen Kranken, mit denen Versuche angestellt wurden und zwar wurde auch noch mit anderen Arzneien experimentirt. Von den

Wirkungen gewisser gasiger Arzneien sagt der Verfasser: „Wir können nur mit großer Dankbarkeit der entschlossenen Patienten gedenken, welche ihre Einwilligung zu den Experimenten gaben; ihre Leiden waren so außerordentlich, der Husten, der Reiz, der Schmerz, das Fieber und die allgemeine Erschlaffung des Körpers so bedeutend, daß eine wohlthätige Wirkung, selbst wenn sie durch beharrliche Fortsetzung der Behandlung erreichbar war, offenbar um einen zu hohen Preis erlangt worden wäre. Mehrere Fälle waren mit Blutspeien verbunden, welches aufhörte, so wie die Anwendung des gasigen Medikaments ausgesetzt wurde."

Aber die nächste Reihe von Experimenten war noch heroischer zu nennen. Als Keimzerstörer wurde ätzendes Sublimat gewählt. Es wurde auf dieselbe Weise durch den Mund beigebracht, wie Dr. Cash es den Meerschweinchen gab, und es wurde auch durch die Brustwand direkt in die Lungen gespritzt.

„Allen unsren Patienten war die Natur und das Risiko der Experimente genau erklärt worden, aber sie unterwarfen sich meist der Behandlung mit förmlicher Begeisterung und verweigerten nur dann eine Fortsetzung, wenn die unterhäutige Einspritzung schmerzhafte Anschwellungen oder Geschwüre verursachte."

In die Lungen mancher Patienten wurden 6 Gran ätzendes Sublimat eingespritzt. In manchen Fällen zeigte sich eine vorübergehende Besserung, aber die allgemeinen Resultate werden in folgender Weise dargestellt: „Hochinteressant sind die Berichte über die Einzelheiten, welche wir sammelten; bedauerlich einige Zufälle, welche den Fortschritt unserer Experimente unterbrachen, und traurig ohne Zweifel der Umstand, daß Einige, wie sich vermuthen läßt, an den direkten Folgen der Anti-Bacillar-Behandlung starben. Das ätzende Sublimat, wie das Chlorgas, verursachten heftigen Husten und führten zu Blutspeien und anderen Complikationen, welche den tödtlichen Ausgang herbeiführten. Im Ganzen hatten also unsere Versuche mit tuberkelkranken Menschen dieselbe Wirkung und denselben Ausgang, wie die Experimente des Dr. Cash an Thieren; die Kranken befanden sich bei der bacillen-tödtenden Behandlung in einem schlechten Zustande und starben schneller als ohne sie."

Wir stimmen mit dem Artikelschreiber ganz darin überein, daß der praktische Theil der Frage „seiner endgültigen Lösung sehr nahe" gebracht ist. Die Lösung ist, daß jede auf die Krankheitskeim-Theorie und auf Thier-Experimente gegründete Behandlung schlecht und die Folge davon keine Heilung, sondern Verschlimmerung der Krankheit und der Tod ist.

So weit die Mittheilung und Betrachtung des „Zoophilist". Welche Gefühle aber müssen den Freund der Naturheilkunde beschleichen, wenn er sieht, welcher tolle Blödsinn immer noch von den Staatsmedicinern zu Tage gefördert wird! Darum also studiren diese Herren ihre zehn Semester, darum verschwenden sie so viel Geisteskraft und Geld, und darum wird ihnen so viel „klinisches Material" zur Verfügung gestellt, damit sie schließlich in der Krankenbehandlung das unsinnigste Zeug aushecken. O, ihr armen Kranken, die ihr in die Hände solcher wahnbefangenen Thoren fallt! E. W.

Zum Pferdeschutz.

(Zuschrift aus München.)

Ueber das Loos des schwerstgeplagten unserer Hausthiere, des Pferdes, erhielt die Präsidentin des Damencomités, in Anlaß des letzten Jahresberichts und im Geleit einer freundlichen Spende für das Rigaer Thierasyl*), kürzlich aus München eine theilnahmvolle Zuschrift des Herrn Forstkandidaten M. Illing deren Veröffentlichung an dieser Stelle für wünschenswerth erachtet ward, weil sie durch den Hinweis auf vorhandene günstigere Zustände für uns eine ernste Mahnung zur Verbesserung der bei uns noch herrschenden ungenügenden Bestimmungen und Verordnungen im Betreff des Anhaltens untauglicher Pferde enthält. Unser Jahresbericht hatte auf S. 47 dieses Jahrganges eine schwere Kalamität in Erwägung gezogen, unter welcher die Ausübung des hiesigen Pferdeschutzes leidet, die unzulängliche Art der Abhilfe, die uns allen Ausschreitungen des menschlichen Egoismus gegenüber allein zu Gebote steht: offenkundigen Uebertretern der Thierschutzgesetze ihre Opfer, elende, altersschwache oder durch Krankheit unfähige, dennoch aber zu anstrengender Arbeit gebrauchte Pferde behufs Tödtung abzukaufen, womit zwar dem Leiden der Thiere ein Ende gemacht wird, die Sache des Thierschutzes aber in jedem einzelnen Falle — und wie oft wiederholt er sich nicht! — eine ideelle und praktische Niederlage erleidet. Eine solche Niederlage, angesichts bestehender Gesetze über den Thierschutz, läßt sich in ihrer beschämenden Bedeutung mutatis mutandis nicht drastischer vergegenwärtigen als durch die analoge Vorstellung, daß dem auf frischer That ertappten Uebertreter der Eigenthumsgesetze der erbeutete Raub nur gegen eine entsprechende Entschädigung wieder abgenommen, er selbst aber straflos auf freien Fuß gesetzt würde. Nicht Loskauf oder Entschädigung, sondern Konfiskation und Bestrafung sollte es einzig sein, was den Uebertreter der Thierschutzverordnungen erwartet, und eine Milderung könnte nur darin bestehen, daß vorkommenden Falls die Konfiskation zugleich als ausreichende Bestrafung angesehen wird. Daß es auch bei uns anders gewesen ist und ein humaner Usus bei unserer Polizei zeitweilig die unvollkommenen gesetzlichen Bestimmungen ergänzt hat, ist an genannter Stelle näher ausgeführt. Aber es ist die statutenmäßige Aufgabe der Thierschutzvereine, an der Vervollkommnung der unvollkommenen Gesetzesbestimmungen mitzuarbeiten, indem sie ihre Vorschläge für legislative und administrative Maßnahmen der Staatsregierung zur Beprüfung unterbreiten. Zu solchem einmüthigen Vorgehen hinsichtlich des Pferdeschutzes will uns nun, unter Hinweis auf Verordnungen, die in Bayern bereits in voller Kraft bestehen, der freundliche Spender und geehrte Gesinnungsgenosse in seiner theilnehmenden Zuschrift einladen, die wir der darin enthaltenen Anregung halber hier folgen lassen. Herr M. Illing schreibt uns:

„Als Mitglied des Münchener Thierschutzvereins im Besitz des „An-

*) Im Betrage von R.-M. 30.

walt der Thiere" entnahm ich aus demselben zu meiner großen Freude, daß Ihr Asyl sich besonders eines Thieres in hohem Grade annimmt, das sonst leider noch sehr vernachlässigt wird — das Pferd. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage: das Pferd ist gegenwärtig noch das elendeste, geplagteste und daher schutzbedürftigste Thier. Im Dienste des Menschen alt, schwach und krank geworden, scheint es nur mehr dazu da, unter möglichst roher Behandlung bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen zu werden. Daß zur Besserung ihres Looses der Ankauf elender Pferde kein rationelles Verfahren ist, haben Sie in Ihrem Jahresbericht deutlich auseinandergesetzt, und so bleibt das gesetzmäßig begründete Anhalten und Außerdienstsetzen entschieden untauglicher Pferde das erfolgreichste Mittel, das hier z. B. auch sehr streng durchgeführt wird. Bedauerlich ist es, daß Ihnen dasselbe so erschwert, in vielen anderen Städten aber überhaupt noch gar nicht angestrebt wird.

Leider haben die Pferde an Sandkarren und dergl. bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie ihre offenbare Untauglichkeit erlangen, schon sehr viel zu leiden; allein das zu bessern, daran dürfen wir heutzutage noch nicht einmal denken. Dagegen könnte man ein anderes, gewiß höchst zeitgemäßes Verlangen stellen, nämlich eine strenge Beaufsichtigung der Abdecker, damit einerseits ein rascher, schmerzloser Tod gesichert, anderseits die Möglichkeit, zum Tödten übergebene Pferde nochmals zu verkaufen, genommen würde, so daß wenigstens das Ende dieser geplagtesten aller Thiere ein weniger qualvolles wäre. Dagegen könnte nicht einmal der so beliebte Einwand erhoben werden: es sei für die Menschen noch zu viel zu thun, um an die Thiere denken zu können; denn Todtschlagen ist gewiß ein billiger Lohn für geleistete Dienste, zumal die Kosten der Tödtung durch Verwerthung der Kadaver zum mindesten gedeckt werden.

Das Anhalten untauglicher Thiere, auf gesetzliche Verordnungen gegründet, und Controle über die Abdeckereien sind sonach die Mittel, durch welche eine entschiedene Besserung des Looses der Pferde herbeigeführt werden könnte, und beide wären, glaube ich, nicht allzuschwer zu erreichen, wenn sämmtliche Thierschutzvereine energisch vorgehen wollten, in ähnlicher Weise wie bei der Schlacht-Frage, — und damit wären länger dauernde und massenhafter betriebene Quälereien aus der Welt geschafft, als sie selbst bei der Vivisektion vorkommen.

Ich bin leider nicht in der Lage etwas anderes thun zu können, als den Wunsch einer Besserung auszusprechen und anzudeuten, auf welchem Wege derselbe verwirklicht werden könnte. Wollen Sie dennoch diese Zeilen gütig aufnehmen und daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß das Bestreben, die Leiden der Thiere zu mindern, ein immer regeres wird. Gestatten Sie einen kleinen Betrag beizulegen, den ich bitte speziell für Pferde (Ankauf untauglicher u. dergl.) verwenden zu wollen.

Mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung ꝛc.

Max Illing.

München, 19. Juli 1887.

Aus dem Protokoll der ersten Jahres-Generalversammlung des Thierschutzvereins unter dem Namen „Damen-Comité des Rigaer Thierasyls" vom 30. April 1887.

Die Präsidentin, Ihre Excellenz Frau M. von Schilling, eröffnete die Versammlung mit der folgenden Ansprache:

„Hochgeehrte Anwesende!

„Bevor wir in die Tagesordnung unserer heutigen ersten Jahres-Generalversammlung eintreten, sei es mir gestattet, Sie herzlichst willkommen zu heißen und Ihnen Dank zu sagen, sowohl für Ihr freundliches Erscheinen, als auch insbesondere dafür, daß Sie unserem neuen Verein als Mitglieder beigetreten sind und hierdurch seinen Bestrebungen Ihre Sympathie, Ihr Wohlwollen entgegengebracht haben. Nur selten dürfte es einem jungen Vereine vergönnt sein, gleich dem unseren seine Arbeit mit der nicht unbedeutenden Anzahl von mehr als 300 Mitgliedern zu beginnen. Wir glauben hierin die Garantie für ein weiteres, gedeihliches Anwachsen seiner Mitgliederzahl zu erblicken und zwar um so mehr, als überall da, wo, wie in Leipzig, Dresden, Hamburg und Berlin sich das Bedürfniß herausgestellt hatte, neue Thierschutzvereine in's Leben zu rufen, diese von dem alten Stamme abgelösten jungen Reiser, alsbald einen hocherfreulichen Aufschwung genommen haben, so namentlich der „Neue Berliner Thierschutzverein", welcher schon nach wenigen Jahren bereits 1500 Mitglieder zählt, der erst seit Kurzem ein Thierasyl eröffnet hat, und doch schon ein zweites, vervollkommneteres in Aussicht nimmt.

„Während früher die eigentlichen Principienfragen des Thierschutzes wenig erörtert wurden, hat man seit den letzten Jahren begonnen, sich mehr und mehr auf dieselben zu besinnen und zwar war es die Frage der Vivisektion, welche, nachdem die mit ihr verbundenen Mißbräuche und Gräuel allgemein bekannt gemacht waren, den ersten Anlaß hierzu gab. Unwillkürlich mußte sich dem Gewissen des ächten Thierschützers die Frage nach der Stellungnahme der Thierschutzvereine zu dieser entsetzlichsten aller Thierquälereien aufdrängen und der bei solcher Prüfung hervortretende einschneidende, principielle Gegensatz die weitere Frage nach den wahren Principien und Grundlagen des ächten Thierschutzes wachrufen.

„Obwohl alle Thierschutzvereine darin einig sein werden, daß diese Principien einzig und allein nur der Sittenlehre entnommen werden können, so kömmt dabei doch vornehmlich in Betracht, welches der verschiedenen Moralprincipien ein Thierschutzverein zu seiner Grundlage erwählt.

„Nur das vollkommenste, das christliche Princip der Liebe und des Mit-Leidens sollte den Grundpfeiler aller Thierschutzvereine bilden — so lautet unser Bekenntniß. Aber leider sind die Gebäude des Thierschutzes vielfach in den sumpfigen Boden des Nützlichkeitsprincips — das mit Recht in jeder Sittenlehre für das niedrigste gilt — hineingebaut. Nach diesem

Princip heiligt der Zweck die Mittel und sind diejenigen Thierquälereien, welche nützen, und wie oft nur scheinbar nützen, sittlich erlaubt und nur solche Thierquälereien, welche keinen Nutzen bringen, werden verworfen. Noch heute wenden sich leider die meisten Thierschutzvereine an die niedere oder feinere Selbstsucht der Menschen, um letztere für ihre Bestrebungen zu gewinnen; aber wenn dieses Mittel auch zuweilen zulässig sein mag und der beliebte Refrain „Thiere schützen heißt Menschen nützen" in gewissem Sinne wahr ist, — so entquillt das eigentliche Wesen des Thierschutzes doch einzig und allein den beiden uns ursprünglich innewohnenden, reinen, selbstlosen Gefühlen des Mitleidens und der Gerechtigkeit, und in den meisten Fällen wird daher ein Appell an diese Gefühle genügen, um das Verständniß für die Idee des Thierschutzes zu wecken und ihr neue Anhänger zu schaffen.

„Unser Verein besitzt in seinem Thierasyl eine Stätte, wo sein theoretisches Bekenntniß sich durch ein demselben entsprechendes Handeln praktisch zu bethätigen hat. Um so mehr werden wir Alle, als seine Mitglieder, nicht ermüden dürfen, überall, wo im täglichen Leben sich uns die Gelegenheit dazu bietet, mit Besonnenheit und Energie, nicht nur für unsere mißhandelten, leidenden Schützlinge einzutreten, sondern in gleicher Weise entschieden und unentwegt auch für die thierschützerischen Anschauungen unseres Vereins, welche sich in den einen Satz zusammenfassen lassen, daß die Thiere nicht um egoistischer, menschlicher Interessen, sondern um ihrer selbst willen zu schützen sind.

„Nur wenn viele Gleichgesinnte in freier Vereinigung für eine neue Idee kämpfen, kann ihr der Sieg werden und wenn es auch uns noch nicht beschieden sein sollte, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so bleibt uns wenigstens der Trost, einer besseren Zukunft vorgearbeitet zu haben, einer Zukunft, die auch Fichte vorausschaute, als er in seinem Werke „System der Ethik" sagte: „In unserem unwillkürlichen Mitgefühl für die Thierwelt ist das ursprüngliche Zeugniß von der inneren solidarischen Verwandtschaft des Menschen mit derselben niedergelegt. Auch dies Verhältniß, weil es ein ursprüngliches ist, muß sich zum bewußt ethischen ausbilden, d. h. jenes Mitgefühl für die Thiere muß gleichfalls allgemeine Norm unseres Willens werden. Eine vollständige Ethik wird auch die Pflichten gegen die Thiere in anderer Weise und aus anderen Gründen, als es bisher geschehen, in den Umfang ihrer Untersuchung aufnehmen, und in der vollkommenen ethischen Gemeinschaft, in welcher die Idee der Menschheit verwirklicht ist, wird auch die Thierwelt ihre erhöhtere Stelle einnehmen, durch zweckmäßige Pflege und Erziehung — und **kein unnöthig Leidendes wird mehr sein!**"

„In der festen Ueberzeugung, daß auf die Dauer sich Niemand solchen Anschauungen verschließen kann, wollen wir in Gemeinschaft freudig wirken. Und hiermit erkläre ich unsere erste Jahres-General-Versammlung für eröffnet."

Hierauf berichtet der Geschäftsführer, Herr Oberlehrer H. Westermann, über die Art der Constituirung des neuen Vereins, und die General-Versammlung billigt einstimmig alle bis hiezu ergriffenen Maßnahmen.

Der Vorstand setzt sich aus den folgenden neun Personen zusammen: Frau M. v. Schilling, Präsidentin; Frau M. Haensell, Vicepräsidentin; Fräulein E. Douglas und Fräulein B. Douglas, Verwalterinnen des Thierasyls; Frau Baronin E. v. Mengden; Frau Staatsrath A. v. Reinhold; Frau L. v. Oern, Frau A. Thiel, Herr H. Westermann, Geschäftsführer.

Daß die Mehrzahl der vom Vorstande ausgearbeiteten Vorlagen rein formeller Natur waren, ist bei der Neuheit des Vereins nothwendig. Doch eine dieser Vorlagen dürfte auch für ein größeres Publikum von Interesse sein, das ist ein Antwortschreiben an das Stadtamt, in welchem der neue Thierschutzverein seine Stellung zu einer Frage auseinandersetzt, welche auf Antrag der Sanitätscommission an ihn gestellt worden ist. Diese Frage betrifft die Aufnahme der als herren- und maulkorblos eingefangenen Hunde in das Rigaer Thierasyl. So verständlich es ist, daß die Asylverwaltung es als ihre Pflicht ansieht, diese Anfrage des Stadtamtes zu bejahen — welchem Votum sich auch die Generalversammlung principiell angeschlossen hat — so ist es doch nicht minder begreiflich, daß diese Verpflichtung nur unter ganz bestimmten Bedingungen übernommen werden kann. Auch diese vom Vorstande des neuen Thierschutzvereins zusammengestellten Grundbedingungen fanden einstimmige Billigung und lebhaften Dank bei der Versammlung. Diese Bedingungen gipfeln der Idee nach in dem Satze des Schreibens, welcher also lautet: „Um bei dem Einfangen der Hunde die Sittlichkeit empörende Vorkommnisse zu vermeiden, um das hierbei nur zu oft gekränkte Recht des Publikums zu wahren, um wirklichen Thierschutz auszuüben, muß das Damencomité des Rigaer Thierasyls verlangen, daß die Einfänger unter die unmittelbare Controle von Thierasyl-Agenten gestellt werden." Es wurde dankend von der Versammlung anerkannt, daß die erstaunliche Leistungsfähigkeit des Damencomités des Rigaer Thierasyls nur durch den Umstand verständlich wird, daß es Personen unter sich zählt, für welche die Ausübung des Thierschutzes Berufsarbeit ist; denn nur diejenige Thätigkeit, der wir aus freier Hingebung ganz uns widmen, gewinnt hierdurch die richtige Kraft, ohne deren Hilfe noch so ernste und edle Ideen nimmer in die Wirklichkeit treten können. Augenblicklich zählt der neue Thierschutzverein 315 Mitglieder, darunter 162 Damen und 153 Herren.

Im Anschluß an vorstehenden Bericht theilen wir im Folgenden sogleich auch noch in Kürze das Wesentliche aus dem Verlauf der nächsten Monatsversammlung des Vereins (am 29. Mai c.) mit, weil auf derselben zum Theil noch solche Angelegenheiten zur Erledigung kamen, die auf der Jahresversammlung wegen vorgerückter Stunde vertagt worden waren. Der erste Punkt der Tagesordnung war das Budget, welches mit 7300 Rbl. balancirt und insofern zu ernsten Betrachtungen Veranlassung gab, als der Posten „Einnahmen aus Wohlthätigkeitsunternehmungen" — in dem hohen Betrage von 2550 Rbl. angenommen werden mußte, um Ausgaben und Einnahmen in's Gleichgewicht zu setzen. Der Hauptposten der Ausgaben sind die 4200 Rbl., welche für die Verpflegung der Thiere im Asyl aufgehen,

während die Einnahmen aus der Verpflegung nur mit 2400 Rbl. angenommen werden durften. Der Bericht der Thierasylverwaltung ergab, daß in der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. Mai im Asyl verpflegt worden sind: 43 Pferde, 6 Kühe, 5 Kälber, 1 Esel, 251 Hunde und 30 Katzen. Von diesen Thieren wurden getödtet: 25 Pferde, 65 Hunde, 12 Katzen und 3 Kälber und verkauft wurden 11 Hunde. Von den verpflegten Hunden hatten 86 ihre Herren und trotzdem sind die Verpflegungsgelder nur für 51 bezahlt worden. Wie hieraus ersichtlich, gilt für einen großen Theil des Publikums die Regel, daß, wer sein krankes Thier in's Asyl bringt, bereit ist, die höchsten Zahlungen zu versprechen — ist aber das Thier nachher geheilt, so wird die Berichtigung auch der kleinsten Zahlungen vergessen, ja sogar verweigert! — Der Entwurf des Vorstandes, betreffend die Instruction für die Bezirksvorsteher, wurde von der Versammlung genehmigt und es wird derselbe nunmehr nach Petersburg abgehen, denn laut Statut des neuen Vereins muß für die Instructionen seiner Bezirksvorsteher vom Minister die Bestätigung eingeholt werden. — Es kam ein Schreiben des Sanitätsamtes zur Verlesung, in welchem dem neuen Thierschutzverein die Frage vorgelegt wird, ob er geneigt sei, das Einfangen der Hunde seinerseits zu übernehmen und unter welchen Bedingungen ihm das möglich erscheine. Die Generalversammlung sprach sich einstimmig dahin aus, daß die principielle Bejahung dieser Frage sachlich nothwendig sei und es sich daher nur um die Feststellung der Bedingungen handle, unter denen es dem Verein möglich wird, auch nach dieser Richtung seine Pflicht zu erfüllen und auch über die Hauptpunkte dieser Bedingungen einigte sich die Versammlung, die Formulirung des Antwortschreibens dem Vorstande überlassend. — Endlich verlas der Geschäftsführer das unten in seinem Wortlaut mitgetheilte Schreiben an den Livl. Thierschutzverein, worin durch die acceptirte Kündigung eines Kapitals die Lösung der letzten Beziehungen des neuen Vereins zu dem alten nicht ohne Opfer vollzogen wird.*) Es handelte sich um die während der Zugehörigkeit des Comités zum Liv. Verein für das Asyl gesammelten

*) Das bezügliche Schreiben hat für die Geschichte der Beziehungen des Rigaer Thierasyls zum Livl. Thierschutzverein einen gewissermaßen dokumentarisch abschließenden Werth, weshalb es hier reproducirt wird:

„An den Livl. Thierschutzverein. Auf das Schreiben des Vorstandes des Livl. Thierschutzvereins vom 22. April unter Nr. 103 hat der Vorstand des Damencomités des Rigaer Thierasyls Folgendes zu erwidern.

„In seinem Schreiben vom 10. April unter Nr. 42 hat der Vorstand des Damencomités des Rigaer Thierasyls dargethan, 1) daß die bewußte Summe von 463 Rbl. 45 Kop. ein Zweckkapital ist, welches diesem seinem Zwecke nur in seiner gegenwärtigen Verwendung voll dient und daher dieser Verwendung eigentlich nicht entzogen werden dürfte, und 2) daß die Generalversammlung des Livl. Thierschutzvereins vom 14. April 1882 derselben Anschauung gewesen sein muß, da dieselbe es verweigerte, die angebotene Rückzahlung dieser Summe anzunehmen.

„Heute hat der Vorstand des Damen-Comités des Rigaer Thierasyls die Ehre, dieselbe Anschauung, daß die Rückzahlung dieser Summe vom Livl. Thierschutzverein nicht gefordert werden dürfte, noch von anderer Seite zu beleuchten.

„In den Jahren 1878, 1879 und 1880 hatte der Livl. Thierschutzverein 87 Pferde

und dem Vorstande zur Asservation übergebenen 463 Rbl., an deren Auslieferung die Generalversammlung jenes Vereins seinerzeit die Bedingung geknüpft hatte: das gesammte Immobil des Thierasyls (schon damals den vierfachen Werth repräsentirend) sollte für den Fall der Auflösung des Comités dem Livl. Thierschutzverein anheimfallen. Obgleich nun die obige Summe größtentheils aus den eigenen Mitteln der Damen geflossen, außerdem, durch namhafte dem Livl. Verein gewährte Vergünstigungen, längst zu Gunsten dieses Vereins verbraucht worden war, bestand jene Bedingung noch in voller Kraft; und hatte demnach gegenwärtig der Vorstand, um dem nun als selbständiger neuer Verein organisirten Comité für alle Fälle das freie Verfügungsrecht über sein Eigenthum zu sichern, das Opfer eines Loskaufs nicht gescheut und die Auszahlung des ihm nunmehr gekündigten Kapitals beschlossen. Daß der nach vielen Seiten hin bebürdete junge Verein im Stande ist, diese Auszahlung zu vollziehen ohne dadurch in seiner eigenen Thätigkeit zeitweilig lahm gelegt zu werden, verdankt er der Liberalität eines Mitgliedes, das ihm die Summe eigens zu diesem Behuf als unverzinsliches Darlehen gewährt.

Aus Petersburg.

Der Generalversammlung des Thierschutzvereins vom 2. Juni, welche unter dem Präsidium des Kammerherrn v. Joukowsky stattfand, wurden von dem Vorstande die folgenden Statuten-Ergänzungen vorgelegt:

---

dem Asyl zur Tödtung zugeschickt und für dieselben 291 Rbl. aus der Kasse des Thierasyls erhalten. Diese 87 Pferde genossen nun aber im Ganzen 631 Verpflegungstage, bevor sie, laut Anordnung des Livl. Thierschutzvereins, getödtet werden durften, was zu 70 Kop. täglich 441 Rbl. 70 Kop. ausmacht. Diese Summe hat der Livländische Thierschutzverein nie ausgezahlt, und da durch dieselbe die bewußten 463 Rbl. 45 Kop. schon in drei Jahren fast vollständig verbraucht waren, so trat auf Antrag der Verwaltung des Thierasyls i. J. 1881 die bekannte Vereinbarung in Kraft, laut welcher der Livl. Thierschutzverein sich zur Zahlung verpflichtete, wenn auch nur zu dem ermäßigten Satze von 50 Kop. statt 70 Kop. für jeden Verpflegungstag eines von ihm dem Asyl zugeschickten Pferdes.

„Diese 441 Rbl. 70 Kop. wären billiger Weise in Abzug zu bringen, wenn eine Rückzahlung der zur Disposition gestellten Summe gefordert wird.

„Endlich beruht die zur Dispositionstellung jener Summe auf einer gegenseitigen Vereinbarung, die somit einseitig nicht gelöst werden kann, — wie auch wieder jener Generalversammlungsbeschluß vom 24. April 1882 auf das Schlagendste beweist.

„Trotz alledem geht das Damen-Comité des Rigaer Tierasyls auf die Kündigung dieser Summe von Seiten des Livl. Thierschutzvereins ein und meldet dem Vorstande des Livl. Thierschutzvereins hierdurch, daß die beregte Summe von 463 Rbl. 45 Kop. bei dem Herrn Notar J. C. Schwartz (Schennenstr. 4, I.) vom Livl. Thierschutzverein gegen Unterschrift des Vorstandes in Empfang genommen werden kann.

Präsidentin: M. v. Schilling.
Geschäftsführer: H. Westermann."

Auf dieses Schreiben vom 19. Mai c. antwortete der Livl. Thierschutzverein nur noch durch die That, nämlich durch die unverkürzte Entgegennahme der vollen ihm gebotenen Summe, unter Fallenlassen der in der Generalversammlung vom 25. Februar 1877 im Zwange einer vorübergehenden Nothlage dem Comité abgenöthigten Bedingungen.

1) Der Verein gründet Kinder-Verbindungen, Damencomités, Schmiedeschulen, Thierasyle u. s. w.; 2) der Verein sorgt für die Veredelung der Thier-Racen und richtet zu diesem Zwecke Stätten für deren Züchtung und Agenturen im Auslande ein; 3) der Verein hat das Recht, Concerte, Promenaden, Allegri-Lotterien u. s. w. zur Vermehrung seiner Mittel zu veranstalten; 4) der Verein ergreift Maßnahmen zur Beschränkung der Vivisektion; 5) außer den wirklichen Mitgliedern, welche einen Beitrag von 5 Rbl. jährlich zahlen, werden auch Freunde des Thierschutzes mit einem jährlichen Beitrage von 1 Rbl. als Mitglieder aufgenommen und 6) soll es nicht nur Ehrenmitglieder des Central-Vereins, sondern auch Ehrenmitglieder der Zweigvereine geben.

Alle diese Statuten-Ergänzungen wurden angenommen und der Vorstand ermächtigt, bei dem Herrn Minister des Innern auf gesetzlichem Wege um die Bestätigung derselben nachzusuchen. Außerdem wurden einstimmig zu Ehrenmitgliedern erwählt der Generalgouverneur Roop und der Präsident des Odessaer Thierschutzvereins Ralli, welcher dem letzteren 10,000 Rbl. als Geschenk dargebracht hat. Hinsichtlich der von dem Kassirer Jermilow früher verübten Defraudation im Betrage von mehr als 15,000 Rbl. wurde beschlossen, die Eintreibung dieses Geldes bei der Reichsbank anzubahnen, weil dieselbe dem Jermilow damals dieses Kapital unbefugter Weise ausgezahlt habe. Der in der Versammlung anwesende Advocat Netschajew übernahm die unentgeltliche Führung dieser Sache, wofür ihm der Dank des Vereins ausgesprochen wurde.

* * *

Das Organ der Petersburger Thierschutzgesellschaft „Westnik" bringt in seiner jüngst erschienenen August-Nummer eine Mittheilung, welche wir reproduciren, weil sie die Anschauungen dieses Vereins in einer Thierschutzfrage ausdrückt, der gegenüber Stellung zu nehmen das Damencomité in einem ähnlichen Falle sich kürzlich veranlaßt gesehen hatte. Als nämlich gelegentlich eines „Rennens" in Dubbeln eine öffentliche Thierhetze („Jagdreiten hinter Hunden welche einen lebenden Fuchs verfolgen") executirt werden sollte, war es dem Damencomité gelungen, durch seinen energischen Protest die Vorführung dieses widerwärtigen Schauspiels zu verhindern. — In Petersburg hat nun neulich, wie aus dem Protokoll der Vorstandssitzung vom 18. Juli ersichtlich, der Vorstand des Russischen Thierschutzvereins ein Schreiben von der Gesellschaft der Falkenjäger erhalten, in welchem der Präses, Herr Haller, mittheilt, daß dieser Verein im September in der Umgegend von Petersburg öffentliche Uebungen mit Jagdhunden und zur Jagd dressirten Vögeln zu veranstalten beabsichtige und den Thierschutzverein ersuche, einige Prämien für diejenigen Hunde und Vögel zu bewilligen, welche sich auf dieser Jagd besonders hervorthun würden. Der Vorstand beschloß Herrn Haller zu benachrichtigen, daß die vom Verein der Falkenjäger beabsichtigten öffentlichen Uebungen, oder

deutlich gesprochen, öffentlichen Thierhetzen nicht nur dem Geiste des Thierschutzes keineswegs entsprächen, sondern auch durch die vom Minister des Innern bestätigten Instructionen des Russischen Thierschutzvereins verboten wären und daß der Vorstand des obigen Vereins bei dem Gouverneur von Petersburg mit dem Gesuche einkommen werde, die von der Gesellschaft der Falkenjäger in Aussicht genommenen öffentlichen Thierhetzen nicht zuzulassen.

Ehrendiplom.

Der seit 1871 in Turin bestehende Thierschutz-Verein hat die Präsidentin des Damencomité's des Rigaer Thierasyls — in Anerkennung der thierschützerischen Wirksamkeit des unter ihrem Präsidium stehenden Comité's — zu seinem Ehrenmitgliede erwählt.

Uns liegt ein neubegründetes Organ für Thierschutz in seiner ersten Probenummer vor:

„Das Thierschutz-Correspondenzblatt",

herausgegeben von Hermann Stenz in Neu-Schönow bei Zehlendorf, Vorstandsmitglied des „Neuen Berliner Thierschutz-Vereins".

Das Unternehmen, das wir mit Freuden und mit großem Danke begrüßen, hat sich zur Aufgabe gestellt, der gesammten Presse eine Quelle für Thierschutz-Nachrichten zu bieten und wird daher unentgeltlich an alle Zeitungsredaktionen versandt werden.

Mögen die Zeitungsredaktionen, in der Einsicht, daß die Thierschutz-Sache heut zu Tage wahrlich nicht eine Gemüthsempfindelei, sondern eine tiefernste und wichtige Culturfrage ist, die zu fördern eine unbedingte Pflicht des aufgeklärten Theiles der Menschen ist, einen vorurtheilslosen und freudigen Gebrauch machen von dieser ihnen unentgeltlich gebotenen Gabe.

Die Thierschutz-Vereine aber und unsere werthen Leser bitten wir, sowohl durch laufende Geldbeiträge als auch durch schriftstellerisches Material das Unternehmen gewögentlichst unterstützen zu wollen.

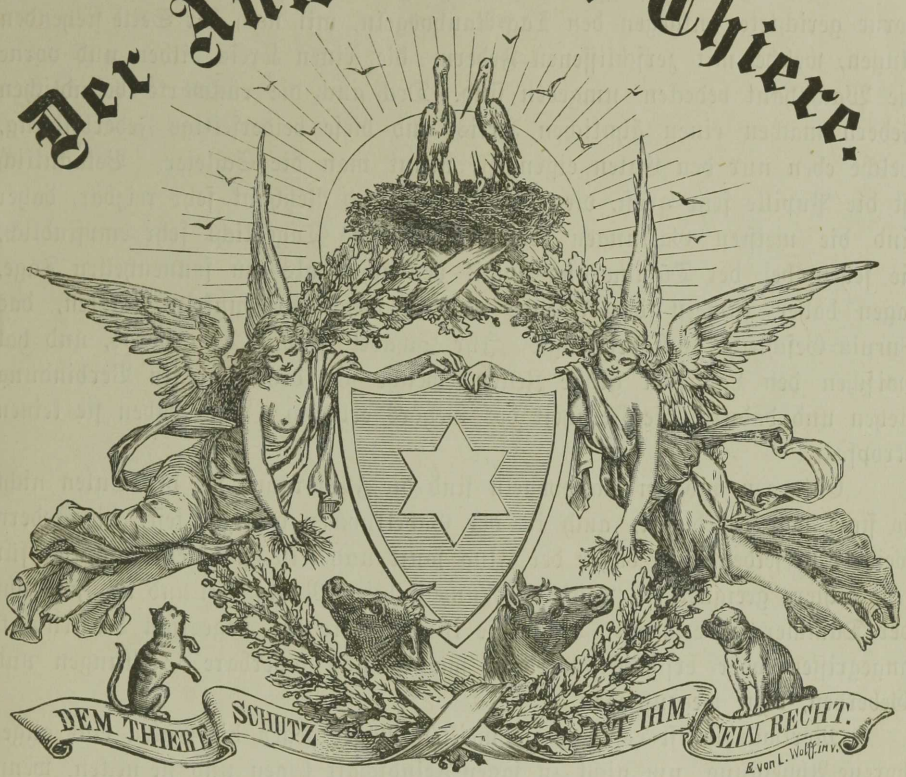
Das Blatt, das alle drei Monate in großem Zeitungsformat erscheint und einen reichen und gewählten Inhalt bietet, sei hiemit Allen bestens an's Herz gelegt. Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. Рига, 25 Августа 1887 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung **Alexander Stieda**, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. September-October 1887. № 9 u. 10.

Ueber die Eulen.*)

Von **Rudolf Temple.****)

In der Regel nennt man die Eulen, wenn auch nicht ganz richtig, nächtliche Raubvögel (Accipitres nocturni). Sie bilden die Familie der Strigidae und zertheilen sich in mehrere Genera, als: Surnia, Dumeril; Rubo, Sibl; Ulula, Cuv.; Otus, Ray; Strix, Lin., welche Bezeichnungen Jenen, die sich für Systematik interessiren, genügen mögen, da im Allgemeinen für unsere Zwecke durch dieselben nichts gewonnen, im Gegentheile nur Verwirrung hervorgebracht wird.

*) Wenn wir dieses Mal einen Artikel der Redaction an der Spitze des Blattes nicht bieten, so bitten wir den geehrten Leser solches damit entschuldigen zu wollen, daß der Redacteur in letzterer Zeit durch zwei ihn hartbetreffende Todesfälle und einen schweren Krankheitsfall in seiner Familie heimgesucht worden ist, die ihm die Möglichkeit zur Arbeit benommen haben.

**) Dieser Aufsatz ist uns von dem Herrn Verfasser gütigst zur Verfügung gestellt worden.

Sie alle zeichnen sich durch einen großen Kopf, große, tellerförmige, nach vorne gerichtete, entgegen den Tag-Raubvögeln, mit nach der Seite stehenden Augen, welche mit zerschlissenen Federn, die einen Kreis bilden und vorne die Wachshaut bedecken, umgeben sind. Doch auch die rückwärts befindlichen Federn machen einen ähnlichen Kreis und diese beiderseitige Federbildung, welche eben nur den Eulen eigen ist, nennt man die Schleier. Bekanntlich ist die Pupille sehr groß, die Regenbogen- und Netzhaut sehr reizbar, daher sind die meisten Gattungen derselben für das Tageslicht sehr empfindlich, sie sehen bei der Dämmerung somit deutlicher als am sonnenhellen Tage, jagen daher zumeist des Abends und in nicht gar dunkeln Nächten, das Surnia-Geschlecht auch bei Tage. Ihr Schädel ist dick, aber porös, und hat zwischen den Lamellen große Zellen, welche mit dem Ohre in Verbindung stehen und dadurch die Feinheit des Gehörs erhöhen. Auch haben sie keinen Kropf.

Entgegen anderen Raubvögeln sind die Flugorgane bei den Eulen nicht so stark, wie bei diesen, auch ist der Gabelknochen weniger fest, die Federn weich und seidenartig, daher der Flug sanft und leise, zur Ueberraschung für jene Thiere geeignet ist, welche sie zumeist beim Mondschein und im Zwielicht der Dämmerung erjagen. Wenn sie insbesondere bei Tageslicht beunruhigt, angegriffen oder erschreckt werden, machen sie sonderbare Stellungen und Geberden, ohne wegzufliegen.

Merkwürdig ist es, daß die meisten Vögel gegen die Eulen eine angeborene Abneigung, um nicht zu sagen Feindschaft hegen und sie necken, wenn sie sich am Tage sehen lassen, weshalb man sich seit jeher derselben bediente, um die kleinen Vögel anzulocken, sie zu fangen oder zu schießen.

Unter die wirksamsten Beschützer der Wald-, insbesondere aber der Feldcultur gehören mit Ausnahme des Uhu (Rubo maximus Rz.), dann des großen Kauzes (Syrnium aluco L.) sämmtliche Eulen. Am Scheunenthore kenntnißloser, beschränkter Landwirthe finden wir, leider nicht allzuselten, deren beste Freunde als eifrige Beschützer ihrer Culturen — die kleinen Eulen neben den Fledermäusen — schimpflich angenagelt, gemordet aus sinnlosem Vorurtheil und an den Pranger gehängt, für ihr wohlthätiges Wirken in dem irrigen Wahne und der alteingewurzelten ererbten Voreingenommenheit, daß sie arge, boshafte Feinde oder überhaupt ganz nutzlose, wenn nicht gar schädliche Thiere seien, von denen man nichts Gutes zu erwarten habe, deren Vertilgung somit anzurathen sei.

Leider haben also die Eulen nicht blos Jagd-Dilettanten zu Feinden, sondern den menschlichen Unverstand überhaupt, denn nur Unverstand und unnütze Zerstörungssucht opfert diese Vögel zwecklos und grausam, da sie doch weder genossen noch sonst wie verwerthet werden können, während sie lebend uns, in der Landwirthschaft zumal, anerkennenswerthen Nutzen gewähren. Der blinde Aberglaube findet in dem Erscheinen einer Eule in der Nähe der Häuser den Vorboten eines Todesfalles, während sie doch nur der Instinct treibt, weil sie dort ihr Lieblingsnahrungsbedürfniß — Ratten und Mäuse — in Menge finden. Ihr unheimlich klingender Ruf: „Ki vit“,

den man ins Abergläubische in „komm mit" übersetzt, ist nichts anderes, als der Ruf nach dem Weibchen, also das Liebeslied der Eule; klingt es auch nicht so schön als jenes der Nachtigall, ist doch ein und derselbe Trieb die Ursache hievon.

Von dem Uhu (auch Rubo atheniensis Aldrov) ist es aber ganz richtig, daß er ein abscheulich arger Räuber sei, welcher allen kleinen, wie ziemlich großen Thieren, vom winzigen Zaunkönig bis zum jungen Hochwild, verderblich wird, der in seiner Raubgier selbst seinen kleinen Familiengenossen nachstellt und selbe seiner Freßgier dienen läßt, der überhaupt in einem Jagdreviere nicht genug verfolgt werden kann; denn seine Nahrung besteht aus größeren Waldhühnern, Gänsen, Enten, jungen Rehen, Hasen, Kaninchen, wohl auch aus Ratten, Mäusen und selbst aus Fischen. Er ist kein Kostverächter und verschlingt Fleisch, sowie Gedärme der meisten Thiere, wenn sie auch der Ueberrest der Mahlzeit eines Tages-Raubvogels sein sollten, ohne besondere Auswahl.

Der Größe und dem Aussehen nach ist unser Uhu allgemein bekannt, ein rechter Gebirgsvogel, findet sich in großen Ebenen nur selten und nur auf kurze Zeitdauer; ganz insbesondere ist das Kalkgebirge mit seinen steilen Gehängen, Rissen, Klüften und kleinen Höhlen so recht sein Lieblingsaufenthalt.

In jedem gehegten Jagdreviere macht der Uhu immensen Schaden, das wissen die Jagdeigenthümer auch sehr gut, weshalb sie auf seine Erlegung ein hohes Schußgeld setzen, und trotzdem ist es im günstigen Terrain noch sehr selten gelungen, den Uhu ganz auszurotten. Daß aber ein Uhu in seinen unmittelbaren Revieren keinen Nebenbuhler duldet, ist leicht begreiflich, denn es hat ein Paar oft schon Mühe genug, den nimmersatten Magen gehörig zu füllen, und da kann denn kein Mitesser geduldet werden, dieser mag sich ein Unterkommen anderwärts suchen.

Still und unbeweglich sitzt er auf einer kleinen Tanne dicht an den Stamm gedrückt, nur die großen Orange-Augen spähen suchend umher; es ist böse Zeit, die Kost rar. Da entdeckt er unter dem dichten knorrigen Wurzelwerke einer benachbarten Eiche die Wohnung einer Waldmausfamilie, deren Glieder spielend sich herumjagen. Zitternd vor Gier sträubt er die Bauchfedern, lüftet etwas die breiten Schwingen und im nächsten Augenblicke fällt er, wie von einem Schusse getroffen, plötzlich herab, schon hängt aber an einem seiner langen, krummen Nägel eine zappelnde Maus; ein schmaler Bissen für seine Gefräßigkeit, denn kaum hat er seinen Standplatz von früher wieder eingenommen, so ist auch das Mäuslein in seinem unergründlichen Schlunde verschwunden. Ruhe und Geduld bringt ihm wohl bald ein weiteres Mitglied der Mausfamilie zu, — aber es bleiben dies eben nur Jagdübungen für den zwingend-größten Hunger, der zu stillen ist.

Wilh. Hausmann: „Der Uhu", Beiträge zur Naturgeschichte desselben in Verhandlungen und Mittheilungen des Siebenbürgischen Vereines für Naturwissenschaften in Hermannstadt, XXX. Jahrg. S. 48—62, bringt folgende Notiz zur Warnung für junge Jäger: In der Pojana bei Kronstadt

hatten zwei Jagdliebhaber einen Uhu angeschossen. Scherzend packte ihn der Eine am Flügel und hob ihn in die Höhe, aber dieser erspähte im nächsten Augenblicke die Gelegenheit, sich in den Unterschenkel des unvorsichtigen Jägers so fest einzukrallen, daß sein Gefährte erst den Uhu erschlagen, ihm dann den Fuß abschneiden mußte, worauf er mit dem Messer einen Fang nach dem andern aus dem Fleische des Verwundeten zog, so fest steckten die wahrhaftigen „Krallen" darin.

Hat ein Uhu, sagt er weiter, einen Menschen oder Hund gepackt, so ist es am besten, wenn noch Jemand zur Hilfe da ist, den Uhu von hinten mit beiden Händen unter die Rippen zu fassen und ihn so zu drücken, daß ihm der Athem schwer wird, dann erst lösen sich allmälig die Krallen, während sonst das heftigste Zerren nichts hilft im Gegentheile der Uhu nur um so ärger in einem solchen Falle eingreift und die Verwundung schmerzhafter und gefährlicher wird.

Nicht so arg ist es mit dem großen Kauze, doch ist er immerhin schadenbringend genug, um dem Standrechte zu verfallen, wo er getroffen wird.

Unter den vielen kleineren Eulenarten gibt es dagegen mehrere, welche es verdienen, im Gegentheile gehegt und gepflegt zu werden, denn sie sind die natürlichen Vertilger der oft so lästigen, verderbenbringenden Feldmäuse und dadurch eine kostenlose Gensdarmerie in der Natur.

So z. B. die Zwerg-Ohreule (Ephialtes scops L), deren Nahrung aus Mäusen und allerhand nächtlichen Insecten besteht; auch der Steinkauz (Noctua passerma Cuvier), der ebenfalls Mäuse und Insecten, aber auch mitunter — nicht gerade selten — kleine Vögel verzehrt. Dem letzteren ist in den Nahrungsbedürfnissen die Zwerg- oder Spatzeneule, auch kleiner Kauz, mitunter Todtenvogel genannt (Glaucidium passericum Boje, Strix pygmaea Bechstein) verwandt; sie alle sind überwiegend nützliche Raubvögel und gehören mit zu den Regulatoren des Gleichgewichtes im Haushalte der Natur.

Eine Sumpf-Ohreule (Otus Brachyotus-Strix Gmel.) hatte z. B. kurz vorher, ehe sie zum Danke hiefür der tödtliche Schuß traf, drei feiste Feldmäuse verschluckt; ein Schleiereulenpaar brachte fast alle fünf Minuten eine Maus in's Nest, und so könnten mehrere Beispiele citirt werden. Doch ist es ja im Allgemeinen ziemlich vergeblich, gleichsam eine Predigt in der Wüste, über die Nützlichkeit dieser Vögel reden zu wollen, denn noch gibt es gar viele Menschen — darunter leider auch intelligente — welche alle Eulen nicht nur für widerwärtige, sondern auch für schädliche Raubvögel halten, deren Ausrottung zu empfehlen sei.

Ueber ästhetische Geschmacksrichtung läßt sich nicht rechten und gewiß kann man keiner Eule wohl eine besondere einnehmende Schönheit andichten, doch rücksichtlich Erhaltung und Vertilgung sei bemerkt, daß unter allen Eulengattungen die Schleierkäuze (Strix flammea L.) die allernützlichsten sind, welche auch nach Chr. Lud. Brehm: „Vollständiger Vogelfang" (Weimar 1855) Perl-Eulen (Strix perlata) genannt werden.

Dieser sagt über die Schleiereule, daß sie sich ebenso in der Ebene wie

in bergigen Gegenden aufhält, wo menschliche Wohnungen oder hohe Gebäude sind, nicht minder in Ruinen, Dörfern oder Städten, sie meiden dagegen große Gebirge, ebenso Wälder und am liebsten horsten sie in Mauer- oder Felsenlöchern, unter den Dächern hoher Gebäude, der Kirchen, Thürme und Scheunen. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß diese die einzige Eulengattung ist, welche die Nähe des Menschen aufsucht und auf Böden, wie in Taubenschlägen friedlich bei den Tauben wohnt und brütet. Die Schleiereule macht kein eigentliches Nest, sondern legt im April oder Mai 3—4 Eier, wenn nicht anders auf bloßen Boden, welche länglich eiförmig, weiß, in der Größe von Rabeneiern sind. Die Brütezeit dauert 21 Tage.

Albin Heinrich: „Mährens und k. k. Schlesiens Fische, Reptilien und Vögel" (Brünn 1856) führt S. 73 außer den genannten Strix flammea noch Strix javanica (nach Hofrath Prof. Dr. Joh. Fried. Gmelin in Göttingen) mit den deutschen Benennungen — dunkler Schleierkauz oder Kircheneule — dann den Varietäten oder Subspecies: Strix guttata und Strix adspersa nach Brehm an, doch für unsern allgemeinen (nicht speciell wissenschaftlichen) Kreis genüge der Name „Schleiereule" kurzweg, von der hier gesagt sein möge, daß sie ganz und gar nicht ein schädlicher Raubvogel sei, wenn sie auch — um der Wahrheit ihren Tribut zu zollen — hin und wieder eine Singvogelbrut aufstöbert, vielleicht verzehrt, mitunter auch einem alten Vogel dieses Loos zu Theil werden läßt; doch — Hand auf's Herz! — thut dies die von uns gehaltene Hauskatze nicht in viel größerem Grade? Dieses nie völlig gezähmte Tag- und Nacht-Raubthier, über welches Hans v. Kadich jüngst so interessant berichtete und das im freien Felde getroffen sofort zur Decke zu bringen wäre!

Nun sagt aber auch mancher Landwirth, daß die Schleiereule auch die nützlichen Fledermäuse, Maulwürfe, Spitzmäuse ebenfalls verschmause, dadurch aber Schaden anrichte. Es ist richtig, wir gestehen offen, daß dem so ist und diese kleinen Eulen dies thun, doch was sollen wir dann aber zu jenen Raubvögeln — Menschen genannt — sagen, welche die erwähnten Thiere, wir setzen voraus, in Unkenntniß über ihren Nutzen, gleichfalls tödtlich verfolgen, außerdem Singvögel abfangen, um von ihnen, lebend oder todt, Genuß zu haben? Im Großen hat man ihnen wohl das Handwerk gelegt, im Kleinen aber sicher nicht ganz!

Winckell: „Handbuch für Jagdfreunde" u. s. w. (Leipzig 1820—1822), III. Bd., S. 874, meint, man möge diesem Vogel den größten Schutz angedeihen lassen und den Jagdaufsehern für geschossene kleinere Eulen kein Schußgeld vergüten. Das war vor mehr denn 60 Jahren, als der wackere Waidmann diese gute Lehre ertheilte, und heute noch zahlt eine Budapester Jagdgesellschaft auf ihrem Reviere dem Jagdaufseher für ausgenommene Eier der Wichtel (Athene noctua Riz.), wahrscheinlich aber auch für jene der Strix flammea L. Schußgeld.

In den Ausweisen für 1854 der drei k. k. Forstmeistereiämter bei Wien sind 606 Eulen als erlegt aufgezählt, sagt Wilh. Schleicher in:

„Mittheilungen über die der Land- und Forstwirthschaft nützlichen Thiere" (Wien 1869) S. 16, wie viel nutzbringende Eulen waren darunter? —

Ueberhaupt dürfte die Schleiereule von der üblen Meinung ganz besonders auszunehmen sein, welche man über das gesammte Geschlecht der Eulen hegt. Um dieses überzeugend darzuthun, wollen wir das Ergebniß ehrlicher, gewissenhafter Untersuchung und Beobachtung für Jeden mittheilen, der sich überzeugen lassen will. Aufzwingen läßt sich so etwas freilich nicht, denn ein Starrkopf dürfte nur äußerst schwer von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen sein, am wenigsten durch Argumente wissenschaftlicher Forschung, außer er wäre selbst dabei gewesen; doch bei Leibe, nicht blos in einem Falle, sondern in allen citirten. Indessen, wie er wünscht, daß seine Meinung von den Nebenmenschen geachtet werde, ebenso sollte er diejenige erfahrener Männer, welche oft ihr ganzes Leben der Forschung und dem Studium mancher Probleme der Natur widmen, nicht nur achten, sondern in zweifelhaften Fällen diese selbst eingehend prüfen und wenn er sie richtig findet, auch anerkennen.

Da aber diese „Mittheilungen" in die Hände von Männern der verschiedenartigsten Lebens- und Berufsstellungen, vorwiegend aber in jene von Waidmännern, gelangen, so dürfte der beabsichtigte Zweck: „Die Schleiereule vor Verfolgungswuth geschützt zu wissen", wohl am ehesten erreicht werden, wenn die Betreffenden auch das ihrige dazu thun, die althergebrachte Meinung der Ununterrichteten zu beseitigen, denn Männer, welche auf den Namen eines Jägers Anspruch machen, werden es nicht zulassen, diese nützlichen Thiere herabzuschießen.

Um diesen Empfehlungsbrief wirksamer zu gestalten, geben wir das Resultat der Beobachtung eines als Zoologen sehr geachteten Gelehrten, des Pfarrers Jaeckel in Windesheim, der vor Jahren die Mühe nicht scheute, 4579 Gewölle der Schleiereule zu untersuchen und das erzielte Ergebniß im „Zoologischen Garten" seinerzeit zu veröffentlichen.

Diese Gewölle waren in der Umgebung von 22 Ortschaften Ober-, Mittel- und Unterfrankens, der Oberpfalz und Niederbaierns, zu allen Jahreszeiten, somit auch in der Nistzeit der Eulen, angesammelt und zeigten folgendes Ergebniß: In allen 4579 Gewöllen fanden sich die Reste von zusammen 15,289 Thieren, und zwar von 14,756 Säugethieren, 340 Vögeln, 63 Fröschen, 121 großen und einer Anzahl von kleinen Kerbthieren (Insecten). Unter dieser Gesammtzahl rechnet Herr Pfarrer Jaeckel 4794 der verzehrten Thiere zu den nützlichen, darunter: 4342 Spitzmäuse (Sorex), 26 Fledermäuse, 24 Maulwürfe, 7 Staare u. dgl.; dagegen zählt er 10,465 zu den schädlichen, unter denen sich 4750 echte (Feld- und Haus-) Mäuse und Ratten, 5623 Mischmäuse (als: Hamster, Wühlmäuse u. s. w.), 72 Maikäfer, 182 Maulwurfsgrillen (Werren) befanden. — Hienach bleibt also zu Gunsten der Schleiereule ein Ueberschuß von 5671 vernichteten schädlichen Thieren, welche ihre nutzbringende Vernichtungsthätigkeit in ein ziemlich helles Licht stellt.

A. Wiedemann: „Die im Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg vorkommenden Säugethiere" im 27. Jahresberichte des Naturhistorischen Vereines in Augsburg gibt S. 71 an, in 1254 Gewöllen der Strix flammea

24 Schädel der Arvicola agrestis — Ackerwühlmaus oder Erdmaus, S. 70 in 2154 Gewöllen 16 Schädel der Arvicola amphibius Blas. — große Wühlmaus, Schermaus, Wasserratte — darunter riesige Exemplare, gefunden zu haben, was gleichfalls zu Gunsten der Schleiereule spricht.

Im Allgemeinen stimmen mit diesen Angaben die Beobachtungen anderer Naturforscher, gebildeter Forst- und Landwirthe, sowie sonstiger Natur- und Thierfreunde überein, und Roßmäßler, Tschudi, Gloger, Voigt, Giebel, Ule sowie viele Andere haben sämmtlich ihre Ueberzeugung von der entschiedenen Nützlichkeit dieser Eulen ausgesprochen.

Viele unter unseren Lesern dürfte es wohl geben, die theils nach dem Gesagten, theils aus bezüglichen Studien, theils aus eigener Erfahrung den Werth der Schleiereule für den Naturhaushalt nicht mehr anzweifeln, an diese aber sei hiemit die aufrichtige Bitte gerichtet, auch für die erfolgreiche Schonung und Hegung dieser nützlichen Eulen zu sorgen, da sie auch in der Richtung Rechnung trägt, daß sie der Jagd keinen Eintrag macht. Zunächst wäre die Verfolgung derselben unbedingt einzustellen, durch wen sie immer stattfinden würde, sei es von dem übel berichteten Landwirthe, sei es von dem Sonntagsjäger, der an ihr seine Schußfertigkeit erproben will, sei es von dem losen Buben, der in den hohlen Bäumen die Vogelnester ausraubt; dann aber suche man besonders zur Winterszeit durch Oeffnen der Dachlucken diesen eifrigen Mäusejägern Eintritt in das Innere der Getreidespeicher, Schüttböden, Scheuern, Stallungen oder ähnlichen Gebäuden zu gewähren, und wo alte hohle Bäume vorhanden sind, von denen man überzeugt ist, daß sie in deren Höhlung Aufenthalt nehmen, suche man dieselben, wenn es überhaupt sein kann, zu erhalten, oder aber gewöhne durch Gastlichkeit diese Eulen daran, auf den früher benannten Baulichkeiten Quartier zu nehmen.

Die vorgeschrittenen Landwirthe im Norden Deutschlands, besonders in Holstein, pflegen der Schleiereule — allgemein nur das Käuzchen genannt — gleich einem Hausthiere Obsorge zu bereiten, wie dies Voigt glaubwürdig erzählt. Hier werden diesem Vogel künstliche Wohnungen eingerichtet, und zwar in folgender Weise: Man macht in der Giebelspitze des Daches, etwa wie in einem Taubenschlage, eine Oeffnung, die zu einem Kasten führt, der dunkel ist, rechts und links je einen Nistplatz hat, der mit trockenem Stroh oder Heu ausgefüllt sein soll. Nach dem Innern des Hauses oder der Scheune ist dieser Nistkasten verschlossen, damit der Vogel die erwünschte Ruhe habe und sich ungestört häuslich niederlassen und einrichten könne. Ist ein solches Käuzchenpaar mit Jungen in einem solchen Raume, schließt man die Oeffnung am Eingange mittelst eines Gitters und gibt den Thieren frisches Fleisch und Wasser. Wird nach einigen Tagen das Gitter auch geöffnet, haben sich doch die Käuzchen bereits eingewöhnt und verlassen nicht leicht den Standort, wo sie Schutz und Pflege fanden.

Ob sich denn aber dieser Schutz auch auszahle, fragt Einer. — Wie bereits des Weiteren auseinandergesetzt, ist die Schleiereule ein ausgezeichneter Mäusevertilger und wie wir wissen, kommt es besonders darauf an, daß schon im Frühling die Mäuse vertilgt werden, bevor sie Zeit haben, ein zahl-

reiches Familienleben mit unzählbaren Nachkommen zu begründen. Eine Maus wirft nämlich 4—8 Junge, und zwar jedes Jahr 6—7 mal; sie setzt sonach über 30—40 Junge in die Welt. In Bezug auf deren Vertilgung ist aber die Schleiereule oder das Käuzchen höchst wichtig, denn sie brütet, wie erwähnt, schon Ende April oder Anfangs Mai und zieht dann doppelt eifrig auf die Jagd nach Mäusen aus; wird sie nun darin unterstützt, statt gehindert, so kann es nie eine so große Noth mit der Mäuseplage werden, als thatsächlich in mancher Gegend der Fall ist.

Warm sei Dir, geschätzter Leser, das Käuzchen und seine Schonung empfohlen; seine Erhaltung und Vermehrung ist ebenso wünschenswerth als die Vertilgung des Erzräubers Uhu!

Thierhetzen.

Die Petersburger Thierschutz-Zeitung „Westnik" schreibt in ihrer № 29 beziehentlich der auch in diesen Blättern bereits erwähnten, vom Falkenier-Verein in der Umgebung Petersburgs beabsichtigten Veranstaltung von Thierhetzen:

„Der Russische Thierschutzverein, weit entfernt mit Thierhetzen, zumal öffentlich veranstalteten, zu sympathisiren, hält es vielmehr für seine Pflicht, denselben nach Möglichkeit entgegenzutreten und zwar auf Grund folgender, Allerhöchst bestätigten Bestimmungen:

1) des § 1 der Statuten, welcher es dem Thierschutzverein zur Pflicht macht die Thiere vor Mißhandlung zu schützen. Nun wird aber Niemand in Abrede stellen wollen, daß ein allmähliches Zerfleischtwerden durch Hundezähne und Falkenschnäbel eine Grausamkeit ist;

2) des § 8 der vom Minister des Innern bestätigten Thierschutzregeln. Durch diesen § ist die Mißhandlung der Thiere, aller, ohne Unterschied — ob Hausthiere oder nicht — verboten.

3) des § 9 der ministeriell bestätigten Instructionen für die Vereins-Bezirksvorsteher, nach welchen Thierhetzen nicht zugelassen werden dürfen; falls man hinterher erfährt, daß solche dennoch stattgefunden haben, so sind die Betheiligten zur Verantwortung zu ziehen.

Endlich steht es unzweifelhaft fest, daß Volksbelustigungen, bei welchen Thiermißhandlungen zur Schau gestellt werden, gesetzlich unstatthaft sind. Dies ist schon daraus ersichtlich, daß auf Ansuchen des Russischen Thierschutzvereins das Bärenführen als Volksbelustigung, durch Allerhöchsten Befehl vom 30. December 1866 verboten wurde. Das Bärenführen ist jedoch im Vergleich zu Thierhetzen eine weit geringere Thierquälerei; auch sind Thierhetzen weit mehr geeignet, den Hang zur Grausamkeit zu wecken, als das Bärenführen in den Dörfern. Und in der That riefen die im Jahre 1885 in Moscau von dem Falkenier-Verein veranstalteten Thierhetzen bei den Zuschauern derartige Grausamkeitsgelüste wach, daß, als ein elend ausgehungerter Fuchs losgelassen wurde, — dessen Verfolgung sogar der Falke verschmähte — die 2000köpfige Menge den sie vom Schauplatze trennenden Cordon durchbrach, um den Fuchs zu ergreifen und in Stücke zu zerreißen. Verständ-

licher Weise legte sich darnach der Russische Thierschutzverein in's Mittel und seinem Einschreiten gelang es auch damals, ein Verbot weiterer, ähnlicher Schaustellungen herbeizuführen." *)

* * *

Bei aller warmen Anerkennung, welche wir unserem werthen Bruderverein in der Residenz für sein, auch bei diesem Anlasse wiederum zu Tage getretenes, mannhaftes Vorgehen zollen, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, er möge nunmehr sein Augenmerk darauf richten, daß die in Obigem herangezogenen Paragraphen auch endlich auf die dem Menschen näher als jedes andere Thier stehenden Hunde Anwendung fänden. Diese hochorganisirten, für jeden Schmerz unendlich empfänglichen, treuen, guten Thiere scheinen bei uns in Rußland, zumal seitdem die Pasteur'schen Irrthümer überall alberne Furcht und kindische Angst hervorgerufen — außerhalb des Thierschutzgesetzes gestellt zu werden! Wie ließen sich sonst die, den Thierschutzverordnungen total conträren, von den Behörden angeordneten Hunde-Hetzjagden und Verfolgungen erklären, wie solche jetzt allerorten im Reiche vorkommen und kürzlich auch in Petersburg stattgefunden haben. Alle nicht thierfreundlich gesinnten Zeitungen nehmen mit gewisser Genugthuung von diesem Massenfange Akt, als solle derselbe anderen Städten zur Nachahmung dienen. Unzweifelhaft gereicht es dem Russischen Thierschutzverein zum Verdienst, daß er diesen Extra-Hundefang, nachdem derselbe nun einmal behördlich beschlossene Sache war, in seine Hand nahm und unter seine Aufsicht stellte, jedoch will uns bedünken, daß die Anordnung, der zufolge die gehetzten, sich während der Einfangezeit in die Höfe der Häuser flüchtenden Hunde, durch die Hausknechte auf die Straße hinausgetrieben wurden — und welche Grausamkeiten mögen bei der meist rohen Gemüthsart dieser Leute nicht von diesen dabei verübt worden sein — hätte besser unterbleiben sollen, weil sie zu sehr den Principien wahren Thierschutzes widerspricht und das sittliche Gefühl verletzt. Gesetze für den Thierschutz sollten, indem sie den Zuwiderhandelnden strafen, stets zugleich das Thier selbst in Schutz nehmen, sonst haben sie keinen Sinn und erfüllen nicht ihren Zweck. Wird z. B. ein Hundebesitzer der die Vorschrift des obligatorischen Halsbandes nicht befolgt, sein Thier nicht einmal während der Einfangestunden am Morgen im

*) Auch diesmal haben, wie aus einer neuern Nummer des „Westnik" ersichtlich, die Bemühungen des Petersburger Thierschutzvereins wenigstens insoweit Erfolg gehabt als es verboten worden ist, diese Thierhetzen als öffentliche Schaustellungen auszubeuten. Als privater Sport, im Beisein von Experten und den Eigenthümern der betreffenden Thiere, sind diese unwürdigen Hetzen trotz der vom Thierschutzverein herangezogenen Paragraphen unserer thierschützerischen Verordnungen, zu denen sie im stricten Widerspruch stehen — dennoch zugelassen! Im Interesse der Menschheit ist das Verbot der Oeffentlichkeit immerhin als eine erfreuliche Errungenschaft zu bezeichnen — was aber, so möchten wir fragen, hilft es dem gehetzten Thiere selbst, daß es nicht in öffentlicher Schaustellung zerfleischt wird? Fühlt es angesichts eines kleinen Zuschauerkreises die ihm zugefügten Qualen etwa weniger, als wenn die gaffende Menge nach Hunderten und Tausenden zählt? Wann wird endlich der Zeitpunkt kommen, wo unsere Gesetze das Thier um seiner selbst willen schützen werden! So lange das nicht geschieht bleibt aller Thierschutz mehr oder weniger nur eine hohle Phrase.

Hause einhält, es auch nicht einlöst, falls es eingefangen wurde — wird ein solcher etwa durch den Verlust seines Hundes bestraft? Keineswegs. Und der Hund selbst — welchen Schutz bietet man ihm? Er wird verfolgt, gemißhandelt, getödtet! Wie weitgehend und günstig auch unsere Thierschutzverordnungen erscheinen — in der Praxis bewähren sie sich nicht, weil sie uns zwar sagen, was Alles im Betreff der Thierquälerei verboten sei, jedoch nicht angeben, auf welche erlaubte Weise und mit welchen zulässigen Mitteln wir die Thiere selbst zu schützen vermögen. Möchte es mit Rücksicht auf diese Uebelstände zu einem gemeinsamen Vorgehen unserer Thierschutzvereine kommen, um gehörigen Ortes geeignete Ergänzungen unserer Thierschutz-Paragraphen zu erwirken! Solches anzustreben wird unsere nächste Aufgabe sein müssen. M. S.

Berliner Thierasyl*).

Das neue Asyl, zu welchem schon im Februar in feierlicher Weise der Grundstein gelegt worden war, ist am 24. April in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Vereinsgenossen und Gästen eingeweiht worden. In einer Ansprache wies der Vorsitzende, Dr. P. Förster, auf die vielen Vorarbeiten, Ueberlegungen, Berathungen, Sammlungen hin, welchen endlich im vorigen Jahre die That folgte. Aber das in Britz versuchsweise eingerichtete Asyl litt an erheblichen Mängeln und bot kein rechtes Genügen; wohl aber war es geeignet, Erfahrungen zu sammeln, welche nun in der zweiten Anstalt verwerthet worden sind. Diese befindet sich Schulstraße 112, auf dem Grundstücke des Herrn Grassow, welcher dem Verein verständnißvoll und wohlwollend entgegen gekommen ist. Zunächst gehört es dem Verein durch einen Pachtvertrag; doch ist zu hoffen, daß es in einer oder der anderen Weise gelingen wird, die freilich nicht unbedeutenden Mittel zum Ankaufe zusammenzubringen. Ein gewisses Wagniß, führte der Vorsitzende weiter aus, sei das Unternehmen freilich. Zwar hätten sich Männer desselben mit allen Kräften angenommen, insbesondere Herr Kaufmann M. Palmié, dem der Verein für seine Hingebung ganz besonderen Dank schulde. Aber diese bedürften der Unterstützung durch weitere Kräfte. Zwar hätten ferner namentlich die Damen, unter ihnen Frl. Lilli Lehmann, eifrig gesammelt und beigesteuert.**) Aber große Opfer seien fort und fort zu bringen; und in diesen Opfern an Mühe, Zeit und Geld und im Anwerben neuer Gönner und in allem übrigen Wirken für den Verein und seine edlen Ziele möchten die Mitglieder des Vereines nicht nachlassen, damit dem gelungenen Beginnen auch ein dauernder, schöner Fortgang entspreche. Zu überwinden sei endlich auch das Hinderniß der Unkenntniß

*) Aus dem „Thier- und Menschenfreund" Nr. 5—6.

**) Wie wir der „Taube" Nr. 8 entnehmen, hat auch die edle Herausgeberin dieser immer wieder nicht warm genug zu empfehlenden Thierschutz-Zeitung, Baronesse Louise Schimmelfennig v. d. Oye, aus ihren Thierasylvereins-Sammlungen die Summe von über 800 Mk. diesem ersehnten Zweck zur Verfügung stellen können.

unserer Bestrebungen und die böswillige Mißdeutung derselben in weiten Schichten der Bevölkerung. Aber doch sei das Werk endlich gelungen; und die Freude an dem Geschaffenen solle heute nicht durch die Sorge um die Zukunft gestört werden.

Der Vortragende wies dann weiter auf den Zweck der Anstalt hin. Vieles sei einst nicht anerkanntes Recht gewesen, was nun allgemein dafür gelte. So müsse jetzt auch das Recht des Thieres erkämpft werden. Das Thier habe ein Recht auf Schonung und milde Behandlung; der Mensch müsse sich getrieben fühlen, sie ihm zu gewähren, um der Gerechtigkeit willen, nicht aus Selbstsucht oder weil die grausame Behandlung des Thieres gelegentlich sein Zartgefühl oder seinen Schönheitssinn verletze. Ganz besonders gelte dies von unseren guten Freunden und treuen Dienern, den Hausthieren. Die Treue, Liebe und Hingebung, welche sie uns widmeten, müßten wir ihnen erwiedern. In Wirklichkeit aber geschehe davon so vielfach das Gegentheil; sie seien Opfer der menschlichen Selbstsucht, Laune, ja der Freude an Grausamkeit und Bosheit! Weder würden die gesunden Thiere treu besorgt, noch die kranken verpflegt, sondern bis zum letzten Athemzuge und dem letzten Reste von Kraft ausgenützt. Der Gedanke des Rechtes des Thieres eröffne eine unendliche Perspektive in die Zukunft; jetzt gelte es, die Anfänge des praktischen Thierschutzes zu machen und eine Stätte zu unterhalten, an welcher 1) kranke Thiere geheilt, 2) Thiere von ihren Herren zeitweilig untergebracht, 3) herrenlose, verstoßene Thiere aufgenommen, 4) solche, denen aus irgend einem Grunde nun einmal der Tod bestimmt sei, möglichst schmerzlos getödtet werden könnten. Wenn dies erreicht werde, so sei das immer schon etwas, dem mehr in Zukunft folgen werde. Vorläufig müsse sich das Erbarmen mit praktischer Klugheit und einer gewissen Entsagung verbinden, und man müsse zufrieden sein, wenn die menschliche Schuld wenigstens einigermaßen abgetragen, das Unrecht wenigstens in etwas gesühnt werde. Eine ungerechte Verweichlichung und einseitige Bevorzugung einzelner Thiere dürfe nicht geduldet werden, auch könne das Asyl nicht eine Versorgungsanstalt für unheilbar kranke, verunglückte, alte Thiere werden. Und so stehe denn zu hoffen, daß dem kleinen Beginnen ein immer schöneres Gelingen folgen werde, daß der Gedanke des in diesem Asyle als seinem Symbole verkörperten Thierschutzes immer weitere Kreise erfassen, immer allgemeiner verstanden und volksthümlicher werden werde.

Frl. Meyer trug darauf ein zur Feier des Tages von Frau Schlingmann verfaßtes, warmempfundenes Gedicht verständnißvoll vor, und der Thierarzt des Asyles, Herr Dr. Fischer, ergänzte die Ausführungen des Vorsitzenden noch durch eine Vorlesung über die Nothwendigkeit, in gewissen Lagen ein Thier zu tödten, indem man unter Umständen gerade damit Thierschutz treiben könne, und über die falsche Ausübung des Thierschutzes.

Demnächst empfing der Vorsitzende von dem Herrn Grassow die Schlüssel unter dem Ausdrucke guter Wünsche für den Verein und sein

Werk. Das Haus wurde aufgeschlossen, und die Versammelten gingen an seine Besichtigung. Alles machte in seiner Anlage und Einrichtung einen überaus günstigen Eindruck. Das Haus besteht aus einem vorderen Theile, welcher sich über dem Erdgeschosse noch in zwei Stockwerken erhebt und die Räume für das Büreau, die Apotheke und den Wärter, die Badeanstalt, eine Reihe eiserner Käfige und einen Boden für die Katzen enthält. Daran schließt sich ein sehr praktisch gebauter Längsraum mit zahlreichen Verlassen für die Hunde an. Dahinter liegt der freie Tummelplatz.

Alle Anwesenden drückten das Gefühl der vollen Befriedigung mit dem Gesehenen aus, welches in der That alle Erwartungen übertrifft. Das Werk ist ein wichtiger und denkwürdiger Merkstein in der Geschichte des Thierschutzes in der Reichshauptstadt und verdient die Unterstützung aller Thierfreunde in Nah und Fern. Möchten sie dem Vereine ihre Theilnahme durch Beiträge offenbaren und ihm seine schwierige umfangreiche Arbeit nach Kräften erleichtern!

Meine kleine Freundin.*)

Von Karl Wartenburg.

Sie hieß Liesbeth und war ein kleines Mädchen von sechs Jahren, von zierlicher Gestalt, mit hellblondem Haar und großen graublauen Augen.

Es war an einem prächtigen Junitag des vorigen Sommers, als ich ihre Bekanntschaft machte.

Ich ging mit meinem Hund unter den Bäumen der Landstraße hin, mich ganz dem süßen, stillen Zauber des sonnenbeglänzten Sommermorgens hingebend, als ich durch das Gebell Cäsars, der einen Abstecher hinüber nach dem Wald gemacht hatte, aus meinen Träumereien geweckt wurde.

Aufblickend, sehe ich meinen Hund auf der an den Wald grenzenden Wiese, wie er einen jungen Ziegenbock umkreist, der ihm trotzig die Hörner zeigt, und ein kleines, barfüßiges, blondhaariges Mädchen mit angstvoller Miene, das die beiden Gegner zu trennen sucht und sich mit ausgebreiteten Aermchen zwischen sie stellt.

Ich rufe den Hund zurück und gehe auf das Kind zu, es zu beruhigen.

Einen Augenblick betrachtet die Kleine mich und meinen Cäsar, der wedelnd mich umstreicht, dann fliegt ein Lächeln über ihr sanftes blasses Gesichtchen, und sie streckt meinem Hund ihre Hand mit einem Bissen Brot entgegen, den Cäsar aber großmüthig verschmäht, um ihn dem kleinen Böckchen zu überlassen.

Ich frage die Kleine nach ihrem Namen. Sie antwortet nicht, sondern deutet auf eines der letzten großen Häuser, eine Miethskaserne der Vorstadtstraße, da wo sich diese in's Freie verliert, der Dunstkreis der Stadt aufhört und die Herrschaft von Feld und Flur beginnt.

Anfänglich halte ich ihr Schweigen für kindliche Schüchternheit und streichle, um ihr Zutrauen zu gewinnen, liebkosend das weiche graue Fell des

*) Wir entnehmen diese kleine, zu Herzen gehende Erzählung der „Vegetarischen Rundschau."

Böckchens, während mein kluger Hund, der begriffen hat, daß der gehörnte Springinsfeld kein geeigneter Spielkamerad für ihn ist, sich ins grüne, sonnenwarme, duftende Gras legt und in den Wald hinein schnuppert.

Die Kleine fährt indessen fort zu schweigen, und ich gehe endlich weiter, fast verdrießlich über die Hartnäckigkeit des Kindes, das sich weigert, mir zu antworten. Kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt, komme ich an einer Frau vorüber, die Kartoffeln auf einem Felde umhackte und den Auftritt zwischen dem Hund und dem Böckchen beobachtet hatte.

„Die hätten sie den ganzen Tag fragen können," begann sie nach der Gewohnheit dieser Leute, ohne weitere Einleitung, indem sie mit ihrem Hackenstiel auf das kleine Mädchen zeigte.

Ich fragte verwundert: „Warum?"

„Sie ist stumm," antwortete die Frau, mir dann das Schicksal der Kleinen erzählend.

Die Eltern des kleinen Mädchens waren arme Gärtnersleute gewesen, die einen Garten gepachtet hatten, von dessen Ertrag sie sich nährten.

Liesbeth war drei Jahre alt, als an einem heißen Sommertag ihr Vater von einem hohen Kirschbaume die Früchte pflückte. Da brach die Sprosse der Leiter, auf welcher er stand, er fiel herab und brach den Hals. Das Kind, unweit davon im Grase sitzend, war Zeugin seines jähen Todes; es erschrak so, daß es von da ab die Sprache verlor.

Kinder vergeßen leicht, ihr Schmerz ist ein heftiger, aber rasch vorübergehender. Nicht so war es bei dem kleinen Mädchen. Das schreckliche Ende ihres Vaters hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf die Kleine gemacht. Vielleicht trug auch ihre Stummheit dazu bei, daß sie anfing, menschenscheu zu werden, und lieber mit Thieren als mit Gespielinnen ihres Alters zu verkehren. Ein Hund, den sie auf der Straße fand, eine Katze, die sich in ihr Stübchen verirrte, waren ihr die liebsten Spielkameraden.

Die Mutter Liesbeths hatte nach dem Tode ihres Mannes den Pachtgarten aufgeben müssen und nährte sich kümmerlich vom Waschen und Plätten. Dabei war sie oft außerhalb des Hauses und das kleine Mädchen dann sich selbst überlassen. Im Winter schloß die Mutter das Kind mit einem Stück Brod, einer Tasse Milch und ein paar hölzernen Waschklammern, die ihr als Spielzeug dienten, ein. Im Sommer aber lief die Kleine ins Freie, auf die unweit ihres Hauses gelegenen Wiesen, die von dem Stadtwald begrenzt wurden.

Das Böckchen, in dessen Gesellschaft ich sie an jenem Junimorgen und später vielemal traf, war nicht ihr Eigenthum. Wie hätten die armen Leute, die kaum für sich zu leben hatten, auch noch das Thier ernähren können! Es gehörte dem Besitzer des Hauses, in welchem Liesbeths Mutter wohnte, und man überließ das kleine, fröhliche Geschöpf gern der Obhut des stummen Kindes, das mit unbeschreiblicher Liebe an dem Thiere hing.

Und Mäuschen — so nannte man den kleinen Ziegenbock wegen der grauen Farbe seines Felles — vergalt diese Liebe, wie es eben ein solches kleines, armes Geschöpf vermag.

Es folgte Liesbeth auf Schritt und Tritt wie ein Hund, es machte die schönsten Luftsprünge, wenn die Kleine traurig und still im Grase saß,

und wenn alles nichts half, so knusperte Mäuschen an Liesbeths blondem Haar und leckte ihr die Wangen und die kleinen Hände — und dann lachte Liesbeth wie das fröhlichste Kind.

In diesem kurzen Sommer war sie aber auch unendlich glücklich und Mäuschen mit ihr. Der schwermüthige, traurige Ausdruck, der seit dem Tode ihres Vaters über ihr Gesichtchen sich gebreitet, schwand, sie sah aus wie ein Kind das nur heitere, sonnige Tage gesehen.

Und Mäuschen! Die Thiere sind ja ohnehin viel verständiger, als die Menschen im allgemeinen annehmen. Ihre Klugheit wächst aber sichtlich, je mehr man sich mit ihnen beschäftigt.

Trotzdem daß die beiden nicht mit einander reden konnten, verstanden sich Liesbeth und Mäuschen vortrefflich.

Die kleine graue Ziege stand jeden Morgen früh sechs Uhr auf dem Hofe und wartete bis Liesbeth herabkam, und dann trollten sie hinaus in Wiese und Wald, den ganzen Tag bis zum späten Abend allein, sich selbst überlassen. Das kleine Mädchen stillte ihren Hunger mit einem Stück Brot, das ihr die Mutter mitgegeben. Mäuschen den seinigen an dem frischen Gras, den würzigen Kräutern. Ihren Durst aber löschten beide aus einer klaren Quelle, die zwischen Wald und Wiese rieselte.

Seit jenem Junimorgen lenkte ich meine Schritte oft nach dem Ort, wo ich die Bekanntschaft der beiden kleinen Spielkameraden gemacht hatte. Ich brachte dem Kinde zuweilen ein kleines Geschenk mit, eine Apfelsine, eine Tafel Chocolade, ein Biskuit, worüber sie sich immer außerordentlich in ihrer rührenden, stummen Weise freute. Noch mehr aber als über diese kleinen Leckereien war sie entzückt, wenn ich für Mäuschen in der Tasche eine Handvoll Hafer mitbrachte, denn der kleine graue Kamerad war ein Feinschmecker, der eine Handvoll Körner wohl zu würdigen verstand.

Die größte Freude aber bereitete ich dem kleinen Mädchen, als ich ihr eines Tages einen kleinen grauen Ziegenbock von Holz und Papiermaschè schenkte, aus einer jener Spielzeugfabriken in Sonneberg oder dem sächsischen Erzgebirge, wo man alle Thiere, die in der Arche Noah hausten, anfertigt.

Liesbeth konnte sich an dem kleinen, naturgetreuen Ebenbilde ihres Kameraden nicht satt sehen. Sie hielt ihm Klee vor, sprang mit ihm an die Quelle, um es trinken zu lassen, und stellte es dann in das Gras neben Mäuschen, der das Ding neugierig beroch und sich dann gleichgiltig abwendete um die Blätter vom nächsten Busch zu knuspern.

Mäuschen mochte denken, wie mancher von uns, wenn ihm ein langweiliger Mensch in der Gesellschaft vorgestellt wird: Du bist zwar hübsch angestrichen mit allerhand schönen Farben, bist aber doch ein recht hölzerner Patron. Liesbeth aber nahm es fast übel, daß sich Mäuschen so wenig um den hölzernen Gesellen bekümmerte, und nahm ihn in ihren Arm und suchte ihn zu trösten.

So ging der Sommer mit seinen sonnigen Tagen, mit seinem Blumenglanz, seinem süßen Grasduft und lustigen Vogelgesang dahin, und der Herbst kam in's Land. Rauh, windig, mit grauen Wolken zog er ein, die

Vögel wie die Blumen verscheuchend und die sanft murmelnde silberne Waldquelle durch wilde Regenstürze in einen graugelben, unmuthig gurgelnden Bach verwandelnd.

Ein finsterer Geselle dieser rauhe Herbst! Mit ihm hält der Tod seinen Einzug. Nicht nur die Blumen müssen sterben, auch unter dem Wild des Waldes, unter den Thieren des Feldes räumt er auf. Der Knall der Flinte schallt dumpf aus den Wäldern und in den Höfen hört man das Stöhnen der Thiere, die unter dem Messer des Schlächters sterben.

Auch Mäuschens Tage waren gezählt.

Liesbeth hatte keine Ahnung davon, daß ihr kleiner Kamerad in den nächsten Tagen geschlachtet werden sollte, weil man sein Fleisch zum Braten für ein Familienfest im Hause seines Besitzers brauchte.

Es war an einem klaren Octobermorgen. Die Sonne hatte die grauen Wolken und den weißlichen Nebel durchbrochen und warf ihr freundliches Licht über die kahlen Wiesen, den gelblichroth gefärbten Laubwald und die dunklen Tannen und Fichten. Liesbeth und Mäuschen waren ein paar Tage zu Hause geblieben, da es sehr regnerisch und stürmisch gewesen war. Um so mehr freute sich das Kind beim Aufstehen, als es die goldene Herbstsonne durch das Gewölk blitzen sah. Heute konnte es mit Mäuschen wieder hinaus auf die Wiese am Walde.

Die Mutter hatte noch einiges in der Wirthschaft zu besorgen und schickte das Kind hinunter nach dem Hof, wo das kleine Thier gewöhnlich seine Gefährtin erwartete.

Heute sah sich Liesbeth vergebens nach Mäuschen um. Das Kind suchte es umsonst an der gewohnten Stelle.

Was nun geschah, erfuhr ich später durch Leute im Hause, die Augenzeugen des Vorfalles waren.

Liesbeth lief nach dem hintern Hof, wo sich Mäuschens Stall befand, und kam eben dazu, wie der Fleischer das kleine Thier nach dem Winkel führte, wo die Schlachtbank stand.

Mäuschen war sehr unruhig. Es sträubte sich, wollte nicht weiter gehen. War es der Blutgeruch, der von den Kleidern des Mannes ausging, oder die ungewohnten Stöße, mit denen er das Thier vorwärts trieb, die es so aufregten?

Der Schlächter, ungeduldig und von Geschäften gedrängt, riß Mäuschen, das einen traurigen Klageton ausstieß, nach der Schlachtbank. Das kleine Thier, von Todesangst ergriffen, versuchte noch einmal zu entfliehen. Es wandte den Kopf und seine Blicke irrten wie Hilfe suchend über den Hof. Vielleicht dachte es an seine kleine Kameradin.

Da erschien Liesbeth am hintern Thorweg, der gerade der Schlachtbank gegenüber lag.

Im ersten Augenblick schien das Kind nicht zu begreifen, was da vorging. Plötzlich aber erweiterten sich seine Augen, und Entsetzen lag auf seinen entstellten Zügen. Es wollte auf den Mann, der Mäuschen eben das Messer an die Kehle setzte, zustürzen, aber die zitternden Beine versagten

dem Kinde den Dienst, mit einem markdurchschneidenden Geschrei stürzte das kleine Mädchen zusammen.

Mäuschen hörte noch den Schrei. Es kannte die Stimme nicht, die es noch nie gehört, aber mit einer letzten Anstrengung wandte es den Kopf nach der Richtung, woher er erklungen, und seine kleine Gefährtin erkennend, stieß es wieder einen Klagelaut aus. Dann verstummte es, ein paar Zuckungen, ein Strecken des Körpers und Mäuschen war todt. Sein Blut färbte das Hofpflaster.

Liesbeth hatte den letzten Todeskampf ihres kleinen Kameraden nicht gesehen. Leute aus dem Hause trugen das bewußtlose Kind zu seiner Mutter.

Wenige Tage später stieg ich hinauf in die kleine, ärmliche Wohnung. Das Kind lag in einer Ecke am Fenster im Bett. Ich kannte das traurige Ereigniß, die furchtbare Erschütterung, die dem Kinde die verlorene Sprache wiedergegeben hatte. Und das merkwürdigste dabei war, daß die Kleine so richtig und deutlich sprach, als ob sie das Reden nie verlernt hätte. Es kam dies wohl daher, daß das Kind immer einen sehr feinen Gehörsinn gehabt und jedes Wort, das man zu ihm gesprochen, gut verstanden hatte.

Als sie mich eintreten sah, flog ein schmerzliches Zucken um ihre blassen Lippen. Dann schluchzte sie mit erstickter Stimme, mir ihre abgemagerte kleine Hand entgegenstreckend:

„Mäuschen — todt — todt."

Die Mutter, welche am Bett saß, suchte das Kind zu beruhigen; aber die Kleine drückte das Gesichtchen in die mit grobem blauroth gewürfeltem Linnen überzogenen Bettkissen und weinte und schluchzte fort.

Die Mutter erzählte mir indessen mit leiser, von Thränen erstickter Stimme, wie das Kind seit jenem schrecklichen Augenblick zusammengebrochen sei. Nicht einen Schritt könne die Kleine gehen; sie esse nichts und trinke nur ein paar Tropfen Wasser. Das einzige, wonach sie verlange, sei das Ding da. Dabei zeigte sie auf den kleinen hölzernen Ziegenbock, den ich einst dem Kinde geschenkt, und über den es sich so gefreut, weil er seinem Kameraden so ähnlich sah.

Da hob die Kleine ihr Köpfchen empor und fragte mich, während ihre großen Augen mit jenem forschenden Blick, der klugen Kindern eigen ist, auf mir ruhten, wo ihr Mäuschen jetzt wäre.

Bei dieser unerwarteten Frage erinnerte ich mich gewisser Aeußerungen menschlichen Hochmuths, der das Thier als eine geistlose Maschinerie von Fleisch und Blut betrachtet, und ich fühlte so schmerzlich wie noch nie, wie viel Grausamkeit und Unwissenheit in diesem Hochmuth liegt.

Und würde es nicht noch grausamer gewesen sein, wenn ich auf die Frage des Kindes, dessen Augen an meinem Munde hingen, als lägen Leben und Tod auf meinen Lippen, entgegnet hätte: „Dein kleiner Kamerad und Spielgefährte ist todt, sein Fleisch gegessen, sein weiches Fell beim Gerber?"

Ich antwortete dem kleinen Mädchen: „Mäuschen ist da, wo Dein Papa ist."

Das Kind sah mich darauf mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an. Es war, als wollte es bis in den Grund meiner Seele sehen. Dann sprach

es leise, während das müde Köpfchen auf das Kissen zurücksank und seine Augen sich schlossen:

„Ich will auch zu Papa und Mäuschen gehen."

Ich nahm Abschied von der Mutter und versprach, in den nächsten Tagen wieder zu kommen.

Leider war mir das nicht möglich. Abhaltungen aller Art ließen mich erst nach einer Woche dazu kommen, meine kleine Freundin zu besuchen.

Um ihr eine Freude zu machen, kaufte ich ein hübsches Bilderbuch mit vielen Thierfiguren.

Es war ein rauher Herbstnachmittag; und der Wind fegte die gelben Blätter von den Bäumen der Vorstadtstraße, wo Liesbeths Mutter wohnte.

Ich erinnerte mich der schönen, sonnenbeglänzten Sommertage, an denen ich Liesbeth mit dem kleinen, grauen, lustigen Thier am Waldessaume getroffen hatte, an die fröhlichen Sprünge des kleinen Geschöpfs, an das glückliche Lächeln des Kindes.

Da hörte ich neben mir Schritte und das Trällern eines Volksliedes von ungeübten Männerstimmen.

Es waren zwei Tischlergesellen, die einen kleinen, schmucklosen braunen Sarg mit weißen Leisten an mir vorübertrugen.

Ich achtete nicht weiter darauf, bis sich einer der beiden umdrehte und mich fragte, wo Nummer dreißig sei.

„Nummer dreißig?" Es war das Haus, wo Liesbeths Mutter wohnte. Sollte die Kleine . . . Doch nein, ich schlug mir den Gedanken aus dem Kopf. Das Haus war ja eine große Miethskaserne, in welcher es viele Familien mit einer Menge Kinder gab, warum sollte der Sarg gerade für meine kleine Freundin bestimmt sein?

Ich zeigte den Leuten das noch ziemlich entfernte Haus — es war am Ende der linken Straßenseite — und sie setzten den Sarg nieder, um erst in einem Branntweinladen einen Nordhäuser zu trinken, während ich weiter ging.

Ich hatte das Haus schon erreicht, als die Tischler unten aus der Branntweinschenke traten und ihre Tragbahre wieder aufhoben.

Langsam, beklommenen Herzens stieg ich die Treppe hinan. Niemand, den ich hätte fragen können, begegnete mir. Das sonst so belebte Haus war heute wie ausgestorben. Endlich war ich oben im dritten Stockwerk. Vier mit gelbbrauner Ockerfarbe angestrichene Thüren führten zu ebensoviel Familienwohnungen. In den Ecken und Winkeln stand armseliges Wirthschaftsgeräth, hölzerne Eimer und Kübel, braungestrichene Topfbretter mit irdenen Töpfen, daneben ein paar Schüsseln voller Kartoffelschalen und Heringsgräten, die Ueberreste des Mittagsmahls.

Hier links ist die Thür. Ich klopfe an. Niemand antwortet mir. Ich klopfe noch einmal. Eine halblaute Stimme ruft herein! Ich öffne und trete über die Schwelle. Mein Blick fällt auf ein stilles blasses Kindergesicht in dem Bett am Fenster. In ihren abgemagerten gelblichweißen Händchen erblicke ich das hölzerne Mäuschen, das ich ihr einst geschenkt. Meine arme kleine Freundin war gestorben. Eine große, blaue Fliege

schwirrte summend um das blonde Haar des Kindes, setzte sich auf seine Stirne und dann auf den nun für immer stummen Mund.

Da hörte ich neben mir leises Schluchzen. Es war die Mutter der Kleinen, welche in dumpfem Schmerz in der Ecke am Ofen gesessen hatte und nun hervorgekommen war.

Ich fragte, wie das so schnell gekommen sei. Sie wußte es eigentlich selbst nicht recht. Die Leute nebenan hatten gemeint, ein Arzt sei nicht nöthig, die Kleine wäre nur gemüthskrank von dem Schreck, als sie Mäuschens Ende gesehen, das würde schon von selbst wieder vergehen. Das Kind selbst habe auch über nichts geklagt, keinen Schmerz, auch kein Fieber gehabt. Nur sei es sehr müde gewesen, sehr traurig und habe nichts genießen wollen. Gesprochen habe die Kleine nur dann, wenn sie nach dem kleinen hölzernen Mäuschen verlangt. In den letzten beiden Tagen habe sie es nicht aus den Händen gegeben.

„Ich will zum Papa und zu Mäuschen," hatte sie in voriger Nacht plötzlich zu ihrer Mutter gesagt, die wachend am Bette saß. Dann hatte sie sich auf die Seite gelegt und war, das hölzerne Mäuschen in der Hand haltend, still und schmerzlos entschlummert. Die Frau fing von neuem zu schluchzen an und drückte die grobe, blaue Leinwandschürze an die roth geweinten Augen.

Da wurde draußen auf der Treppe Gepolter hörbar.

„Ach, sie bringen den Sarg!" seufzte die Wittwe und ging nach der Thür. Ich strich noch einmal über Liesbeths blondes Haar und über ihre kalte blasse Wange, dann ging ich, während die Tischler den Sarg in die Stube trugen. Auch die Leichenfrau kam mit. Die Mutter begleitete mich bis zur Treppe.

„Morgen früh um neun wird sie begraben.," schluchzte sie und ging dann zurück in die Stube, wo man ihr Kind indessen in den Sarg gelegt hatte.

* * *

Es war vorüber, die kleine sterbliche Hülle Liesbeths in das Grab gesenkt.

Die Mutter und ich waren das Trauergefolge des kleinen Mädchens gewesen. Die armen Frauen der Nachbarschaft wären gern mitgegangen, aber die eine mußte in die Fabrik, die andere wusch auswärts, und die Arbeit versäumen durften sie beide nicht. Ihre Kinder aber mußten zur Schule. Doch hatte jede einen kleinen Kranz von getrockneten Herbstblumen geschickt, die wir auf Liesbeths Grab legten. In den Sarg hatte ihr die Mutter das kleine hölzerne Mäuschen mitgegeben.

Langsam ging ich mit der armen weinenden Frau nach dem Ausgangsthor des Friedhofs.

Plötzlich blieb Liesbeths Mutter stehen, und einen Blick zurück nach dem frischen Grabhügel ihres Kindes werfend, an dem noch der Todtengräber schaufelte, sprach sie leise und mit unsicherem Tone:

„War das Ihr Ernst, was Sie da neulich zu Liesbeth sagten, daß ihr Mäuschen da wäre, wo mein seliger Mann ist?"

Ich fragte sie, ob sie an einen gerechten Gott glaube.

Die Frage kam ihr wohl etwas überraschend. Sie sah mich verwundert an und meinte:

„Das muß man wohl, wenn man nicht an der Welt und sich selbst irre werden will."

„Nun, wenn es einen gerechten Gott giebt, warum sollte das Loos der Thiere, dieser guten Geschöpfe, die den Menschen so viele Dienste erweisen, die so treu und anhänglich, so dankbar für die kleinste Wohlthat sind, ein anderes sein als das unserige?"

Die Frau sann eine kleine Weile, stumm vor sich hinsehend, nach. Dann sagte sie:

„Es ist wahr, daran habe ich nicht gedacht. Dann wird meine Liesbeth ihren Papa und ihr Mäuschen wieder gefunden haben."

Und sich die Thränen mit der schwarzwollenen Schürze trocknend, kehrte sie langsam in ihr einsames Stübchen zurück.

Mißhandlung der zur menschlichen Nahrung bestimmten Thiere.

Wenn ein Thier in Folge von Alter oder Krankheit allmählich verendet, so sagt man, es sei gestorben, oder um den, im Betreff des Todes eines Thieres zum Unterschiede vom Menschen mit Vorliebe gebrauchten Ausdruck anzuwenden — es sei crepirt, und kein anständiger Mensch wird von solchem Fleisch essen.

Wird einem Thiere das hauptsächlichste Lebenselement entzogen, z. B. dem Fisch das Flußwasser, dem Krebs Flußwasser und Luft, so beginnt die Krankheit und der Todeskampf, welcher sich im Verhältniß der Dauer dieser Entziehung steigert, bis endlich alles Leben aufhört.

Wird dieses Thier während eines solchen Zustandes noch irgend einer besonderen Tortur unterworfen, so tritt zum Todeskampfe noch der Kampf der Natur gegen die Mißhandlung, und nach dem Grade des allmählichen Erliegens schreitet noch im lebenden Körper Entartung und Entmischung des Blutes, mithin auch des von diesem sich bildenden Fleisches vorwärts. Beim gewaltsam, plötzlich getödteten Thier behält nach unseren Begriffen das Fleisch für einige Zeit einen normalen Zustand, ist gesund und tritt erst später die Entartung d. h. die Verwesung ein. Die Köchin kratzt und schabt den lebenden Fisch, dessen Gesundheit in Folge bisheriger Entziehung seines Elementes schon sehr geschädigt ist, sie sieht seine krampfhaften Zuckungen, schneidet ihn auf, die Zuckungen vermindern sich, endlich, nach langer Tortur, verendet er, er ist crepirt.

Der Krebs wird statt in siedendem, plötzlich tödtendem, oft in kaltem Wasser an's Feuer gesetzt; mit dessen Erwärmung beginnt die Krankheit und der Todeskampf, mit diesem auch die Entartung, endlich erliegt derselbe der langsam tödtenden Tortur, er crepirt.

Ist ein solcher Fisch oder Krebs gesund? Gesund zwar nicht, aber sehr krank, ebenso wie die zu Wagen transportirten Kälber, die an den Füßen

festgebunden und geschwollen, aus dem Maule schäumend, mit verdrehten und stark hervorgetretenen Augen neben- und aufeinander liegen, kaum fähig einen schwachen Ton von sich zu geben, leidend unter dem Drucke der Fesselung, unter der Einwirkung der Rüttelung, unter der Schwere der auf ihnen liegenden Leidensgefährten, den Schmerz äußernd durch mühsame Versuche einer Bewegung, um ihre Lage zu erleichtern, statt dessen aber ihre Köpfe an den Wagenrand gelangen oder gar überhängen, und bei der mit jedem Schritt sich wiederholenden Erschütterung die lange Fahrt hindurch unaufhörlich an den Wagenrand aufschlagen. Und doch werden die Kälber in diesem Marterzustande — ihre Qualen werden unter den Händen roher Fleischergesellen oft in unaussprechlicher Weise noch gesteigert — gleich vom Wagen weg, geschlachtet, ohne vorherige Labung und Erholung. Wie der Fisch und der Krebs, leiden also auch die zu unserer Nahrung bestimmten Kälber, von dem Momente ihrer Verurtheilung bis zum Tode, unsägliche Qualen, so daß sie, trotz Gegenrede, kaum mehr unter die Lebenden, unter die Gesunden aber absolut nicht zu rechnen sind.

Es ist da kein gewaltsam plötzlicher Tod, welcher, was wir gesundes Fleisch nennen, liefert. Alles was zum Sterben Zeit hat und allmählich, nach längerem Leiden erliegt, ist krank und ungesund, gleich wie das Fleisch crepirter Thiere, der Genuß des Fleisches ist schädlich und das ästhetische Gefühl verletzend.

Gesunde, muntere, nicht halbtodte Thiere sollen wir zu unserer Nahrung schlachten durch plötzliche, möglichst schmerzlose Tödtung, nicht durch dauernde Tortur. Der Mensch weiß in den seltensten Fällen, wovon er krank geworden; nur der Gedankenlose kann das Fleisch gemarterter Thiere gesund nennen.

F. Th.

Von dem Thierschutzverein in San Francisco erhalten wir folgende: „Allgemeine Uebersicht aus dem Jahresberichte 1886—87."

Zahl der zur Anzeige gelangten Fälle	722
„ „ untersuchten Fälle	718
„ „ gerichtlich verfolgten Fälle	187
„ „ ohne Klage abgeholfenen Fälle	499
„ „ Fälle, in welchen die Missethäter nicht ausfindig gemacht werden konnten	26
„ „ unbedeutenden Fälle	3
„ „ Fälle, in welchen die Missethäter überführt wurden	158
„ „ untauglichen und daher getödteten Thiere	6
„ „ wegen Lahmheit, Wunden, Krankheit, Alter ꝛc., von der Arbeit suspendirten Thiere	566
„ „ durch die Vereins-Ambulanz fortgeschafften Thiere	35

Der „Thier- und Menschenfreund" entnimmt dem Berichte über die Thätigkeit des von dem Vorsitzenden des „Neuen Hamburger Thierschutzvereins" Herrn V. Zimmermann begründeten und von ihm selbst geleiteten Thierhospitales für 1885 nachstehende Einzelheiten. Es haben in der Zeit vom 1. Januar 1885 bis 31. December 610 kranke Thiere, und zwar: 520 Hunde, 44 Katzen, 23 Kanarienvögel, 10 Papageien, 8 Hühner, 3 Schweine, 2 Ziegen und 1 Schaf Aufnahme und Behandlung gefunden. Außerdem wurden in der Abtheilung für gesunde Thiere aufbewahrt und verpflegt: 53 Hunde, 27 läufige Hündinnen, 4 Katzen und diverse Vögel. Das Gnadenbrot genossen 3 altersschwache Hunde und 2 Katzen. Die schmerzlose Tödtung mittelst Chloroform wurde an altersschwachen, sowie unheilbaren Hunden, Katzen und anderen kleinen Hausthieren in verschiedenen Fällen vollzogen. Zur Beruhigung des Publikums — speciell im Hinblick auf die augenblicklich so viel ventilirte Frage der Tollwuth, ist der erfreuliche Umstand besonders hervorzuheben, daß in der genannten, verhältnißmäßig großen Anzahl von kranken Hunden die schrecklichste der Hundekrankheiten — die Tollwuth — auch nicht in einem einzigen Falle zu verzeichnen ist.

Neuer Berliner Thierschutzverein.*) In der Juni-Versammlung theilte der Vorsitzende, Herr Dr. Paul Förster, zunächst Vereinsangelegenheiten mit, insbesondere bezüglich des neubegründeten Asyles, welches einen erfreulichen Aufschwung nimmt, freilich auch viele Arbeit, Sorgen und Kosten verursacht. Er unterzog weiterhin die Schlachtungsverhandlung im Reichstage einer eingehenden Kritik. Dann behandelte er das Thema „Die Schule und der Thierschutz" mit Beziehung auf die allgemein wüthende und genährte unnütze Sucht der Schulkinder, Pflanzen und Thiere zu sammeln: ein meist sinnloses Sammeln, dem ernstlich gesteuert werden sollte. Die heutige Bildung sei einseitig auf die des Verstandes und auf Anhäufung von Wissensstoff beschränkt. Der Geschmack komme schlecht weg, noch schlechter aber das Gefühl. Ueber solchem täppischen Sammeln und Hineingreifen in die Natur gehe die heilige Scheu vor dieser, das Mitgefühl mit allem neben uns Lebenden verloren; und man habe sich dann nicht mehr über die Zunahme der Gefühlsroheit und der bis zum Verbrechen sich steigernden Selbstsucht zu wundern. Der Vortragende besprach dann die Fütterung von Reptilien in Aquarien und sonstigen öffentlichen Anstalten. Wozu diene eigentlich das Halten solcher niedrig organisirten, abstoßenden Thiere auf Kosten vieler Hunderte viel höher stehender, wie Tauben und Kaninchen, Jahr ein Jahr aus? Wozu anders, als um der gemeinen Schaulust zu fröhnen? In ihrer Heimath sei auf den Kopf einer gefährlichen Schlange ein Preis gesetzt; hier würden sie künstlich gezüchtet, obwohl diese Ungethüme geringes Interesse böten. Aber gerade das Aufregende solcher Fütterungen locke die Leute an; die Grausamkeit sei auch ein Genuß und der Wollust

*) „Thier und Menschenfreund" Nr. 7—8.

nahe verwandt. Wenigstens solle, schon um der Menschen willen, die Oeffentlichkeit solcher Fütterungen, gerade wie die der Hinrichtungen ausgeschlossen sein. Polizeilich sei nur die Anwesenheit Unerwachsener verboten; auch das werde aber gewiß nicht so genau genommen, denn wo kein Kläger, da kein Richter. F.

Thierschutzverein Straubing. Zwölfter Jahresbericht 1886/87. Der Verein zählt z. Z. 1541 active Mitglieder, und hatte im Laufe des letzten Jahres 114 neue und nur ein einziges Mitglied als ausgetreten zu verzeichnen. Für hervorragende Verdienste auf dem Gebiete der Humanität wurden 40 Auszeichnungen verliehen. 62 öffentlich erscheinende Tages- und Fachblätter haben nahezu 800 Bitten, Ermahnungen und Aufrufe zum Schutze der Thiere in ihre Spalten aufgenommen. Die Zahl der Fälle von Thierquälerei und der Thierquäler haben im Ganzen auffallend abgenommen und auch an ihrer Bedeutung, d. i. an ihrer Grausamkeit verloren. Die Geldstrafen sind von 1002 Mark pro 1885 auf 680 Mark pro 1886 und die Haftstrafen von 375 Tagen pro 1885 auf 326 Tage pro 1886 herabgesunken; die Zahl der Thierquälereien betrug 1885 noch 146, pro 1886 nur 118 und jene der Thäter pro 1885 : 159 und pro 1886 : 137.

In strenger Winterszeit wurden an zahllosen Orten für die hungernden Vögel und das hilflose Wild Futterplätze errichtet und diese darbenden Thiere reichlich gefüttert, während im Frühjahr und Sommer die nistenden Vögel geschützt und den Vogelfängern und -Händlern ihr Handwerk gelegt wurde. Der Bericht hebt rühmend hervor, daß der Verein der Volksschule unendlich viel zu verdanken habe und bringt ein Briefchen einer Schülerin der Volksschule Degernbach, das also lautet:

Hochgeehrter Ausschuß! „Wer mit Thieren hat Erbarmen, dem wird auch Gott barmherzig sein! Dieses Sprüchlein haben wir von dem Straubinger Thierschutzverein erlernt und wollen es jederzeit freudigst in Ausführung bringen, insbesondere jetzt an unsren lieben Vöglein, die bei dieser Kälte so viel leiden müssen. Wir erlauben uns deshalb, dem verehrlichen Thierschutzverein Straubing Futter für die Vöglein zu überschicken, mit der Bitte, damit den Hunger unserer kleinen Wohlthäter stillen zu wollen." Elisabeth König namens aller Schüler.

Der Verein hat sich der eingesperrten Vögel, sowie der kleineren und größeren Hausthiere energisch angenommen. Er hat darauf geachtet, daß die in Käfigen gehaltenen Vögel und Kettenhunde an heißen Tagen Schatten und frisches Wasser erhielten, und ist unausgesetzt bemüht, die hie und da wiederauftauchende Unsitte der Hundefuhrwerke gänzlich abzuschaffen. Schlacht- und Zugthiere wurden jederzeit und bei jeder Gelegenheit in Schutz und Obhut genommen, und Tausende von Schriften behandelten die vernünftige Pflege und Haltung der Thiere und wandten sich gegen die Scheuleder an den Kopfgeschirren der Pferde, gegen die so vielfach kopflose Handhabung der Peitsche, sowie gegen die unvernünftige Belastung der Thiere. Auf Ansuchen des Vereins hat die k. Baubehörde dafür gesorgt, daß auf die

Fahrbahnen der beiden gedeckten und daher selbst bei starkem Schneefall oft ganz schneelosen Donaubrücken zur Zeit der Schlittenbahn jederzeit reichlich Schnee geschüttet wurde, um dieselben für die schweren Schlittenfuhrwerke passirbar zu machen, wodurch den vielen Zugthieren eine große Wohlthat erwiesen wurde. Auch gegen das Angeln mit lebendem Köder ꝛc. und die Froschschenkelgewinnung ist der Verein eingeschritten und hat in letzterer Beziehung endlich so viel erreicht, daß der gebildetere und bessere Theil der Bevölkerung den sittlich verkommenen Froschjägern die Thür wies, so daß der bezügliche Fang um mehr als drei Viertel (75 Procent) nachgelassen hat.

Sei mitleidsvoll.

Von Wilhelm Jordan.

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die gold'ne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust.

Ein langes mütterliches Bilden
Hat rührend in der Larve Nacht
Gereift an diesen Flügelschilden
Den Schmelz von grün metall'ner Pracht.

Er muß nach einem Sommer sterben,
Wo du dich siebzig Jahre sonnst;
O laß ihn laufen, fliegen, werben,
Er sei so prachtvoll nicht umsonst.

Ein Wasserwürmchen lag im Moore,
Vom Himmel träumend, fußlos, blind.
Da wächst ihm Fuß und Aug'; am Rohre
Ersteigt es Lüfte warm und lind.

Von Sommerglut getrocknet springen
Die Gliederschalen; blaue Höh'n
Erstrebt's auf zart gewob'nen Schwingen
Und summt: Wie schön, wie wunderschön!

Nun ist's in seinen Himmelreichen;
Sein höchstes Glück — ein Tag umspannt's.
So gönn' ihm nun mit seinesgleichen
Den Elfenchor im Abendglanz.

Sei mitleidsvoll! Was wir erfuhren,
Das schläft im Stein, das webt im Baum.
Das zuckt in allen Creaturen
Als Dämmerlicht, als Fragetraum.

Sei mitleidsvoll! Du bist gewesen,
Was todesbang vor dir entrinnt.
Sei mitleidsvoll! Du wirst verwesen
Und wieder werden, was sie sind.

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die gold'ne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust.

Nachruf.

Wieder hat die Thierschutzsache und speciell die Bewegung gegen die Vivisektion einen schmerzlichen Verlust erlitten. In Hannover ist am 26. August unser treuer Vorkämpfer und warmer Gesinnungsgenosse der

Geheime Sanitätsrath Dr. Hermann Mensching

im 74. Lebensjahre gestorben. Edel und hochgesinnt, gehörte dieser hochgestellte, allverehrte und geliebte Arzt, — welcher von echter Menschenliebe beseelt, nie müde wurde Leiden zu lindern und Thränen zu trocknen — zu der kleinen Zahl von Aerzten, die sich nicht scheuen furchtlos und unentwegt für ihre Ueberzeugung einzutreten, auch da, wo dieselbe im Gegensatz zu den Anschauungen der heute herrschenden medicinischen Schule steht. Weil ihm jedes Unrecht zuwider war, weil er jedes unerlaubte Mittel, selbst wenn es zu

gutem Zwecke gedient hätte, verabscheute, war er auch ein entschiedener Gegner der Vivisektion und wurde Mitbegründer des unter allen Antivivisektions-Gesellschaften so ehrenvoll hervorragenden Hannoverschen Vereins zur Bekämpfung der Vivisektion, jener grausamen Methode qualvoller Versuche an lebenden Thieren. Als eifriges Vorstandsmitglied hat er eine rastlose Thätigkeit entwickelt und ist auch nach dieser Seite hin für seine Berufsgenossen, ein leuchtendes Vorbild geworden. Mögen die Vielen unter seinen Collegen, welche die Ansicht dieses edlen Arztes im Betreff der Vivisektion theilen, jedoch derselben nicht Ausdruck zu geben wagen, mehr und mehr den Muth finden, gleich ihm mit Wort und That ihre wahre Gesinnung zu bezeugen und hierdurch zugleich das Andenken des Heimgegangenen zu ehren, den auch unser Verein immerdar in dankbarer Erinnerung behalten wird.

M. S.

Thierschutz-Correspondenzblatt.

Eine Zuschrift, welche die Präsidentin des Damencomités kürzlich von dem Herausgeber obigen Blattes, Herrn H. Stenz erhielt, veranlaßt uns, unsere, an alle Gesinnungsgenossen bereits ergangene Aufforderung um rege Unterstützung dieses Unternehmens zu wiederholen und vornehmlich unsere baltischen Brudervereine um ihre Mitwirkung für den Fortbestand der Correspondenz zu ersuchen.*)

Herr Stenz schreibt u. A.:

„Leider hat dieses neue und, wie man glauben sollte, allen Thierschutz-Vereinen um der Sache willen nothwendigerweise sympathische Unternehmen bis jetzt bei den Vereinen, diesen berufenen Vertretern und Förderern der Thierschutz-Bestrebungen, fast gar keine Unterstützung gefunden. Für die zweite Nummer habe ich ca. 140 Mark verfügbar. Dann aber ist Alles zu Ende, und, helfen die Vereine nicht, geht das Correspondenzblatt wieder ein.

„Was nun den bisherigen geistigen Erfolg des Thierschutz-Correspondenzblattes anbelangt, so kann man bei dem so wenig urbar gemachten Boden immerhin zufrieden sein. Etwa 100 Provinzial-Zeitungen haben Artikel aufgenommen, das Schweinfurter Tageblatt hat binnen 4 Wochen acht große, wichtige Artikel aus meiner Correspondenz abgedruckt. Da heißt es: Nicht nachlassen. Vergeblich ist nichts. Der berühmte Amerikanische Social-Schriftsteller Henry George sagt sehr schön: „Jeder, der von einem edlen Gedanken erfüllt ist, entzündet eine Flamme, an der sich andere Kerzen entzünden, und beeinflußt diejenigen, mit denen er in Berührung kommt; seien es Wenige oder Viele." — Dies sei mein Leitstern!

Hochachtungsvoll ꝛc.

Neu-Schönow, den 13. September 1887. H. Stenz.

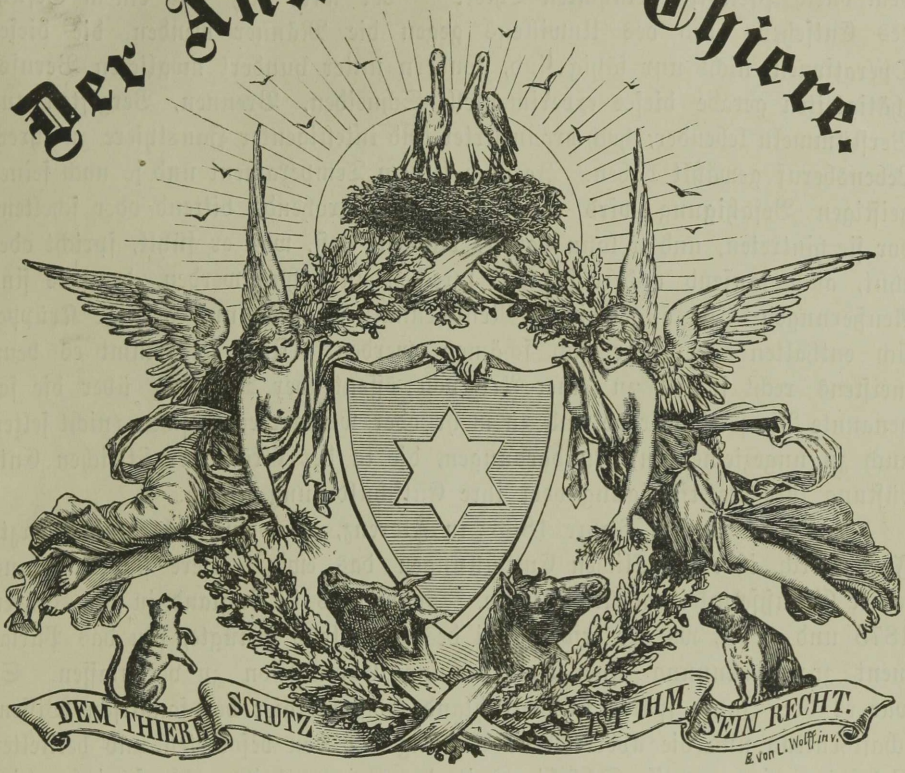
*) Beiträge sind an den Herausgeber des „Thierschutz-Correspondenzblattes", Herrn H. Stenz in Neu-Schönow bei Zehlendorf (Berlin) einzusenden.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. Рига, 23 Октября 1887 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. November 1887. № 11.

Die Vivisektion.

Zur Verständigung über die Motive und Zwecke der Agitation

von

Dr. med. und phil. E. Gryzanowski.*)

Wer zum ersten Male und unvorbereitet in die Folterkammern der Wissenschaft schaut — gleichviel ob es sich dort um eine Durchschneidung des Rückenmarks, um Zerstörung des Großhirns, um das Anbrennen eines mit Terpentin übergossenen Hundes oder auch nur um eine jener vorberei-

*) Diese Arbeit hatte unser verehrter Mitarbeiter gerade abgeschlossen, als er durch einen Schlagfluß betroffen wurde. Wir wünschen von Herzen, daß seine gute Natur die Folgen dieses traurigen Unfalles überwinden und ihn bald ermöglichen werde, seine unschätzbare Mitarbeit an unserem „Anwalt" wieder aufzunehmen. Wir stellen unseren Redactionsartikel für die nächste Nummer zurück, um dieser Abhandlung die gebührende Stelle zu geben. (D. R.)

tenden Operationen handelt, wie die Einleitung der künstlichen Athmung in dem durch Pfeilgift gelähmten Thiere — der wird sich mit einem Gefühl des Entsetzens und des Unwillens gegen die Männer wenden, die dieser Operationen nicht nur fähig sind, sondern unter hundert möglichen Berufsthätigkeiten gerade dieses experimentelle Schneiden, Brennen, Vergiften und Verstümmeln lebender, hoch organisirter und intelligenter Hausthiere zu ihrem Lebensberuf gewählt haben. Je nach seinem Temperament und je nach seiner geistigen Befähigung wird er fragend oder drohend, bittend oder scheltend vor sie hintreten, und er kann darauf rechnen, daß, was er fühlt, spricht oder thut, auch tausend andere fühlen, sprechen und thun werden, denn es sind Aeußerungen der allgemeinen Menschennatur, deren nur geistige Krüppel sich enthalten oder gar sich schämen werden. Und so kommt es denn meistens recht schnell zu einer Art von öffentlicher Meinung über die sogenannte Vivisektionsfrage und zu mehr oder weniger energischen (nicht selten auch zu ungeziemenden) Kundgebungen, die in der Größe der sittlichen Entrüstung ihre Rechtfertigung oder ihre Entschuldigung finden.

So war es im Jahre 1863 in Florenz, als eine edle und beherzte Frau durch ihre schrecklichen Enthüllungen das ewig heitere Publikum aus seiner Genußseligkeit gerüttelt hatte. So war es in England in den Jahren 1875 und 1876, wo der erste Schrei des Unwillens genügte, um das Parlament zur Ernennung einer Untersuchungs-Commission zu veranlassen. So war es drei Jahre später in Deutschland (obgleich hier der fanatische Wissenschaftscultus und die übertriebene Achtung vor den besoldeten und betitelten Gelehrten eine gewisse Schüchternheit des Laienurtheils und scheinbar eine Dämpfung des sittlichen Unwillens bewirkt hatte) — und so ist es zur Stunde noch in Frankreich, wo das erste Bekanntwerden der physiologischen Mysterien eine ganz unerwartet rege und herzliche Theilnahme erweckt hatte und zwar nicht nur im großen Publikum, sondern unter den Gelehrten selbst und (was noch überraschender ist) in einigen der angesehensten und verbreitetsten Organen der Tagespresse.

Doch lehrt uns die Erfahrung, daß dieses Stadium scheinbar allgemeiner Entrüstung immer nur ein kurzes ist. Ihm folgt, bald früher, bald später, ein Stadium der Reaction, als ganz natürliches Resultat jener sittlichen Feuerprobe, welche nur diejenigen bestehen können, die sich durch den Hohn und die Verachtung der wissenschaftlichen Großwürdenträger nicht entwaffnen und beirren lassen. Und das sind, auch im besten Falle, nur Wenige; denn der Durchschnittsmensch (der Dutzendmensch, wie Schopenhauer ihn nannte) ist feig und servil: er trägt seinen Schwerpunkt nicht in sich, sondern in den Göttern und Halbgöttern seiner Zeit, vor denen er sich willenlos beugt. Am tiefsten aber beugt er sich vor dem großen Haufen des gebildeten Publikums, zu dem er selber gehört und dem man von Jugend auf klar gemacht hat, daß die Naturwissenschaft, der wir bereits Eisenbahnen und Dampfmaschinen, Telegraphen und Telephone, Blitzableiter und elektrische Lampen, ja nach Einigen auch Sadowa und Sedan zu verdanken haben, eine ganz unerschöpfliche Quelle von Wunderkräften und Erkenntnissen sein muß, und daß sie

uns, früher oder später, Macht über die Elemente, ja Macht über Krankheit und Tod verleihen wird.

Krankheit und Tod sind aber gerade diejenigen Dinge, die der gewöhnliche Mensch mehr fürchtet, als irgend etwas anderes. Man bedenke ferner, daß dieser gebildete Durchschnittsmensch auf Religion wie auf einen überwundenen Standpunkt herabsieht, daß er dem, was man Philosophie zu nennen pflegte, jener großen erhebenden Gedankenpoesie metaphysischer Denker, schon als Quartaner entwachsen zu sein sich rühmen gelernt hat, und daß er als einzigen Ersatz für den verlorenen Glauben und für die nie verstandene und nie vermißte Philosophie, nichts auf den Lebensweg mitnehmen kann als die darwinistischen Brocken von Vererbung und Anpassung, vom Kampf um's Dasein und von dem unfehlbaren Siege des Stärksten, Schlauesten und Schnellsten in diesem Kampfe.

Daß eine solche Anschauungsweise, die unter dem stolzen Namen der Evolutionsphilosophie bereits alle Gebiete menschlichen Denkens und Handelns durchdrungen hat, — störend und verrückend auf unsere sittlichen Normen wirken muß, bedarf keines Beweises. Wer sich diesen Einfluß aber an einem Beispiel klar zu machen wünscht, der lese einen Vortrag, den Englands Krupp, Sir William Armstrong, vor kurzem in Newcastle über „Philantropie" gehalten hat. Es scheint dem Redner darauf angekommen zu sein, seine Zuhörer nicht auf die Schönheiten, sondern auf die Gefahren der Philantropie aufmerksam zu machen, von denen er namentlich zwei hervorhebt: „wer aus Liebe zu den Thieren die Vivisektion bekämpft," so meint dieser Kanonengießer, „der benehme dem Menschen ein Mittel zur Linderung seiner eigenen Leiden; und wer aus Mitleid mit Schwachen und Kranken, mit Krüppeln und Greisen, diese niedrigeren Mitglieder der menschlichen Gesellschaft durch Pflege, Almosen oder Krankenhäuser vor jener rechtzeitigen Ausrottung schützen will, die die Natur über sie verhängen würde, der begünstigt den geistigen und physischen Verfall unsers Geschlechts."

Wenn Ernst Häckel (auf Seite 153 seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte") die künstliche Züchtung der alten Spartaner rühmt, die ihre schwächlichen Kinder sofort tödteten, so wundert man sich nicht: denn Häckel ist eben nur Naturforscher. Ein Kanonengießer aber, dessen Geschosse im internationalen Kampf um's Dasein nur junge, starke und gesunde Menschen zerstören, hat kein Recht den Schwachen und Kranken, die ja ohnehin an der Fortpflanzung des edlen Menschengeschlechts keinen Antheil nehmen, ihr spärliches Gnadenbrod und ihren gefristeten Lebensabend zu mißgönnen. Daß sich solche Doctrinen an die Oeffentlichkeit wagen, beweist nichts anderes, als die unaussprechliche Bestialität jenes zum Lebensprincip erhobenen Gebalges um's liebe Dasein. Daß aber unter dem Einfluß dieser sonderbaren Philosophie die Beziehungen zwischen Schwachen und Starken, Armen und Reichen, Kranken und Gesunden, Dummen und Klugen sich doch nicht merklich verschlimmern, — ja, daß Darwinismus und Thierschutz, die Apotheose des Stärkeren und die Vertretung der Allerschwächsten, wie Zwillingskinder in einem und demselben Säculum geboren werden und

neben einander sich entwickeln konnten: das ist eine von jenen liebenswürdigen Inconsequenzen der menschlichen Natur, an denen wir erkennen können, daß die Bahnen des menschlichen Fortschritts viel mehr von dunkeln Gefühlen als von klaren Verstandesideen bestimmt werden.

Daher kommt es auch, daß Alles leidlich zu gehen scheint, so lange man schweigt und die Dinge gehen läßt, wie sie eben gehen. Sobald wir aber unser Lieben und unser Hassen aus der dunkeln Werkstatt unsers Gewissens an die Oberfläche bringen und das Programm unserer idealen Bestrebungen zu formuliren anfangen, so treten ungeahnte Widersprüche zu Tage. Die idealen Bestrebungen des Reformators und die vermeintlichen Interessen des Durchschnittsmenschen stehen unversöhnlich einander gegenüber: der Eine hält seinen Gegner für verrückt, der Andere für verächtlich; man wird beiderseits irre, an sich sebst wie an seinem Gegner, und dieses Irrewerden ist die oben erwähnte Feuerprobe, vor der so Viele kleinlaut werden, die den ersten Impulsen ihres Herzens willig genug gefolgt waren.

Hunderte fallen dann aus den Reihen und strecken das Gewehr. Sie hatten sich eingebildet, es bedürfe nur ihrer Mahnung: der Vivisektor würde sein Messer aus der Hand legen und sein zerfleischtes Opfer laufen lassen, ja, seiner Grausamkeit wohl gar sich schämen, sobald sie ihn zur Rede gestellt hätten. Statt dessen aber lächelte der gelehrte Herr und sah sich kaum nach ihnen um, und als sie sich mit seiner stillen Verachtung nicht begnügen wollten, warf er sie höhnend und scheltend zum Tempel hinaus. „Wie," ruft er ihnen aus dem Fenster nach, „und ihr wollt Söhne unsers glorreichen Jahrhunderts sein? Wie Fledermäuse und Nachtfalter kommt ihr an diesen Herd des Lichts, dessen Glanz ihr nicht ertragen könnt. Der Geist Ahriman's hat euch gezeugt und alte Jungfern haben euch geboren: und ihr wagt es noch von Freiheit, Bildung, Aufklärung, Fortschritt zu reden? Geht zu den Jesuiten und den Muckern, geht zu den Agrariern und Junkern, und blamirt euch nicht als Dunkelmänner vor uns und vor der ganzen gebildeten Welt! — Und wißt ihr nicht, wem ihr das bischen Gesundheit zu verdanken habt, dessen ihr euch rühmt? Wer schützt euch vor Pocken, wer heilt euch von Krankheiten, wer rettet euch bei Vergiftungen, wenn es nicht der Arzt ist, der seine ganze Weisheit aus dieser Werkstätte physiologischer Forschung holt? — Und, um jedem schülerhaften Einwande zuvorzukommen, ist denn die Wissenschaft nicht auch um ihrer selbst willen wichtig und werthvoll, auch wenn sie nicht in den Dienst der leidenden Menschheit treten kann? Oder steckt ihr so tief in euern Formeln, daß ihr für so „ideale" Interessen kein Verständniß habt?"

Diese ganz unerwartete Philippica, welche, beiläufig gesagt, so ziemlich alle Stichwörter und Lieblingsargumente der Vivisektorenschule enthält, verfehlt nur selten ihre Wirkung. Der „beschränkte Laienverstand" läßt sich verblüffen: der Verblüffung folgt Scham und Reue und zuletzt Abfall oder (was practisch auf dasselbe herauskommt) Neutralität. Man wundert sich, wie man durch erste Eindrücke sich zu solcher Naseweisheit konnte hinreißen lassen, ohne vorher Erkundigungen eingezogen zu haben über die wahre Be-

deutung der experimentellen Physiologie und zwar bei denen, die allein befähigt sind, darüber Aufschluß zu geben, bei den Vivisektoren selber. „Und was ist am Ende das allerfürchterlichste Leiden eines Thieres gegen das Leiden eines Menschen, was ist Thierschutz gegen die Interessen der Wissenschaft? — Ueberdies werden die Thiere ja narkotisirt, die Professoren sind humane Männer und — was das Wichtigste ist — sie stehen unter der Controle des Staats. Wie konnten wir uns nur so blamiren vor Gelehrten wie Virchow und vor Gesetzgebern wie Langerhans? Hat uns der Erstere doch bewiesen, daß Thiere zu tödten etwas viel Schlimmeres sei als sie zu quälen, und hat uns der Letztere doch versichert, daß die guten Vivisektoren ihr widerwärtiges Geschäft nur um unsertwillen treiben. Thiere zu schlachten und zu essen, und dann denen Vorwürfe zu machen, die sie nur quälen und zwar in unserm Interesse quälen, ist schnöder Undank und Verblendung."

Alles dies ist psychologisch recht gut erklärlich, ja, man möchte sich sogar wundern, daß der Abfall kein allgemeiner geworden ist, wenn man das hohe Ansehn unserer Hauptgegner mit unserer eigenen Obscurität vergleicht. Doch giebt es, Gott sei Dank, immer noch Einige, die der leisen Stimme ihres Gewissens mehr Glauben schenken, als den übermüthigen Formeln des Zeitgeistes, und diese Wenigen haben es für ihr Recht erachtet, der numerischen Uebermacht der Gegner nicht vereinzelt, sondern in einer Phalanx wohlorganisirter Vereine entgegen zu treten.

Bekanntlich ist jeder reformatorische Kampf ein ungleicher: da die Vis inertiae des Bestehenden immer stärker ist als die rein ideellen Reize des Seinsollenden. Im vorliegenden Falle aber ist das Mißverhältniß noch viel auffallender. Denn diejenigen, die die Vivisektion als etwas schlechthin Verwerfliches bekämpfen, haben zu Gegnern nicht nur die Wenigen, welche dieselbe zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit ausüben auch nicht bloß diese leidende Menschheit, die glaubend und hoffend (also wohl auch liebend) zu ihnen emporblickt, sondern auch alle nicht leidenden, aber doch erkrankungsfähigen Menschen, die sich vor Krankheit und Tod mehr fürchten, als vor Armuth und Elend, und die an die Verheißungen der Physiologen wie die Juden an das Kommen des Messias glauben. Und in der That, diese Verheißungen sind verlockend, denn es handelt sich hier nicht um Dinge wie die „Schweizer Pillen" oder den „Malzextract", nicht um Mittelchen gegen dieses oder jenes Leiden, sondern um Principien und Methoden, mit denen man die Krankheiten dutzendweis, ja classenweis zu erkennen und zu bekämpfen hofft. Hochgestellte Staatsmediciner, deren Competenz und Wahrheitsliebe nicht zu bezweifeln ist, lassen durch ihre Zeitungsherolde dem Volke verkünden, daß „man gerade in allerletzter Zeit dem Versuche am lebenden Thiere den Einblick in die Ursachen der Volkskrankheiten, Seuchen und Epidemien, sowie die Wirksamkeit der zu ihrer Verhütung und Abwehr nothwendigen Maßnahmen zu verdanken habe." Aus „Volkskrankheiten, Seuchen und Epidemien" drei verschiedene Dinge zu machen, ist natürlich nur ein Kniff der Herolde, die den Mund gern voll nehmen, doch wäre die Aussicht, die Seuchen durch Erkenntniß ihrer Ursachen verhüten zu können, eine höchst

verlockende, wenn sie sich nicht auf das von vornherein widersinnige Princip des Bacillen-Dogmas stützte, nach welchem eine große Anzahl der schlimmsten Krankheiten durch specifische Keimwesen erzeugt wird, mit denen man dann bloß die Gesunden zu impfen brauche, um solche Gäste wie Cholera, Typhus, Rinderpest, auf immer los zu werden. Hier haben wir die Henne, die die goldenen Eier legt, was kann man sich nicht alles kaufen mit einem solchen Ei! so denkt das lüsterne Publikum, und wer ihm sagt, es gebe solche Hennen nicht, ja es könne und dürfe dergleichen garnicht geben, der läuft eine gewisse Gefahr, wenn nicht gesteinigt, so doch verlacht zu werden.

Eine Verständigung mit solchen Gegnern scheint auf den ersten Blick unmöglich. Man weiß kaum, wo man anfangen soll: so zahlreich sind die zu besprechenden Irrthümer; man weiß nicht, welche Sprache man reden soll: so verschieden sind die Verständnisse und die Standpunkte der zu Belehrenden.

Jedenfalls ist unsre Aufgabe eine zweifach-doppelte. Wir können nämlich die Vivisektionsfrage entweder als eine rein sittliche vor das Forum des großen Publikums, des gelehrten und des ungelehrten, bringen, — oder wir können sie dem engern Forum derer vorlegen, denen das Verständniß für Sittlichkeitsargumente im Kampf um's Dasein abhanden gekommen ist, die sich aber dafür eine um so feinere Spürung für das Nützliche erworben haben. Und in diesem letzten Falle werden wir wiederum zu unterscheiden haben zwischen den Männern vom Fach, denen wir herausfordernd, und den Laien, denen wir belehrend entgegentreten müssen.

Ohne Theilung der Arbeit wird es natürlich nicht abgehen, und auch unsere Gegner thäten wohl daran, eine solche Theilung anzuordnen, damit ein Geistlicher wie Pastor Tollin nicht nöthig habe, durch Verhöhnung unsrer Humanität sich eine Blöße zu geben, und damit ein Gelehrter wie Virchow nicht in Gefahr komme, durch seine Paradoxieen über Quälen und Tödten dem Volke zu verrathen, daß er wie auf dem Gebiete der Politik so auch auf dem Gebiete der Ethik ein Fremdling ist.

Auf der einen Seite also haben wir dem großen (d. h. dem gelehrten und dem ungelehrten) Publikum klar zu machen, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche Reform handelt, deren Für und Wider nach den Programmen politischer Parteien zu bestimmen sind, — auch nicht um jenen billigen und schlauen Thierschutz, den man als gleichbedeutend mit Menschenschutz und Menschenvortheil zu empfehlen pflegt und an dem sich gerade Vivisektoren und Schlächter mit ganz besonderer Vorliebe betheiligen, — sondern um eine Kulturidee von der allergrößten Wichtigkeit und Tragweite, um eine Frage, deren Tiefe sich erst dann erschließt, wenn man sich anschickt, sie zu lösen, und deren endgültige Lösung nur in einem Phasenwechsel des philosophischen Bewußtseins, und in einer formalen Anerkennung der Rechte der Thiere und der Selbstbeschränkungspflicht der Menschen bestehen kann.

Wir werden dann beruhigend hinzufügen müssen, daß diese neuzeitliche Idee zwar selber eine eminent religiöse ist, mit den bestehenden Religionen aber und ihren urkundlichen Satzungen garnichts zu thun hat; daß weder

Papst noch Consistorium sich je ex cathedra darüber ausgesprochen haben, daß aber Cardinäle, Rabbiner und Pastoren, — Unitarier, Agnostiker und selbst Atheisten in friedlicher Kameradschaft in unsern Reihen neben einander stehen, daß es also sowohl unwahr als unlogisch ist, die Gegner der Vivisektion, deren Evangelium hoch über allen Secten und deren Fortschrittsprogramm, hoch über allen Parteien erhaben ist, als klerikale und politische Dunkelmänner zu verdächtigen.

Auf der andern Seite aber muß den Physiologen gegenüber die Verkehrtheit ihrer Zwecke und die Unzulänglichkeit ihrer Methode erkenntnißtheoretisch und empirisch nachgewiesen werden, während die hinter ihnen stehenden und an sie glaubenden Laien über die Craßheit ihres medicinischen Aberglaubens, über die Unfruchtbarkeit physiologischer Weisheit, über die Ohnmacht und Entbehrlichkeit aller innern Medicin und über die wahren allein heilbringenden Wege zur Gesundheit aufgeklärt werden müssen.

Dies wird genügen, um dem Leser einen Begriff von der Größe und der Natur unserer Aufgabe zu geben. Streng genommen ist ein jedes dieser Argumente in der bisherigen Litteratur über unsern Gegenstand schon ziemlich erschöpfend besprochen worden. Doch das genügt bekanntlich nicht. „Du mußt es dreimal sagen," rief Mephisto, der also doch die beiden ersten Antworten gehört und gezählt haben mußte. Wir aber müssen unsere Weisheit zehnmal sagen, ehe sie einmal gehört wird, und der Weg vom Ohre zum Herzen ist immer noch ein langer.

Aus Petersburg

erfahren wir, daß der Falkenier-Verein einen Proceß gegen die russische Thierschutzgesellschaft anstrengen will, weil dieselbe das Verbot der von jenem Verein beabsichtigten Thierhetzen herbeigeführt und demselben hierdurch Verluste und Unkosten verursacht haben soll.

Die Zeitung „Graschdanin" berichtet, daß die am 4. October in Krasnoje Sselo im Hippodrom erschienene große Anzahl von Experten und Exponenten der kürzlich geschlossenen Jagd-Ausstellung, sowie die Mitglieder des Falkenier-Vereins höchlichst betroffen gewesen, als der örtliche Polizeimeister dem Vereins-Präses den Befehl des Gouverneurs vorgelegt hat, daß die Thierhetzen und die Verwendung der Falken unterbleiben sollten. In Folge dessen hätten die Jagdversuche nicht in großem Maßstabe stattfinden können und erst nachdem die Mehrzahl der Anwesenden den Hippodrom verlassen und nur Sachverständige zurückgeblieben, seien einige Versuche mit Windhunden, auf je einen Fuchs und Hasen vorgenommen.

Indem die Thierschutzzeitung Westnik in ihrer Nr. 31 obige Mittheilung aus dem Graschdanin abdruckt, fügt sie hinzu, daß das Gerücht von der Anstrengung eines solchen Processes sich aus officieller Quelle bestätigt hat und daß es von Interesse wäre zu erfahren 1) welches der Charakter der Anklage gegen den Thierschutzverein sei, der die Schuld auf sich geladen, die

staatlich erlassene Instruction, — welche unter anderem, das Verbot der Veranstaltung von Thierhetzen enthält — befolgt zu haben und 2) auf welche Weise der Falkenier-Verein seine, aus dem Nichtzustandekommen der Thierhetzen sich ergebenden Verluste berechnen wird; es sei beabsichtigt worden diesen Hetzen den Charakter einer öffentlichen Schaustellung gegen Eintrittsgeld zu geben; da das Publikum ein Freund solcher Schaustellungen ist, so sei dasselbe in großer Menge zu erwarten gewesen, Plätze waren hergerichtet und Extrazüge verabredet — wie lasse sich nun die Summe Geldes feststellen, welche den Falken-Jägern zugefallen wäre, falls diese Thierhetzen stattgefunden hätten?

Der Westnik erachtet es für nicht überflüssig hinzuzufügen, daß der Geschäftsführer des russischen Thierschutzvereins sogleich beim ersten Gerücht von diesen beabsichtigten Thierhetzen zweimal zum Vorstande des Falkenier-Vereins geschickt hatte, um dessen Statuten zu erlangen, jedoch beide Mal vergeblich; statt der Statuten habe er irgend welche, von Niemandem bestätigten „Allgemeine Jagd-Verordnungen und Regeln für den Falkenier-Verein" erhalten, aber sogar in diesen „Allgemeinen Verordnungen" habe von einer Berechtigung zur Veranstaltung öffentlicher Thierhetzen kein einziges Wort gestanden.

* * *

Wir entnehmen derselben Nummer des Westnik noch die folgenden Mittheilungen:

Die Gräfin Stenbock-Fermor, Mitglied des Russischen Thierschutzvereins, hat dem Vorstande 300 Rbl. behufs Anschaffung von Hundehalsbändern nach der vorgeschriebenen Form geschickt, welche an arme Hundeeigenthümer verschenkt werden sollen. Die Petersburger Stadtverwaltung hat nämlich im Betreff der Hundefrage die Verordnung erlassen, daß alle Hunde, sobald sie das Haus, den Hof oder Garten verlassen, falls sie nicht an der Leine geführt werden oder mit einem Maulkorb versehen sind, — Halsbänder tragen müssen, auf denen Name und Adresse des Eigenthümers anzugeben sind.

* * *

Die Baronesse von L—al hat sich schriftlich an den Vorstand des Russischen Thierschutzvereins mit der Bitte gewandt, derselbe solle sich doch der unglücklichen, zu Vivisektionen bestimmten Thiere annehmen. Es handelt sich nämlich darum, daß in der „Petersburger Zeitung" eine Anzeige erschienen ist, in welcher der Verfasser den Wunsch ausspricht, Vögel, Mäuse und zwei Wochen alte Kaninchen zu kaufen*). Die Nachforschungen der Baronesse haben ergeben, daß diese Thiere Vivisektionszwecken dienen sollen.

---

*) Wir staunen um so mehr über die vivisektorische Ungenirtheit, die in jener Annonce wieder einmal deutlich zu Tage tritt, als diese Herren in letzter Zeit doch gelernt hatten, etwas vorsichtiger bei der Beschaffung der Versuchsthiere, dieser unglücklichen Opfer schnöden Aberwitzes — vorzugehen. Vor Jahren gingen die Herren Vivisektoren in ihrer Ungenirtheit freilich noch weiter und setzten ganz unbefangen ihre Namen unter derartige Zeitungs-Inserate. So heißt es in der „Neuen Dörptschen Zeitung" vom Jahre 1867:

Seid mitleidsvoll!

Unter dieser Ueberschrift bringt die Petersburger Thierschutzzeitung „Westnik" in ihren Nummern 24, 28 und 29 einen bemerkenswerthen Artikel, der für uns an Bedeutung gewinnt, weil es ein Arzt, Dr. med. K., ist, der sich mit diesem Appell an die Gewissen seiner ärztlichen Collegen wendet und unter Hinweis auf die gerade in Rußland bei der Ausübung der Vivisektion vorkommenden entsetzenerregenden Ausschreitungen und Mißbräuche — die äußerste Einschränkung dieser qualvollen Forschungsmethode verlangt. Nur die äußerste Einschränkung — denn der Verfasser hält die Vivisektion von seinem Standpunkte für eine zwar tief beklagenswerthe, jedoch unentbehrliche Nothwendigkeit! Wir werden eine solche Auffassung bedauern, doch darf ihre Geläufigkeit uns nicht befremden, denn es ist die Auffassung der medicinischen Schule, welcher Dr. K. angehörte, einer Schule, der man nicht auf einmal zu entwachsen pflegt. So sind es denn auch hier immer wieder die längst widerlegten*) zähen Argumente und die alten Paradepferde, wie die Entdeckung des Blutlaufes, die antiseptische Wundbehandlung, die ungeheuren Fortschritte der Chirurgie, die Schutzimpfungen u. s. w., welche von den Vivisektoren mit mehr oder weniger Geschicklichkeit in's Feld geführt werden, um den Beweis zu liefern, was die Vivisektion im Dienste der Heilkunde geleistet haben soll.

Können wir von unserem ethischen Standpunkte, — der in der Beurtheilung der Vivisektionsfrage allein zulässig sein sollte, — auch nie und nimmer Grausamkeiten gutheißen, falls dieselben nur irgend welchen Vortheil oder Nutzen bringen und wird unserer sittlichen Forderung nur ein absolutes Verbot der Vivisektion genügen, so vermögen wir uns doch auf den Standpunkt des Verfassers obigen Appells zu stellen und werden ihm dann auch gern seine ungerechten Ausfälle im Betreff der in England und vornehmlich der in Deutschland angewandten Agitationsmittel nachsehen, um so mehr, da

---

„Junge Hunde und Katzen, auch solche, die eben geboren sind, kauft Professor Boettcher"; und in einer anderen Nummer desselben Blattes erläßt „K. Erdmann, Doctorand der Medicin," folgende, von unglaublicher Gemüthsverrohung Zeugniß ablegende, Aufforderung: „Wenn Jemand aus der geehrten Einwohnerschaft hiesiger Stadt einen Igel — in mäusefeindlicher Absicht etwa — sich halten und gegen eine angemessene Vergütung gesonnen sein sollte, denselben seinem stillen Wirkungskreise zu entrücken und ihn in die Dienste der Wissenschaft treten zu lassen, so findet besagter Igel beim Endesunterzeichneten die freundlichste Aufnahme und möglichst gute Behandlung".

Aus jener goldenen Zeit datirt auch eine merkwürdige „Danksagung" welche Dr. E. Bergmann (damals Docent an der Dorpater Universität) in der Nr. 119 desselben Jahrganges der „Neuen Dörptschen Zeitung" ausspricht. Dieser Dank galt einer „Dame", welche der experimentirenden Wissenschaft ein Thier geschenkt hatte, das, „da es ihr nicht weiter zu dienen im Stande sei, Anderen zum Nutzen verwandt werden möchte." Diese Dame, welche, wie Dr. E. Bergmann in seiner öffentlichen Danksagung hervorhebt, „Dorpat die Ehre (!!) hat zu den Seinigen zu zählen" und „die fern von Hypersentimentalität sich durch wahrhaftes Gefühl auszeichnet", „wolle ihm den Ausdruck von Hochachtung und Verehrung gestatten." (!!) M. S.

*) Ein Wort zur Verständigung über die Vivisektionsfrage. Von E. Gryfanowski, Dr. med. et phil. Hannover. Schmorl & von Seefeld. 1885.

er dabei zugesteht: „daß die Antivivisektionsbewegung trotz alledem in zweifacher Hinsicht von bedeutendem Nutzen gewesen, sie habe der massenhaften Ausübung der Vivisektion doch einige Schranken gesetzt und die Vivisektoren genöthigt, während der Versuche den unaussprechlich qualvollen Leiden der unglücklichen Thiere gegenüber ein behutsameres und humaneres Verhalten zu beobachten." Zu unserem Bedauern müssen wir diese Annahme als eine nur zum Theil zutreffende bezeichnen. In England hatte sich der Vivisektionsunfug nach dem Erlaß des einschränkenden Gesetzes vom Jahre 1876 in der That bedeutend verringert; seitdem jedoch ein früherer Vivisektor, Erichsen, Inspector der vivisektorischen Anstalten für England und Schottland geworden, sollen die Vivisektoren und die Vivisektionen wieder beträchtlich zunehmen. In Deutschland, wo eine fanatische Ueberschätzung der Wissenschaft und ein kindlicher Respekt vor deren staatlich hochgestellten, hochbesoldeten und reichlichst betitelten Vertretern an der Tagesordnung ist, hat man es bisher nur zu den bekannten Verordnungen der preußischen und österreichischen Kultusminister gebracht, die kaum irgend welchen Werth haben und mehr Uebles als Gutes schaffen, weil sie unter dem Schein einer Einschränkung der Vivisektion, den Vivisektoren erst recht freies Spiel lassen und die sich überdies praktisch als wirkungslos erweisen, da sie keine Möglichkeit und Handhabe bieten, um das Treiben der Vivisektoren zu überwachen und sie für ihre Uebertretungen zur Verantwortung zu ziehen. Daß diese letzteren jedoch in ihrem Verhalten gegen die Versuchsthiere keineswegs rücksichtsvoller und humaner geworden, dafür sind die sich beständig wiederholenden oder neu ersonnenen, raffinirt qualvollen, sinn- und zwecklosen Thierversuche, wie sie immer wieder in medicinischen Fachblättern und Berichten verzeichnet stehen, ein deutlich sprechender Beweis.*)

*) Das vortreffliche Organ des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter „Der Thier- und Menschenfreund" bringt von Zeit zu Zeit eine solche Blumenlese, so kürzlich in Nr. 7—8 Seite 57—60: 1) Thierquälerische Experimente des Dr. H. Lenhartz, Docenten für innere Medicin zu Leipzig (unter „freundlicher Anleitung" von Professor R. Brehm) ausgeführt im pharmakologischen Institut zu Leipzig anno 1886; 2) Untersuchungen über die elektrische Erregbarkeit der verschiedenen Schichten der Großhirnrinde. Angestellt von Dr. E. Asch und Dr. A. Neisser im thierphysiologischen Laboratorium der landw. Hochschule zu Berlin. (Pflüger's Archiv Seite 191. Jahrgang 1887) und 3) Zur Physiologie des Geschlechtlebens des Frosches. Untersuchungen des Prof. J. R. Tarchanoff (Pflüger's Archiv Seite 330, Jahrgang 1887). Die Redaction des „Thier- und Menschenfreund" bemerkt im Betreff der Tarchanoff'schen Abhandlung: „Vielleicht verdenkt es uns mancher Leser und manche Leserin, daß wir derartigen Niederträchtigkeiten Aufnahme gewähren. Mit Unrecht! Gewiß sind jene Professorenstreiche ekel- und schamerregend, und ihrem Urheber muß das Schamgefühl völlig abhanden gekommen sein; er gehört zu der weitverbreiteten Loge des wissenschaftlichen und moralischen Nihilismus. Aber gerade darum muß dergleichen an's Licht gebracht werden, weil es gemeingefährlich, nihilistisch, kulturzerstörend ist. Wir müssen die Wahrheit, die ganze volle Wahrheit erkennen und vor ihrem Haupte nicht zurückbeben. Nur so können wir hoffen, den Sturm zu entfesseln, welcher diese Art von verkommenen Seelen reinigt oder hinwegfegt. Es müssen allenthalben Gesetze gegeben werden, welche den schweren Thierquälern ihr Handwerk legen. Jetzt läßt man die großen Diebe laufen, die kleinen bestraft man mit ein paar Mark."

Wenden wir uns nunmehr den Darlegungen des geehrten Verfassers zu. Derselbe sagt Seite 215:

„Wie das schwache Rauschen einer entfernten Woge gelangte die Agitation auch bis an unsere gesegneten Ufer — die Welle wälzte sich heran — der Schaum spritzte auf und darnach wurde Alles wieder still. In der That giebt es bei uns wenig hervorragende Physiologen und Pathologen, so daß man fast meinen könnte, die Vivisektionsfrage sei bei uns nicht am Platze. Das wäre jedoch ein Irrthum. Es giebt bei uns zwar wenig Gelehrte, aber verhältnißmäßig viel Aerzte, welche Doctore der Medicin werden müssen, um diese oder jene Anstellung zu erhalten, auch nicht wenig wißbegierige, oder vielmehr aberwitzige Studenten und junge Naturforscher haben wir unter uns, welche sich aus irgend welchem Grunde berufen fühlen, sich zeitweilig eifrigst auf das sogenannte wissenschaftliche Experimentiren zu legen. Um einen gelehrten Rang zu erlangen, ist eine Dissertation erforderlich — und so wird an den unglücklichen Hunden, Kaninchen, Katzen, Tauben und am häufigsten an Fröschen — ohne Zahl und ohne Maß darauf losvivisecirt! Die ungeheure Mehrzahl dieser unglücklichen Thiere wird bloß um einiger sehr zweifelhaften Resultate willen zu Tode gemartert; Resultate, welche häufig in der nächsten, auf gleiche Weise und zu gleichem Zweck geschriebenen Dissertation angestritten werden. Was fragt Herr N. nach allen Hunden, Katzen und anderen Geschöpfen der weiten Welt, was sind für ihn Wissenschaft und Menschheit, wo es sich für ihn nur darum handelt, zur Erlangung einer höheren amtlichen Stellung eine Dissertation schreiben zu müssen, von welcher die gelehrte Welt nie etwas erfährt und deren Titel seine Professoren vergessen, bevor sie den Saal verlassen haben, in welchem dieselbe vertheidigt wurde! Wie dem auch sei, sicher ist es, daß die Vivisektion bei uns in Rußland in großem Umfange und dabei hauptsächlich von Studenten, jungen Aerzten und Naturforschern ausgeübt wird, d. h. von solchen Leuten, welche weder das nöthige Verständniß, noch den guten Willen besitzen, diese Versuche mit möglichst geringen Schmerzzufügungen auszuführen.

Während die Gegner der Vivisektion das Uebel wesentlich vergrößerten (!) haben die Vertheidiger derselben nicht weniger gefehlt durch offenkundige Verringerung der Gräuel der Vivisektion. Um das öffentliche Gewissen zu beruhigen, behaupteten sie, die Vivisektionen seien durchaus nicht so qualvoll, als es den Laien erscheine (es wäre interessant zu erfahren, welches der zu Tode gemarterten Thiere solches den **Nicht-Laien** mitgetheilt hat?) und daß außerdem alles Mögliche geschähe, um den Thieren die Qual zu erleichtern, ja, daß überhaupt nur in den allernothwendigsten Fällen und unter der nöthigen Aufsicht und Anleitung, unter Vermeidung der geringsten unnützen Qual zu Vivisektionen geschritten werde. So sprach und schrieb man im Auslande; aber so geschieht es nicht, besonders auch bei uns nicht, was uns aus persönlicher Erfahrung nur zu wohl bekannt ist.

Für keinen Eingeweihten ist es ein Geheimniß, daß unsere Professoren und Laboranten überhaupt viel weniger Zeit ihren Laboratorien widmen, als die Gelehrten im Auslande. Woran das auch liegen mag, diese Thatsache

steht fest; in Folge dessen haben aber unsere jungen Vivisektoren viel geringere Anleitung und stehen viel seltener unter Controle, als die in ausländischen Laboratorien und Instituten arbeitenden. Auf solche Weise kömmt bei uns eines der Argumente in Wegfall, welche scheinbar den Mißbräuchen der Vivisektion Schranken setzen sollen, nämlich die unausgesetzte Aufsicht und Anleitung erfahrener Vivisektoren. Und — die Hand auf's Herz — nirgendwo wird so leichthin, so oberflächlich, so unachtsam und zugleich so zwecklos vivisecirt, als bei uns. Wir erinnern uns noch mit Entsetzen einiger Scenen, denen wir auf etlichen Universitäten beiwohnten. Ich werde nie vergessen, wie ein sonst weichmüthiger und guter Kamerad, ohne irgend welche Nothwendigkeit und ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck, an den frischabgeschnittenen Köpfen junger Hunde herumexperimentirte. Aber noch mehr empörte es mich, als die Herren Vivisektoren ihre Versuche unterbrachen, um inzwischen zu rauchen, und hierdurch die unaussprechlich schrecklichen Experimente an den unglücklichen Opfern einer sehr zweifelhaften Wißbegier verlängerten. Würde derjenige, welcher das Rauchen aufgeschoben hätte, wohl auch nur einen schwachen Schatten von dem gelitten haben, was das zerschnittene Thier während dieser Pause erdulden mußte! Wir möchten die Nerven der Leser nicht irritiren, müssen aber doch bekennen, daß uns kaum jemals ein Bemühen die Qualen der vivisecirten Thiere zu verringern, vorgekommen ist. Nur ein geehrter Professor der Physiologie an einer Provinzial-Universität — ein seinem Aeußern nach trockener, strenger Methodiker — zog diese Qualen stets in Betracht und bemühte sich, dieselben um keine einzige Minute, als unumgänglich nöthig, zu verlängern. Hingegen können wir auf einen anderen Professor hinweisen, der mit besonderem Eifer Verhungerungsversuche an Thieren anstellte und den Geschmack an diesen Experimenten bei vielen seiner Nachfolger geweckt hat. Doch wir möchten nicht persönlich werden.

Für diejenigen, welche aus Unkenntniß der Sache Beweise dafür wünschen, daß Vivisektionen bei uns häufig und mit übertriebener, leichtfertiger Grausamkeit ausgeführt werden, führen wir die Worte unseres größten gelehrten Chirurgen und Humanisten Pirogow an:

„Ich war damals (in der Jugend, in Dorpat) mitleidlos für die Leiden der vivisecirten Thiere. Ich erinnere mich, daß ich mich einmal über diese meine Gleichgiltigkeit für die Qualen der Thiere bei Vivisektionen selbst so sehr betroffen fühlte, daß ich, mit dem Messer in der Hand, mich an den mir assistirenden Kameraden wendend, unwillkürlich herausschrie:

„Ja, wahrlich, ebenso gut kann man auch mit Leichtigkeit einen Menschen zerschneiden!*)

„Es ist nicht unbekannt — sagt Pirogow — daß Kinder, ebenso wie die Wilden, sich durch große Grausamkeit auszeichnen. Mehr als ein gereifter Mann erröthet und erschrickt bei der Erinnerung an die ununterbrochenen Verfolgungen, denen er mit seinen Kameraden irgend einen armen unglücklichen Lehrer, einen einfältigen, stillen Mitschüler unterwarf.

*) „Russkaja Starina", 1885, Nr. 2. „Memoiren", N. J. Pirogow, Seite 284.

Wer aber quält irgend ein unglückliches Hündchen, ein verkommenes Kätzchen? Dieselben Kinder, deren Gefühl und Empfänglichkeit sonst nicht angezweifelt werden können. Die Ursache solcher Grausamkeiten liegt ausschließlich in der kindlichen Unerfahrenheit und Unwissenheit. Ebenso verhält es sich mit dem edlen, stürmischen Jünglingsalter. Die Jugend hat zu wenig erfahren und gelitten, um Schmerz und Leid zu verstehen und zu empfinden; nur hierdurch läßt sich die kaltblütige Grausamkeit unerfahrener Jünglinge bei den Experimenten erklären. Das jugendliche Sichfortreißenlassen, gepaart mit dieser seelischen Unerfahrenheit, beraubt sie des Verständnisses für physische Leiden; die technische Unerfahrenheit hat sich noch nicht die Gewandtheit und die Kenntniß der Hilfsmittel angeeignet, um beim Experimentiren jedes unnöthige Quälen zu vermeiden und das ungenügende Wissen, sowie der Mangel einer wissenschaftlichen Vorbildung machen das Experiment selbst zu einem zwecklosen.

„Als ich nach Dorpat gekommen war (nach Beendigung der Moskauschen Universität) stürzte ich mich — sagt Pirogow — ohne jede Vorbereitung für experimentelle Beschäftigungen — kopfüber ins Viviseciren und war wirklich grausam *ohne Noth* und *ohne Nutzen*; meine Erinnerung hieran wird dadurch noch mehr vergiftet, daß ich, nachdem ich über so viele Lebewesen schwere Martern verhängt hatte, häufig *nichts anderes, als negative Resultate* erlangte, d. h ich hatte nicht gefunden, was ich gesucht."

Diese Aussprüche Pirogow's sind nach Dr. K's Ansicht Grund genug für die von allen einsichtsvollen Menschen zu stellende Forderung, daß Vivisektionen nur bei wirklicher Nothwendigkeit, zu einem klaren und bestimmten Zweck und unbedingt unter erfahrener Anleitung und Aufsicht vorgenommen werden dürfen. Hierauf zu der Frage übergehend, ob Vivisektionen überhaupt nothwendig und nützlich seien, gelangt der Verfasser, wie bereits angeführt wurde, zu einer bejahenden Antwort, dabei immer wieder die unaufhörlich sich wiederholenden Versündigungen der Vivisektoren gegen die Wahrheit hinsichtlich des Umfanges der Vivisektionen und der durch dieselben verursachten Qualen, sowie ihre den Repräsentanten der Wissenschaft wenig ziemende Intoleranz verurtheilend. Kein einziges medicinisches Journal bringe je einen Hinweis auf die unnützen Grausamkeiten und auf die Häufigkeit der Vivisektionen und jede Aeußerung in diesem Sinne werde unfehlbar Heuchelei, Obscurantismus, abgeschmackte Sentimentalität gescholten. Die Annahme, daß die Vivisektionen eine Wohlthat für die Menschheit seien, müsse uns gerade die unabweisliche Pflicht auferlegen, durch möglichste Verringerung und Abkürzung der Leiden unserer schuldlosen Opfer uns diesen erkenntlich zu erweisen, sonst würde der Schaden, den die Vivisektion der Menschheit durch die Verwilderung der Sitten, durch die zunehmende Grausamkeit und durch den Verfall der Sittlichkeit bringt, unendlich größer sein, als selbst der umfangreichste Nutzen dieser Methode.

Am Schlusse seines Artikels empfiehlt der Verfasser folgende 5 Punkte, welche für die Professoren und alle Vivisektionen-Ausübenden bindend und obligatorisch sein müßten:

1) Die Vivisektion muß auf Fälle von der äußersten, wissenschaftlichen Nothwendigkeit beschränkt werden.

2) Man muß sich schon vor der Operation über die zu suchenden Resultate und über den zur Auffindung derselben einzuschlagenden Weg vollkommen klar sein.

3) Vivisektionen sind nur unter der Anleitung, Controle und Verantwortlichkeit von Personen zulässig, welche zu solchen Versuchen die wissenschaftliche Befugniß haben.

4) Bei allen Versuchen ist es obligatorisch, alle Hilfsmittel und Maßnahmen, sowohl medicinische (Chloroform u. s. w.) wie technische anzuwenden, um die Martern der Versuchsthiere, dem gegebenen Falle entsprechend, zu verringern und abzukürzen.

5) Bei populären und überhaupt bei öffentlichen Vorträgen müssen Vivisektionen vermieden werden; ihre Ausführung ist überhaupt nur in staatlichen höheren Lehr-Anstalten zulässig; folglich nicht in mittleren Lehranstalten und nicht in Gegenwart von Kindern.

Der geehrte Verfasser sagt schließlich: „Die feierliche Verkündigung dieser Principien und die unabweisliche Erfüllung derselben würde der Wissenschaft und ihren Vertretern mehr Achtung und Sympathie gewinnen und zugleich dem menschlichen Gefühle Genüge bereiten. Bei Einigen wirkt schon das Erinnertwerden, Anderen müssen jedoch Zügel angelegt werden. Bis dahin bleiben wir dabei, daß die Agitation, trotzdem sie manches auf die Spitze getrieben (?) — dennoch Nutzen gebracht hat, indem sie Einige veranlaßte, der Sache näher auf den Grund zu gehen und die Hitze anderer, über alles Maaß eifriger Vivisektoren dämpfte, welche allzu leichten Herzens mit fühlenden Lebewesen wie mit Holzklötzen verfuhren." Dr. med. K.

* * *

Da die von Herrn Dr. K. vorgeschlagenen Punkte fast vollständig der betreffenden Verfügung des preußischen Kultusministers entsprechen, die, wie die Erfahrung gelehrt hat, wirkungslos geblieben ist, so würde, selbst wenn die Durchführung obiger Punkte bei uns obligatorisch werden sollte, dabei doch nichts Rechtes herauskommen. Wenn dem in erschreckender Weise zunehmenden Vivisektionsunfuge gesteuert und an den beklagenswerthen Zuständen wirklich etwas gebessert werden soll, so müßten jene Vorschläge wenigstens durch folgende Punkte ergänzt werden:*)

1) Die höher organisirten Thiere, namentlich Pferde, Hunde und Katzen zu Vivisektionen zu benutzen, muß gänzlich verboten werden.
2) Die Anwendung der Lähmungsmittel (Curare u. dgl.) anstatt der Betäubungsmittel, ist unbedingt zu verbieten.
3) Vivisektionen beim Unterricht, oder bei Vorlesungen an Universitäten, Thierarzneischulen und landwirthschaftlichen Lehranstalten, sowie Operations-Uebungen an lebenden Thieren, sind gänzlich zu verbieten.

*) Petition des Hannoverschen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter, betreffend Abschaffung bezw. Einschränkung der Vivisektion.

4) Die Befolgung dieser Vorschriften muß durch eine staatliche, von den medicinischen Facultäten unabhängige Behörde überwacht, und durch Bestrafung von Uebertretungen gesichert werden. Diese Behörde würde das Recht und die Pflicht haben, die Anstalten zu inspiciren, die Uebertretungen zur Bestrafung anzuzeigen, vielleicht auch, wie in England, die Erlaubniß zu ertheilen, wenn zu Forschungszwecken bestimmte Versuche in bestimmter Anzahl beantragt werden.

M. S.

Das „Hannoversche Tageblatt" brachte vor einiger Zeit unter dem Titel „Unsere Hunde" einen vortrefflichen Aufsatz von „einem alten Hanoveraner", aus dem wir die folgenden Stellen der Erwägung und Beherzigung Derer empfehlen, die ihre Macht mißbrauchen, um das Hundehalten auf die erdenklichste Weise zu erschweren und dasselbe den wärmsten Hundefreunden unerträglich und unmöglich zu machen.

„Man mag sagen, was man will, in der Freundschaft zwischen Mensch und Hund liegt mehr, als das müßige und überflüssige Halten eines „unnöthigen Fressers". Der bekannte Professor Riehl hat gewiß Recht, wenn er den Hund als den Zubehör der Familie ansieht, der zum Begriff des „ganzen Hauses" gehört und der unsere Altvordern selbst mit in die Kirche begleitete, weil sie ohne ihn sich nicht behaglich fühlen konnten. Eine der vortrefflichsten und bravsten Frauen, die ich kenne, glücklichste Mutter von sechs Kindern, hat mir einmal gesagt: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß neben sechs Kindern ein Hund noch so viele Freude machen könnte!" Man hat in unserer Zeit so viel wieder hervorgesucht, die Familienhaftigkeit zu heben, Chroniken, Fremdenbücher, Familientage u. s. w., warum will man dem Hunde seinen alten Antheil an der Familie mißgönnen?

Riehl sagt ferner: Die Freundschaft zwischen Mensch und Hund ist ein Rest der paradiesischen Freundschaft unter aller Creatur. Man kann fragen: Hat es denn solche Freundschaft jemals gegeben? Ich glaube: Ja! — denn man sieht noch heutzutage in Ausnahmefällen, daß an Orten und bei Völkern, wo die Thiere nie verfolgt werden, selbst die scheuesten Arten völlig zutraulich mit dem Menschen verkehren. Es giebt aber kein anderes Thier, das mit solcher Liebe, solcher Freundschaft, solcher Treue sich an den Menschen anschlösse, wie der Hund.

Darum muß die moderne Hundefeindschaft tiefere Gründe haben. Einerseits wurzelt sie in allem, was auch die Familienhaftigkeit schädigt. Enge Wohnungen, Abhängigkeit von Hauswirthen, kurz alles, was das Haus unbehaglich macht und den Mann in das Wirthshaus treibt, verleidet ihm auch den Hund. Von allem, wofür man sonst noch Interesse hatte, wird bald nur noch „das Bier" übrig bleiben. Und da nun auch die Hunde nicht mehr in das Wirthshaus mitgenommen werden dürfen, so wird „das Bier" allein noch interessiren und den letzten Rest der Familienhaftigkeit zerstören.

Andererseits wurzelt die Hundefeindschaft in der mächtig angewachsenen allgemeinen Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit. Ich spreche selbstverständlich nur von socialen, nicht von politischen Verhältnissen. Die herzlichen und gemüthlichen Beziehungen, welche früher zwischen Meister und Gesellen, Herrschaft und Dienstboten ꝛc. die Regel oder doch wenigstens häufig waren, sind großentheils verschwunden, die breiten Schichten der Menschheit sind bösartiger geworden. Das müssen auch die Hunde entgelten. Es kann kein Hund friedlich auf dem Hofe oder vor seiner Hausthür liegen, er wird geneckt, geworfen, getreten, geschlagen (was Wunder, wenn dann die Hunde bissig werden). Und wenn man früher mit einem Hunde zwischen unbekannte Menschen kam (z. B. in Eisenbahn-Coupés u. dergl.) so erregte seine Anwesenheit allgemeine Freude — jetzt weit öfter Zorn und Unannehmlichkeiten.

Es klingt vielleicht lächerlich, aber es ist doch wahr: könnte man das Hundehalten erleichtern, so würde damit für Tausende ein günstig wirkender Factor in der Lebensführung geschaffen. Der Hund, der mit unbändiger Freude seinem von harter Arbeit heimkehrenden Herrn entgegenspringt, ist für diesen eine Veranlassung mehr, zu Haus zu bleiben oder einen Spaziergang zu machen, und nicht im Wirthshause bei Bier und Schnaps seine Erholung zu suchen. Wer einen Hund lieb hat, kann kein schlechter Mensch sein.

Das Thier im Recht.*)

Eine kritisch-rechtsgeschichtliche Studie von Karl Wartenburg.

Vor Kurzem brachten die öffentlichen Blätter die Mittheilung, daß zwei Knechte, welche bei Halle a. S. unter dem Bauche eines Pferdes Feuer angezündet hätten, um das Thier zu einer letzten Kraftanstrengung anzutreiben, infolge welcher Mißhandlung das Pferd gestorben war, wegen Sachbeschädigung zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt worden wären. Wenige Tage später meldete eine andere Nachricht, daß ein Knecht in einem Vororte Berlins, der aus Rachsucht gegen seinen Herrn dem Pferde desselben mit der Mistgabel einen das Auge schwer beschädigenden Schlag auf den Kopf und einen Stich in das Bein beigebracht habe, wegen Sachbeschädigung mit 14 Tagen Gefängniß belegt worden sei. Aehnliche Berichte über Verurtheilungen wegen Sachbeschädigung, durch Verletzung oder Tödtung von Thieren begangen, findet man fast wöchentlich in der Presse.

Diese Gerichtsverhandlungen rufen im Publikum oft Verwunderung darüber hervor, daß derartige rohe Mißhandlungen an einem lebenden Wesen ausgeübt, nur als Sachbeschädigungen betrachtet und auf eine verhältnißmäßig milde Weise bestraft werden. Das Gefühl, welches sich in derartigen Aeußerungen kundgiebt, ist ein natürliches und berechtigtes. Aber die Mißstimmung, die dabei zum Ausdrucke kommt, ist auf einem Irrwege, wenn sie sich gegen das erkennende Gericht wendet. Nicht dieses ist in der Regel für die zu niedrige Strafe für derartige unmenschliche Frevel verantwortlich zu machen, sondern das Recht und unsere Gesetzgebung.

*) „Berliner Tageblatt".

Die Stellung des Thieres in unserem deutschen Recht und in unserer deutschen Strafgesetzgebung ist heute noch bestimmt durch den Einfluß des alten römischen Rechts.

Das römische Recht unterschied zwischen Person und Sachen. Nur die Person hatte die Fähigkeit, Rechte zu erwerben, Träger von Rechten zu sein. Aber nicht jeder Mensch war eine Person in diesem juristischen Sinne. Im vollsten Umfange war dies eigentlich nur der civis romanus, der römische Bürger. Der Sklave — und wenn er der gebildetste Grieche oder Jonier war — war keine Person, er war, wie das Thier, eine Sache.

Unter einer Sache (res) verstand das römische Recht einen gänzlich der Unterwerfung unter den Willen der Person bestimmten körperlichen Gegenstand. Ein Haus, ein Tisch, ein Schwert waren Sachen, wie es ein Pferd, ein Hund, ein Sklave waren. Ein römischer Sklave konnte ebensowenig Eigenthum erwerben, wie ein Pferd, ein Hund oder wie ein Leibeigener des Mittelalters oder Rußlands vor dem Befreiungsedikt.

Der Römer konnte seine Sklaven mißhandeln, tödten, ohne dafür rechtlich verantwortlich zu sein. Es war sein Recht, denn der Sklave war eine Sache, die der Herr zertrümmern konnte wie einen Krug oder ein Bild, welche ihm nicht gefielen. Im alten Rom gab es Patricier, welche die Muränen in den Teichen ihrer Landgüter mit Sklaven fütterten, die sie in Stücke hauen ließen, weil mit Menschenfleisch gemästete Fische die schmackhaftesten sein sollten. Kein Strafrichter konnte sie deshalb verfolgen, und die damalige officielle Rechtswissenschaft fand das ganz in der Ordnung, wie sie später die Ketzerverbrennungen, die Hexenprocesse, die Folter und die Tortur in der Ordnung fand. Es ist dies daraus zu erklären, daß die officielle Wissenschaft immer nur auf der Höhe ihrer Zeit, aber niemals auf der Höhe der Zeit steht. Deshalb findet man auch, wenn man die Kulturgeschichte studirt, daß alle erlösenden und bahnbrechenden Ideen und Entdeckungen unter heftigem Widerspruch der jedesmaligen officiellen Wissenschaft in's Leben getreten sind . . . .

Sklaven und Thiere wurden also den gefühllosen, todten Dingen gleich geachtet und genossen nicht einmal jenen Schutz, welchen gewisse, so zu sagen bevorrechtete Sachen wie: Opferaltäre, Begräbnißstätten, Stadtmauern und Thore dadurch hatten, daß jedem der Bürger das Klagerecht (die Popularklage) gegen einen Schädiger und Zerstörer derartiger Dinge zustand. Trotzdem zeigten sich selbst unter dem an grausame Vergnügungen und Spiele gewöhnten römischen Volke zuweilen Aufwallungen des Mitleids den Thieren gegenüber. Denn als Pompejus am Ende eines Thierkampfes eine Anzahl Elephanten tödten lassen wollte, brach die Zuschauermenge in der Arena in Verwünschungen gegen Pompejus aus und verließ den Cirkus. Es mag unentschieden bleiben, ob das seltene Mitleid dieser grausamen Quiriten durch die Klugheit der Thiere geweckt worden war, oder ob der in Rom herrschende Volksglaube einer gewissen Verwandtschaft zwischen Menschen und Elephanten, von welcher auch Cicero in einer seiner Episteln spricht, daran einen Antheil hatte.

Wie den Thieren ging es den Sklaven, den Gladiatoren, welche zu Tausenden in dem Cirkus niedergemetzelt, oder von Löwen und Tigern zerrissen wurden. Welche Flüche und Verwünschungen mögen bei dem Todesschrei: „Die Sterbenden grüßen dich, o Cäsar!" zu den wahnwitzigen Imperatoren emporgeflogen sein!

Die Sklaverei erhielt ihren Todesstoß durch das Christenthum. Mit einer Lehre, welche die Gotteskindschaft der Menschen verkündete, die zu ihren Bekennern sprach, daß sie sich unter einander als Brüder lieben müßten, war das Institut der Sklaverei unvereinbar. Der Mensch trug den Sieg über den römischen Bürger davon. Es ist zwar im feudalen Mittelalter der Versuch gemacht worden, unter der Form der Leibeigenschaft die Sklaverei wieder einzuführen, allein schließlich hat selbst in Rußland die Idee des Menschenrechts sich gegenüber dem modernen Sklaventhum oder der Leibeigenschaft siegreich behauptet. Wenn es aber in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts noch Diener der christlichen Kirche und christlich-conservative Zeitungen gab, welche die Sklaverei in den Südstaaten Nordamerikas als eine Ordnung Gottes vertheidigten, so beweist das nur, wie groß die Heuchelei und Dreistigkeit einerseits und die Thorheit und Unwissenheit, die sich so etwas vorreden läßt, andererseits ist.

Was den Zustand der Thiere betraf, der Leidensgenossen der Sklaven, so blieb dieser rechtlich derselbe. Wenn einzelne Thiere, wie die Katze in England, durch besondere Gesetze geschützt wurden, so verdankten diese Thiere diesen Schutz ihrem Nutzen für die Allgemeinheit ebenso, wie dies bei unseren Vogelschutzgesetzen der Fall ist. Auf eine tiefere, humane Auffassung des Verhältnisses zwischen Thier und Mensch sind derartige Acte nicht zurückzuführen. Wenn bei einzelnen Nationen, insbesondere bei den germanischen Völkern, gewisse Thiere, wie das Pferd und der Hund, sich einer leidlich guten Behandlung erfreuten, so lag das auch nicht an einem Schutz des Rechts, sondern war ein Ausfluß der natürlichen Gutmüthigkeit oder der Sitten und der Volksanschauung, welche im Pferd und Hund die treuen Gefährten im Krieg und auf der Jagd erblickten.

Noch heute sagt man dem deutschen Reitersmanne nach, daß seine erste Sorge, wenn er in's Quartier komme, nicht seinem eigenen Selbst, sondern seinem Pferde gelte.

Und noch heute ist in keinem Lande Europas die Thierschinderei so zu Hause, wie in Italien.

Es würde sehr interessant, aber hier zu weit abführend sein, den ursächlichen Zusammenhang dieser beiden Erscheinungen: hier mit der altgermanischen Kameradschaft zwischen Krieger, Jäger, Pferd und Hund, dort in Italien mit den grausamen Thierspielen des Cirkus nachzuweisen.

Eine Aenderung in den Rechtsverhältnissen der Thiere, eine kleine Wendung zum Besseren trat in den germanischen Ländern erst in neuerer und neuester Zeit ein.

Während die Carolina, Kaiser Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung, ebensowenig eine Strafe der Thierquälerei kannte, wie das römisch-justi-

nianische Criminalrecht, haben die meisten unserer neueren Strafgesetzgebungen Bestimmungen gegen Thierquälereien. Leider steht in dieser Hinsicht die deutsche Reichsgesetzgebung gegen die anderen Staaten germanischen Ursprungs weit zurück. Sowohl die englische, wie die österreichische, schweizerische, insbesondere aber nordamerikanische Strafgesetzgebung enthalten viel strengere Bestimmungen gegen Thierquälerei, als die deutsche. Der ganze Schutz, welchen das deutsche Reichsstrafgesetzbuch den Thieren gewährt, ist in den zwei Zeilen des § 360 unter Ziffer 13 enthalten: „Wer öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise Thiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu 50 Thalern oder mit Haft bestraft." Man erkennt sofort aus der ganzen Fassung, daß diese Bestimmung mehr aus Rücksicht auf die Menschen, als aus Mitleid gegen die Thiere in das Gesetz gekommen ist. Sobald die Quälerei nicht öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise geschieht, also nicht auf die Gefühle von Menschen störend einwirkt, ist sie straflos. Unter diesen Umständen ist der § 303, welcher von der Sachbeschädigung handelt und welcher denjenigen, welcher vorsätzlich und rechtswidrig eine fremde Sache beschädigt oder zerstört, mit Geldstrafe bis zu 300 Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bedroht immer noch ein größerer Schutz. Allerdings ist ein Antrag nothwendig, und das fremde, herrenlose Thier genießt den Schutz dieses Paragraphen nicht.

Es wirft in der That ein grelles Licht auf unsere Gesetzgebung, daß die boshafteste, grausamste Thierquälerei nicht strenger bestraft wird, als der ruhestörende Lärm oder der grobe Unfug eines Nachtschwärmers, der im Rausche ein Firmaschild an einen Laternenpfahl aufhängt!

Das mißhandelte und beschädigte Thier hat bei uns nicht einmal den Schutz, den Denkmäler, öffentliche Anlagen durch § 304 genießen. Hier tritt der Einfluß des römischen Rechts in unverkennbarster Weise hervor. Was bei den Römern die Popularklage war, das ist in unserem Recht dieser Paragraph, wonach die Beschädigung einer Ruhebank unter Umständen strenger bestraft wird, als die roheste Thierquälerei.

Eine Strafgesetzgebung, die ihre Hauptaufgabe in drakonischen Bestimmungen findet, wird niemals die Zustimmung human denkender Männer finden. Andererseits giebt es eine Klasse von Roheitsverbrechen, bei denen die Strafe der begangenen Unthat entsprechen muß, wenn sie auf die Volksanschauung erzieherisch einwirken soll. Zu diesen Roheitsverbrechen rechne ich in erster Linie die Verbrechen gegen Frauen, Kinder und Thiere.

Ich gebe zu, daß die Frage des Thierschutzes schwer zu behandeln ist, weil die rechtliche Materie durch die Verwendung der Thiere als Schlachtvieh verwickelt wird.

Was den Thierschutz anlangt, der mit dieser Seite der Frage nicht zusammenhängt, so ist zunächst die Straf-Bestimmung über die Thierquälerei anders zu fassen, da die jetzige noch für die rohesten und raffinirtesten Mißhandlungen, wie ich oben kurz nachgewiesen habe, Thür und Thor offen läßt.

Vielleicht könnte auch ein besonderer Paragraph eingeschoben werden, welcher von der rechtswidrigen Beschädigung der Thiere handelt, so daß die-

selben wenigstens denselben erhöhten Schutz genießen, welcher jetzt den im § 304 des Strafgesetzbuchs aufgezählten Dingen zu Theil wird.

Obwohl die Thiere nach einer Seite hin immer den Charakter von Sachen behalten werden, so widerstrebt es andererseits dem menschlichen Gefühl lebende Geschöpfe, von denen Viele mit einer verhältnißmäßig hohen Intelligenz ausgestattet sind, wie todte Sachen von Holz, Stein oder Metall zu behandeln.

Auch die religiöse Weltanschauung spielt da mit hinein. Schon im Alten Testament steht geschrieben: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes," „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden."

Noch viel höher hat das Neue Testament die Thierwelt gestellt und sie in ein Verhältniß zu Gott und den Menschen gerückt, von welchem das classische Alterthum, in welchem die höchste Kunst und die größte Grausamkeit gegen Thier und Mensch Hand in Hand gingen, keine Ahnung hatte! Denn wenn Christus zu dem Volke sagte: „Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Pfennige? Trotzdem ist vor Gott derselben nicht Einer vergessen," so stellt er damit auch diese kleinsten und geringsten Geschöpfe unter die Hand desselben höchsten Wesens, unter die Hand Gottes, in welcher die Geschicke der Menschen liegen.

Die Frage, die ich in Vorstehendem in knappen Zügen behandelt habe, ist eine Kulturfrage ersten Ranges, deren Bedeutung und Einfluß nur Oberflächlichkeit, Kurzsichtigkeit oder Gefühllosigkeit leugnen können, sie ist unendlich wichtiger, als eine Menge anderer Gegenstände, über welche dickleibige Bücher verfaßt, zahllose Abhandlungen geschrieben und lange akademische Reden gehalten werden ... Von ihrer Lösung wird zum großen Theil abhängen, ob das Menschengeschlecht zu wahrer Gesittung gelangen wird, ob das Reich des Friedens auf Erden eine feste Stätte finden wird.

Die Gesetzgebung allein kann freilich nicht Alles thun. Andere Factoren: die Familie, insbesondere die Frauen, die Schule, die Presse müssen mit arbeiten. Immerhin wird ein großer bedeutungsvoller Schritt eine Culturthat ersten Ranges sich vollzogen haben, wenn das Thier im Recht die Stellung gefunden haben wird, welche eine wahre Humanität für dasselbe mit Recht beansprucht, und zwar im Interesse der Thierwelt und zugleich des Menschengeschlechts selbst. Eine uralte Wahrheit, die schon Plato im zweiten Buch seines „Staates" ausspricht, die aber wie viele andere Wahrheiten unserem Geschlechte verloren gegangen ist.

Aeußerung von Napoleon I.

„Es giebt eine Kette zwischen den Thieren und der Gottheit. Der Mensch ist nur ein vollkommneres Thier als die übrigen. Er schließt besser. Aber wie wissen wir, daß die Thiere nicht auch eine eigene Sprache haben? Ich habe es immer für eine Anmaßung gehalten, nein zu sagen, weil wir sie nicht verstehen. Ein Pferd hat Gedächtniß, Unterscheidungsgabe und

Liebe. Es unterscheidet seinen Herrn von den Dienern, obgleich die letzteren fast beständig um dasselbe sind. Ich selbst hatte ein Pferd, das mich von jeder anderen Person unterschied, und durch Kapriolen und seinen stolzen Gang und aufgerichteten Kopf, wenn ich darauf saß, zeigte, daß es eine Person trug, die allen anderen, die sie umgaben, an Rang überlegen war. Es erlaubte keinem Menschen aufzusitzen, einen Stallknecht ausgenommen, der es beständig pflegte, und, wenn er es ritt, waren seine Bewegungen sehr verschieden und so, daß sie zu sagen schienen, es wisse, daß es einen Untergebenen trüge. Wenn ich den Weg verlor, war ich gewohnt, ihm immer den Zügel zu lassen, und es entdeckte ihn immer an Stellen, wo es mir mit aller Beobachtung und gerühmter höherer Kenntniß nicht möglich war. Wer kann den Scharfsinn der Hunde leugnen? Es giebt eine Verkettung unter allen Thieren. Pflanzen sind so viele Thiere, welche essen oder trinken, und es giebt Abstufungen bis zu dem Menschen herauf, der nur das vollkommenste von allen ist. Derselbe Geist belebt sie alle in einem größeren oder geringeren Grade."

Der Bettler und sein Hund.

Von A. v. Chamisso.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wenn ich erkrankt und wenn ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wenn ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wenn ich mich gehärmt?
Wer, wenn ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wenn ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geschieden sein;
Du bist wie ich nun alt und krank,
Ich soll Dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir gehts wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war in mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nie gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser — es muß ja sein.
Komm her, Du Köter, und sieh mich nicht an,
Nur noch ein Fußstoß, so ist es gethan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und that einen Fluch gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt in die Fluth sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd hin und her,
Wie sie ihn fanden, war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund'
Es folgte ihm winselnd nur der Hund;
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Folgen der Thierquälerei.

Ein im Hohenloher Land weithin bekannter Arzt, Dr. R. in B., erzählt von einem Herrn, der eines Tages Drahtschlingen legen ließ, um ein Reh zu fangen. In der That fand man am andern Morgen in der Schlinge ein solches armes Thier, das nach einem augenscheinlich sehr qualvollen Kampfe verendet war. Der Herr und die Frau vom Hause ließen sich am Osterfeste den Braten besonders gut munden, die Angehörigen aßen wenig davon. Noch an demselben Tage beklagten sich Alle, die von dem Rehbraten gegessen hatten, über Trockenheit im Munde, Reiz zum Erbrechen, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel und Ermattung. Der Mann verlor für mehrere Tage das Sehvermögen, die Frau erlag nach längerem Siechthum einem schmerzvollen Tode. Die Tochter, der Knecht und die Magd, die nur wenig von dem Fleische genossen hatten, wurden schneller wieder hergestellt. Die Krankheitszufälle erinnerten in mancher Beziehung an die Wirkungen des Wuthgiftes; solches mag sich in dem Blute des zu Tode gequälten Rehes gebildet haben. „Wie manche Krankheit," ruft jener Arzt aus, „deren Ursache keine Diagnose zu entdecken vermag, ist wohl schon in Folge solcher Thierquälerei entstanden, wie z. B. durch den Genuß des Fleisches von überhetztem, gemartertem Vieh oder von Gänsen, die fast bis zum Ersticken gestopft worden waren!"

(„Würtembergischer Thierfreund.")

Schlachtthiere dürfen, nach der Ansicht erfahrener Thierärzte, ohne Nachtheil für das Fleisch getödtet werden, sobald sie ihre letzte Mahlzeit überhaupt verdaut haben. Es ist eine ganz nutzlose Barbarei, wie dies nur zu häufig vorkommt, die Thiere 24 Stunden und noch länger vor ihrem Tode hungern zu lassen, damit das Fleisch sich länger halte und frischer aussehe. Noch sinnloser ist es aber, ihnen das Wasser zu entziehen, welches sie ohne alle nachtheiligen Folgen bis zum letzten Augenblick zu sich nehmen können.

Das „Rigaer Tageblatt"

entnimmt der „Lib. Ztg." den folgenden Bericht über die Stadtverordneten-Versammlung in Libau am 15. October d. J., in welcher über die Einführung einer Hundesteuer verhandelt wurde:

„Das Stadthaupt bemerkt, daß die Stadtverordneten-Versammlung seinerzeit eine Hundesteuer beschlossen und das Stadtamt beauftragt habe, ein diesbezügliches Project auszuarbeiten. Das Project sei jetzt fertig, doch wäre, da die Stadtverordneten mittlerweile in neuer Zusammensetzung zusammengetreten seien, jedenfalls zunächst die Vorfrage zu erledigen, ob die Versammlung überhaupt noch an der Hundesteuer festzuhalten gedenke. Der Stadtv. Wohlgemuth erklärt sich durchaus gegen eine solche Steuer, die schon einmal vor längerer Zeit von der Versammlung zurückgewiesen worden sei. Eine Hundesteuer habe ganz und gar keinen Zweck. Jede Steuer müsse entweder fiscalischer oder prohibitiver Natur sein. An Einnahmen würde nun die Steuer herzlich wenig eintragen und dem Ueberhandnehmen von Hunden würde sie auch schwerlich steuern, da gerade diejenigen Hundebesitzer, die ihre Thiere gut halten, dadurch betroffen würden, während die übrigen fortfahren würden, sich wenig um ihre Hunde zu bekümmern. Der Hund sei der Freund des Menschen und gerade er bringe dem gemeinen Manne eine würdige Auffassung von der Stellung des Menschen zum Thiere bei. Vor Allem aber sei der Hund Wächter und wenn auch die Kettenhunde von der Steuer ausgenommen sein sollten, so wäre damit nicht viel gewonnen, da Zimmerhunde sehr oft die gleiche Aufgabe zu erfüllen hätten wie diese — Der Stadtv. Henckhusen schließt sich diesen Ausführungen an. Er schildert die Unzuträglichkeiten der Hundeüberwachung, die Versuchung für die Hundefänger, wohlgehaltene, selbst mit Marken versehene Hunde des Gewinnes halber einzufangen und herrenlose Thiere laufen zu lassen, und macht schließlich darauf aufmerksam, daß die wohlhabenden Leute den einen Rubel der Hundesteuer leicht tragen würden, während gerade der arme Mann, für den der Besitz eines Hundes eine weit größere Wichtigkeit besitze, durch dieselbe beeinträchtigt werden würde. — Mit 30 gegen 20 Stimmen entscheidet sich die Versammlung dahin, die Hundesteuer fallen zu lassen."

* * *

Wir fühlen uns gedrungen den biedern Ehrenmännern in der Schwesterstadt, die so wacker mit beredtem, warmem Wort für Recht und Gerechtigkeit eingetreten sind und einer guten Sache zum Siege verholfen haben, unsern herzlichsten Dank zuzurufen und zugleich unserm Wunsche Ausdruck zu geben, daß ihr ebenso menschen- als thierfreundliches Verhalten allen, eine gleiche Vertrauensstellung einnehmenden, ehrenwerthen Bürgern anderer Städte zum Vorbilde dienen und dieselben veranlassen möchte, auch der, schon aus Sittlichkeitsgründen nicht zu unterschätzenden Hundefrage gegenüber, sich ihrer vollen Verantwortlichkeit bewußt zu werden. M. S.

Von einem hochgeehrten Ehrenmitgliede unseres Vereins geht uns die folgende Mittheilung zu:

In Stockholm besteht seit 1882 ein „Nordischer Bund zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierquälerei", welcher (600) Mitglieder aus Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland zählt. Die Tochter des verstorbenen Königs Oskar I., die Prinzessin Eugenie von Schweden und Norwegen, deren ganzes Leben Barmherzigkeitszwecken gewidmet ist, wirkt mit größtem Eifer als Protektorin dieses Bundes. Der Präsident, Dr. phil. Nordwall trat schon im Jahre 1867 öffentlich gegen die Gräuel der Vivisektion auf. Die letzte Jahresversammlung, welche am 15. October d. J. stattfand, wurde von Herrn Ernst von Weber aus Dresden mit seiner Gegenwart beehrt. Dieser Hauptstreiter gegen die wissenschaftliche Thiermarter wurde von der zahlreichen und intelligenten Versammlung mit Enthusiasmus als Ehrenmitglied begrüßt, worauf derselbe in deutscher Sprache eine interessante Ansprache hielt. Die Prinzessin Eugenie und die eifrigsten skandinavischen Thierschützer wetteiferten mit einander, um Herrn von Weber ihre Sympathie und Dankbarkeit zu bezeugen. Auch die geniale Schriftstellerin und Thierschützerin Miß Frances Power Cobbe in England wurde zum Ehrenmitgliede des Bundes erwählt. J. L.

Internationale Anti-Vivisektions-Conferenz in London.

In Anbetracht dessen, daß es von Wichtigkeit ist, dem Publikum gegenüber die Position der Anti-Vivisektionsbewegung zu behaupten, das Beharren der Anhänger dieser Agitation bei ihrer Forderung der gänzlichen Abschaffung der Vivisektion und ihren Entschluß, in diesem Kampfe nimmer zu ermüden, darzuthun, — sowie ferner zu dem Zwecke, sich immer wieder über die Principien und Beweggründe dieser Bewegung klar zu werden, — haben die Victoria Street-Gesellschaft, der Londoner und der schottische Anti-Vivisektions-Verein beschlossen, am 30. November d. J. in London im Hotel des Westminster-Palais eine Internationale Conferenz abzuhalten.

Allen gleichgesinnten Vereinen ist die freundliche Einladung zur Betheiligung an dieser Conferenz zugegangen, doch liegt die Annahme nahe, daß es nur wenigen auswärtigen Vereinen möglich sein wird, in dieser ungünstigen Jahreszeit ihre Vertreter über den Canal zu entsenden. Unsere Gesinnungsgenossen in England stehen übrigens auf so festen Füßen und sind sich ihres Zieles so wohlbewußt, daß sie uns Anderen gar wohl entbehren können. Wir wünschen den bevorstehenden Berathungen, Verhandlungen und Beschlüssen die besten, günstigsten Erfolge und hoffen zuversichtlich, daß es den gemeinsamen Bemühungen der vereinten Freunde gelingen werde, dem ersehnten Ziele der gänzlichen Abschaffung der Vivisektion um einige Schritte näher zu rücken. M. S.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. Рига, 23 Ноября 1887 г.
Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

III. Jahrgang. December 1887. № 12.

Ein Kulturkampf.

v. L.-W. Es muß tief beklagt werden, daß wo in einer Gesellschaft oder Genossenschaft Mißbräuche — und seien diese auch noch so offenbare — aufgedeckt werden, die Glieder der betreffenden Gesellschaft oder Genossenschaft, anstatt die Meinungen derjenigen, die ihnen entgegentreten, objectiv zu prüfen und an der eigenen Vervollkommnung mitzuarbeiten, gleichsam mit dem Instinkte der allarmirten Thierheerde, sich sogleich als Gemeinschaft verletzt und bedroht fühlend, alle, wie ein Mann zusammenstehen, um den mißliebigen Kritiker zurückzuweisen. Dieser für die Menschheit beschämenden Thatsache verdankt die christliche Kirche die schroffe Zerklüftung und die starre Entwickelungslosigkeit, ihr verdankt das politische Leben der constitutionellen Staaten den widerwärtigen, alle staatliche Entwickelung lähmenden Parteifanatismus, der jeden Compromiß von sich abweist, ihr endlich verdanken wir auch, daß, obwohl die Stimme der Humanität und Gesittung sich bereits schon seit fast

einem Viertel Jahrhundert erhoben hat gegen die barbarischen Grausamkeiten und Gräuel der Vivisektion, wir dennoch bisher kaum um einen Schritt vorwärts gediehen sind. Die Herren von den ärztlichen Facultäten weisen hier die ethische Kulturfrage gänzlich von sich ab und berufen sich lediglich auf die Machtfrage, indem die Autorität, welche zur Zeit einige ihrer Parteigenossen genießen, ihnen noch mehr oder weniger den mächtigen Schutz der Staatsregierungen gewährt. Zu deutlich sieht man, wie tief wir noch in dem Geiste des Mittelalters stecken und bei dem großen Fortschritte in der Erlangung der äußeren Kulturmittel, in der inneren Kultur des Geistes und der Gesittung nur den Schein, wenig aber von dem Wesen einer höheren Civilisationsstufe erreicht haben. Wie wäre es denn sonst möglich, daß Männer der Wissenschaft, die zu den Gebildetsten unserer Zeit zählen, daß die Vertreter der medicinischen Fakultäten, welche ja den ethischen Maßstab in allen Handlungen der Menschen obenan stellen, denselben bei der Beurtheilung ihrer eigenen Handlungen gänzlich von sich abweisen und nur ihr wissenschaftliches Interesse und den vermeintlichen Nutzen und Vortheil für das leibliche Wohl der Menschen, als allein maßgebend, gelten lassen. Den Jüngern der Heilkunde, als Mitvertretern der Bildung und Gesittung, denen das sittliche und moralische Wohl der Menschen nicht weniger als den Philosophen, Juristen, Theologen ꝛc. in erster Ordnung am Herzen liegen muß, lag es doch unzweifelhaft ob, wo gegen eine von ihnen geübte Praxis wohlbegründete und sehr ernste sittliche Bedenken erhoben wurden, entweder diese Praxis aufzugeben, oder aber sie vom ethischen Standpunkte aus zu rechtfertigen. Freilich will uns die Möglichkeit einer solchen Rechtfertigung nicht einleuchten, denn, daß die Vivisektionen, wie sie von den Physiologen für sich beansprucht werden, das allerhöchste Maß an grausamster Marter gegen Mitgeschöpfe involviren, kann von Niemandem bestritten werden, der Kenntniß von ihnen erlangt hat und ebensowenig kann bestritten werden, daß nach dem sittlichen Gefühl, das in jeder Menschenbrust lebt, Grausamkeit unbedingt unsittlich und moralisch verwerflich ist. Es bliebe somit als der alleinige Ausweg einer Rechtfertigung nur noch übrig zu behaupten, daß die Vivisektionen nicht Grausamkeiten seien, weil die Objekte derselben, die Thiere, garnicht beseelte, fühlende und denkende Mitgeschöpfe, sondern nur Maschinen zum uneingeschränkten Gebrauche des Menschen seien. Dieser unwissenschaftliche Standpunkt, den im vorigen Jahrhundert d'Illy d'Ambrun, Le Grand und Descartes, unter allgemeinem Widerspruch, eingenommen hatten, kann aber unmöglich von Männern, die auf der Höhe der heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntniß stehen, vertreten werden, am allerwenigsten von den Vivisektoren, nicht nur weil sie mehr denn Andere die Gelegenheit haben, sich von der nahen Verwandtschaft zwischen Mensch und Thier zu überzeugen, als noch viel mehr darum, weil die Gleichartigkeit zwischen Mensch und Thier die Grundvoraussetzung ist, von der ihre ganze Forschungsmethode ausgeht. Der eben klargelegten, unüberwindlichen Schwierigkeit einer Rechtfertigung möge denn auch hauptsächlich zuzuschreiben sein, daß die Herren von der medicinischen Fakultätsgenossenschaft jede Erörterung dieser Frage von sich

abweisend, jeden Hinweis auf das Uebel mit Bannfluch und Acht beantworteten. Alles, was mit der Fakultät in Zusammenhang steht, fühlte sich als Genossenschaft verletzt, der Standpunkt des Gegners, der doch nur darin besteht, die allerhaarsträubendsten Grausamkeiten moralisch unzulässig zu finden, wurde mit dem Anathema der Lächerlichkeit und Sentimentalität bedacht, die Wenigen unter ihren eigenen Genossen, die in objectiver Weise an die Frage herantraten und den Muth hatten, auch dem Sittengesetze sein Recht einzuräumen, wurden, obwohl sie zu ihren anerkanntesten Größen zählten, einfach für Ignoranten und Dunkelmänner erklärt. Die Rechtfertigung der grausigen Thiermarter wurde, als unter der Würde stehend, verschmäht und einem Thierschutz-Vereins-Ehrenmitgliede und einem Novellendichter überlassen, welche sich um dessen willen, was sie vorgebracht, als Leuchten der Menschheit wähnten. Als aber endlich die Vertreter des Gewissensstandpunktes sich gemüßigt sahen, die staatliche Gesetzgebung anzurufen und ihr das grauenerregende Beweismaterial, wie es in tausenden von Selbstberichten vorlag, anheimzugeben, vermochten die Parteimänner der Vivisektion statt einer Vertheidigung nur die fragwürdige Beschönigung zu leisten, daß alle diese grausamen Martern nur im Interesse und zum leiblichen Wohl der Menschen vorgenommen würden. Die Judenpartei des deutschen Reichstages, an deren Spitze catilinarische Existenzen, wie Eugen Richter und Consorten, legten ihre Lanzen für die Vivisektoren ein, die Mehrheit des Reichstages ging über die Petitionen der Thierschutz-Vereine zur Tagesordnung über und der Cultusminister von Goßler sprach seine sittliche Befriedigung darüber aus. Damit offenbarte es sich denn deutlich, daß der gepriesene Kulturfortschritt im sittlichen Bewußtsein des heutigen Europas einstweilen doch nichts mehr, als eine Illusion ist: In der jetzigen Zeit, wo die sittliche Verwirrung noch eine so große ist, daß die katholische Geistlichkeit durch die plumpesten Betrügereien den finstersten Wunder- und Aberglauben im Volke zu nähren beflissen ist, in jetziger Zeit, wo eine Partei immer mehr und mehr im Wachsthum begriffen ist, welche im Namen der Humanität und des Menschenwohles mit Dynamit und Petroleum, mit Massenmord und Brand ihre Mitbürger offen bedroht, in jetziger Zeit, wo eines der ersten Kulturvölker Europas, wo die öffentliche Meinung Frankreichs sich nicht scheute zu fordern, daß in einem Kriege mit dem deutschen Reiche alle Gesetze des Völkerrechts und der Menschlichkeit außer Acht gesetzt werden, in jetziger Zeit, sagen wir, konnte es auch geschehen, daß Herr von Goßler, der Minister des ersten Kulturstaates Europas, sich offen zu dem sittlichen Standpunkte der Vivisektoren, unter Zustimmung der Mehrheit der Volksvertreter, bekennen konnte. Ein Standpunkt, der, allen Grundlagen der Moral zuwider, die offenkundigsten Gräuelthaten und Grausamkeiten, um des vermeintlichen Nutzens willen, gut heißt und dennoch, leider sei es geklagt, noch gegenwärtig von allen Staatsregierungen mehr oder weniger sanctionirt wird.

Wir sehen hierin eben den Beweis, ein wie sehr langsamer der Fortschrittsproceß in der sittlichen Entwickelung der Menschheit ist. Wenn wir aber zurückblicken auf einen Zeitraum mehrerer verflossener Jahrhunderte,

da können wir mit freudiger Genugthuung constatiren, daß, so langsam sein Entwickelungsgang auch ist, der kulturhistorische Fortschritt dennoch eine ganz unbestreitbare geschichtliche Thatsache ist, auf welche wir fest zu bauen haben und daß ein jeder Fortschritt, den wir zu verzeichnen haben, stets und immer in einer Erweiterung und Verallgemeinerung der humanen Ideen und in einer Ueberwindung von Härten, Grausamkeiten und Unduldsamkeiten sich gekennzeichnet hat. Daher können wir, die wir der Vivisektorenpartei gegenüber das Banner der Humanität und Sittlichkeit wider die Grausamkeit, Härte und Unduldsamkeit erheben, mit unerschütterlicher Zuversicht dessen gewiß sein, daß, trotz Virchow und Genossen uns mit Hyrtl und Pirogoff der allendliche Sieg und die Zukunft gehören muß. Wie einstmals die Landwirthschaft nicht ohne die Sklaverei, die Rechtspflege nicht ohne Grausamkeit und Härte, die Kirche nicht ohne Folter und Scheiterhaufen bestehen zu können meinten, so geben auch heute die Vivisektoren vor, daß ohne die Thiermarter ihre Wissenschaft und das leibliche Wohl der Menschen gefährdet sei, die Geschichte wird aber durch sie in ihrem unaufhaltsamen Kulturentwickelungslaufe wahrhaftig nicht gehemmt werden, sie wird über sie ebenso hinweggehen, wie sie über die Grundherrn, die Vehmerichter und die Inquisitoren hinweggegangen ist. Die Wissenschaft wird dabei nicht nur nicht Schaden erleiden, sondern, wie es mit dem Landbau, der Rechtspflege und der Religion der Fall war, Fortschritt und Läuterung erfahren, nachdem sie das blinde Umhertappen nach Entdeckungen und die falsche Voraussetzung aufgegeben haben wird, daß Functionen des in äußerster Todesangst und Qual zuckenden Organismus noch die normalen sind.

Ja, so sicher uns auch der Lauf der Geschichte den Sieg unseres humanen und sittlichen Princips verbürgt, ohne mannhaften Kampf kein Sieg. Es gilt das spiegelblanke Schwert, welches das unsere ist, nie aus Händen zu legen und unablässig in edlem Kampfe gegen die, vom Blute gemarterter Mitgeschöpfe dampfenden Waffen des Gegners zu führen. Auf denn! Freund oder Gegner! es raste Niemand als müßiger Zuschauer. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Entscheidung: Soll das Sittengesetz die unumschränkte Herrschaft haben oder soll es sich vor dem Utilitätsprincipe beugen — es handelt sich hier in eminentem Sinne um einen Kulturkampf!

Das Weihnachten der Thiere*).

Von Karl Wartenburg.

Durch die germanischen Länder und Völker geht eine uralte Sage von dem Weihnachtsfest der Thierwelt. Die Sage erzählt, daß in der zwölften Stunde der Nacht, in welcher der Erlöser geboren wurde, die Thiere im einsamen, dunklen Walde oder auf dem Felde zusammenkommen und Gott ihr Leid klagen. Denn diese eine Stunde im Jahre ist die einzige, in welcher der Schöpfer dem Thiere die Sprache verliehen hat.

*) Aus dem „Zeitgeist", Montagsbeilage des „Berliner Tageblatt".

Wenn diese Stunde abgelaufen, verstummen die Thiere wieder ein ganzes, langes Jahr, von Neuem in Geduld der heiligen Nacht harrend, in der es ihnen wieder vergönnt sein wird, ihr schweres Schicksal dem Allmächtigen zu klagen und Erlösung von ihrem harten Loos zu bitten. So weit die Sage.

Woher sie stammt, darüber giebt es nur Muthmaßungen. Vielleicht steht sie in Verbindung mit der Erzählung des Evangelisten Lukas, der berichtet, daß der Engel des Herrn den Hirten, die auf dem Felde bei Bethlehem ihre Heerden hüteten, in der Nacht, da der Heiland geboren wurde, erschienen sei und ihnen die frohe Botschaft verkündet habe, jene Botschaft, welche nach der Meinung einiger Schriftsteller den Frieden auf Erden nicht bloß den Menschen, sondern aller Kreatur verkündet habe, eine Auffassung, die besonders der berühmte französische Thierfreund Glëizes in seiner Ansicht über die Bedeutung des Abendmahls sehr wirkungsvoll niedergelegt hat, deren Darstellung mich aber zu weit ab führen würde.

Möglich ist aber auch, daß die Sage noch älter ist, als das Christenthum, und zurückgeht auf die Anfänge religiöser Kultur, daß sie aus derselben Zeit stammt, in welcher das Bespritzen der Opferthiere mit geweihtem Wasser entstand. Denn dieser Brauch hatte in einem tief menschlichen Gefühl seinen Ursprung. Man fühlte, daß der Mensch kein Recht habe, ein Thier zu tödten, und wollte deshalb kein Thier opfern, bevor es nicht durch ein Neigen des Kopfes gleichsam seine Einwilligung, seine Unterwerfung unter das harte Gesetz ausgedrückt habe. Um diese Bewegung des Opferthiers oder Opferlamms zu erzielen, besprengte man die Thiere mit Wasser.... Doch gleichviel, woher die Sage stammt und wie alt sie ist: sie beweist, daß in der Seele jener Völker der alten Zeit das Bewußtsein von dem harten Geschick der Thiere lebendig war, daß in einer Epoche, auf welche nur zu oft unsere auf ihre Bildung hoffährtigstolze Gegenwart mitleidig zurückblickt, ein frommer Sinn in dem Menschengeschlecht lebte, welcher die Leiden der ihm verwandten Kreatur mitempfand.

Und welche Leiden und Qualen!

Wenn es einem Menschen vergönnt wäre, in der Christnacht die Klagen der Thierwelt zu hören, er würde nie wieder eine frohe Stunde haben, er müßte denn grausamer, als Nero, roher, als der brutalste Schinderknecht sein.

Es ist das weder Uebertreibung noch Hypersentimentalität, wie das allbekannte Schlagwort lautet, das man so gerne gegen die Thierfreunde anwendet. Wie kann man von übertriebener Empfindsamkeit in einer Zeit reden, in welcher man Thiere langsam eines qualvollen Hungertodes sterben läßt, um zu erfahren, wie lange es ein Pferd ohne Futter und Wasser in einer belagerten Festung aushalten kann, wie man dies vor einigen Jahren in Paris auf Anordnung des Kriegsministeriums gethan hat! Wie kann man von Hypersentimentalität in einer Zeit sprechen, in welcher man Hunde dutzendweise allen Stadien der Verbrühung unterwirft, um zu erfahren, warum Menschen, die sich verbrannt haben, plötzlich am Herzschlag sterben, ein Versuch, der von einem jetzt verstorbenen Professor der Physiologie in Leipzig unternommen wurde, von zahllosen anderen Thierquälereien zu schweigen.

Nebenbei bemerkt, wird trotz der verhungerten Pferde sich keine Festung einen Tag kürzer oder länger halten, ebenso wird trotz der verbrühten Hunde kein verbrannter Mensch mehr oder weniger an plötzlicher Herzlähmung sterben; indessen das Experiment des französischen Kriegsministeriums, wie das des deutschen Professors gehören zu jenen „exakten Versuchen", ohne die nun einmal unsere Zeit nicht auskommen zu können glaubt.

Aber dann noch von Hypersentimentalität zu reden, das ist doch albern oder feig. Ich sage feig, weil viele Menschen, die weder grausam gegen die Thiere, noch gleichgiltig gegen ihre Qualen sind, aus Furcht, sich lächerlich zu machen und in den Augen abgebrühter Exakter für hypersentimental zu gelten, sich scheuen, energisch für die mißhandelte Thierwelt in die Schranken zu treten.

Hypersentimental!

Bei jedem Gang über die Straße kann man sich überzeugen, wie sehr die Menschen sich an der Thierwelt versündigen; die alten, abgemagerten Pferde, die unter Peitschenschlägen und rohen Flüchen zusammenbrechen, die keuchenden, halbverhungerten Zughunde sind ebenso stumme, und doch beredte Ankläger menschlicher Grausamkeit, wie die bedauernswerthen Geschöpfe, die als sogenannte Spezialitäten durch ihre Kunststücke (dressirte Ziegen, Affen, Seehunde, Schweine, Gänse ꝛc.) einer schaulustigen Menge eine Stunde der Langeweile vertreiben müssen.

Ach, wenn diese Zuschauer wüßten, mit welchen Mißhandlungen diese Dressuren erquält werden, sie würden gern auf diese Schaustellungen verzichten. Sie würden sich dann nicht mit dem Gedanken darüber hinwegsetzen, daß diese Geschöpfe da vor ihnen eine Art lebendiger Automaten sind, die zwar Fleisch und Blut haben, deren Nerven aber am Ende doch nicht so empfindsam sind für den Schmerz, als thierfreundliche Federn glauben machen wollen. Sie würden im Gegentheil erfahren, daß der Schmerz bei den Thieren viel heftiger auftritt, als bei den Menschen, da den ersteren die Reflexion fehlt, die den Menschen den Schmerz leichter ertragen läßt. Das Thier steht aber ganz unter dem Eindruck des Unmittelbaren.

Auch dem ärmsten Menschen ist das Eine, die Sprache, gegeben; er kann das Herz seines Mitmenschen durch die Schilderung seines Elends rühren, er kann das Schönste und Herrlichste in der Menschenbrust: die Liebe und Barmherzigkeit wachrufen.

Dem Thiere ist die Sprache versagt. Es duldet stumm. Nur sein trauriger Blick oder ein wilder Aufschrei des Schmerzes verräth uns seine Qual. Allein in der Christnacht darf, wie die Sage verkündet, auch die stumme Kreatur ihre Noth Gott dem Herrn klagen, draußen im einsamen Walde, auf der öden Haide, in der dunklen Winternacht, wenn der Schnee sich über die schlummernde Erde breitet.

Wieder ist die heilige Nacht gekommen mit ihrem sternfunkelnden Himmel, ihrem tiefen Schweigen. Wenn doch aus ihrem geheimnißvollen Schooß die Klage der gequälten Thierwelt zu dem Ohr der Menschheit dringen und ihr Herz empfänglich machen würde für die Botschaft der Barmherzigkeit:

„Friede jedem Geschöpfe auf Erden!"

Die Thiere.*)

Von Voltaire**). Ueberſetzt von Dr. Winckler.

Wie erbärmlich, wie armſelig iſt die Behauptung, daß die Thiere Maſchinen ſeien ohne Bewußtſein und Empfindung, die ihre Thätigkeit immer auf dieſelbe Weiſe verrichten, nichts lernen, nichts verbeſſern u. ſ. w.

Wie? dieſer Vogel, welcher ſein Neſt im Halbkreiſe baut, wenn er an einer Mauer niſtet, aber in einem Viertelkreiſe, wenn er es in einem Winkel baut, und kreisrund auf einem Baume — handelt dieſer Vogel immer in derſelben Weiſe? Weiß dieſer Jagdhund, den du drei Monate lang dreſſirt haſt, am Schluſſe dieſes Zeitraums nicht mehr als vor dem Unterricht? Kann der Dompfaff, den du eine Melodie lehrſt, ſie augenblicklich wiederholen? brauchſt du nicht eine beträchtliche Zeit, um ſie ihm beizubringen? haſt du nicht gemerkt, daß er Fehler macht und ſich verbeſſert?

Daraus vielleicht, daß ich mit dir ſpreche, ſchließeſt du, daß ich Empfindung, Gedächtniß und Begriffe habe? Nun wohl, ich ſpreche nicht; du ſiehſt nur, wie ich mit betrübtem Geſicht nach Hauſe komme, unruhig ein Papier ſuche, den Schreibtiſch öffne, wo ich mich erinnere es eingeſchloſſen zu haben, es finde und mit Vergnügen betrachte. Du ſchließeſt hieraus, daß ich die Empfindung der Betrübniß und die der Freude gehabt habe, und daß ich Gedächtniß und Bewußtſein habe.

So wende doch dieſelbe Schlußfolgerung auf dieſen Hund an, der ſeinen Herrn verloren und ihn mit ſchmerzlichem Winſeln auf allen Straßen geſucht hat, aufgeregt und unruhig ins Haus kommt, treppauf und treppab läuft und von einem Zimmer ins andere, endlich den geliebten Herrn in ſeiner Stube findet und ihm durch luſtiges Bellen, Sprünge und Liebkoſungen ſeine Freude bezeugt.

Barbaren ergreifen dieſen Hund, der den Menſchen in der Freundſchaft ſo unendlich übertrifft; ſie nageln ihn auf einen Tiſch und zerſchneiden ihn bei lebendigem Leibe, um dir die Blutadern im Gekröſe zu zeigen. Du entdeckſt in ihm dieſelben Organe der Empfindung, die du beſitzeſt. Antworte mir, Maſchiniſt: hat die Natur alle Werkzeuge der Empfindung in dieſem Thiere zuſammengefügt, damit es nicht empfinde? hat es Nerven, um gefühllos zu ſein? Du kannſt ſolchen ungereimten Widerſpruch in der Natur nicht annehmen.

Aber die Meiſter der Philoſophenſchulen fragen: was iſt die Seele des Thieres? Ich verſtehe dieſe Frage nicht. Ein Baum hat die Fähigkeit, ſeinen Nahrungsſaft, der in ihm kreiſt, in ſeine Faſern aufzunehmen, die Knospen zu Blättern und Früchten zu entfalten; wollt ihr mich fragen, was die Seele dieſes Baumes iſt? er hat dieſe Gaben empfangen, das Thier aber die Gaben der Empfindung, des Gedächtniſſes, einer gewiſſen Anzahl

*) Aus der „Vegetariſchen Rundſchau."

**) Dictionnaire philosophique, par Mr. de Voltaire. Londres 1764. Artikel „Bêtes." p. 46—48.

von Ideen. Wer hat alle diese Gaben verliehen? wer hat alle diese Fähigkeiten gegeben? Er, der das Kraut auf dem Felde wachsen und die Erde um die Sonne schweben läßt.

Die Seelen der Thiere sind substantielle Formen — hat Aristoteles gesagt, nach Aristoteles die arabische Schule, nach der arabischen Schule die englische Schule, nach der englischen Schule die Sorbonne, und nach der Sorbonne sagt es kein Mensch mehr.

Die Seelen der Thiere sind materiell — schreien andere Philosophen. Diese haben nicht mehr Glück gehabt als die andern. Man hat sie vergebens gefragt, was eine materielle Seele ist? sie müssen zugeben, das sei Materie, welche empfindet; aber wer hat ihr diese Empfindung gegeben? Eine „materielle Seele" besagt, daß Materie der Materie Empfindung verleiht; aus diesem Cirkel kommen sie nicht heraus.

Hört, wie andere Thiere*) über die Thiere denken: Ihre Seele ist ein geistiges Wesen, welches mit dem Körper stirbt. Aber wo ist der Beweis dafür? welche Vorstellung habt ihr von diesem geistigen Wesen, welches in der That Empfindung, Gedächtniß, eine gewisse Anzahl von Ideen und Kombinationsgabe besitzt, aber niemals soviel wird wissen können, wie ein sechsjähriges Kind weiß? Was veranlaßt euch zu glauben, daß dieses unkörperliche Wesen mit dem Körper zu Grunde geht? — Die größten Dummköpfe*) sind diejenigen, welche behaupten, daß diese Seele weder Körper noch Geist ist. Das ist ein herrliches System! Wir können doch unter „Geist" nur etwas Unbekanntes verstehen, was nicht Körper ist. Folglich läuft das System dieser Herren darauf hinaus, daß die Seele der Thiere eine Substanz ist, die weder körperlich, noch nichtkörperlich ist — !

Woraus können so viele einander widersprechende Irrthümer entsprungen sein? Aus der Gewohnheit, welche den Menschen von jeher eigen gewesen ist, zu untersuchen, was eine Sache sei, bevor man weiß, ob sie existirt. Man nennt die Klappe oder das Ventil eines Blasebalgs die Seele des Blasebalgs. Was ist diese Seele? ein Name, den ich diesem Ventil gegeben habe, welches sich senkt, die Luft eintreten läßt, sich hebt und sie durch eine Röhre heraustreibt, wenn ich den Blasebalg in Bewegung setze.

Es existirt da gar keine Seele, die von der Maschine zu unterscheiden ist. Aber wer hält den Blasebalg der Thiere in Bewegung? Ich habe es dir schon gesagt: derjenige, der die Gestirne in Bewegung erhält. Der Philosoph, welcher sagte: Deus est anima brutorum, Gott ist die Seele der Thiere, hatte Recht, aber er hätte noch weiter gehen sollen. —

Ueber die Hundefrage.

Unter diesem Titel reproducirt der „Zoophilist" in seiner October-Nummer aus der „Times" vom 12. September d. J. den folgenden Brief, welchen die beliebte englische Roman-Schriftstellerin Louisa de Ramée an diese Zeitung gerichtet hat.

*) Unübersetzbares Wortspiel, da „bêtes" sowohl „Thiere" als „Dummköpfe" bedeutet.

„Mit tiefster Scham und großem Bedauern sehe ich, daß die Tollwuth der Hunde bei den Menschen eine andere feige und grausame Wuth, die Hundeverfolgungswuth, hervorgerufen hat, welche nunmehr auch in England zur Herrschaft gelangt ist und die Erlaubniß zum monströsen Todtschlagen dieser Thiere in den Straßen und der Umgebung Londons erwirkt hat. Kein Ausdruck ist stark genug, um dieses brutalisirende Schauspiel zu rügen, das ganz sicher zur Entsittlichung der Bevölkerung führt und das so barbarisch ersonnen ist, um den Thieren das höchste Maaß von Qualen zuzufügen. Was kann wohl auf die Jugend demoralisirender wirken, als ansehen zu müssen, wie ein sogenannter Hüter des Gesetzes mit grausamen Hieben allmählich ein wehrloses Thier niedermacht, welches so unglücklich war, seinen Herrn zu verlieren und nun verlassen in den gedrängten Straßen umherirrt!

Es ist nutzlos, meine Ansicht über den Maulkorbzwang zu wiederholen; sie hat schon in den Spalten Ihrer Zeitung gestanden und ist Allen bekannt; aber in mehr als einem Falle ist es ein armer, mit dem Maulkorb versehener Hund, der von den ritterlichen Constablern, welche harmlose Frauen arrettiren und Mörder und Diebe laufen lassen, todtgeschlagen wird. Welche Entschuldigung giebt es dafür, daß ein Hund mit dem Maulkorb getödtet wird, nur weil er krank zu sein scheint oder sich verirrt hat und deshalb ängstlich suchend und scheu hin und her läuft?

Persönliche Feigheit und Aengstlichkeit, welche, durch die „wissenschaftlichen Agitatoren hervorgerufen, mehr und mehr die Charakteristik des Publikums ausmachen, gereichen der Nation wahrlich nicht zur Ehre. Der Verfall des persönlichen Muthes und die Gleichgiltigkeit gegen die Leiden der Thiere gehen gewöhnlich Hand in Hand; und beide machen sich im heutigen England sehr bemerkbar. — Ich kenne die Hunde sehr genau und habe sie viel beobachtet, aber nur in einem einzigen Falle ist mir wirkliche Tollwuth bei einem Hunde vorgekommen und zwar war diese Krankheit dadurch entstanden, daß ein ganz gesunder junger Hund unausgesetzt angebunden, schmutzig und schlecht gehalten wurde und dabei schutzlos der Hitze und Kälte preisgegeben war. Dieser Hund starb in seinem dritten Jahr, nachdem ich vergeblich versucht hatte, ihm die Freiheit zu verschaffen. Der Maulkorb kann in Folge des unausgesetzten Zwanges und der fortwährenden Irritation, sowie dadurch, daß er das Thier behindert sich durch Lecken das Fell zu reinigen und Gras zu essen (denn um Gras zu kauen, öffnet der Hund seine Kiefern sehr weit und gebraucht seine hintern Zähne) — leicht Fieber, Entzündung, schlechte Laune und viele andere Uebel erzeugen und wenn dann sogar selbst dieses Marterwerkzeug das Thier nicht vor dem Stabe des Constablers schützt, so muß das Publikum ein geduldiger Dummkopf sein, wenn es sich den obligatorischen Gebrauch desselben gefallen läßt.

Das Ober-Haus hat sich für England von hohem Nutzen erwiesen; wenn es aber nichts Besseres zu thun vermag, als Resolutionen zur Annahme zu empfehlen, welche die Einführung von Maulkörben und Pasteur'schen

Impfungen anpreisen und in Vorschlag bringen, so würde meines Erachtens nicht viel daran gelegen sein, wenn dieses Haus der Vergessenheit anheimfiele.

Zum Schluß lassen Sie mich noch wiederholen, was ich in Ihrer Zeitung schon früher ausgesprochen, daß wenn überhaupt ein Gesetz im Betreff der Hunde nöthig ist, es ein Gesetz sein müßte, welches die Hundezüchter in ihren Schlupfwinkeln voll Unrath und Foltern verfolgt und dieselben unmöglich macht, — ein Gesetz, das eine gesunde und naturgemäße Behandlung und Haltung der Hunde zur Pflicht macht und alle Hunde-Ausstellungen verbietet, welche, da sie lange dauernde Reisen, Schmerz, Angst und Qual für die Thiere bedingen, diesen letzteren unendlich schädlich sind und dabei Niemandem nützen, außer den Taschen der Eisenbahn-Directionen und solcher Hundebesitzer, die aus den Leiden der armen Thiere eine Speculation und einen Erwerb machen, indem sie die Thiere von einer Ausstellung zur anderen, aus einer Grafschaft in die andere, ja sogar aus einem Lande in's andere schleppen. Nichts ist so schädlich für einen Hund, als das Reisen per Eisenbahn und nichts reizt ihn so sehr, als das Zusammengepferchtsein mit einer Menge fremder Hunde, geschweige die schädliche Erregung, welche durch das nahe Beisammensein der verschiedenen Geschlechter hervorgerufen wird.

Hunde-Ausstellungen haben im Kleinen alle die schlimmen Seiten, welche den Wettrennen in höherem Grade eigen sind und die Grausamkeiten, die durch sie den Gestüten und preisgekrönten Hunden zugefügt werden, sind zahllos. Haben wir denn nicht schon genug Gesetze, welche die Freiheit des Bürgers beeinträchtigen! Wenn aber dennoch ein Gesetz im Betreff der Hunde erlassen werden soll, so möge dasselbe von der gesunden Vernunft dictirt werden und den Hundezüchtern in ihren Schlupfwinkeln, sowie den Speculationen der Hunde-Aussteller eine Beschränkung auferlegen!"

* * *

Wenn wir aus dem vorstehend Mitgetheilten einerseits mit schmerzlichem Bedauern ersehen, daß die mittelst der Pasteur'schen Irrthümer allerorts eingeimpfte, blinde Furcht vor den Hunden, es selbst in England, das im Betreff des Thierschutzes allen Ländern weit voraus ist — zu so schlimmen Grausamkeiten hat kommen lassen, so können wir nicht umhin, uns andererseits der, gelegentlich dieses Briefes wieder so glänzend zu Tage tretenden Unabhängigkeit der englischen Presse, zu freuen, einer Presse, die, wie kaum eine andere in der Welt, einen Jeden zu Worte kommen läßt, weil sie keine Rücksichten zu nehmen und keine Concessionen zu machen nöthig hat, auch nicht, wie anderwärts an der Tagesordnung, schon aus finanziellen Gründen den maßgebenden Autoritäten und Majoritäten dient und die Minorität durch Verweigerung der Aufnahme ihrer Anschauungen, d. i. durch Schweigen, zu lähmen bemüht ist. Im Hinblick auf eine ergiebige Benutzung dieser unabhängigen englischen Presse seitens der zahlreichen, warmen Vertreter des Thierschutzes erhoffen auch wir eine baldige Beseitigung der in jenem Briefe dargelegten, schreienden Uebelstände. M. S.

Auch eine Frauen-Arbeit.

Wenn wir das Verzeichniß der heutigen „Frauen-Arbeit" prüfen, welch' eine unendliche Mannigfaltigkeit der Beschäftigung tritt uns entgegen, — es ist kaum noch etwas zu ersinnen, was nicht von Frauenhänden sorgfältiger und zierlicher ausgeführt werden dürfte, als von den geschicktesten Heinzelmännchen der Märchen jemals geschehen. — Dennoch wüßte ich eine echte Frauen-Arbeit, an der sich noch lange nicht genug Hände und Herzen betheiligen. Es ist dies nämlich eine sehr einfache Morgenbeschäftigung nach dem Frühstück, und große wie kleine, alte wie junge, harte wie weiche Hände taugen ganz in gleichem Maße dazu. Wenn wir die süße Wärme eines geschützten Daheim so recht tief und dankbar empfinden in dieser rauhen Winterzeit, so gilt es, die Brosamen, die von unserm immerhin genügend besetzten, wenn auch noch so einfachen Frühstückstisch fallen, sorgfältig zu sammeln, ein Fenster zu öffnen und sie den kleinen hungrigen Vögeln zu opfern. Wenn es irgend welche reizend zudringliche und zugleich rührend bescheidene Hilfsbedürftige giebt, so ist es die Vögelschaar im Winter. Wer jemals an kalten Tagen solch' ein liebes, schutzloses Geschöpf auf der Fensterbank sitzen sah, mit jenen vertrauensvollen hellen Augen zu uns aufschauend, deren Ausdruck an den offenen Blick eines Kindes erinnert, wer jemals von rosigen Kinderlippen Otto Speckter's liebliche Fabel hersagen hörte:

„An's Fenster klopft es: pick, pick, pick,
Laßt mich doch ein einen Augenblick,
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt.
Habe kein Futter, erfriere bald" — —

der muß sich jener kleinen Arbeit mit Freuden unterziehen und wird zugleich seine Umgebung dazu anhalten, sie ausführen zu helfen.

Vor meinem Fenster zieht sich ein Balkon hin, im Winter und im Sommer ein vielbesuchtes Vergnügungslokal der verschiedensten Vogelarten. Wenn die grünen Ranken ihn dicht umziehen, da huschen sie mit süßem halblautem Gezwitscher unablässig hin und wieder und schlafen in der Nacht sorglos in den Gewinden oder auch in den Kronen der Oleandersträuche und Fliederbäumchen. Zwischen ihnen hindurch schlüpfen schlank, vornehm und unnahbar, die Schwalben, die oben an der Bekrönung des Mittelpfeilers ihr Nest gebaut; für den Winter war es gewöhnlich an eine Sperlingsfamilie vermiethet, bei dem harten Frostwetter des Jahres 1871 aber scheint man es zu einem Asyl für Obdachlose eingerichtet zu haben, denn unaufhörlich wechselte es seine Bewohner. Bald übernachtet dort eine kleine Haubenlerche unentgeltlich, bald sieht man einen Buchfinken mit offenbar „vergnügten Sinnen" herausschauen, oder eine zierliche Goldammer sich drinnen häuslich einrichten, häufig streitet auch um den Besitz des warmen Lagers, mit gewaltigem Lärmen, eine Spatzenschaar, in welchem Kampfe selbstverständlich der Stärkere Recht behält und als Sieger triumphirend einzieht. Es scheint, als ob die Vögelschaar in dankbarer Erinnerung an die genossenen Sommerfreuden täglich dieses bekannte Plätzchen aufsucht, um einander mit scharfem, ganz verändertem Gezwitscher die Noth der Zeit zu klagen. Diesen kleinen

Stammgästen nun wird an jedem Morgen eine Hand voll Futter gestreut, und wer sich einen heiteren Moment schaffen und eigene Sorgen für ein Weilchen vergessen will, der gehe hin und thue desgleichen vor seinem Fenster. Man behauptet, daß die Dankbarkeit und die Fröhlichkeit selten geworden seien auf der Erde, hier unter dem futterpickenden Vogelvölkchen zeigt sich beides noch im vollsten Glanze. Das ist ein lustiges Drängen und Treiben, ein Dankgeschrei und Jubeln durcheinander, ein Flattern und koquettes Grüßen nach dem bekannten Fenster hin, ein sichtliches unbegrenztes Vergnügen, ein unbedingtes zärtliches Vertrauen, das sich sogar bis dicht an die Fensterscheiben wagt. Die Sperlinge sind übrigens offenbar unter diesen Wintergästen die vorsichtigsten, denn während die Andern sich arglos um den Frühstückstisch sammeln, recken sie den Hals, um von irgend einem sichern Hafen aus erst eine Weile, scheinbar gleichgiltig, der Mahlzeit zuzuschauen, und erst, wenn sie sich vergewissert, daß keine Mine springt, kein Torpedo in die Luft fliegt und keinerlei Ueberfall zu erwarten ist, kommen sie behutsam näher, Schritt vor Schritt, bis sie endlich mitten unter den Speisenden erscheinen, bis zum Exceß keck und gefräßig. Das köstliche Gefühl wahrhaft Hungernde speisen zu können, das uns unter gewöhnlichen Verhältnissen doch nur selten gegönnt wird, hier kann es Jeder mit dem allergeringsten Opfer kennen lernen. Nur zwei Hände voll Brodkrumen, dazu der Muth, sich einige Augenblicke der kalten Winterluft auszusetzen, und der Tisch ist gedeckt für die genügsamsten Gäste.

Nehmen wir also auch die tägliche gewissenhafte Besorgung des Frühstückstisches der Vögel in das Programm unserer Haus- und Herzensarbeit auf. Den klingenden Lohn für unsere kleine Mühe bringt uns der erste goldene Frühlingstag, wenn, wie Lenau singt:

„ — an ihren goldnen Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft, —
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft." —

E. P.

Einsiedlers Christnacht.

Nun läuten Weihnachtsglocken
Ringsum in Berg und Thal,
Nun hört man ein Frohlocken
Von Stimmen ohne Zahl,
Von jung und alten Herzen
Ein Jubeln und ein Scherzen
Beim Glanz der Weihnachtskerzen
Im Stübchen und im Saal.

Doch horch! ein Glöckchen klinget
Da draus im tiefen Wald!
Wer ist es, der es schwinget?
Ein Siedler, grau und alt;
Er ruft statt Weib und Kinde
Sein trautes Waldgesinde
Zum Weihnachtsangebinde,
So weit sein Glöckchen hallt.

Da kommts von Thal und Hügeln
Und trippelt durch den Schnee
Mit Pfoten und mit Flügeln
Die ganze Feldarmee.
Und milde streut er Speise
Für jeden Gast im Kreise,
Für Raben, Fink und Meise,
Für Hasen, Fuchs und Reh.

Vom Himmel kam die Kunde
Den Hirten auf dem Feld:
Geboren ist zur Stunde
Ein Heiland aller Welt!
Wo Engel musiciren,
Wo Menschen jubiliren
Sei auch den frommen Thieren
Ihr Weihnachtstisch bestellt.

Du wohnst nicht in der Klause
Im finstern Waldgeäst,
Du wohnst im warmen Hause,
Die Vöglein frierts im Nest.
Drum streu vors Fenster Bröcklein,
Sie kommen ohne Glöcklein
Im dünnen Federröcklein
Zum frohen Weihnachtsfest. Gerok.

Aufruf und Bitte an alle guten Menschen!

Seid menschlich! Erbarmt Euch auch der gemarterten Schlachtthiere!

Der Verband der Thierschutz-Vereine des deutschen Reiches hat in der letzten Zeit Berichte über das Schlachten des Kleinviehs gebracht, die das menschliche Gefühl empören müssen.

Nach statistischen Ermittelungen werden im deutschen Reiche täglich an 130,000 Stück Kleinvieh (Kälber, Schafe, Schweine, Ziegen) geschlachtet. Während nun die großen Schlachtthiere, Ochsen, Kühe u. s. w., die man nicht so leicht bewältigen kann, vor dem Schlachten durch einen Schlag auf den Kopf oder mittelst Schlachtmaske betäubt werden, wird das Kleinvieh, mit geringen Ausnahmen, bei vollem Bewußtsein getödtet. Die Kälber werden meistens mit den fest geknebelten Hinterfüßen an Haken aufgehängt — in größeren Schlächtereien oft mehrere zu gleicher Zeit — und dann der Reihe nach geschlachtet. Da der Kopf abwärts hängt, das Blut also im Gehirn bleibt, so hat das Thier bis zum letzten Augenblick die Empfindung seiner Qualen, die manchmal durch ganz unglaublich rohe Handwerksgebräuche noch vermehrt werden. Wie grausam ist das Schlachten der Schweine, besonders auf dem Lande, durch die im Schlachtgeschäfte unerfahrenen Bauern, welche die Lage der Schlagadern nicht kennen und die Thiere durch Stechen in die Luftröhre und den Schlund oft 40 Minuten lang buchstäblich zu Tode martern.

Wie leicht wäre es nun, diese Thiere vor dem Schlachten durch einen Schlag oder mittelst Schlachtmaske zu betäuben! Darf denn täglich an mehr denn 100,000 solcher armen Geschöpfe diese Aergerniß erregende, so leicht abzustellende Thierquälerei verübt werden?

Man kann nur annehmen, daß dieser Zustand zu wenig bekannt ist, daß besonders die gebildeten und maßgebenden Kreise nicht genügende Kenntniß davon haben, denn sonst wäre es nicht zu erklären, wie er sich bis heute erhalten konnte.

Es müßten sich in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe, Leute finden, die ihren Mitbürgern die Duldung dieser gewohnheitsmäßigen Grausamkeit gegen hilflose Thiere als unwürdig eines christlichen Gemeinwesens vorstellen, es müßten die Ortsbehörden, soweit es ihre Befugnisse gestatten, die Betäubung auch der kleinen Schlachtthiere anordnen und die Ausführung derselben streng überwachen. Es wäre ja zu traurig, wenn man annehmen müßte, daß sich unter den einflußreichen, angesehenen Mitgliedern jeder Gemeinde nicht

einige einsichtige, wohldenkende Männer fänden, die energisch gegen das Fortbestehen der unnöthigen, so leicht zu beseitigenden Massenthierquälerei einschreiten würden, daß besonders die Behörden nicht gerne die Hand böten, um einen Uebelstand von so ernster Bedeutung aus ihren Gemeinden zu entfernen. Denn hier ist Abhilfe geboten, nicht nur um der armen Thiere willen, sondern auch um der Menschen willen, die durch die Ausführung und den Anblick solch' grausamer Metzeleien verroht und gänzlich abgestumpft werden. Es ist ja bekannt, daß Thierquälerei im Zusammenhang mit Mordlust und Verbrechen gegen Menschenleben steht.

Ihr alle, denen Mitleid in das Herz gelegt ist, und die ihr euch nicht dem Worte Gottes verschließt, das da sagt: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig," sehet um euch und betrachtet die großen Martern, die täglich an so vielen Tausenden von Thieren verübt werden, zwecklos, nutzlos, nur weil es so die Gedankenlosigkeit, die Gewohnheit und Rohheit der Einen mit sich bringt und die Gleichgiltigkeit der Andern es duldet.

Wenn es sich auch nur um unvernünftige Geschöpfe handelt, so haben sie doch dieselbe Schmerzempfindung wie wir. Darf der Mensch, weil er mit Vernunft begabt ist, seine Ueberlegenheit über das Thier dazu mißbrauchen, hilflose Geschöpfe, die ihm nur Nutzen bringen, unnöthig zu martern, gleich wie ein Raubthier, das seine Beute langsam zerfleischt?

Nachdem ich viele Jahre, so weit mir möglich, für Abschaffung von Thierquälereien zu wirken suchte, habe ich in letzter Zeit eingesehen, daß die Quälereien bei dem jetzt üblichen Schlachtverfahren weitaus die verbreitetsten sind. Ich bitte deshalb unsere Gesetzgeber, unsere Verwaltungs- und Gemeindebeamten, unsere Geistlichen und Lehrer, unsere Schriftsteller und Zeitungsredacteure, sowie alle guten Menschen, welche Einfluß auf das Thun ihrer Mitbürger haben, inständig, das Bestreben der deutschen Thierschutz-Vereine für Abschaffung der beim Schlachten vorkommenden unnöthigen Thiermartern zu unterstützen. Elpis Melena.

Gotha, im November 1887.

Schopenhauer über Kettenhunde. Den alleinigen wahren Gefährten und treuesten Freund des Menschen, diese kostbarste Eroberung, die je der Mensch gemacht, wie Fr. Cuvier sagt, und dabei ein so höchst intelligentes und feinfühlendes Wesen, wie einen Verbrecher an die Kette legen, wo er vom Morgen bis zum Abend nichts, als die stets erneute und nie befriedigte Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung empfindet, sein Leben eine langsame Marter ist, und er durch solche Grausamkeit endlich enthundet wird, sich in ein liebloses, wildes, untreues Thier, vor dem Teufel Mensch stets zitterndes und kriechendes Wesen verwandelt! Lieber wollte ich einmal bestohlen werden, als solchen Jammer, dessen Ursache ich wäre, stets vor Augen haben. Es sollte verboten sein und die Polizei auch hier die Stelle der Menschlichkeit vertreten.

Dr. Ignaz Franz Castelli, geboren zu Wien 1781, gestorben 5. Februar 1862, namhafter Dichter und Prosaiker, schreibt in den „Memoiren seines Lebens“:

Es ist mir unmöglich, ein Thier zu tödten; und müßte ich ihm selber das Messer in die Kehle stechen, ich würde gewiß nie ein Huhn essen. Ja, selbst jene Thiere, welche den Menschen plagen, ich verscheuche sie, aber ich tödte sie nicht. Ich hasse die Jagd; ich habe ein Grauen vor einem Fleischhauer; ich kann es nicht sehen, wenn Pferde schwer ziehen müssen. Wie viele Zeisige habe ich schon gekauft, welche sich ihr Futter in einem kleinen Wägelchen und ihr Wasser in einem Fingerhut empor zu ziehen gezwungen sind, um sie von ihrer Last zu befreien! und wenn ich unwillkürlich — denn mit Willen thue ich dieses nie — auf eine Raupe trete, so thut es mir wehe. Das ist etwas übertrieben, sagen mir viele Leute, allein ich kann nicht anders: dies Gefühl ist stärker als ich. — Ich habe sogar jetzt in meinem hohen Alter in Nieder-Oesterreich einen Verein gegen Mißhandlung der Thiere gegründet, und dies Eine erfreut mich mehr als Alles, was ich in meinem ganzen Leben zu Stande gebracht habe.

Edward Everett, berühmter Redner in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, sagt über die Behandlung der Thiere (Orations and speeches. 7. edition, Boston 1865): „Derjenige, der sein Pferd oder sein Rind unnöthig leiden läßt, mag auf zwei Beinen gehen und wie ein Mensch aussehen, aber er ist eine Bestie.

Die Thiere haben weniger Freuden als wir und müssen schwer arbeiten, und zwar für Interessen, die nicht die ihrigen sind. Ihr Halbbewußtsein, ihre Wehrlosigkeit, ihre stille Ergebung: dies Alles macht Anspruch an unsere Großmuth, um so unwiderstehlicher, als es der Stolz gerade dieses Jahrhunderts ist, die Anerkennung nicht nur der Menschenrechte, sondern des Anrechts aller lebenden Wesen an der großen Welt-Revolution gesichert zu haben.“

Massenmord von Singvögeln auf Helgoland. Die Zuschrift eines Hamburgers macht den „Hamb. Corr.“ auf einen Barbarismus aufmerksam, der daselbst in der Herbstzeit verübt und selbst von deutschen Curgästen mit Eifer betrieben wird; es ist der Massenmord der nach dem Süden ziehenden Waldvögel; diese kleinen Thierchen machen auf Helgoland Rast und werden Nachts mittelst Laternen herangelockt und gefangen, um verzehrt zu werden. Der Leuchtthurmwächter hat, wie er jetzt geäußert, in einer Nacht 3000 Stück dieser kleinen Vögel getödtet. Hiernach müssen in der ganzen Zeit dieser scheußlichen Jagd Hunderttausende von größtentheils nützlichen Singvögeln umgebracht worden sein. Sind die Frauen, welche ohne vieles Nachdenken Vogelbälger zum Schmucke der Hüte verwenden, berechtigtem Tadel ausgesetzt worden, so giebt es für Männer, die aus Schlemmerei den Mord von Singvögeln veranlassen, kein Wort der Entschuldigung. (Rig. Ztg.)

Aus dem Thierleben. Aus Steinau a. O. schreibt man der „Bresl. Ztg.“: „Einen interessanten Beweis von der Treue und Anhänglichkeit eines Stückes Wild liefert folgendes Vorkommniß: Im Frühjahr 1875 wurde

von dem Förster Lohmann auf der benachbarten Herrschaft Diebau ein mutterloses Rehkalb (Mutterreh) aufgezogen. Dasselbe trank mit der kleinen Tochter des Försters aus einer Flasche und wurde so zahm, daß es mit den Hunden in den Wald ging, mit ihnen aus einer Schüssel aß und 2 bis 3 Treppen hoch auf den Boden des Hauses stieg. Als es die ersten Jungen hatte, wurde es nach und nach fremder, kam aber zuweilen noch nach Hause. Ein paar Jahre suchte es das Försterhaus nur noch im Winter auf, wo es von früh Morgens bis Mittags blieb. Die letzten vier Jahre hielt es sich zwar nur in der Nähe der Wohnung und in den Dorfgärten auf, blieb auch auf den Ruf „Grete", wie es von Jugend auf genannt wurde, stehen, war aber im Uebrigen ohne Zutraulichkeit. Bei dem diesjährigen tiefen Schnee aber fand es sich eines Tages unvermuthet vor der Thür der Försterwohnung ein und nahm wie früher das Futter aus der Hand. Am anderen Morgen erschien es in Gesellschaft von noch zwei Rehen. Letztere entfernten sich, nachdem sie gesättigt waren. Die 11jährige Grete aber hat es vorgezogen, in ihrem alten Heim zu bleiben; sie hat sich im Garten neben der Futterstelle ein Lager zurecht gemacht und läßt sich von dem kleinen Dachshunde des Herrn Försters ruhig umspringen und anbellen, ohne sich auch nur zu rühren."

Einladung zum Abonnement

auf die Thierschutz-Zeitschrift:

„Der Anwalt der Thiere".

Mit dieser Nummer schließt der III. Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir bitten unsere Leser im In- und Auslande, recht zahlreich auf dieselbe zu abonniren, unser Blatt in weiteren Kreisen zu verbreiten und ihm neue Abonnenten zuzuführen. Die bisherigen Abonnenten erhalten, falls keine Abbestellung zu rechter Zeit erfolgt, den neuen Jahrgang zugeschickt. Abonnementsbestellungen à 1 Rbl. = 2 Mark jährlich, mit Postzusendung 1 Rbl. 20 Kop. = 2 Mark 40 Pf. nehmen die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga, Sünderstraße, sowie Frau M. von Schilling, Riga, Hagensberg, Sommerstraße 7, entgegen. Die Jahrgänge I und II sind (mit einem Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen, in einem Bande) — so weit der Vorrath reicht, zu dem ermäßigten Preise von 1 Rbl. = 2 Mark, mit Postzusendung von 1 Rbl. 50 Kop. = 3 Mark, zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. Рига, 5 Декабря 1887 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).


Der Anwalt der Thiere.
DEM THIERE SCHUTZ IST IHM SEIN RECHT.
E. von L. Wolff in v.

Expedition: Buchhandlung Aexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

IV. Jahrgang. Januar—Februar 1888. № 1 u. 2.

Zum Eintritt in das Jahr 1888.

Der „Anwalt der Thiere" tritt mit gegenwärtiger Nummer in sein viertes Lebensjahr. So sehr er sich bewußt ist, noch in den ersten Anfängen seines Wirkens zu stehen, kann er doch mit Befriedigung auf den hinter ihm liegenden Zeitraum seiner Thätigkeit blicken. Er hat in diesen drei Jahren sein Wollen bewährt und seine Kräfte erprobt. Wo er die letzteren noch unzulänglich befunden hat, wird er bestrebt sein, sie zu üben und zu mehren. Daß aber sein Wollen selbst ihm bis hiezu Freunde und Gesinnungsgenossen zugeführt hat, kann ihn bei solchem Streben nur innigst bestärken und ermuthigen.

Es sind unserer Zeitschrift im Lauf dieser drei Jahre von überall her so werthvolle Zeugnisse der Sympathie zu Theil geworden, daß die Herausgeber in diesen allein einen nicht geringen Lohn für ihre Bemühungen erkennen müssen. Der „Anwalt der Thiere" ist manchem seiner Leser werth

geworden, das ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn; auf dieser Grundlage läßt sich weiter bauen. Ist dieser Leserkreis noch kein so ausgebreiteter, als es um der Sache willen erwünscht sein müßte, so liegt dies nur zu sehr in der Natur dieser Sache begründet. Es wäre Selbsttäuschung zu erwarten, daß ein Blatt, das es mit den Interessen des Thierschutzes ernst nimmt, die breite Popularität einer der bloßen Unterhaltung oder materiellen Interessen gewidmeten Zeitschrift im Fluge — oder überhaupt — sich gewinnen könnte. Noch immer gilt für ein litterarisches Unternehmen, das zur Hebung des sittlichen Bewußtseins in einer bestimmten Richtung, zur Beseitigung herrschender Mißbräuche, diese Mißbräuche an ihrer Wurzel zu erfassen sich genöthigt sieht, um an seinem Theil zu einem tiefgreifenden Umschwung der Gesinnung beizutragen, das entsagungsvolle Wort des edlen Friedrich von Spee in seiner Schrift über die Hexenprozesse (Cautio criminalis):

„Ich widme mein Buch Denen, die es nicht lesen werden, und also Denen nicht, die es lesen werden; denn die so einsichtig sind, daß sie glauben, es liege ihnen ob es zu lesen, diese haben schon Das, um dessentwillen sie es lesen sollen."

Und doch dürfen wir es uns nicht verschweigen, daß die Verhältnisse heutzutage für eine Thierschutzzeitschrift noch anders liegen; nämlich günstiger. Wir sind uns bewußt, auch Dem, der sich durch seine Theilnahme für unser Blatt bereits als Thierfreund und „Thierschützer" ausweist, nicht Unwichtiges bieten zu können. Wir sehen die Aufgabe vor uns, nicht ohne Aussicht auf einen Erfolg, mit dem praktischen Thierschutz in ein förderndes Einvernehmen zu treten, indem durch theoretische Ausführungen jeder Art, durch Aufdeckung und Bekanntmachung der bestehenden Uebel und die Untersuchung ihres Zusammenhanges mit unseren öffentlichen Kulturzuständen, das von dem Einzelnen Gefühlte zu etwas fraglos Bewußtem erhoben werde. Noch vor Kurzem wurde in Berlin von wohlmeinendster Seite her und inmitten einer thierschützerischen Gemeinschaft der Nutzen von Thierschutzzeitschriften einer zweifelnden Kritik unterzogen, und dies zwar aus Gründen, die im Wesentlichen mit der in den eben angeführten Worten Spee's ausgedrückten Erwägung sich decken. Wer es sich nur annähernd vergegenwärtigt hat, wie unabsehbar das Feld der praktischen Thierschutzthätigkeit ist, einer Thätigkeit, die nie ermatten darf, weil sie nie zu Ende geführt ist, und man von ihr an keinem Tage sagen kann oder sagen können wird, es sei genug geschehen, — wer auf der anderen Seite es sich nicht verbirgt, ein wie schwaches Hilfsmittel das geschriebene oder gedruckte Wort zur Erweckung einer Gesinnung ist, die nicht schon in dem Empfänger lebt: der wird die scheinbare Ungerechtigkeit oder mindestens Gleichgiltigkeit begreiflich finden, mit der vielleicht mancher aufrichtigste Thierfreund dem bedruckten Blättchen gegenübersteht, das zur direkten Abhilfe allerrealster Leiden durch sein monatliches Hinausflattern in die weite Welt nur so gar wenig beizutragen vermag. Denn es ist so, daß ein Thierschutzverein auf Schritt und Tritt auf die mitwirkende Thätigkeit der ihm Angehörigen zählen muß, um mit tausend Händen zu helfen, zu hindern, zu lindern, zu vermitteln und abzuwehren. Aber eben

die Unabsehbarkeit der Fälle, in denen uns die Mißhandlung des stummen Thieres empört, weist uns mit Nothwendigkeit noch auf den anderen Weg der Abhilfe, auf den Versuch, die uns noch fehlenden tausend Hände zu gewinnen und mit ihrer Hilfe einer trägen und grausamen Wirklichkeit nachzuhelfen. Für das duldende Thier *handeln*, für das schweigende *reden*, wird noch auf lange hinaus eine unerläßliche Doppelaufgabe bleiben. Wo es sich nun aber vollends, nicht um die rohen Ausschreitungen eines unwissenden Fuhrknechtes, sondern um die Verirrungen unserer hochgelehrten Professoren, der Zierden der Wissenschaft und des Stolzes unserer Fakultäten handelt, wo eine feige Duldsamkeit und Zurückhaltung unserer „Gebildeten" von der martervollsten aller Thierquälereien, der *Vivisektion*, sich gleichgiltig abwendet oder ihr gar das Wort redet, da tritt die Nothwendigkeit einer Erörterung der Fundamente des Thierschutzes in das hellste Licht. Wie die Dinge liegen, wie sie sich in dem nunmehr neunjährigen Kampf um die einschneidendste aller Thierschutzfragen unverkennbar herausgestellt haben, wird man sich die traurige Wahrheit nicht verhehlen, daß eben dem erschreckendsten Uebel unserer Tage gegenüber seine unabläßige Aufdeckung die einzig wirksame Waffe gegen dasselbe an die Hand giebt. Mit dieser Aufdeckung zugleich aber auch die Erörterung seiner Ursachen, ein weites Gebiet, in dessen Betretung alle Träger und Förderer einer wahrhaft menschlichen Kultur uns längst vorangeschritten sind.

Aber auch die unmittelbaren Bekämpfer des zuletzt genannten besonderen Greuels, dessen Brut so lange in unangefochtener Stille sich vervielfältigt hat, haben uns auf den Zusammenhang seiner bloßen Daseinsmöglichkeit mit der herrschenden utilitarischen Moralanschauung hingewiesen. In diesem Sinne hat der verehrungswürdige Gryzanowski das Motiv unseres Kampfes gegen die Vivisektion in den Spalten dieses Blattes als eine Kulturidee von der allergrößten Wichtigkeit und Tragweite bezeichnet, die Vivisektionsfrage selbst aber nicht als eine gewöhnliche Reform, sondern als

> „eine Frage, deren Tiefe sich erst dann erschließt, wenn man sich anschickt, sie zu lösen, und deren endgiltige Lösung nur in einem Phasenwechsel des philosophischen Bewußtseins, und in einer formalen Anerkennung der *Rechte der Thiere* und der *Selbstbeschränkungspflicht* der Menschen bestehen kann."

Wohl dürfen wir konstatiren, daß dieser Wechsel und Umschwung des philosophischen Grundbewußtseins über unsere Stellung zum Thiere im Werden ist. Erwägen wir den Druck, den eben unsere heutige „Bildung" selbst auf ihre Bekenner ausübt, so müssen wir bereits in den wenigen Tausenden von Personen, die sich zu einer entschiedenen Stellungnahme *gegen* einen öffentlich sanktionirten Mißbrauch verbündet haben, ein Symptom dieses Umschwunges erkennen. Es gilt ihn vollends herbeizuführen. Mag der bestehende Mißbrauch in dem unversieglichen menschlichen Egoismus einen noch so kräftigen Bundesgenossen finden, so muß er doch endlich einer besseren Einsicht weichen. Aber es handelt sich um eine tiefgreifende Reform. Der „Anwalt der Thiere" vertritt und fordert das Recht der Thiere und besteht auf der „formalen Aner-

kennung" dieses Rechtes, als des letzten Zieles einer jeden heutzutage dem Thierschutz zugewendeten Bethätigung. Jeder Blick ringsum muß uns leider belehren, wie weit wir noch von der bloßen Ahnung entfernt sind, daß das Thier ein solches natürliches Recht auf sein Dasein und Wohlsein besitze: im Guten wie im Bösen ist es fast ausschließlich der Willkür des Einzelnen preisgegeben. Jeder schaltet und waltet darüber, wie über sein vollkommen rechtloses Gut; der Versuch eines Fremden, dem Thiere sein unveräußerliches Recht zu wahren, wird von dem Besitzenden als direkter Eingriff betrachtet. Es führt nur ein Weg zu dem von uns herbeigewünschten Zustande, zum Rechtsschutz der Thierwelt durch die Staatsgewalt; er ist schmal und steil, und wer ihn wandelt, muß sich Schritt vor Schritt den Boden unter den Füßen erkämpfen. Die Thiere selbst können nichts zur Besserung ihrer Lage beitragen. Wir müssen für sie sprechen, welche selbst nicht für sich sprechen können.

„Alles Recht in der Welt ist erstritten worden, jeder Rechtssatz, der da gilt, hat erst denen, die sich ihm widersetzten, abgerungen werden müssen." Diesen tröstlichen Worten eines berühmten Rechtslehrers (R. v. Jhering) schließen wir noch den recht eigentlich auf die Wahrung des Rechtes der Thiere zu beziehenden Ausspruch desselben Mannes an: „Während sich jedem Gefühl, welches die selbsterlittene Rechtskränkung hervorruft, ein egoistisches Motiv beimischt, hat jenes Gefühl seinen Grund ausschließlich in der Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüth; es ist der Protest der kräftigen sittlichen Natur gegen den Frevel am Recht, das schönste und erhebendste Zeugniß, welches das Rechtsgefühl von sich ablegen kann". Möge das Bewußtsein, welches sich in diesen Sätzen ausdrückt, uns auch ferner in dem Kampfe für das Recht, gegen den Frevel, bestärken, um Sandkorn um Sandkorn von unserer dem Thiere durch Jahrtausende schuldigen Pflicht abzutragen und ein reineres sittliches Bewußtsein von unserer Stellung dem Thiere gegenüber allmählich herbeizuführen! C. Fr. Glasenapp.

Das deutsche Gemüth und die Thierwelt.

(Eine Betrachtung von Friedrich Hofmann.*)

Unter manchen guten Anlagen und Eigenschaften, welche wir Deutschen uns im Vergleiche mit anderen Völkern gerne beilegen, rühmen wir uns mit Vorliebe des Besitzes eines reicheren und tieferen Gemüthes. Am reinsten, weil ohne Beigeschmack von Selbstsucht, kann sich das Gemüth aber kundgeben im Verkehre des Menschen mit der Natur, insbesondere in seinem Verhalten zu der ihn umgebenden Thierwelt.

Und daß der germanische Mensch zur Thierwelt auf freundlicherem, vertrauterem Fuße steht als der Mensch lateinischer Abstammung, ist unschwer zu erkennen.

*) Dem „Kalender des Schulvereins für Deutsche" pro 1888 mit freundlicher Bewilligung des geehrten Verf. entnommen.

Welchen deutschen Reisenden hat nicht auf italienischen Märkten der Anblick der aufgehängten befiederten Sänger empört, die er in seiner Heimath zu schützen und mit Liebe zu behandeln gewohnt ist? Die Roheit und kalte Selbstsucht empören uns, mit welchen der Italiener die Schaaren der wandernden Singvögel, die müde und wehrlos an seinen Küsten landen, nur als eine ihm gespendete Ernte betrachtet und auf alle Weise tödtet, des mageren Bissens halber.

Wie mancher deutsche Soldat schüttelte in französischen Dörfern den Kopf, wann er unter den Dachvorsprüngen die langen Reihen von Bruttöpfen, in den Höfen die ihm ebenso fremden Kaninchenställe wahrnahm, in welchen Vögel und Kaninchen ihre Jungen unermüdlich zum Fraße für listige Menschen heranziehen.

Im Gegensatze hiezu finden wir in unseren Dörfern wohl Brutkästchen auf Bäumen, um den Vögeln das Nisten bequemer und sicherer zu machen, zum Danke dafür, daß uns die Insassen die Bäume vom Ungeziefer reinigen.

Wir verehren noch die Schwalbe und sehen der zuerst ankommenden mit Freude entgegen, der abziehenden mit Bedauern nach. Das Nisten der Schwalbe ist glückverheißend für das Haus, das Storchnest auf dem Rauchfange schützt nach dem Volksglauben in vielen deutschen Gauen vor Feuersgefahr, und Freund Langbein steht zu unserem Familienleben in noch viel innigeren Beziehungen. Der Rabe ist ein geachteter Vogel, und kein Bauer hebt gegen ihn eine Scholle auf.

Die Pferdeköpfe, die noch heutigen Tages vom steilen Giebel des niedersächsischen Bauernhauses in die Umgegend schauen, der Hahn, der lange auf den heiligen Eichen der Germanen stand, ehe er auf die Spitzen christlicher Kirchen übertragen wurde, sie sind Sinnbilder der Wachsamkeit, der vornehmsten Eigenschaft des treuen Pferdes wie des stolzen Hahnes.

Wie in einzelnen stehengebliebenen Sümpfen und versiegten Flußarmen der Lauf des einstigen Stromes uns erkennbar ist, so erkennen wir in solchen vereinzelten Zügen unseres heutigen Verhaltens gegen die Thierwelt den vollen Strom der Zuneigung, mit welcher unsere Ahnen, würdig ihrer arischen Abkunft, die Thierwelt liebend umfaßten.

Thiere waren die unzertrennlichen Begleiter, die Freunde selbst der Götter und Helden unserer Urreligion.

Auf Wotans, des stets sorgenden sinnenden Gottes Schultern saßen die Raben „Hugin" (Gedanke) und „Munin" (Erinnerung) und raunten ihm Weisheit zu, Kunde von allem, was geschah; Geri und Freki, die Wölfe, ruhten zu seinen Füßen. Auch allen anderen Göttern und Göttinnen waren Thiere geweiht — so der Ziegenbock, der Bär und der Fuchs dem Thor, der Eber dem Frô, das Schaf der Frigga, die Katze der Freia, der Storch und der Hase der Ostara Letztere schickt uns noch heute durch den Hasen die rothen Eier am Osterfeste, das wir nicht erst durch das Christenthum kennen gelernt haben. — Götter und Göttinnen konnten sich in Thiere verwandeln; gewiß eine sinnige Erinnerung an die gemeinsame Grundanschauung mit unseren arischen Brüdern in Indien, bei welch letzteren die Liebe zum

Thiere noch heute religiöse Satzung ist und in dem Glauben an die Seelenwanderung ihren schönsten Ausdruck gefunden hat.

Daß bei solchen Anschauungen das Thier in den Augen unserer Ahnen nicht das verächtliche Wesen war, das es heute ist, vielmehr wesentliche Eigenschaften des Thieres, wie Muth, Treue, Liebe, Selbstaufopferung für seine Jungen und seinen Herrn, Unmöglichkeit der Verstellung u. s. w. dem Menschen als Vorbilder dienten, beweist unsere altdeutsche Namenbildung. Mehr als in anderen Aeußerungen erkennen wir die Anschauungen eines Volkes in den Namen, welche es sich erfindet und seinen Liebsten beilegt. Die Thierfreundlichkeit der Germanen ersehen wir daher in vollster Deutlichkeit aus den überaus zahlreichen Namen, deren Zusammensetzung in so poesievoller Weise aus Thiernamen gebildet ist.

So stammen vom Wolf Hunderte von Zusammensetzungen her: z. B. Wolfwin, Wolfrat, Wolfrich, Wolfgang, Wolfram, Wolfher, Wolfgrim, Wolfbrant, Wolfhelm, Wolfhart; ebenso die weiblichen Namen: Wolfrada, Wulfhilde, Wolfgunde, Wolfburg u. s. w.; vom Eber: Eberulf, Eberwin, Ebergast, Eberhelm, Eberhilde; vom Bären: Bernulf, Bernhart, Bernhold; vom Schwan: Schwanhild und Schwanburg; vom Adler oder Ar: Arnberg, Arno, Arnold, Arnulf; ebenso Roßwitha vom Roß, Sieglinde von der Schlange u. s. w.

Höchst bedauerlich bleibt es, daß mit der Einführung des Christenthums in den deutschen Gauen nicht nur die alten Götter geächtet wurden, die der Germane als schuldbeladene in seinem tiefen Rechts- und Sittlichkeitsgefühle bereits selbst zum Untergange durch die Götterdämmerung verurtheilt hatte, sondern auch die Neigung zum Thiere verdächtigt und bekämpft und damit unser Volk eines guten Theiles seines Gemüthes beraubt wurde. So sehen wir denn gerade in der Religion der Liebe die Thierwelt ausgeschlossen von der Liebe, ja von Schutz und Recht, und dies nennt unser großer deutscher Philosoph Schopenhauer, in dem das arische Gewissen wieder erwachte, einen Mangel des Christenthums, der sich in rein arischen Religionen nicht findet, und den es besser sei einzugestehen, als zu verschweigen und fortzusetzen.

Doch die reine Lehre des Erlösers dürfte hierfür kaum verantwortlich zu machen sein. Wenn wir dessen Worte beim letzten Liebesmahle richtig und im weitesten Umfange verstehen wollen, können sie uns nichts anderes sagen als: „Schlachtet fernerhin das Lamm nicht mehr; hier ist Brod und Wein; esset und trinket dies zu meinem Andenken!“ Den heidnischen Brauch des Thiertödtens und Thieropferns wollte er damit eben abgeschafft wissen, gewiß nicht nur für die religiösen Handlungen, sondern für das Leben überhaupt. Daß diese Vermuthung, welche von hellsehenden Männern ausgesprochen wurde, die richtige sein dürfte, beweist das Leben der ersten Christen, welche sich des Thierfleischessens enthielten und daher kein Blut vergossen; es beweisen dies die Aussprüche der ältesten Kirchenväter, wie des Clemens von Alexandrien, Basilius des Großen, des Gregor von Nazianz, des Johannes Chrysostomus, des heil. Hieronymus, welche diese Lehre in Wort und That verkündeten.

Da wir nun aber mit der christlichen Lehre auch das „alte Testament" übernahmen und das letztere sogar, obwohl durch das „neue Testament" sittlich verneint, thatsächlich in unserer Kultur gesiegt hat, so ist die jüdische Naturauffassung auch bei uns in alle Köpfe verwirrend eingedrungen; hienach ist die Thierwelt wie die ganze Natur ein Werk des Jehova, eine Sache, gemacht zum bloßen Nutzen des Menschen, und ein anderes als das Nützlichkeitsverhältniß kann zwischen Mensch und Thier fernerhin nicht mehr statthaben.

Anders eben als in dem idealen, phantasiebegabten Geiste des Ariers malte sich in den jeder Idealität verschlossenen semitischen Köpfen die Welt, Jener achtete im Thiere dasselbe ewige Wesen, das auch in ihm selbst nur dem Grade, nicht dem Wesen nach, verschieden lebt; bei diesem aber heißt es: „Furcht und Schrecken sei vor dir über alle Thiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel und über alles, was auf dem Erdboden kriechet; und alle Fische im Meere seien in euere (des auserwählten Volkes) Hände gegeben!" Und nichts anderes weiß das alte Testament zum Schutze des Thieres anzuführen als jenes das Unrecht mehr eingestehende als verhindernde Wort: „Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes", wozu unser großherziger Schopenhauer mit Recht bemerkt, daß man dem Thiere nicht Erbarmen, sondern Dankbarkeit und Gerechtigkeit schuldig sei und meistens schuldig bleibe im hochmüthigen, vom Judengeiste chloroformirten Europa.

Unter dem Einflusse dieses Chloroformes geschah es, daß christliche Philosophen, wie Descartes und Wolff, die Thiere wie Maschinen ansahen, die keine Seele hätten, und geschäftig arbeitete die irregeleitete Phantasie des Menschen, sich die nahe Verwandtschaft und völlige leibliche Gleichheit des Thieres zu verdecken. Da wurden auf listige Weise alle Vorgänge im leiblichen Leben der Thiere, die sich in nichts von jenen bei uns unterscheiden, mit anderen Namen belegt. Wir essen und trinken, die Thiere hingegen fressen und saufen, wiewohl zahllose Menschen ihre Vernunft nur mißbrauchen, um hierin thierischer als jedes Thier zu sein; wir werden geboren und sterben und haben einen Leichnam — die Thiere werden geworfen und verenden und haben einen Cadaver — und was dergleichen Ausdrücke mehr sind. Der Jäger beschönigt sein blutiges, grausames und in unserer Zeit völlig unnützes Handwerk dadurch, daß er anstatt von Augen, Ohren und Blut des Thieres von Lichtern, Löffeln und Schweiß spricht u. s. w.

Wir bedenken nicht, was wir reden, wenn wir einen Menschen von unnatürlichen Lastern — viehisch nennen, denn kein Thier hat solche Laster; und wenn wir unseren menschlichen Scheusalen Schimpfnamen beilegen, wie Hund, Schwein u. dgl., so beleidigen wir diese Thiere und ehren gegen unsere Absicht jene Scheusale.

Bevor wir von dem Nützlichkeitsdogma durchseucht waren, legten wir unseren Großen thierische Namen bei, um sie zu ehren, so Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe u. s. w.; und unsere Adelsgeschlechter wählten mit Vorliebe Thiere zum Wappenzeichen, wohl wissend, daß die Eigenschaften der Thiere uns zum Vorbilde dienen können.

Wohin sind wir seitdem „fortgeschritten"? Zu der unmäßigen Ausbeutung des Thieres, dessen Arbeitskraft wir nicht nur bis zur Ungebühr in Anspruch nehmen, sondern das wir auch zum Danke dafür zuletzt noch auffessen, wahrscheinlich um es (wie ein christlicher Gelehrter jüdischen Blutes in Berlin den schnöden Muth hatte zu sagen) „theilnehmen zu lassen an der Auferstehung des Fleisches und der ewigen Seligkeit", indem wir es unserem Fleische einverleiben, — ist im Zeitalter der Humanität und Aufklärung noch eine neue Art gekommen, das Thier für den Menschen „nützlich" zu machen d. i. der „Thierversuch", Vivisektion mit dem Fremdnamen, Thierfolter zu deutsch. Da wollen nun die Vivisektoren durch die schmerzhaftesten Eingriffe in das Leben des sonst gesunden Thieres lernen, was dem siechen Menschen fehle, und wie er zu heilen sei, er der durch unnatürliche Lebensweise und zahlreiche Ausschweifungen auf langsame Art und meist schon durch die Schuld seiner Erzeuger krank geworden ist.

Wenn die Thierfolterer nur einen Theil der Zeit, die sie am Martertische zubringen, dazu verwenden wollten, um die Ursachen aufzufinden, warum denn die Menschen eigentlich allein von einem Heere von Krankheiten heimgesucht werden, die am Thiere sich nicht zeigen, so würde Etwas gewonnen und mit der Erkennung der Ursachen logischer Weise auch das Mittel zur Abwehr und Vermeidung solcher Leiden gegeben sein. Beim Apotheker oder am Martertische kann dieses Mittel nimmermehr gefunden werden.

Bieten die Religionslehren und die Gesetzgebung dem Thiere keinen Schutz gegen unmenschliche Behandlung, so rührt sich doch allgemach das Volksgewissen, das Gemüth, und zwar am kräftigsten in germanischen Ländern. Thierschutzvereine entstehen überall, ja Thierschutzhäuser wurden gegründet, die es vor nicht langer Zeit nur in Indien gab. Während manche dieser Vereine sich noch unter dem Wahlspruche: „Thiere schützen heißt Menschen nützen" vornehmlich nicht an das Erbarmen, sondern an die Selbstsucht des Menschen wenden, somit sich von alttestamentlicher Weltanschauung noch nicht freigemacht haben, sind andere von wahrhaft sittlichen Beweggründen geleitet und sagen: „Dem Thiere Schutz ist ihm sein Recht."

Unter dem steten Andringen dieser Vereine ist die Thierfolter in England auf das Aeußerste beschränkt worden, und man hört nicht, daß die englischen Aerzte hiedurch ungeschickter geworden seien.

Auch in Deutschland haben die Thierschutzvereine sich Gehör im Reichstage erkämpft, und die edlen Männer, welche für das gequälte Thier dort ihre Stimme erhoben, wurden zuletzt ohne das früher übliche Gelächter von Seiten des „Freisinns" angehört. Der Reichskanzler Fürst Bismarck selbst beklagte es den Vorstellungen der Thierschützer gegenüber, daß ihm das Gesetz keine Handhabe biete, um die Roheiten zu verfolgen und bedauerte, daß seine Arbeitskraft anderweitig zu sehr in Anspruch genommen sei, um hier gesetzliche Abhilfe zu schaffen. Haben die deutschen Thierfreunde bis jetzt auch noch keine Parlamentsmehrheit zum Vortheile des Thieres umgestimmt, so sind doch gerade in diesem Lande die begeistertsten Kämpfer aufgetreten, welche die Behauptungen der Vivisektoren, ihr blutiges Handwerk

sei zum Nutzen des Menschen unentbehrlich, in ihrer ganzen Unwahrheit gezeigt haben. So der edle Ernst von Weber in Dresden, der Königsberger Arzt Dr. Gryfanowski und viele andere.

Erhebt sich dergestalt aus den Reihen der Männer der Wissenschaft, die durch Erziehung und Beruf mehr mit dem Verstande arbeiten, schon Widerspruch gegen Ausschreitungen der Wissenschaft, die das schuldlose Thier zu büßen hat, so haben wir von Dichtern und Künstlern, deren Geisteserzeugnisse aus dem Herzen mindestens ebensoviel Säfte ziehen als aus dem Kopfe, gewiß noch Besseres zu erwarten.

Wie der älteste Dichter, das Volksgemüth selbst, in seinen Göttersagen insbesondere bei den Indern und Germanen sich der Thierwelt wohlwollend annahm, haben wir schon erwähnt. Bei den Griechen, jenem edelarischen Volke, kam es zu ähnlichen Ergebnissen.

Homer schildert die Hippomolgen und Galaktophagen im Lande der Geten (Goten?), die sich nur von Milch und Früchten nährten, als die gerechten Völker. Ueber die Gefährten des Odysseus, welche die Rinder des Helios schlachteten, bricht der Zorn des Gottes herein, und nur Odysseus selbst, der dem Frevel ferngeblieben war, entging dem Verderben. Aesop gilt als Erfinder der Thierfabel, die aber wohl aus Indien stammt, in der Thiere wie Menschen redend auftreten, welch ersteren damit also eine Seele zuerkannt wird. Swift in seiner Thierbeichte behauptet sogar, Aesop habe die Menschheit dadurch ehren wollen, daß er Thiere wie Menschen auftreten läßt. Noch unerschrockener war Plutarch, der ein Gespräch des Odysseus mit seinen von der Zauberin Kirke in Thiere verwandelten Genossen erfand, in welchem die letzteren gegen ihre Rückwandlung zu Menschen entschiedenen, gegründeten Widerspruch erheben.

Die Thierfabel wurde von den germanischen Völkern mit großer Vorliebe aufgenommen und weiter behandelt; man denke an das alt-deutsche Thier-Epos „Reinecke Fuchs"!

Siegreich bricht das arische Gemüth in unsern größten deutschen Dichtern des Mittelalters wieder hervor, in Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide.

Der Parsifal Wolframs, in Waldeinsamkeit erzogen, verfällt zwar den ritterlichen Neigungen, schafft sich Bogen und Pfeile und wird Jäger.

„Wenn er jedoch das Vöglein schoß,
Dem erst Gesang so hold entfloß,
So weint' er laut und strafte gar
Mit Raufen sein unschuldig Haar."

Der Vögel Gesang durchdrang dem Knaben das Herz und dehnte ihm die Brust, daß er unklaren Sehnens voll weinend zur Mutter lief, ohne ihr mit Worten sein Leid klagen zu können. Da trug die Mutter den Vögeln Haß und wußte nicht warum. Sie sandte das Gesinde, die Vöglein zu scheuchen und zu tödten. Doch:

„Etliche blieben wohl am Leben,
Die hört man neuen Gesang erheben.
Der Knabe sprach: „Bei eurer Huld,
Was giebt man wohl den Vöglein schuld?"
Er erbat ihnen Frieden gleich zur Stund.
Seine Mutter küßt' ihn auf den Mund,
Sie sprach: „Was brech' ich sein Gebot,
Der doch ist der höchste Gott?
Sollen Vöglein trauern meinethalb?"

Wir sehen, ein anderer Gott ist es, der aus deutschen Dichtern redet, als jener, der zu seinem auserwählten Volke sprach: „Furcht und Schrecken sei vor euch über der ganzen Thierwelt!"

Von Walther, der, wie aus seiner Grabschrift im Münster zu Würzburg hervorgeht, der „Vöglein Weide" gewesen ist, geht die schöne Sage, daß er in seinem letzten Willen verordnet habe, auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner zu streuen und Wasser zum Trinken hinzugießen. Dazu habe er in den Stein, unter dem er begraben sein wollte, vier Löcher machen lassen zum täglichen Futter für die Vögel.

Wie liebevoll sich Herder, Rückert, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann und Weber, der Humorist und Verfasser des Demokritos, zu den Thieren neigten, weiß jeder, der ihre Werke kennt. Jean Paul nahm keinen Bissen in den Mund, ohne vorher seinem Hunde zu seinen Füßen davon zu kosten zu geben; war die Speise nicht für das Thier geeignet, so sollte es sich doch davon selbst überzeugen.

In des Dichters „Levana oder Erziehungslehre", die unvergängliche Lehren enthält, finden wir die schönsten Abschnitte über Thierliebe und Achtung des Thierlebens „Das Kind lerne alles thierische Leben heilig halten, man gebe ihm das Herz eines Hindu statt des Herzens eines Cartesischen Philosophen!" „Leben an sich sei heilig, jedes, auch das unvernünftige, und kennt denn das Kind ein anderes? Oder soll das schlagende Herz unter Borsten, Federn und Flügeldecken darum keines sein?"

Zornig eifert Jean Paul über jenen „dummen Menschen-Egoismus, der sich von Gott alle Thierreiche und alle bevölkerten Meere und Wüsten mit ihren mannigfachen Lebensfreuden bloß als Zins- und Deputatsthiere, Martinsgänse, Rauchhennen ꝛc. seines Magens liefern läßt!"

Hat die „Levana" bis heute den ihr gebührenden Einfluß auf die Kindererziehung bekommen? Man schlage die gebräuchlichen Lese- und Sprachlehrbücher unserer Schulen auf, und auf jeder Seite finden wir Sätze wie: „Der Metzger schlachtet das Schwein," „die Bienen liefern uns Wachs und Honig, die Henne Eier, das Schaf und die Kuh Wolle, Haare, Milch, Butter und Fleisch u. s. w." Sie liefern das Alles? Nein, seien wir wahrhaftig: sie bereiten es für sich und ihre Jungen, und wir nehmen es uns.

Vorahnend spricht Jean Paul die spätere vollkommene Ethik Schopenhauer's aus in dem Satze: „Thierliebe hat, wie die Mutterliebe, noch den Vorzug, daß sie für keinen Vortheil der Erwiderung und noch weniger des Eigennutzes entsteht und zweitens, daß sie jede Minute einen Gegenstand und eine Uebungsminute findet."

Von Schiller besitzen wir das hehre Gedicht: „Das Eleusische Fest." Ceres, die Göttin des Ackerbaues, schreitet siegend und beglückend über die Erde; die blutgefüllte Opferschale weist sie schaudernd zurück (auch hier also die Aufforderung, das Lamm nicht mehr zu schlachten!); reine Opfer will sie haben, Früchte, die der Herbst beschert. Der Hand des rauhen Jägers entwindet sie den Speer und macht ihn zum Pfluge, damit die Erde ritzend, auf „daß der Mensch zum Menschen werde". Und daß diese Verurtheilung der Jagd nicht ein vereinzeltes Gefühl bei unserem großen Dichter war, lehrt uns seine Ballade: „Der Alpenjäger." Hier wird geschildert, wie der harte Jäger die zitternde Gazelle verfolgt, wie er ihres stummflehenden Blickes nicht achtet und den Bogen erhebt; aber der Geist des Berges tritt schützend hervor und rettet das gequälte Thier. „Mußt du Tod und Jammer senden", ruft er „bis herauf zu mir? Raum für Alle hat die Erde; was verfolgst du meine Heerde?"

Von Goethe, von dem wir aus dem „Faust" wissen, daß er seine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kannte, gehört hierher die schöne Ballade vom Fischer, der kühl bis ans Herz hinan am Flusse sitzt und mit Menschenwitz und Menschenlist die Fischlein hinauflockt in Todesglut. Von diesem humansten, obwohl nicht philosemitischen Dichter, können sich unsere Vivisektoren auch sagen lassen, daß sich die Natur mit Gewalt des Schleiers nicht berauben und sich das, was sie uns nicht offenbaren will, mit Hebeln und Schrauben nicht abzwingen läßt.

Regte sich in den bisher angeführten geistvollen Männern unseres Volkes gleichsam unbewußt das arische Gewissen, so feierte dieses edle Gewissen seine glänzendste Auferstehung in Richard Wagner. Er, der am deutlichsten wiederempfand, was, Jahrhunderte verschüttet, in der Seele unseres Volkes Eigenes und Ursprüngliches schlief und lebte, bevor die kränklichen fremden Reiser römischer Bildung und jüdischer Sittenlehre auf den gesunden germanischen Stamm gepfropft wurden, welcher darauf das einheitliche Aussehen eines ungehemmt entfalteten Baumes nie mehr gewann, Wagner hat sich des getretenen, von Religion und Tugendlehre, von Gesetz und Sitte fast aufgegebenen Thieres in nachdrücklichster Weise und bewußtester Absicht angenommen. Das Mitleid, dem Menschen wie dem Thiere gegenüber, will Wagner mit Schopenhauer, als die einzig wahre Grundlage jeder Sittlichkeit anerkannt wissen, jenes Mitleid, das der Jude Spinoza als entbehrlich, ja unvernünftig bezeichnete.

Den Thierfolterern räth Wagner, einmal nicht in das aufgeschlitzte Innere, sondern in das brechende Auge des Thieres zu schauen; „vielleicht fände der wissenschaftliche Forscher hier zum erstenmal das Allermenschenwürdigste ausgedrückt, nämlich: Wahrhaftigkeit, die Unmöglichkeit der Lüge, worin, wenn er noch tiefer hineinschaute, die erhabene Wehmuth der Natur über seinen eigenen, jammervoll sündhaften Daseinsdünkel zu ihm sprechen würde."

Ein Feind jeder Halbheit will der Meister die Vivisektion nicht etwa beschränkt, sondern gänzlich abgeschafft wissen.

„Wir verachten den Menschen, der das ihm verhängte Leiden nicht standhaft erträgt und vor dem Tode in wahnsinniger Furcht erbebt: gerade für diesen aber vivisiciren unsere Physiologen Thiere, impfen ihnen Gifte ein, welche jener durch Laster sich bereitet, und unterhalten künstlich ihre Qualen, um zu erfahren, wie lange sie etwa auch jenem Elenden die letzte Noth fernhalten könnten!"

„Wer wollte in jenem Siechthum, wie in dieser Abhilfe, ein sittliches Moment erblicken?"

Wagner, unser größter Dramatiker, ist frei von dem Hochmuthsdünkel, daß das Thier nicht auf die Bühne gehöre. Im Sinne Herder's, daß die Thiere die älteren unmündigen Brüder des Menschen seien, sehen wir sie hier behandelt. Der Schwan im Lohengrin, Grane, das Roß im Ring des Nibelungen, wem sind sie nicht vertraut geworden?

Selbst das Unthier Fafner, das Siegfried erschlagen muß, wird von dem Helden betrauert; seine Heiterkeit weicht dem Ernste, des Wurmes Tod reut ihn fast, da viel ärgere Schelme unerschlagen noch leben; Mime, der ihn den Wurm morden hieß, den haßt er mehr als den Wurm. Siegfried lauscht der Stimme der Natur und versteht den Gesang der Vöglein. Von ihnen und den Füchsen und Wölfen des Waldes hat er gelernt, was Liebe sei, und nie entwandt' er den Müttern die Jungen. Mit dem Bären steht er auf besserem Fuße als mit dem heuchlerischen Mime. Nie ist das bewunderungswürdige Urbild des arischen Menschen wahrhaftiger dargestellt worden als in Wagner's Siegfried. Doch es ist eine Welt des Luges und Truges, in der wir leben. Der arglose Siegfried, der zwar kein Fürchten kennt und keiner Gewalt weicht, er erliegt der Nibelungenlist. Die Welt bedarf eines anderen Retters, und Wagner zeigt uns ihn in seinem letzten vollendetsten Werke, im „Parsifal". Der unbelehrte, aber reine Knabe Parsifal betritt mit der Thorenthat des Jägers die Bühne. Er erlegte den Schwan auf dem Gebiete der Gralsritter, denen das Thier für unverletzlich gilt. Die Strafrede, die ihm Gurnemanz hält, hören wir mit Erschütterung:

„Unerhörtes Werk!
Du konntest morden? hier im heil'gen Walde,
des stiller Frieden dich umfing?
Des Haines Thiere nahten dir nicht zahm,
grüßten dich freundlich und fromm?
Aus den Zweigen, was sangen die Vöglein dir?
Was that dir der treue Schwan?"

— — — — — — — — — — —

„Er war uns hold: was ist er nun dir?
Hier — schau her! — hier trafst du ihn:
Da starrt noch das Blut, matt hängen die Flügel;
das Schneegefieder dunkel befleckt, —
gebrochen das Aug', siehst du den Blick?
Wirst deiner Sündenthat du inne? —

„Ich wußte sie nicht" — das ist seine Entschuldigung.

Parsifal erträgt den Blick des brechenden Auges nicht und zerbricht, von Reue erfaßt, sein Mordwerkzeug. So fühlend geworden, wird er beim

Anblicke und der Klage des siechen, wunden Königs von Mitleid ergriffen, und in diesem Mitleid stark, widersteht er der Verführung und gewinnt den Speer zurück, der dem Könige die Wunde schlug, und der sie einzig heilen kann. Alle Kräuter und Tränke waren vergebens, die That des Mitleidens allein war heilbringend; das mitleidige, thätige Herz wiegt das Gehirn auf. Das ist eine Lehre, die uns der „Parsifal" giebt. — — — — —

Am Ende dieser Betrachtung angelangt, können wir das Gedachte dahin zusammenfassen, daß uns ein reicherer Vorrath von Gemüthskräften und Anlagen nicht abzusprechen ist; daß diese reine Glut jedoch vielfach verschüttet und mit den Schlacken fremder Naturauffassung verunreinigt ist. Am erkenntlichsten noch leuchtet uns die lautere Flamme des arischen Menschenthums, die aber die Duldung des Schlechten nicht in sich begreift, in den Sagen unseres Volkes, in den Dichtungen und Aussprüchen der Weisen, Denker und Dichter, die uns zu geben das Geschick nicht müde geworden ist. Suchen wir daher dieses köstliche Erbe unserer Edelsten uns wahrhaft zu eigen zu machen und begnügen wir uns nicht damit, unsere Großen mit dem Titel „Klassiker" oder „Romantiker" geehrt und abgelohnt zu haben, sie ein bleiches Schriftthumleben auf unseren Büchergestellen führen zu lassen, indeß wir uns im wirklichen Leben von einer undeutschen Bildung am Gängelbande führen lassen. Jene Großen haben umsonst für uns gelebt, wenn wir nicht lernen mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Herzen zu fühlen. Erst wenn wir die Schöpfung mit ungetrübten arischen Augen betrachten und die verzerrenden Gläser verschmähen, die eine barbarische, jüdisch-römische „Civilisation" uns schon allzulange vor die Sinne hält, — erst dann wird der Tag dem Edlen endlich kommen.

Aus dem Leben.

v. H. Den verflossenen Sommer verbrachte ich auf dem Gute einer mir eng befreundeten Familie im Gouvernement Nowgorod.

Weniger Jäger als leidenschaftlicher Naturenthusiast, fühlte ich mich mächtig von Wald und Flur angezogen und durchstreifte täglich die umliegenden Waldungen. Mein ständiger Begleiter war ein Vorsteh-Hund, welchen ich vor 8 Jahren, drei Monate alt, für 30 Kopeken gerade in dem Moment erstanden hatte, als der „unnütze Fresser" von seinem Besitzer, einem armen Bäuerlein, abgethan werden sollte. Der Hund war entsprechend der Kunst eines Sonntagsjägers nicht eben sehr fein dressirt, aber zu einem kräftigen Repräsentanten seiner Race herangewachsen und ich hatte ihn sehr lieb gewonnen.

Diese Liebe steigerte sich noch im letzten Jahre, welches mir argen Kummer gebracht hatte; denn der verflossene Winter hatte mir die heißgeliebte Mutter geraubt und mich durch den Treubruch der auf Händen getragenen Braut der Verzweiflung nahe gebracht. Mein Schützling war der einzige Zeuge jener schmerzlichen Stunden gewesen, ihm allein hatte ich meine inneren Qualen enthüllt; auch glaube ich ein tiefes Verständniß für mein Seelenleiden beim treuen Thiere gefunden zu haben, denn zu deutlich

sprachen seine seelenvollen Augen: „in Leid und Noth dein treuster Freund!“ Er hat Wort gehalten.

Nach eingenommenen Mahle hatten sich eines Tages unsere Hausgenossen auf der kühlen Veranda versammelt, um den scheidenden Sommertag zu genießen, als ein Forstwächter mit der Bitte um ein Gewehr, die Nachricht brachte, eine Kuh sei ca. 10 Werst von unserem Wohnorte von einem Bären zerrissen worden.

Der Schreck, welchen diese Mittheilung bei den Damen erzeugt hatte, ging auch zum Theil auf mich über und fast hätte ich dem Zureden der Damen nachgebend, auf meinen gewohnten Abendspaziergang verzichtet, wenn nicht der Hausherr, ein alter Jäger, malitiös lächelnd, zu seiner jungen Gattin gesagt hätte: „liebes Kind, Du wirst ja ganz zum alten Weibe!“ Dieses gab den Ausschlag; mein Ehrgefühl litt es nicht, den Furchtsamen zu spielen und ich erhob mich zum Ausgange. Mein Schützling muß eine Vorahnung des Kommenden gehabt haben, denn, was er früher nie gethan, er folgte mir erst auf wiederholte Aufforderung.

In der schönen Waldesluft verlor ich gar bald meine beängstigte Empfindung.

Da wirft sich mein Hund plötzlich winselnd mir zu Füßen — wenige Schritte vor mir erblicke ich, hochaufgerichtet, einen gewaltigen Bären.

Der Bär griffe, nicht gereizt, — so hatte ich gehört — selten einen Menschen an. Aber der Anblick des Unthiers raubte mir die Ueberlegung; fast unbewußt riß ich das Gewehr von der Schulter und schoß eine Schrotladung auf den Bären ab. Er brüllte laut auf, hob sich auf die Hinterbeine und kam zähnefletschend auf mich los. In Gedanken nahm ich schon Abschied vom Leben. Da ertönt plötzlich ein verzweiflungsvoller, halbmenschlicher Aufschrei — ein blitzschneller Sprung — mein Hund hängt buchstäblich an der Kehle des Gegners. Der Bär brüllte fürchterlich, schüttelte den mächtigen Körper und versuchte mit gewaltigen Prankenhieben sich des Gegners zu entwehren. In Fetzen flog Haut und Fleisch, in Strömen floß das Blut — aber der Hund war wie an den Hals des Bären gewachsen. Nur noch wenige Augenblicke und beide Gegner lagen am Boden. Da erst zog ich mein breites Jagdmesser aus der Scheide und stieß es bis an's Heft dem Bären in die Seite. Noch ein Aufbrüllen, ein convulsivisches Zucken und er war verendet.

Mein Leben war gerettet; aber wie theuer war es erkauft! Ich beugte mich zu meinem sterbenden Freunde nieder — kaum athmete er noch — seine Augen waren geschlossen, — doch von mir berührt, regte er sich, beleckte meine Hand mit blutender Zunge und neigte den Kopf zum letzten Mal.

Mein letzter schwerer Verlust in diesem Jahre!

Spät Abends brachte ich den Leichnam meines treuen Thieres in's Gehöft und begrub ihn eigenhändig unter dem knorrigen Stamme einer sturmbewährten Eiche.

Ungeachtet aller Einwände meiner liebenswürdigen Gastgeber reiste ich früh Morgens ab.

Zum Pferdeschutz.

(Zuschrift aus München).

In der so hervorragenden Thierschutzangelegenheit des Pferdeschutzes beehrt uns Herr Forstamtscandidat M. Illing in München, unter Beifügung einer erneuten freundlichen Spende für das Rigaer Thierasyl mit der speciellen Bestimmung für das Wohl und die Pflege des schwerstgeplagten unserer Hausthiere, des Pferdes*), mit einer dankenswerthen Zuschrift, deren Inhalt jedem wahren Thierfreunde aus dem Herzen geschrieben ist, und die wir aus diesem Grunde den Lesern unseres Blattes nicht vorenthalten wollen. Wir nehmen uns vielmehr die Freiheit, aus dem begleitenden an die Präsidentin des Comité's gerichteten liebenswürdigen Schreiben, zur Einführung des Nachstehenden, ebenfalls noch eine kurze, doch aber der Mittheilung an unsere Leser werthdünkende Reflexion herauszuheben, die, auf Grund eigener Erfahrungen im theilnahmvoll beobachtenden Verkehr mit Pferden, von einer Vergleichung des hinsichtlich seiner intellectualen Eigenschaften vielverkannten edlen Zugthieres mit dem Hunde seinen Ausgang nimmt. „Ich hatte früher Gelegenheit", schreibt Herr M. Illing, „ziemlich viel mit Pferden umzugehen, und habe dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß das Pferd, wollte man sich ebenso viel mit ihm abgeben, wie mit dem Hunde, diesem an Intelligenz und treuer Anhänglichkeit nicht im Mindesten nachstehen würde. Es ist aber selten möglich oder doch Vielen unbequem, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen. Dagegen läßt man ihm in weitaus den meisten Fällen in den Jahren der Jugend und Kraft eine vorzügliche, ja ängstliche Pflege angedeihen; kommt es nun beim Verkauf in andere und zwar jedesmal in schlechtere Hände, so empfindet es den Mangel der früheren, besseren Verhältnisse um so schmerzlicher, als es im Alter und bei der nunmehr viel härteren Arbeit einer sorgfältigen Pflege erst recht bedürfte, während in Wirklichkeit an deren Stelle nur eine rohe, grausame Behandlung tritt. Das Pferd ist ja allerdings zur Arbeit geboren; man soll seine ganze Kraft ausnützen und kann auch das alte Pferd sehr wohl zur Arbeit gebrauchen, — aber unter der einen Voraussetzung, daß man ihm die entsprechende Pflege zu Theil werden läßt und es vor Mißhandlungen schützt. Das ist nicht mehr als billig!"

Auch in den folgenden Ausführungen des kenntnißvollen warmen Pferdefreundes wird die intellectuale Eigenschaft des Pferdes andeutend als die Ursache gestreift, vermöge deren es eine grausame Behandlung, ja nur den häufigen Wechsel des Besitzers, unter stetiger Verschlechterung seiner Lage, weit schwerer empfindet, als wenn es wirklich der fühllos stumpfe Automat, die empfindungslose Arbeitsmaschine wäre, zu der es menschlich utilitarischer Stumpfsinn herabzudrücken jederzeit geneigt ist. Wie tief ist das edle Thier unter solcher Behandlung gesunken! Was ist aus dem Genossen

*) Ueber diese freundliche Gabe aus weiter Ferne, im Betrage von dreißig R.-M. — wovon 20 M. von Seiten einer jungen Münchener Künstlerin, aus dem Erlös einer „ersten Bestellung" — wird hiermit auf das Wärmste dankend quittirt.

der Heroen der Vorzeit, dem intelligenten Freund und Zeltgefährten des Arabers unter den Händen unserer Miethfuhrleute geworden! Gar selten haben wir in den Erfahrungen des Rigaer Thierasyls Fälle eines menschenwürdigeren Verhaltens zu verzeichnen, wie den sehr schönen, uns im December 1885 begegneten, wo ein kurischer Pächter sein treues Thier, das er wegen anhaltenden Futtermangels in seiner Gegend nicht länger ernähren konnte, lieber im Thierasyl einem schnellen Tode überantwortete, als daß er es einem andern Besitzer verkauft hätte, — wiewohl man ihm, dem Unbegüterten, noch unterwegs 30 Rbl. dafür geboten hatte! In der Regel ist sein trauriges Schicksal dasjenige, wie es uns die Münchener Zuschrift, leider so sehr auch auf unsere Zustände passend, ohne Uebertreibung, aber mit erneuter Mahnung zur Abhilfe durch Anbahnung gesetzlicher Vorschriften in Bezug auf das Anhalten untauglich gewordener Pferde, schildert: es geht von Hand zu Hand, von Besitzer zu Besitzer, bis es nach schmählicher Ausnützung seiner letzten Kräfte nicht minder schmählich endet. Lassen wir hiernach den warm beredten Ausführungen Herrn M. Illing's das Wort:

„Kein Thier soll gequält werden; ein Thier, das dem Menschen Dienste leistet, hat um so größeren Anspruch auf Schutz, je wichtiger diese Dienste sind, und je höher die Entwickelungsstufe ist, auf der es steht. Beides trifft in vollstem Maße beim Pferde zu, — und nirgends wird das Ausnützungssystem in so schändlicher, jeder Menschlichkeit und Gerechtigkeit spottender Weise betrieben, wie ihm gegenüber.

Daß Pferde wie Maschinen behandelt werden, ist eine allzuberechtigte Rüge. Wenn es sich aber thatsächlich nur so verhielte, so wäre es ja immer noch gut; das ist jedoch leider nicht der Fall, denn während Maschinen, von denen man Arbeit verlangt, geheizt und in gutem Stande erhalten werden müssen, weil sie sonst einfach nicht arbeiten, werden unzählige Pferde ohne genügende Nahrung (Heizung) und Pflege gelassen und mittelst der Peitsche zur Arbeit gezwungen. Besitzt dann ein auf solche Weise gemartertes Thier einmal ausnahmsweise noch so viel Kraft um sich durch Beißen und Schlagen gegen seinen Peiniger wehren zu können, dann ist der gebildete und ungebildete Pöbel sofort bereit, das beklagenswerthe Opfer menschlicher Grausamkeit und Ausbeutungssucht der Bosheit und Störrigkeit zu zeihen.

Uebrigens bringt gerade hier dieses System nicht einmal den gewünschten Nutzen. Im Gegentheil sollten speciell über die Behandlung der Pferde strengste Vorschriften bestehen, wenn der Besitzer durch schlechte Behandlung seines Thieres nicht selber Schaden leiden will (vergl. Thierfreund, Mai-Heft 1887, S. 42 unten*). Daß solche Vorschriften nicht bestehen,

*) Die von unserm geehrten Gewährsmann angezogene Stelle lautet wie folgt: „Es wäre wirklich zeitgemäß und zweckdienlich, wenn von Seite des Staates zum Schutze der Pferde geeignete Maßnahmen getroffen würden, um den Uebelständen, die sich in größeren Städten häufig wiederholen und eine directe Schädigung des National-Vermögens involviren, zu steuern, indem geradezu die Hälfte, vielleicht sogar drei Viertheile des beim Fuhrwerks-Gewerbe verwendeten und zu früh zu Grunde gehenden Pferdematerials geschont und erhalten und das durch zweckmäßige Behandlung erzielte Plus der Production dem Exporte zugeführt werden könnte.

ist eben nur wieder ein Beweis, wie wenig der Thierschutz durch Hinweis auf materielle Vortheile erreichen kann und wird.

Daß das Pferd nicht, wie die meisten Thiere, nur passiv nützlich ist, sondern daß es arbeitend dem Menschen seine ganze Kraft hingiebt, und unter Anstrengungen, Entbehrungen und oft Mißhandlungen jeder Art (wobei nicht nur der körperliche Schmerz, sondern auch das Vermissen der früheren, besseren Verhältnisse sehr in Betracht kommt) alt und schwach wird, soll nur andeutungsweise erwähnt sein. Hätte es nun ausgedient, so wäre der Tod, und käme er in Form der grausamsten Schlachtmethode, immer noch eine Wohlthat im Vergleich mit dem, was noch bevorsteht.

Es würde zu weit führen, auf die groben Vernachlässigungen in Bezug auf Fütterung, Tränken, Stallung, Pflege, auf lahme, gebrochene und schlechtgeheilte Glieder, offene Wunden durch Kummetdrücke oder rohe Behandlung u. s. w. näher einzugehen. Aber selbst davon abgesehen, machen sich Wenige eine Vorstellung von den Leiden eines Pferdes in ihrem ganzen Umfange; denn außergewöhnliche Anstrengungen und körperliche Schmerzen sind für gesunde, kräftige Thiere höchstens eine Quälerei, für ein altersschwaches oder gar krankes Pferd aber eine namenlose Grausamkeit; und nun wirken Hunger, brennender Durst, Hitze oder Kälte, Ermattung bis zum Tode und dabei die anstrengendste Arbeit zu gleicher Zeit auf solch elendes Thier ein. Droht es dann zu erliegen, so kommt noch die Peitsche dazu, gerade dann erst findet sie als rechtes Marterwerkzeug die raffinirteste Anwendung. Wer je ein Pferd mit den müden, traurigen, dann wieder vor Angst und rasenden Schmerzen aus den Höhlen tretenden Augen auf diese Weise, ohne einen Klagelaut sich fortarbeiten sah, wochen-, monate-

---

Man braucht nur von jedem Kutscher zu verlangen, daß er einen Befähigungs-Ausweis über Pferdebehandlung nachweisen kann, welchen er sich in Wien ganz leicht durch den Besuch eines am k. k. Thierarznei-Institut zu errichtenden Cursus, in Provinzstädten bei den zur Unterweisung der Kutscher zu berufenden Thierärzten erwerben könnte.

Warum sollen denn die Kutscher keine Anleitung von fachmännischer Seite zur richtigen Ausübung ihres Berufes erhalten, wenn doch in den meisten anderen Gewerben auf Instruirung gesehen wird?

Endlich müßten die Polizei-Organe und das Publikum im Verein mit dem Thierschutzvereine alle Fälle von Barbarei, resp. Thierquälerei zur Anzeige bringen und die Kutscher in exemplarischer Weise gestraft werden, wodurch sich eine Besserung der bestehenden Verhältnisse gewiß erzielen ließe.

Warum sind denn die Verhältnisse auf dem Lande weit besser?

Weil der Bauer im Allgemeinen mehr besorgt ist um die Erhaltung seiner Thiere und nicht so brutal und moralisch verkommen ist, wie die meisten der städtischen Kutscher und Fuhrknechte, die häufig dem Trunke ergeben sind und wenn sie im Dienstverhältnisse stehen kein directes Interesse für die Erhaltung der Thiere haben.

Es wären deshalb auch seitens der Fuhrwerksgenossenschaften und Pferdebesitzer Prämien auf die Dauer, resp. auf Erhaltung der Thiere für bestimmte Zeit festzusetzen und die Lohnkutscher und Fuhrknechte durch Zuerkennung derselben zu interessiren, resp. anzuspornen.

Bei derartigen Maßregeln müßte sich wohl bald eine Aenderung der bestehenden Mißstände erzielen lassen." Werner Kl. . . .

lang, bis es unter den Fußtritten und Peitschenhieben roher Kerle sein Ende findet, der weiß, daß hier eine Vivisektion vorliegt, fast grausamer und mehr Opfer fordernd, als diejenige mit Messer und Pincette.

Auf dem Wege des Ankaufs ist eine wirkliche und ausgiebige Abhilfe aus bereits anderweitig erwähnten Gründen nicht durchführbar*); deßhalb muß hier abgeholfen werden durch eine gesetzliche Bestimmung, wonach der Gebrauch kranker, mit äußeren Schäden behafteter, lahmer und abgetriebener Pferde nicht nur bestraft, sondern überhaupt nicht geduldet wird. Auf dem letzten Verbandstage deutscher Thierschutzvereine wurde folgender Antrag 7 (Sondermann-München) angenommen: „Die Verbands-Vereine aufzufordern, ihre unausgesetzte Thätigkeit auch auf folgende Gesichtspunkte zu richten: Hufbeschlag und Bespannung der Hausthiere, Einführung des stollenlosen, englischen Hufbeschlags, Heranbildung tüchtiger Fuhrleute, Erlaß entsprechender polizeilicher Vorschriften für die Benutzung von Zugthieren, Verbesserung der Straßenbau-Technik ꝛc." Die Anregung an geeigneter Stelle ist also gegeben; um aber solche Vorschriften zu erwirken darf man sich eben nicht mehr auf gelegentliches Einschreiten in besonders krassen Fällen beschränken, sondern man muß dem altersschwachen Pferde in den Thierschutzbestrebungen eine weit höhere Berücksichtigung zu Theil werden lassen, als dies bisher vielfach geschehen, und zum Schutze des Pferdes in derselben gründlichen, ausdauernden Weise vorgehen, wie in der Schlacht- und Vivisektionsfrage. Bemühungen in dieser Richtung werden in kürzerer Zeit als bei letzterer wesentliche Erfolge aufweisen, da diese als gewissermaßen vorbereitend auch zuerst erreicht werden müssen; denn wie will man an eine wirksame Bekämpfung der Vivisektion denken, so lange unser edelstes Thier erst zu einem Krüppel heruntergeschunden und dann auf offener Straße langsam zu Tode gequält werden darf?

Das Pferd ist bei der vielseitigen Verwendung so mannigfachen Schmerzen, Entbehrungen und Vernachlässigungen ausgesetzt, daß, bis allen Uebelständen abgeholfen ist, wohl noch lange Zeit vergehen wird — die Sklaverei hat auch lange gedauert und wurde doch aufgehoben; mit demselben Recht und derselben Gewißheit wird auch die Thierquälerei ihr Ende erreichen; allein die Thierschutzvereine müssen das Herannahen dieses Zeitpunktes zu beschleunigen suchen und sind vor allem verpflichtet, Dinge, die jetzt schon erreicht werden können oder nothwendig erreicht werden müssen, mit aller Energie anzugreifen.

Dazu aber gehören in erster Linie ausreichende Vorschriften zum Schutze des ohnehin immer in Fesseln stehenden Pferdes, das eine Besserung seines Geschicks durch lange und harte Arbeit wahrlich sich selbst verdient hat, wie kein anderes Thier.

M. Illing.

---

*) Siehe „Anwalt der Thiere" 1887, Seite 47 und 120.

Ehrenmitglieds-Diplom.

Dem um unsern Verein, resp. um das Rigaer Thierasyl hochverdienten Vorstandsmitgliede Frau Staatsrath Amalie von Reinhold ist die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil geworden vom Straubinger Thierschutzverein am 2. November 1887 durch Verleihung des Ehren-Diploms „für hervorragende Verdienste um die leidende Thierwelt" zum Ehrenmitgliede ernannt worden zu sein. Der Straubinger Verein nimmt unter der umsichtigen und energischen Leitung seines Begründers des I. Vorstandes Herrn Professor Bauer, von Jahr zu Jahr einen erfreulicheren Aufschwung und zählt zu der kleinen Zahl jener entschiedenen deutschen Thierschutzvereine, welche die Bekämpfung der Vivisektion auf ihre Fahne geschrieben haben.

* * *

Bekanntlich ist es eine traurige Thatsache, daß es in Deutschland viele Thierschutzvereine giebt, die den Vivisektoren nicht nur weitgehende Concessionen machen, sondern dieselben als Mitglieder — ja sogar selbst im Vorstande — dulden. Daß auch der „Schlesische Centralverein zum Schutz der Thiere" sich in die Kategorie dieser lauen und halben Thierschutzvereine stellt, ersehen wir mit Bedauern aus einem seiner Sitzungsberichte, der in der ersten Beilage zu Nr. 575 der „Schlesischen Volkszeitung" vom 17. December 1887 veröffentlicht ist. Wir entnehmen demselben als Beleg für unsere Anschauung die folgende Stelle:

„In einer der letzten Vorstandssitzungen war beschlossen worden, an den Fürstbischof Dr. Kopp eine Deputation zu senden, welche denselben ersuchen sollte, durch seine Mitgliedschaft die Zwecke des Vereins zu fördern, wie es sein Amtsvorgänger gethan. In der Vorstandssitzung vom 15. d. M. wurde nun mitgetheilt, daß die genannte Deputation vom Herrn Fürstbischof in liebenswürdigster Weise empfangen worden sei. Der Herr Fürstbischof habe sich zunächst erkundigt, wie sich der hiesige Verein zur Vivisektionsfrage stelle. Als ihm mitgetheilt wurde, daß der Verein die Vivisektion im Interesse der Wissenschaft für nothwendig halte und nur eine überflüssige Vivisektion verurtheile, so habe er erklärt, daß dies auch sein Standpunkt sei und daß es ihm darum möglich sei, Mitglied des Vereins zu werden. Er werde alles thun, was in seinen Kräften stehe, um die Principien des Thierschutzes zu fördern. Diese Mittheilungen wurden mit Genugthuung aufgenommen."

Wahrlich — man weiß kaum, was man schmerzlicher beklagen soll, das Armuthszeugniß, das der Schlesische Centralverein zum Schutz(!!) der Thiere sich mit seinem Bekenntniß „daß er die Vivisektion für nothwendig halte" selbst ausstellt, oder die dem christlichen Gebot der Liebe und des Mitleidens conträre Erklärung des neuen Fürstbischofs von Breslau, „daß dieser Standpunkt (nämlich der egoistische Utilitätsstandpunkt!) auch der seinige sei." Unsere Annahme, daß dieser hohe Würdenträger der Kirche es wohl nicht mit seinem Freunde, dem Kultusminister verderben will, scheint um so

berechtigter, als uns bekannt ist, daß Dr. Kopp vor einigen Jahren zu einem unserer hervorragendsten würdigen Vorkämpfer gegen die Vivisektion die schönen, wahren Worte gesprochen hat: „Durch Ihren Kampf gegen die Vivisektion haben Sie dem Unglauben die Axt an die Wurzel gelegt." Und nun! — — — — — — — — — — — — — —

Tempora mutantur! — — — M. S.

Vöglein im Schnee.*)

Starr liegt die Flur, der Wald verschneit,
Rings die Natur im Sterbekleid.
Wohin wir spähn, — des Winters Bann.
O denkt an uns. Wir flehn Euch an!
Vöglein im Schnee.

Wir haben treu zur Sommerzeit
Mit Lied und Hilfe Euch erfreut.
Denkt gute Menschen jetzt daran.
Wir hungern ach! Und flehn Euch an.
Vöglein im Schnee.

„Dem Hungrigen brecht Euer Brot."
— O nehmt der Liebe fromm Gebot
Auf in die Herzen, mild und weich,
Helft unsrer Noth. Wir bitten Euch!
Vöglein im Schnee.

Wenn vor dem Lenz der Winter flieht,
Mit unserm Frühlings-Jubellied
Wir wecken die Erinnerung dann
Daß Ihr uns halft. — O denkt daran!
Vöglein im Schnee.

Zur Vivisektionsfrage.

Unter dem Titel „Anklageschrift in dem Prozesse gegen die an den höchsten Lehranstalten des deutschen Reiches ausgeübten grausamen Versuche an lebenden Thieren" hat der Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter ein neues, vier Bogen starkes Flugblatt**) zusammengestellt, als Beilage zu der dem deutschen Reichstage im November 1887 eingereichten Petition für das gesetzliche Verbot der Vivisektion.

Weil wir unsere Leser veranlassen möchten, sich diese neue Flugschrift kommen zu lassen und nach Möglichkeit für die weiteste Verbreitung derselben

*) „Aus der Gedicht-Sammlung: „Das Recht der Thiere und die Jahreszeiten des Thierschutzes" von Wilibald Wulff.

**) Flugblatt des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. Dresden 1888. Zu beziehen von Dresden, Amalienstraße 8: 1 Stück Mk. 0.10, 5 Stück Mk. 0.50, 10 Stück Mk. 1, 20 Stück Mk. 1.75, 50 Stück Mk. 4, 100 Stück Mk. 7. 1000 Stück Mk. 60.

Sorge zu tragen, entnehmen wir dem reichhaltigen Inhalte derselben die nachfolgenden Stellen und hoffen, daß letztere sie nicht abschrecken werden, sich auch mit dem nicht mitgetheilten übrigen Theile des Flugblattes bekannt zu machen. Hinter der oft gehörten Ausrede „man könne von so schrecklichen Dingen weder hören noch lesen" — verbirgt sich nur eine feige, egoistische Selbstschonung, auf welche das vielfach mißbrauchte Wort „sentimental" im üblen Sinne paßt. Ist es etwa nicht verächtliche Selbstschonung und Schwäche von den unsagbaren Qualen und Martern, welche unsere hilflosen, gleich uns für Schmerz empfänglichen Mitgeschöpfe doch an ihrem armen Leibe erdulden und wehrlos über sich ergehen lassen müssen — auch nicht einmal hören zu mögen! Nein, immer und immer wieder leset und höret davon und versetzt euch in die den armen Thieren bei den Vivisektionen auferlegten Höllenqualen, damit eure Herzen von tief empfundenem, heißem Mitleiden ergriffen – und in heiligem Zorn entbrannt, euch der Lauheit und Unthätigkeit entreißen und euch zur Betheiligung an dem Kampfe drängen mögen, der gegen einen unserer Gesittung anhaftenden dunkeln Schandfleck gerichtet, nicht eher ruhen darf, bis derselbe ausgetilgt ist.

* * *

In dem ersten Theile der Flugschrift, welche von der „vivisektorischen Glaubwürdigkeit" handelt, heißt es:

„Denjenigen, welche, von heiliger Ueberzeugung getrieben, den Kampf gegen die wissenschaftliche Thierfolter zu einer ihrer Lebensaufgaben gemacht haben, wird häufig der Ein- und Vorwurf gemacht, daß es mit der Vivisektion nicht so schlimm sei, daß sie in neuerer Zeit, insbesondere auch infolge des Erlasses des preußischen Kultusministers, welchem ein ähnlicher in Bayern entspricht, erheblich nachgelassen habe, daß sie ferner zum Besten der Wissenschaft und der Menschheit unentbehrlich sei. Diese Einwürfe aber werden durch die Thatsachen mit Leichtigkeit widerlegt. Die Vivisektoren selbst liefern in ihren Schriften eine Fülle erdrückenden Beweismaterials, welches durch Ableugnung der Thatsachen in den Augen der Unparteiischen nicht gegenstandslos gemacht, durch Beschönigung nicht gemildert werden kann.

Alle diese Beispiele grauenhafter Vivisektion und sonstiger Thierquälerei sind an staatlichen deutschen Anstalten von staatlich besoldeten Professoren oder unter ihrer Anleitung und Verantwortlichkeit ausgeführt worden, nicht einmal, sondern fort und fort; und in's Endlose, in immer zunehmender Zahl sollen sie weiter ausgeübt werden.

Aus den physiologischen, pathologischen, medicinischen, biologischen u. a. Zeitschriften und sonstigen Mittheilungen sämmtliche Fälle grausamer Vivisektionen auszuziehen und zusammenzustellen, das würde, wenn wir uns auch nur auf die letzten Jahre beschränkten, eine Schrift von nicht unbeträchtlichem Umfange ergeben. Für unsern Zweck genügt es, eine Auslese zu halten; man halte aber fest, daß die in dem Folgenden gegebenen Fälle nur Beispiele, wenige statt vieler, sind. Nichts ist in ihnen erfunden, nichts zugesetzt worden.

Wir verlangen darum für unsere Angaben den Glauben, welchen sie als authentische Beweisstücke beanspruchen dürfen. Wer sich von ihrer

Richtigkeit überzeugen will, schlage die angeführten Zeitschriften selbst nach und lasse sich nicht auf solche Weise irreführen, wie es Professor Virchow 1883 im preußischen Abgeordnetenhause versucht hat und leider gewiß nicht ohne Erfolg; denn wer hätte den Aussagen eines so hervorragenden Mannes und sachkundigen Gelehrten nicht ohne Weiteres Glauben beimessen sollen?

In Wirklichkeit zeigte aber damals Professor Virchow, mit welcher kaum glaublichen Verwegenheit jene Vertreter der Wissenschaft Thatsachen abzuleugnen wagen, indem er die in der hannover'schen Petition von 1883 enthaltene Anschuldigung, „daß viele ausländische Studenten auf deutschen Universitäten zu solchen thierquälerischen Grausamkeiten angelernt und in deren Ausübung unterstützt würden", kurzweg in das Reich der Fabel verwies. Nun ist aber aus den Originalberichten der physiologischen Archive quellenmäßig nachgewiesen worden, daß in jener Petition genau nur die ganze und volle Wahrheit gesagt worden ist. In den physiologischen Zeitschriften sind ausführliche Berichte enthalten über alle die vivisektionellen Thierquälereien, welche ausländische Studenten auf Anregung deutscher Universitätsprofessoren in deutschen Laboratorien unternommen haben."

* * *

„Und wie verhält sich die deutsche Presse, als Leiterin der öffentlichen Meinung, zu der Vivisektion? Sie bietet uns ein sonderbares Schauspiel dar. Während alle politischen und socialen Einrichtungen und Maßnahmen einer ätzenden Kritik unterzogen werden, während den Geistern, welche verneinen, selbst die Tiefen der Gottheit nicht zu erhaben scheinen, um mit der Leuchte der Vernunft in dieselben einzudringen, beugen sich die Organe der öffentlichen Meinung mit wenigen Ausnahmen sklavisch vor dem Greuel-Dogma der Vivisektion und lassen keine Ansicht zu Worte kommen, welche an diesem Glaubenssatz rüttelt. Allenthalben finden wir die übertriebenste Achtung vor der Vivisektion; allenthalben die Furcht, durch eine Bekämpfung dieses „Mittels der Wissenschaft" für einen Feind der Wissenschaft selber gehalten zu werden. Und das ist ja heutigen Tages beinahe der schrecklichste Vorwurf, der einen treffen kann. Nach Weisheit und Tugend wird nicht mehr gefragt, das ist veraltet. „Bildung und Wissen" heißt die Losung unseres Zeitalters, wobei man nur meistens das schöne Wort Schiller's vergißt: „Wer es einmal so weit gebracht hat — ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden —, seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht heilig mehr — dem ist die Menschheit, die Gottheit nichts — beide Welten sind nichts in seinen Augen." Oder das treffende Wort aus Herder's Schulreden: „Was soll aller Kram der Wissenschaften, wenn nicht zugleich unsere Seele dadurch zu guten Gesinnungen getrieben, wenn Herz und Leben nicht gebildet werden!" Und an einer andern Stelle sagt Herder: „Ein guter Kopf bei schlechtem Herzen ist wie ein Tempel bei einer Mördergrube. Wissenschaften ohne Sitten gleichen den Perlen im Koth." Und „die reine Verstandesbildung" sagte Wellington „macht nur schlaue Teufel."

* * *

Der zweite Theil enthält: „Neue wahrhaftige Thatsachen", denen folgende Bemerkungen vorausgeschickt sind:

Die Fülle der Opfer der Wissenschaft geht weit über das hinaus, was das gutmüthige Publikum glauben mag oder was man es glauben machen will. Um geringfügiger Fragen willen, vielfach mehr aus frivoler Neugierde und um sich einen Namen zu machen, als um der Wissenschaft willen, werden Thiere in größester Zahl zu Tode gemartert.

Wir wollen nicht alle die früheren Beispiele von Vivisektionen, derentwegen wir vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung Anklage erheben, wiederholen, sondern begnügen uns diesmal, aus der Fülle des aus den letzten Jahren bekannt Gewordenen Folgendes festzustellen:

☞ Den Thieren werden die Schädel aufgesägt, und auf die Gehirnoberfläche werden fressende Pulver, wie Kreatin, gestreut.

Das Gehirn wird stückweise abgetragen oder ausgespült, das Rückenmark durch einen eingeführten und gedrehten pfropfenzieherartigen Stab zerstört.

Die Schilddrüse wird exstirpirt, Nerven werden durchschnitten oder unterbunden.

Darauf werden Nervenreizungen aller nur denkbaren Art mit Elektricität und Höllenstein vorgenommen, um die Krämpfe und Zuckungen, die Bewegungen des Uterus u. a. zu beobachten.

Es werden die Lungen exstirpirt, sogar das Herz; die Leber entfernt oder abgebunden.

Die Thiere werden bei Erstickungsversuchen der quälendsten Athemnoth ausgesetzt.

Sie werden auf eine rotirende Scheibe gebunden, im Fluge herumgedreht und so allmählich künstlich blödsinnig gemacht.

Sie werden durch Hitze und Frost ertödtet, um die Contraction der Vagina zu beobachten, um den Einfluß auf die Körperwärme zu messen, u. a.

Es wird ihnen Jauche, Morphium, Atropin ins Blut gespritzt. Es werden Vergiftungen aller Art mit Kurare, Morphium, Strychnin, Quecksilber, Quecksilberäthyl, Phosphor vorgenommen, um das Verhalten der Nieren, die Wirkung auf den Fötus der trächtigen Thiere u. a. zu beobachten.

Es werden die Gliedmaßen lebender Thiere anderen in den Magen eingebunden oder in eine Pepsinmischung gesteckt und so verdaut.

Um die Versuche recht ungestört vornehmen zu können, werden die Thiere auf kurze Zeit narkotisirt oder mit Kurare bewegungslos, nicht bewußtlos, gemacht, wohl auch in Pappverband eingegypst und so in die Schwebe gebracht; und ihr Leben wird durch künstliche Athmung weiter unterhalten, um die jagende Respiration, die bis zum furchtbarsten Starrkrampfe sich steigernden Krämpfe u. s. w. zu beobachten.

Und solche künstliche Qualen der Thiere dauern nicht eine kurze Spanne Zeit, nein Tage, Wochen, Monate. Sie werden nicht unmittelbar nach dem Versuche getödtet, vielmehr oft zu mehreren Versuchen hintereinander benutzt, vielfachen Verstümmelungen unterworfen, so lange sie es eben aus-

halten. Und die Vivisektoren sehen und notiren Stunde für Stunde und Tag für Tag, wie sich ihre Opfer in ihrer Pein winden und vergehen.

Mit dem Deckmantel der „wissenschaftlichen Nothwendigkeit" ist solche Thierverstümmelung und -Marterung nicht zu schützen. Darunter läßt sich auch verbrecherischer Wahnwitz bringen, geschweige denn die anscheinend methodisch unternommenen, scheinbar ernsten Forschungs- oder wichtigen Unterrichtszwecken dienenden Versuche.

Wir haben die Beispiele fast durchweg aus den letzten Jahren und von deutschen Lehranstalten und Forschern gesammelt. Aber auch die zahlreichen früher gesammelten Beispiele können noch immer als vollkräftiges Anklagematerial dienen. Im Wesentlichen hat sich nichts geändert; höchstens ist durch ministerielle Verordnungen das früher mißbräuchlich Geübte nun im Verwaltungswege gerechtfertigt und erlaubt und in der Hauptsache in das Belieben der Angeklagten selbst gestellt worden.

Wenn man dennoch von „möglichster Schonung", von „geringer Zahl der Opfer", von der Betäubung derselben, von wissenschaftlicher Nothwendigkeit spricht, so sind das Schönfärbereien, mit welchen das Volk jetzt gerade so wie früher irregeführt wird. Die Vivisektoren und ihre Anwälte wissen sehr wohl, daß sie allen Grund haben, das Licht zu scheuen und ihr unsittliches Treiben zu verbergen. Sonst würde sie und ihre Werkstätten ein Sturm der Entrüstung hinwegfegen.

* * *

So wenig wie wir die früheren Beispiele grausamer Vivisektionen als veraltete bei Seite zu legen haben, ebensowenig liegen die außerdeutschen außerhalb des Bereiches der Frage, welche eine durchaus internationale ist. Die moralischen Krankheiten gehen wie die physischen Epidemien gleichmäßig durch alle Völker.

Wir verweisen z. B. zur besseren Erkenntniß der vivisektorischen, vor nichts zurückschreckenden Methode auch auf die Untersuchungen des russischen Professors Tarchanoff: „Zur Physiologie des Geschlechtslebens des Frosches." (Veröffentlicht in Pflüger's Archiv, 1887, S. 330 ff.*) Das ist mit das Scheußlichste, was geleistet worden ist. Man weiß nicht, was man mehr hervorheben soll: Die vollständige Nichtswerthigkeit jener „Forschungen" für das Wohl und Wehe der Menschen oder die sittliche Verkommenheit, welche sich in solchen Versuchen offenbart.

Daß es ein Russe ist, ist gleichgiltig. Denn erstlich ist das Ganze zu Nutz und Frommen der „Wissenschaft" in einer deutschen Zeitschrift veröffentlicht worden. Sodann ringen auch die verschiedenen Länder in dieser negativen Kulturbewegung mit einander um den Vorrang. Was dort geleistet worden ist, mag jeden Tag auch bei uns vorkommen. Und es kommt vor. Bezieht sich doch Tarchanoff auf die „interessanten" Arbeiten von Goltz (Straßburg)! Und wenn er schließlich sagt, die Sache müsse auch an Säugethieren untersucht und die Bedingungen der Hemmung des Geschlechtsapparates von Seiten des Gehirns erforscht werden, so ist sehr zu befürchten,

*) Siehe auch „Anwalt der Thiere" 1887, Seite 162.

daß sich an diesen Aufgaben der Zukunft auch die deutsche „Wissenschaft" betheilige.

* * *

Der dritte Theil „Von der angeblichen Betäubung der vivisecirten Thiere" wird mit folgenden Worten eingeleitet:

„Man lasse sich dadurch nicht irre führen, daß behauptet wird, die Thiere würden vor den Versuchen nachhaltig narkotisirt und in der Narkose erhalten, danach aber sofort getödtet. Das ist, wie schon die angeführten Beispiele zeigen, nur zum geringsten Theile der Fall. In vielen Fällen verbietet die Art des Versuches die Betäubung, oder diese darf nur eine sehr leichte sein. Von der Tödtung gleich nach der Untersuchung ist nicht die Rede. Endlich aber verwechsle man nicht Betäubung und Lähmung. Ist schon die Narkotisirung erfahrungsmäßig oft mit Bewußtsein und Schmerzgefühl verbunden, so ist dies im furchtbarsten Maße die Lähmung mit Curare. Und diese wird, laut Zeugniß der Vivisektoren, fortwährend in reichem Maße angewendet. Das Thier hat dabei das volle Bewußtsein, aber die Bewegungsnerven sind vollständig gelähmt; und so muß es, während seine Athmung künstlich unterhalten wird, die furchtbarsten Schmerzen ertragen, ohne sich regen oder einen Ton der Klage von sich geben zu können."

* * *

Im vierten Theile „der vermeintliche Nutzen der Vivisektion für die Naturwissenschaft und Heilkunde" heißt es:

„Die Vivisektoren pflegen zwar ihre Methode für eine wissenschaftliche und wegen ihres Nutzens unentbehrliche auszugeben, und damit gewinnen sie leider Manchen, welcher in Bezug auf die moralische Verwerflichkeit derselben mit uns vollständig übereinstimmt. Dabei aber erklärt ganz gewöhnlich der eine den anderen für einen Ignoranten und seine Arbeiten für Unsinn, und die Versuche des einen müssen immer dazu dienen, die des anderen zu überbieten und wo möglich zu widerlegen. Darum ist bis jetzt aus allen diesen Thierfoltern für die Physiologie wenig, für die Heilkunde fast nichts herausgekommen, soviel Parade auch mit einzelnen Fällen gemacht wird.

Hinter dem Gerühme kommt immer die Widerlegung oder üble Erfahrung als hinkender Bote nach; im besten Falle ist der Rest Schweigen, nachdem zuvor die Reklame das Ihrige gethan und dem staunenden Volke Sand in die Augen gestreut hat. Und der Refrain vom Liede lautet dann stehend: Weitere Versuche müssen angestellt werden. Die Untersuchung steht erst im Anfange. Kein befriedigender Abschluß Alle früheren Resultate unzuverlässig u. s. w.

Trotz der schreienden Widersprüche aber und trotz der Ergebnißlosigkeit soll es gestattet sein, das Thier fort und fort neuen und den gleichen qualvollen, zerstörenden Versuchen zu unterwerfen, Versuchen, welche sich aus moralischen Gründen für den Gerechten und Barmherzigen selbst richten, welche aber wegen ihrer Nutzlosigkeit allgemeine Verurtheilung erfahren müssen. Und es soll, wie es auf Seite 5 heißt, jedem beliebigen denkfaulen Lehrling und

Priester einer aufs Gerathewohl pfuschenden Methode gestattet sein, die Thiere auch ferner ihrer wahnwitzigen Willkür zu Hunderten und Tausenden zu opfern!

Was daraus werden sollte, dies zu denken erregt Schaudern. Denn trotz der großen Zahl der bisher regelmäßig von der Wissenschaft verbrauchten Opfer stehen wir nach den Aussagen der Vivisektoren erst in den Anfängen, und, um weiter zu kommen, müssen die Versuche stetig und in größerem Maßstabe gemacht werden. Ein Ausblick schrecklicher Art in ein Meer grausamen Leidens und Verschuldens!"

* * *

Der fünfte Theil handelt „Von dem wirklichen Schaden, welchen die Vivisektion verursacht:

Geschädigt, im innersten Kerne getroffen wird in erster Linie das sittliche Gefühl des Menschen, in zweiter wird die Heilkunde auf falsche Bahnen geleitet und gefährdet. Unser Zeitalter mag sich seines wissenschaftlichen und schöngeistigen Interesses, der Fortschritte der Technik und der Herrschaft über die Natur mit Stolz rühmen. Zugleich müssen wir aber bei ehrlicher Prüfung gestehen, daß der ethische Werth unserer Kultur noch niedrig steht und daß ein Anruf des Gewissens allein so oft unerhört verhallt. Man spricht von Menschenwürde, aber unsere Thaten schänden sie; man spricht von christlicher Kultur, aber die Grundsätze des Christenthums, Liebe, Mitleid und Gerechtigkeit, sehen wir ebenso oft verleugnet als geübt; und dies ganz besonders auch in unserm Verhältnisse zum Thiere.

Wirkliche Abhilfe dieses moralischen Nothstandes mag erst von der reineren Erkenntniß einer gewiß nicht fernen Zukunft zu erwarten sein. In der Gegenwart erst von einer Minderheit anerkannt, wird das Recht des Thieres mit der steigenden Gesittung und Erkenntniß zum allgemeinen Gesetze der Kulturvölker werden. Wenn aber nicht sein Recht, so sollte man doch erwarten, daß dem Thiere auch schon jetzt wenigstens das Mitleid zu Theil würde, auf welches alles Fühlende und Leidende kraft seines Daseins Anspruch hat.

Aber wenn unsre Zeit für den Weckruf des Gewissens noch harthörig ist, so wird sie, beherrscht von dem Grundsatze der Nützlichkeit, um so zugänglicher sein, wenn sie auf die schweren Gefahren hingewiesen wird, welche dem Menschen seitens der die Vivisektion als gewöhnliches Forschungsmittel ausübenden Wissenschaft infolge dieser Methode drohen.

Die Gewohnheit der grausamsten Versuche, die fortgesetzte Anwendung zerstörender, gefährlichster Maßregeln und Heilmittel schreckt natürlich zuletzt auch vor dem Menschen nicht zurück. Im Gegentheil, der Dämon der von moralischen Bedenken losgelösten Wißbegier, das Verlangen nach Erfolgen und wissenschaftlichem Ruhme verblendet das Auge und drückt der Hand des durch Vivisektionen aller Art gebildeten Arztes das Messer und Gift in die Hand, um einen Versuch zu machen, der ihn, wenn er gelingt berühmt machen, der ihm aber im Falle des Mißlingens schwerlich schaden wird. Denn oft dringt nur die Nachricht von der kühnen Operation in das Volk hinaus, während nur wenige es erfahren, wenn der Kranke dann doch erliegt.

Die Vivisektoren behaupten, ihre Versuche seien für die Förderung der Heilwissenschaft nicht zu entbehren. Indessen was sie treiben, ist vielmehr eine Wissenschaft des Tödtens, als des Heilens zu nennen. Getödtet wird auf alle Weise und der Vorgang des Sterbens mit wahnwitziger Neugierde verfolgt. Alles wird genau gebucht; von welchem Werthe aber sind diese Darstellungen des Krankheitsbildes? Grausamkeit und Unerbittlichkeit mischen sich mit der kindischen Neugierde, alles sehen und versuchen zu wollen, und mit der unheimlichen geheimen Freude an dem Entsetzlichen, der Wollust des Peinigers, zu einem widerwärtigen Ganzen. Interesse für alles ist vorhanden, und angestrengte Uebung des Verstandes findet statt; aber vermißt wird jede Spur von menschlichem Mitgefühl für den Leidenden, den unschuldig Gemarterten, und jede Regung des Gewissens ob des eigenen Thuns. Der Staat, der Hüter der Moral und des Rechtes, dürfte nie dulden, daß Menschen von solcher Sinnes- und Gemüthsart in seinen, von den öffentlichen Mitteln unterhaltenen Anstalten ihr Wesen treiben, daß sie, angeblich im Dienste der Wissenschaft, aller Moral und allem Rechte zum Hohne, Grausamkeit auf Grausamkeit häufen und zugleich die Jugend nach ihrem Bilde erziehen. Das sind keine ganzen, vollen Menschen, keine Erzieher der Jugend; es sind einseitig angelegte und verbildete Gelehrte, welche als solche immerhin Zierden ihrer Wissenschaft heißen mögen, nicht aber Zierden unsres Volkes, der Menschlichkeit und der Kultur unsrer Zeit, welche sie ihres sittlichen Werthes entkleiden.

Die heutige physiologische, pathologische, pharmakologische u. s. w. Wissenschaft sucht fast ausschließlich nur noch durch Thierversuche weiterzukommen; die anderen Wege der Forschung scheinen als langwierig, schwierig und weniger interessant immer mehr aufgegeben zu werden: Die genaue, sorgfältige, liebevolle Beobachtung am Krankenbette, woraus allein große und — menschliche Aerzte hervorgehen, die Beobachtung der gesunden Natur; die anatomische Untersuchung nach dem Tode und alle die wichtigen technischen Mittel zur Untersuchung des kranken Körpers ohne operative Eingriffe. Ihre Zeitschriften sind überfüllt mit den entsetzlichsten Berichten, welche dort wie ganz an der Tagesordnung trocken und geschäftsmäßig vorgetragen werden. Das oben Mitgetheilte ist nur ein kleiner Bruchtheil; man könnte Bände mit dergleichen füllen.

Schlußwort.

Drum erheben wir uns schließlich von dem niederen Nützlichkeitsstandpunkt wieder zu demjenigen, welcher allein dem nach sittlicher Vollendung und nach Weisheit strebenden Menschen zukommt. Erheben wir uns aus der trüben Sphäre menschlicher Selbstsucht, Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit in die reine Sphäre der ewigen Gerechtigkeit, der allumfassenden Liebe, des Mitleides, welches davor zurückschreckt, das fremde Leiden auch in dem entsetzlichsten Grade als Mittel für die Zwecke persönlichen Wohlergehens und Wissenstriebes zu fordern und zu erzwingen.

Wenn auch die Vivisektion einigen, wenn sie selbst einen erheblichen Nutzen brächte — dies ist nicht der Fall, — so würde sie dennoch ohne

Bedenken zu verwerfen sein. Wenn wir aufhören, uns als sittliche Wesen zu betrachten, deren Freiheit durch selbstgesteckte Grenzen eingeschränkt ist — denn Freiheit ist Selbstbestimmung! — wenn wir den Nutzen über das Recht, die Ansprüche des kalt berechnenden Verstandes über die der weltumfassenden und welterlösenden Vernunft setzen, wie sie in den Geboten der Religion und Philosophie zum Ausdrucke gebracht worden sind: so fällt unsere hochentwickelte Kultur in die ursprüngliche Roheit zurück, und zu dieser Verwilderung der menschlichen Gesellschaft trägt die Vivisektion und ihre Unterstützung durch Staat und Gesetz das Ihrige bei, während die Abschaffung derselben ein gewaltiger Schritt zu einer edleren Gestaltung der menschlichen Verhältnisse sein würde.

Die Vivisektion ist Entmenschung, ist ein Hohn auf wahre Sittlichkeit, Bildung und Freiheit.

Wir haben, wozu unser Gewissen uns trieb, unsere neue Anklageschrift als Beleg für unsere an den deutschen Reichstag gerichtete Petition gegen die wissenschaftliche Thierfolter zusammengestellt und schicken sie hinaus, um diejenigen, welche diese Folter ausüben, vor dem deutschen Volke und vor der Geschichte anzuklagen: anzuklagen der Schändung der durch die lange Geistesarbeit von Jahrhunderten mühsam erreichten menschlichen Gesittung, an deren Wurzel jene ihr Messer gelegt haben.

Wir fordern alle deutschen Staatsbürger auf, sich in unserem Prozesse gegen unsere Gegner, die Feinde der Menschlichkeit und des Rechtes, auf unsere Seite zu stellen und mit uns endlich dahin zu wirken, daß durch ein Gesetz dem unser Volk entehrenden Treiben ein Ende gesetzt werde.

Alle diejenigen, welche auf irgend einem Gebiete für die Hebung der Gesittung streiten, mögen sich bewußt sein, daß, indem sie uns die Hand reichen, sie auch für ihre eigene Sache mitwirken. Die Wege laufen neben einander her, um sich endlich in dem gemeinsamen Ziele zu vereinigen: Sieg des ewigen Rechtes, der wahren Freiheit, Niederwerfung aller rohen Gewalt und gewissenlosen Willkür!

Die Vertreter des Volkes aber fordern wir auf, ihre Stimme zu erheben, und dem empörten Gewissen vieler Tausender, ja des ganzen Volkes, sofern dieses nur von dem tief eingefressenen Uebel genügende Kenntniß erhält, Sprache zu verleihen: eine Sprache, welche nicht ungehört verhallen darf und immer wieder erschallen muß, bis sie dem Rechte zum Siege verholfen haben wird.

* * *

Der Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter hat sich die Aufgabe gestellt, den gräßlichen Mißbrauch der Vivisektion an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen und demselben mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Die außerordentliche Theilnahme, welche sich im deutschen Publikum für die Bestrebungen dieses Vereins gezeigt und im Beitritt einer so großen Anzahl von Mitgliedern aus allen Ständen, vom Fürsten und Minister bis zum einfachen Bürgersmann, ihren Ausdruck gefunden hat, ist ein sprechender Beweis dafür, daß

die sittliche Entrüstung über die Greuel der Vivisektion in stetem Zunehmen begriffen ist.

Der Jahresbeitrag für stimmberechtigte Mitglieder hat statutengemäß mindestens 3 Mark zu betragen; dafür wird zugleich unentgeltlich das Vereinsorgan „Der Thier- und Menschenfreund" geliefert, welches monatlich einmal, mindestens 1 Bogen stark erscheint und über den Stand der Vivisektionsfrage und die Thierschutzbestrebungen überhaupt am genauesten orientirt. (Der Abonnementspreis dieser entschiedensten, allseitigsten deutschen Thierschutz-Zeitschrift, durch die Post, im Buchhandel oder direct von der Expedition in Dresden, Amalienstraße 8, bezogen, beträgt jährlich 2 Mark).

Anmeldungen zum Beitritt in den Internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter können jederzeit schriftlich oder mündlich in dessen Bureau in Dresden, Amalienstraße 8, bewirkt werden.

Ueber den Gedanken der Thierasyle*)

äußert sich der Vorsitzende des „Neuen Berliner Thierschutzvereins" Dr. P. Förster im Jahresberichte des letzten Vereinsjahrs wie folgt:

„Die Menschen werden in der Werthschätzung edler Gedanken sicherlich immer sehr verschiedener Meinung sein, und eine absolute Abschätzung eines solchen Gedankens ist ebenso unmöglich als die eines Kunstwerkes, einer schönen That und der persönlichen Zuneigung. Der Gedanke aber, welcher in dem Asyle verkörpert ist, ist der, doch endlich einmal der thierschützerischen Gesinnung einen thatsächlichen Ausdruck zu geben und das unermeßliche, dem Thiere immerfort zugefügte Unrecht durch Thaten der Barmherzigkeit an einigen unglücklichen Wesen zu sühnen. Der Welt soll gezeigt werden, daß vieles Unrecht gut zu machen ist, daß unsere Gesittung auch in dieser Beziehung in neue Bahnen zu lenken ist. Das Asyl ist der symbolische Ausdruck solcher edleren, wahrhaft menschlichen Gesinnung. Es ist ein Anfang, aber doch ein viel verheißender. Auf die Frage nun: Wie viel ist ein solcher Gedanke werth? wird ein jeder verschieden antworten, je nach dem Grade seines Gefühles. Eine bestimmte Taxirung solcher Ideen ist weder möglich noch zulässig. Der Idealismus hat keinen Preis und keinen Cours. Jedenfalls müssen Opfer nicht gescheut werden, um ihn ins Leben einzuführen. Und wo auf unnütze Dinge und das Weltleben, beziehungsweise auch bei Wohlthätigkeits- und Stiftungsfestlichkeiten, fort und fort so viel verschwendet wird, da soll man keine kleinliche Rechnerei anstellen, da hat man kaum eine, wenn auch beträchtliche Summe für schlecht verwendet anzusehen, wenn sie zur Verwirklichung eines fruchtbaren Gedankens verwendet worden ist. Der Adel der Seele verpflichtet."

Die Bedeutung der Thierschutzvereine wurde mit folgenden Worten ins Klare gestellt:

*) „Thier- und Menschenfreund", Nr. 2, 1888.

„Man darf die großen Schwierigkeiten nicht verkennen, welche die Welt beherrschende Macht der Trägheit unseren Bestrebungen entgegenstellt. Im Kampfe mit ihr müssen wir zufrieden sein, wenn wir überhaupt, sei es auch mit kleinen Schritten, weiterkommen.

Das bloße Bestehen von Thierschutzvereinen, sofern ihre Thätigkeit überhaupt bemerkt wird, ist ein Segen, ein Kulturfaktor. Wenn der Einzelne gegen Thierquälerei einschreitet, wenn der Verein insgesammt durch seinen Vorstand Eingaben und Anzeigen macht; wenn Untersuchungen privatim angestellt werden; wenn durch Zureden, Warnungen, Unterstützungen und Belohnungen auf die Einzelnen eingewirkt wird; wenn über unsere Ziele und Wege überall Belehrung verbreitet wird; wenn wir Einrichtungen für den praktischen Thierschutz treffen: so ist es eine kühne, unbescheidene und undankbare Behauptung, wenn man sagt: Es geschieht nichts oder wenig. Es geschieht freilich noch nicht genug, denn die Kreise der Unsrigen sind noch eng gezogen, und die Unsrigen sind es zum großen Theile nur dem Namen nach; aber es geschieht doch viel. Und viel berechtigter wäre die Frage: Würde es ohne das Dasein der Thierschutzvereine nicht noch viel schlimmer aussehen? In der That erheben sie den Menschen in seinem Verhältnisse zum Thiere auf ein höheres Niveau und schaffen nach kulturgeschichtlicher Wahrscheinlichkeitsrechnung ihr gut Theil mit an dem großen Werke der Menschlichkeit."

Häufig wird der hohe Werth der litterarischen Propaganda verkannt. Darüber spricht sich der Bericht folgendermaßen aus:

„Schriften, Flugblätter, Thierschutzzeitungen und dergl. nützen nichts, das Geld dafür ist verschwendet" und dergl. mehr hört man oft genug. Weniger den Beweis! Denn die subjective Meinung gilt als ausreichender Beweis. Wie soll man, frage ich dagegen, überhaupt in weiteren Kreisen für unsere Sache wirken, wenn nicht durch Belehrung, durch Anregung des Gefühles, durch Erweckung, ja Erschütterung des Gewissens, durch öffentliche Anklage in Druckschriften? Wie insbesondere bei den Gebildeten? Werden auch nicht alle zum Lesen bewogen — es kann sie ja niemand zwingen! — so doch ein Theil. Das trifft überall und bei allen Mitteln, mit denen die Menschen für irgend eine Sache wirken, zu. Wenn nur einige der ausgestreuten Gedanken-Samenkörner aufgehen und Frucht bringen, so ist der Zweck doch erreicht. Und ich glaube, daß auf diesem Wege, durch dies Mittel gerade die werthvollsten Kräfte gewonnen werden. Man würde doch auch unserem Volke ein bedenkliches Armuthszeugniß des Geistes ausstellen, wenn man annähme, daß es der Gedankenarbeit der besten Köpfe und der edelsten Geister unserer Sache so unzugänglich sein sollte. Es ist dies auch in Wirklichkeit garnicht richtig, wie viele Fälle beweisen. Auch sind ja die Mitglieder der Thierschutzvereine selbst fort und fort zu belehren, anzuregen, auf dem Laufenden zu halten. Wissen sie denn etwa Alles was sie wissen sollten? Und erst muß einem jeden der Thatbestand bekannt sein, ehe er selbst einen Standpunkt gewinnen und für die Sache bei anderen ein Wort einlegen kann. Welches Mittel aber der Einwirkung von Mensch zu Mensch giebt es überhaupt, als das gesprochene und das gedruckte und gelesene Wort?"

Aehnlich werden die Einwände gegen die Bemühungen der Thierschutzvereine und die Verbesserung und Erweiterung der gesetzlichen Bestimmungen widerlegt:

„Nichts ist von je ohne viele Bemühungen, ohne vielen Schweiß erreicht worden. Aber steter Tropfen höhlt den Stein. Und dies ist auf allen Gebieten menschlichen Vorwärtsstrebens der Fall; freilich geht die Kultur nur langsam vorwärts.

Insbesondere erscheint der Kampf gegen die Vivisektion manchem aussichtslos. Aber ob und wann wir damit durchdringen oder nicht, das ist ganz gleichgiltig. Es ist unsere einfache Gewissenspflicht, dagegen einzutreten. Nur dafür sind wir verantwortlich, glücklicherweise nicht für den Erfolg; den müssen wir dem Gange der geschichtlichen Bewegung überlassen. Thue recht und scheue niemand! Endlich triumphirt das Gute doch. Der zielbewußte Mensch aber halte die Magnetnadel seines Gewissens unbeirrt im Auge."

Bücher und Zeitschriften.

Die Vivisektion. Zur Verständigung über die Motive nnd Zwecke der Agitation. Von Ernst Gryjanowski, Dr. med. et phil. (Separat-Abdruck aus dem „Anwalt der Thiere".) Riga 1887. Preis 15 Kop. = 30 Pf. Gegen Einsendung des Betrages in baar oder in Briefmarken zu beziehen von der Buchhandlung A. Stieda und von Frau M. v. Schilling, Hagensberg, Sommerstraße 7.

Das Recht der Thiere und die Jahreszeiten des Thierschutzes. Sinn- und Denksprüche, Schilderungen und Regeln für Erwachsene und die Jugend von W. Wilibald Wulff. Mit Widmung an die hochherzige Menschen- und Thierfreundin Frau Elpis Melena von Schwartz zu Khalepa (Insel Creta). Im Verlag von Julius Bergas in Schleswig. Preis des Einzelheftes 40 Pf. (für 20 Hefte à 35 Pf., für eine größere Anzahl à 20 Pf.). Ein Reinertrag ist vom Verfasser für den Ankauf lebensmüder Zugthiere behufs Beseitigung durch Vermittlung des Schleswig-Holsteinischen Thierschutzverbandes bestimmt. Der Name des um die Thierschutzsache hochverdienten, allverehrten Verfassers ist die beste Empfehlung des Büchleins.

Thierschutz-Correspondenz, Centralorgan für Thierschutz-Nachrichten, herausgegeben von Herm. Stenz in Neu-Schönow bei Berlin. Das Blatt sei wiederum allen Thierschutzvereinen und allen Freunden der Thierwelt zu thatkräftiger Unterstützung bestens empfohlen.

Der Herausgeber schreibt uns: „Es scheint sich nunmehr die Idee als solche Bahn zu brechen. Allein von 4 Zeitungen habe ich nach dem Erscheinen der Nr. 2 Zuschriften erhalten, welche um fernere Zustellung der Correspondenz bitten, indem bemerkt wird, daß von dem Inhalte der Nr. 2 das Meiste zum Wiederabdrucke gelangt sei. Daß Zeitungen die Correspondenz nicht nur hinnehmen, sondern daß sie sogar um die Fortsetzung sich bewerben, ist ein gutes Zeichen. Denn im Allgemeinen ist unsere Presse — wenigstens was den Schutz der Thiere anbetrifft — sehr saumselig zu helfen, dagegen stets bereit zu schaden. Thierschutz gilt immer noch als etwas Ueberflüssiges, ja sogar als etwas Unrechtes.

Die Taube. Eine Botin der Liebe und Gerechtigkeit. Berliner Thierschutz-Zeitung. Herausgegeben und redigirt, unter Mitwirkung ausgezeichneter Thier- und Menschenfreunde, von Baronesse Luise Schimmelfennig

v. d. Oye. Berlin NW., Spener-Straße 49. Jahres-Abonnement pränumerando 2 Mark. Wir empfehlen diese vortreffliche Thierschutz-Zeitung, welche soeben ihren fünften Jahrgang begonnen hat, angelegentlichst zum Abonnement.

Ferner möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Gesinnungsgenossen auf ein neues, dem Thierschutz dienendes Unternehmen lenken, das vorzugsweise unsern Kindern zu gute kommen soll und schon hierdurch verdient in den weitesten Kreisen Verbreitung und Unterstützung zu finden.

Seit Januar d. J. giebt Fräulein Agnes Engel — den Lesern des „Thier- und Menschenfreund" als reichbegabte, thierfreundlich gesinnte Schriftstellerin bekannt und lieb — unter dem Titel:

Der Thier- und Kinderfreund

eine Zeitschrift heraus, welche den Zweck hat, „in den Kindern das Verständniß für die Thierwelt und dadurch die Liebe zu derselben anzuregen, ihr Gemüthsleben durch Aufklärung über das, was gut und böse, recht und unrecht ist, zu wecken und sie durch Beispiel zu dem höchsten Ziele, gute Menschen zu werden, anzuleiten. So soll sie mithelfen, uns ein neues Geschlecht für unsere gute Sache zu erziehen, indem wir sie die Wahrheit lehren, ehe Vorurtheile sich ihrer bemächtigen, und ihnen diese trüben können."

Die erste uns vorliegende Nummer hat folgenden Inhalt: Die kleinen Sperlinge von Clotilde Gräfin Baudissin. — Das sterbende Reh, Gedicht von Edm. Höfer. — Der Hamster. — Bilder bedeutender Thierfreunde: Ernst von Weber. — Das Pferd des Arabers. — Ueber die Liebe der Thiere zur Musik. — Denksprüche. — Was wir wollen! — Briefkasten. Aufruf zur Mitarbeiterschaft. — Was wir erleben. — Aus der Sammelmappe. — Vom Büchermarkt. — In dem „Aufrufe" werden die Kinder aufgefordert, ihre Beobachtungen über das Thun und die Eigenschaften der Thiere mitzutheilen und kleine Geschichten und Erlebnisse aus dem Leben ihrer oder fremder Thiere zu erzählen. Ferner sollen die Kinder, wie und was sie wollen, fragen dürfen und durch den Briefkasten Antwort und Belehrung erhalten, denn, „Es ist keine Schande, etwas nicht zu wissen, sondern nur etwas nicht lernen zu wollen." Endlich will der „Thier- und Kinderfreund" die Kinder, welche sich durch fleißige Beobachtung und Mittheilung und besonders eifrige Liebe zu den Thieren auszeichnen, durch ein hübsches Buch oder Bild belohnen.

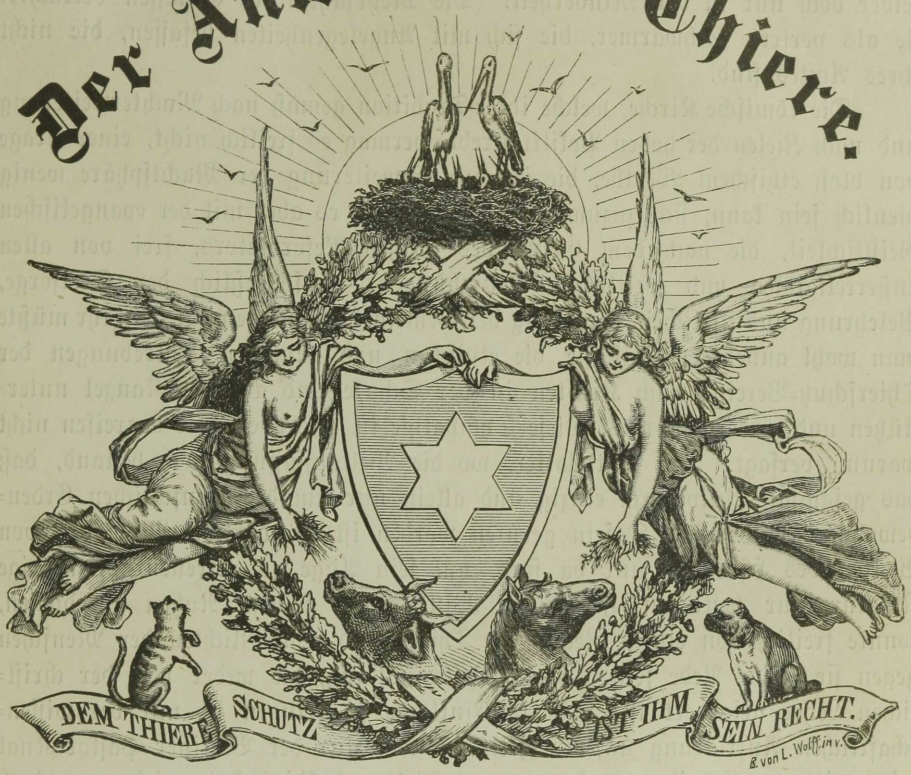
Der „Thier- und Kinderfreund" erscheint im Commissions-Verlag von Albert König in Guben und zwar allmonatlich zu dem Preise von 60 Pf. für das Vierteljahr Der Verleger, sowie alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 25. Февраля 1888 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

IV. Jahrgang. März 1888. № 3.

Unsere natürlichen Bundesgenossen.

v. L.-W. Als bei Beginn unseres Jahrhunderts die warmen Strahlen einer humaneren Zeit hervorbrachen und das Menschenherz sich nicht darauf beschränkte, sich der Noth und des Siechthums der Mitmenschen anzunehmen, sondern anfing sich auch den Leiden der wehrlosen Kreatur Gottes, durch Begründung von Vereinen zum Schutze der Thiere, zuzuwenden, da konnten die edlen Streiter wider Grausamkeit und Roheit wohl mit voller Zuversicht darauf bauen, daß sie in der Geistlichkeit, den Verkündern des Evangeliums der Liebe und den moralischen Erziehern des Volkes, die natürlichsten und stärksten Bundesgenossen finden würden. Hierin mußte man aber — Gott sei es geklagt — manche Enttäuschung erfahren. Wenn wir auch mit Dank anerkennen, daß es gegenwärtig auch viele Diener Gottes giebt, die in rühmlichster Weise ein humanes und sittliches Verhalten gegen die Kreatur Gottes fordern und den Vereinen zum Schutz der Thiere im Kampfe gegen die

Herzensroheit mit Wort und Lehre wacker zur Seite stehen, so sind sie leider doch nur in der Minderheit. Die Mehrzahl ihrer Genossen betrachtet sie als verirrte Schwärmer, die sich mit Angelegenheiten befassen, die nicht ihres Amtes sind.

Die römische Kirche, welche ihrer Tradition gemäß nach Machterweiterung und nach Zielen der hohen Politik strebt, vermag es freilich nicht, einer Frage von bloß ethischem Werthe, die ihr zur Erweiterung der Machtsphäre wenig dienlich sein kann, sich zuzuwenden. Anders ist es aber mit der evangelischen Geistlichkeit, die nach dem Geiste des großen Reformators, frei von allen außerreligiösen und weltlichen Bestrebungen, ausschließlich der Seelsorge, Belehrung und sittlichen Veredlung der Gemeinde obzuliegen hat, von ihr müßte man wohl annehmen, daß sie die ethischen und humanen Bestrebungen der Thierschutz-Vereine nach Kräften in der Schule und auf der Kanzel unterstützen und fördern würde. Diese Sympathie ist uns aber, wir begreifen nicht warum, versagt. Im Mittelalter, wo die Weltauffassung noch bestand, daß das gesammte Universum einzig und allein nur um des menschlichen Erdenbewohners willen in's Dasein gerufen worden ist, so daß die Myriaden von Welten des Himmels nur da sind, um sein Auge zu erfreuen, die übrige Kreatur nur bestimmt ist, seiner Willkür und seinem Nutzen zu dienen, konnte freilich von einem Rechte der Thiere und von Pflichten der Menschen gegen sie, keine Rede sein. Diese Weltauffassung, die weder von der christlichen Lehre gefordert ist, noch in Einklang zu bringen ist mit der wissenschaftlichen Aufklärung unserer Zeit, und der nur der Berliner Pastor Knak seinerzeit zur Erheiterung der ganzen Welt gehuldigt hat, wird man doch unmöglich unseren gebildeten geistlichen Herrn zumuthen und ihnen zum Vorwurfe machen dürfen.

Dennoch steht die bedauernswerthe Thatsache fest, daß die Geistlichkeit in der großen Mehrheit in unserem Kampfe gegen die Herzlosigkeit und Roheit nicht nur uns ihre werthe Unterstützung versagt, sondern auch unsere Bestrebungen mit der Ansicht bekämpft, daß nur der Mensch allein Gegenstand sittlicher Pflichten sei.

Die vielen Stellen in der heiligen Schrift, in denen dem Menschen Fürsorge für das Thier geboten und Gott zum Vorbilde für die Menschen, als liebevoller Ernährer und Beschützer desselben erwähnt ist, diese Stellen, die wir nicht anführen, weil wir sämmtliche in einem früheren Jahrgange unseren Lesern vorgeführt haben, müßten doch wahrlich genügen, den Herrn Pastoren ein für alle Mal den Mund zu verschließen, wenn es ihnen belieben sollte, zu lehren, daß der Mensch sich nur des Menschen anzunehmen habe und das Thier unter dem Niveau seiner ethischen Pflichten stehe. Ist es nicht eine traurig komische Anmaßung, wenn der Mensch sich zu erhaben dünkt über die Thierwelt, um ihr Schutz und Fürsorge zu gewähren, während doch die Schrift lehrt daß der Gott der Welten es nicht unter seiner majestätischen Würde achtet, sie unter seine Obhut zu nehmen.

Die Thiere sind dem Menschen anvertraut mit dem Gebot: „und du sollst über sie herrschen!" Darin ist einerseits die übergeordnete Stellung

ausgedrückt, die ihm seiner höheren Natur nach zukommt, andrerseits aber auch die Pflichten, die ihm der Thierwelt gegenüber auferlegt sind, denn herrschen heißt selbst in der Sprache der rohesten Barbaren die Beherrschten nicht nach Laune für selbstsüchtige Zwecke gebrauchen, sondern vor allem sie schützen und für ihr Wohl sorgen. Wem Herrschaft gegeben ist, dem ist das höchste Maß von Pflichten auferlegt; oder behaupten denn wirklich diese Herren Theologen, welche lehren, daß die Thiere unter dem Niveau der menschlichen Pflichten stehen, daß dem Herrscher keine Verpflichtungen obliegen und die Beherrschten nur seinen selbstsüchtigen Zwecken preisgegeben sind? — Ja, sie müssen dieses behaupten, oder sie müssen das Wort der Bibel für unwahr erklären — tertium non datur!

Die christliche Lehre fordert die Liebe, nichts als die Liebe; in dem Gebote der Liebe, heißt es mit Recht, liege das ganze Gesetz und die Propheten. Liebe bedeutet aber eine Verbindung der Wesen, die sich offenbart in dem Empfinden von Mitfreude bei der Freude und von Mitleiden bei den Leiden Anderer und was implicite darin liegt, in der Lust Anderen Freude zu bereiten und, wo sie leiden, ihre Leiden zu beseitigen und zu lindern.

Dieses Gebot der Liebe gegen den Nächsten, welches in der That die Grundlage aller Ethik ist, bezieht sich selbstverständlicher Weise in erster Ordnung auf den Nächsten im engeren Sinne, auf den Menschen, sodann aber auch auf den Nächsten im weiteren Sinne, auf unsere thierischen Mitgeschöpfe, die ebenso wie wir zu Freude und Leid geschaffen und befähigt sind. Beweist uns nicht dieses unser Herz, diese Wohnung Gottes in unserer Menschenbrust, aufs unzweideutigste, indem es nicht allein bei den Leiden des Mitmenschen, sondern auch bei der Pein eines Thieres sich regt? Es ist unmöglich, daß Jemand, der einen Menschen nicht in Noth sehen kann, ohne den Liebesdrang zu empfinden, ihm zu helfen, kalt und erbarmungslos zuschauen wird, wo ein Thier sich in Pein befindet, dem er Erlösung bieten könnte. Ebenso ist es auch undenkbar, daß er sich des Thieres erbarmen werde und gleichgiltig bliebe gegen den Mitmenschen; denn nicht zwei Herzen hat die Gottheit in des Menschen Brust gelegt, von denen das eine nur für die Mitmenschen, das andere für die übrige Kreatur schlägt, sondern nur eines, eines und dasselbe, das, weil es hier den Drang fühlt, sich in Liebe des Menschen anzunehmen, auch dort sich des Thieres erbarmt. Wenn die Herren, die berufen sind das Evangelium der Liebe zu predigen, uns lehren, daß wir den Drang Liebe zu erweisen nur allein auf die menschlichen Mitgeschöpfe zu beschränken haben und nicht auf die thierischen Mitwesen erstrecken dürfen, so bekämpfen und ertödten sie damit den Geist der Liebe in uns, sie wollen das Herz, das sich der Thiere erbarmt, uns aus der Brust reißen und bedenken nicht, daß nur ein Herz in unserer Brust wohnt und daß es dasselbe ist, das auch für die Menschen schlägt.

Wollen sie daher wirklich den Geist der Liebe in den Herzen wecken und pflegen, so müssen sie uns, die wir ja dieselbe Bestrebung haben, als treuen Bundesgenossen in der sittlichen Erziehung des Volkes, zu gemeinsamem Wirken die Hand reichen und den bibelwidrigen Aberglauben fallen

lassen, wonach nur allein der Mensch in der ganzen Gottesnatur Selbstzweck hat und die Thiere unter dem Niveau der sittlichen Pflichten des Menschen stehen. Sie müssen anerkennen, daß die Menschen unsere Nächsten im engeren Sinne, die thierischen Mitgeschöpfe aber auch unsere Nächsten im weiteren Sinne sind.

Wem muß nicht dabei einfallen der beschränkte Umfang, den die Vertreter Christi und die Diener Gottes dem Begriffe des „Nächsten" und der Nächstenliebe im Mittelalter eingeräumt haben. Da war der Nächste nur der Bekenner desselben Glaubens. Da hieß es nicht allein: ergreife dein Schwert, gehe zu den Ungläubigen hin und metzele sie nieder, sondern auch: martere sie, verlasse sie in der Noth und halte ihnen nicht Treu und Glauben und je mehr Thränen und Blut der Ungläubigen du vergossen, um so größeres Verdienst hast du erworben, um so mehr sind dir die Sünden vergeben, so will es der Herr, welcher spricht: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." — Wer nicht deines Glaubens ist, ist nicht dein Nächster.

Der erste Schritt!*)

Von Karl Wartenburg.

Vor einiger Zeit brachten die Berliner Blätter die Nachricht von dem Verbrechen eines Kindes. Ein zwölfjähriges Mädchen hatte ein kleines Kind hoch oben aus dem Fenster auf einen gepflasterten Hof hinabgestürzt, weil das Mädchen der kleinen Dreijährigen die goldenen Ohrringe gestohlen und die Entdeckung seines Raubes durch das Kind fürchtete. Anfänglich konnte, wollte man das Grauenhafte nicht glauben. Man hielt dafür, daß ein unglücklicher Zufall seine Hand im Spiel gehabt habe. Aber diese Vermuthung erwies sich als ein Irrthum. Zugleich mit der Bestätigung der Unthat erfuhr man aber auch, daß die noch nicht dem Kindesalter entwachsene Mörderin vor einiger Zeit Kaninchen, welche sich ihr Vater zu seinem Vergnügen gehalten — die Augen ausgestochen hatte . . . Wieder ein Mal fiel ein grelles Licht auf den Zusammenhang zwischen Thierquälerei und Mord, wieder wurde der von Schauder über die ruchlose That eines Kindes ergriffenen Menschheit gezeigt, wo sie den Keim eines der schwersten Verbrechen zu suchen habe: in der Thierquälerei. An der Qual, welche sie dem wehrlosen Geschöpf bereitet, übt sich die schwache Hand der Kinder, bis sie stark genug ist — um Menschenblut zu vergießen. Der obige Fall ist nur einer von vielen Tausenden, bei welchen die Kriminalakten zeigen, wie der Mensch, der auf dem Blutgerüst endigte, in seiner Jugend ein Vergnügen daran fand, Thiere zu verfolgen und zu quälen. Aber so oft diese Warnung den Menschen auch vorgehalten wird, immer noch gehen Viele lachend oder gleichgiltig vorüber, wenn die Roheit arme Thiere martert oder zu Tode hetzt . . .

Zu dem Empörendsten gehört es jedoch, wenn die Thierquälerei als eine Unterhaltung, als ein Vergnügen — man hat dafür den entschuldigenden Ausdruck Sport — betrieben und zu solchem Schauspiel öffentlich eingeladen wird.

---

*) Aus dem „Zeitgeist", Beiblatt des „Berliner Tageblatt".

Ich sehe ungläubige Mienen. Wir leben doch nicht mehr in dem alten Rom der wahnsinnigen Cäsaren, wo Thier- und Menschenmartern in der Arena die Zukost zu dem täglichen Brot der Bürger waren!

Freilich, in Spanien und in Süd-Frankreich existiren noch heute blutige, scheußliche Stierkämpfe, doch das ist schon etwas afrikanisches Klima, vor welchem die europäische Kultur zurückweichen muß.

Aber leider genügt eine Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden, von Köln aus, uns auf einen solchen Schauplatz moderner Thierquälerei zu führen. Vor mir liegt eine große deutsche Zeitung, in deren Inseratentheil ich eine Anzeige des Beginnes der Badesaison „des schönsten und besuchtesten Seebades" finde. Dieses schönste und besuchteste Seebad heißt Ostende, und unter den Festen und Vergnügungen, mit welchen die Administration der Stadt Ostende die Badegäste ergötzen will, finde ich neben Regattas auf dem Meere, Pferderennen, Kasinobällen und Concerten auch das Taubenschießen, das „tir aux pigeons" aufgeführt.

Dieses Taubenschießen ist eine der abscheulichsten Thierquälereien, welche in dem fashionablen Seebade von reichen Leuten, wohl auch von Damen und halbwüchsigen Knaben ausgeübt wird; und wenn die letzteren die armen Vögel auch nicht selbst verstümmeln, so sehen sie wenigstens dem abscheulichen Schauspiel zu und klatschen Denen, welche die meisten Tauben herunterknallen, Beifall. Sie sehen, wie sich die kleinen Geschöpfe in ihrem Blute auf der Erde winden, mit den Flügeln schlagen, aufflattern, bis endlich die Jagdhunde sie zusammensuchen und einem Manne bringen, der ihnen den Hals umdreht und die todten Körper in große Körbe sammelt, um sie mit dem nächsten Zuge nach Brüssel zu senden, wo sie auf dem Markt verkauft werden. Viele von den angeschossenen Thieren flattern noch eine Strecke weiter und fallen in einem Gebüsch oder auf einem Felde nieder, wo sie unter Qualen einen elenden Tod sterben. Und wer sind die Schützen, wer die Jäger, denen es eine angenehme Empfindung, ein anregender Nervenkitzel ist, diese harmlosen Thiere zu verstümmeln? Es sind meistens Leute aus den reichen und aristokratischen Klassen aus Belgien, England, Holland, Frankreich und leider auch aus Deutschland. Es ist tief beklagenswerth und wird sich noch bitter rächen, daß die Gesetzgebung ein so rohes, grausames, die Jugend verwilderndes und ihr Gefühl abstumpfendes Schauspiel gestattet. Es war bis vor einigen Jahren auch noch in einigen deutschen Bädern, so in Baden-Baden, möglich. Aber die allgemeine Empörung hat dort ein Verbot dieser Thierquälerei herbeigeführt.

Auch in England erklärte sich die öffentliche Meinung gegen dieses schändliche Vergnügen und das Haus der Gemeinen nahm im Jahre 1883 einen Gesetzentwurf gegen das Taubenschießen an; leider verwarfen die Peers im Winter 1884 die Bill, wahrscheinlich weil einige der Lords selbst ein großes Gaudium an dieser Thiermarter finden.

Hier wäre zu einer internationalen Gesetzgebung für das civilisirte Europa Anlaß. Die Regierung, welche die Frage in Angriff nehmen würde,

dürfte auf den Dank aller Menschen von Gefühl rechnen, und der Staat, welcher sich ausschließen wollte, würde mit einem Makel behaftet werden, der ihn bald dazu zwingen würde, sich von ihm zu befreien.

Freilich, die Schwierigkeiten, welche sich dem internationalen Vogelschutz entgegenstellen, die Hindernisse, die man in gewissen Ländern den Bestrebungen entgegenstellt, eine Schonung für unsere Singvögel zu erhalten, die man jetzt zu vielen Hunderttausenden als Leckerbissen verspeist, lassen wenig Hoffnung auf ein baldiges Zustandekommen eines solchen internationalen Gesetzes aufkommen . . . Aber Eins können wir jetzt schon thun. Wir können der Thierquälerei, welche in dem Seebad zu Ostende getrieben wird, aus dem Wege gehen. Unsere deutschen Nord- und Ostseebäder bieten sonnigen Strand, frische Seeluft und kräftigen Wellenschlag für Alle, welche der Seebäder bedürfen, und deutsche Eltern laufen in denselben nicht Gefahr, daß hier ihre in zartem Kindesalter stehenden Kleinen Zeugen eines grausamen Schauspiels werden, über welches auch, nach einer Mittheilung im „Berliner Tageblatt" Kaiser Wilhelm sein verurtheilendes Wort vor einigen Jahren gesprochen, als ihm die Erfindung jener Glaskugeln gezeigt wurde, welche durch Federklappen bewegt werden und in der Luft fliegen. Der Kaiser meinte damals, er hoffe, daß diese Erfindung dem Taubenschießen ein Ende machen werde. Leider ist dieser humane Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, in Ostende wird fortgeknallt. Uebrigens fröhnt man diesem verabscheuungswürdigen Sport in ganz Belgien, vor allem aber auch in Brüssel. Es werden mehrere hunderttausend Stück Tauben auf diese grausame Weise jährlich umgebracht.

Solche thierquälerische Vergnügungen werfen ein düsteres, unheimliches Licht auf die Einzelnen, die sich ihnen hingeben, wie auf den Staat, welcher sie duldet: Belgien hätte allen Grund, eine so nichtswürdige Spielerei zu unterdrücken.

Denn die Thierquälerei ist eine Haupturſache der Verrohung. Das lehrt die Geschichte jener Völker, die sich an grausamen Thiermartern weideten, und lehrt die Kriminalstatistik, aus welcher wir erfahren, daß sehr oft der erste Schritt auf dem Pfade des Verbrechens, der den Mörder bis zum Schaffot führte, eine Thierquälerei war. . . .

Die Verfolgung der Thierquälerei, wo sie sich auch zeigt, ist eine der vornehmsten Aufgaben eines humanen Gesetzgebers und das Einschreiten gegen jede Thierquälerei Pflicht jedes gefühlvollen Menschen!

* * *

Bekanntlich beginnt der schändliche Sport des Taubenschießens sich mehr und mehr auch bei uns in Rußland und vorzugsweise gerade in Petersburg einzubürgern, trotzdem die Taube in der rechtgläubigen Kirche ein religiöses Symbol bedeutet und ungeachtet dessen, daß dieser müssige, unsittliche Zeitvertreib in striktem Widerspruch zu unseren Thierschutzverordnungen steht. Nachdem der rührige Central-Thierschutzverein in Petersburg dieses feige, massenhafte Hinmetzeln unschuldiger Thiere als eine verächtliche Spielerei „tapferer Nimrode" in Wort und Schrift wiederholt verurtheilt

und bekämpft und die Apathie und Gleichgiltigkeit des Publikums gegen dieses in hohem Grade unsittliche Treiben gegeißelt — hatte der Vorstand, da der gehoffte Erfolg ausblieb, gehörigen Ortes ein Gesuch um Abschaffung des Taubenschießens eingereicht, und zwar auf Grund seiner Anschauung, daß dieser Sport nichts anderes sei, als ein grausames, zweckloses, qualvolles Abschlachten, das daher gemäß Entscheidung des dirigirenden Senats von 1871, Nr. 1498, verboten werden müßte. Wie der „Petersburger Westnik" nunmehr in seiner Januar-Nummer mittheilt, ist dieses Ansuchen mit dem Bescheide „das Taubenschießen sei für die Tauben nicht qualvoll" abschlägig beschieden worden.

M. S.

Aus dem Englischen.

(Uebersetzt von K. D.)

Die Londoner Zeitschrift „The Vegetarian" bringt in ihrer Januar-Nummer die Besprechung und theilweise Wiedergabe einer im Drucke erschienenen Abhandlung gegen die Vivisektion von John Mayor, Professor an der Universität zu Cambridge. Der Verfasser entnimmt einer Schrift des Londoner Arztes Dr. Hogan (Dietetic Reformer, 1875, pp. 190—1) die folgende ergreifende Schilderung:

„In dem physiologischen Laboratorium, in welchem ich assistirte, wurden täglich ein bis drei Hunde und außerdem Kaninchen und andere Thiere geopfert; ich gewann jedoch nach viermonatlicher Erfahrung die Ueberzeugung, daß kein einziger dieser Versuche gerechtfertigt oder nothwendig war. Das Wohl der Menschheit kam bei keinem derselben auch nur irgendwie in Betracht. Ich habe in drei Feldzügen so manchen erschütternden, abhärtenden Anblick erlebt, doch bleibt für mich der traurigste, dessen Zeuge ich jemals gewesen, der Anblick, als die Hunde aus dem Keller heraufgebracht wurden, um im Laboratorium geopfert zu werden. Anstatt sich des Wechsels, aus der Dunkelheit an's Licht gelangt zu sein, zu freuen, schienen sie vielmehr von Entsetzen ergriffen, sobald sie die Luft des Ortes witterten und dabei wahrscheinlich das ihnen bevorstehende Schicksal ahnten. Freundlich demüthig näherten sie sich den anwesenden Personen und so weit als Augen, Ohren und Schweif eine stumme Bitte um Erbarmen auszudrücken vermochten, versuchten sie sich verständlich zu machen — umsonst. Selbst als sie von rauher Faust erfaßt auf den Foltertisch geworfen wurden, bestand ihr ganzer Protest gegen eine solche Behandlung nur in einem klagenden, leisen Winseln, ja sie leckten die Hand, welche sie fesselte, bis auch die Schnauze geknebelt wurde, so daß sie nur noch leise wedelnd den Schweif bewegen konnten — ein letztes Mittel Mitleid zu erflehen. Dieses Wedeln wiederholte sich alsdann noch häufig unter krampfhaften Schmerzenszuckungen; doch wenn ich sie sanft streichelte, so schienen sie sich zu beruhigen. Es war dies der einzige Trost, den ich ihnen gewähren konnte und ich that es daher oft. Vielleicht erhofften sie von

diesem Beweise meines Mitgefühls ein baldiges Ende ihrer Folter — ein Ende ihrer Leiden aber brachte ihnen ja nur der Tod.

Wäre das Gefühl der experimentirenden Physiologen nicht so entsetzlich abgestumpft, so könnten sie diese grausame Praxis unmöglich auf die Dauer fortsetzen."

Ehrenmitglieds-Diplome.

Wieder ist unserem Verein eine bevorzugte Anerkennung zu Theil geworden. Der Münchener Thierschutzverein hat nach Beschluß der Generalversammlung vom 16. Februar c. die Präsidentin Frau Staatsrath Mary von Schilling und die Vice-Präsidentin Frau Mary Haensell „in Anbetracht ihrer hervorragenden Verdienste um die Sache des Thierschutzes" in die Zahl seiner Ehrenmitglieder aufgenommen und den Betreffenden die schönen, künstlerisch ausgestatteten Diplome zugesandt. Dem geehrten Brudervereine in München sei auch an dieser Stelle der aufrichtige Dank des Damencomités für diese den ganzen Verein ehrende Auszeichnung ausgesprochen.

* * *

Dem uns zugleich zugegangenen, von dem verdienstvollen, würdigen Leiter des Münchener Vereins, dem ersten Vorstand-Stellvertreter, kgl. Generalarzt I. Klasse Dr. von Sicherer verfaßten 14. Jahresbericht entnehmen wir, daß der Verein am Ende des Jahres 1886 11,382 Mitglieder zählte, wovon 1196 in München wohnten. Dieser größte deutsche Thierschutzverein wurde 1841 von dem, allen Thierschützern wohlbekannten, hochverdienstvollen Dr. J. Perner gegründet und im Jahre 1867 erneuert. Die Vereins-Bibliothek umfaßt 790 Werke in 3500 Exemplaren und werden Zeitschriften und Broschüren an die Vereinsmitglieder gegen Haftscheine auf eine bestimmte Zeitdauer abgegeben.

Als eine sehr praktische Einrichtung erweisen sich die dem Verein gehörigen beiden Transportwagen für auf der Straße verunglückte, erkrankte oder übermüdete größere Hausthiere. Der eine dieser Wagen steht in der Remise der Münchener Trambahn-Direction, der andere bei einem Fuhrwerksbesitzer. An beiden Orten wird auf Wunsch und gegen Zahlung einer bestimmten Gebühr die Bespannung besorgt. Diese Wagen werden vielfach und gern in Anspruch genommen und zwar auch für solche Thiere, welche in Stallungen erkranken oder verunglücken und zum Zweck der Heilung in ein Thierspital oder zur Schlachtung in den Schlachthof transportirt werden sollen; endlich auch noch in Fällen, wo ein mit der Eisenbahn angekommenes lebendes Thier nach der Ausladung nicht auf gewöhnliche Weise transportirt werden kann. Zum Transport todter oder solcher lebenden Thiere, welche mit ansteckenden oder seuchenhaften Krankheiten behaftet sind, dürfen diese Wagen nicht benutzt werden.

Der Verein vertheilt alljährlich zahlreiche Belohnungen in Medaillen, Diplomen oder Geld, sowie durch Ernennung zu Ehrenmitgliedern für ganz

hervorragende Verdienste im Bereiche des Thierschutzes. Desgleichen gelangen Thierschutzschriften und -Kalender in großer Anzahl an Schulen, Lehrer, Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen gratis zur Vertheilung. Beim Beginne des Winters werden auf Ansuchen des Vereins vom Stadt-Magistrate zahlreiche Futtertischchen in den verschiedenen Anlagen und Gärten aufgestellt und aus Vereinsmitteln, sowie von vielen Mitgliedern und Thierfreunden reichlich mit Futter für die gefiederten Sänger versehen. In den beiden letzten Jahren sind durch den Vereinsdiener 202 schriftliche Anzeigen über Thierquälerei erstattet und an die betreffenden Behörden zur Strafeinschreitung übermittelt und 85 solche Anzeigen unmittelbar durch das Büreau in Folge von Zuschriften.

Mit lobender Anerkennung wird im Bericht der Lehrer gedacht, welche allenthalben bestrebt sind, die humanen Zwecke des Vereins zu fördern, indem sie mit gutem Beispiel vorangehen und durch Wort und That, sowie durch die vom Verein vertheilten, auf das kindliche Gemüth berechneten Schriftchen ihren Schulkindern die besten Grundsätze beizubringen suchen.

Schließlich wird berichtet, daß die wichtige Frage über die zweckmäßigste Schlachtmethode, sowie jene über den Transport von Groß- und Kleinvieh auf Eisenbahnen in Folge früherer Beschlüsse der Thierschutz-Congresse in Bayern durch gesetzliche Vorschriften bereits geregelt sei.

Gedenkworte.

Nachdem wir den am 3. Januar c., zu Rohrlach nach langem Leiden erfolgten Tod einer der hochsinnigsten Förderinnen des Thierschutzes in Deutschland, der Gräfin Agnes von Egloffstein schmerzlich zu beklagen hatten — bringt uns die März-Nummer des „Zoophilist" eine neue Trauerkunde aus England! Mrs. Anna Kingsford, Dr. med. ist am 22. Februar in London ihrem Lungenleiden erlegen. Die Antivivisektionssache hat durch den Heimgang dieser herrlichen, bedeutenden Frau, deren Tod von einer großen Schaar warmer Freunde und Verehrer tief und aufrichtig betrauert wird, einen herben Verlust erlitten.

Schon früh für die Sache der Antivivisektion gewonnen und begeistert, widmete die Verstorbene sich in Paris dem Studium der Medicin, vorzugsweise zu dem Zwecke, um sich auch vom wissenschaftlichen Standpunkte ein eigenes, selbständiges Urtheil über den Werth oder Unwerth der Vivisektion zu bilden. Nachdem sie alle Schwierigkeiten, welche allein schon das Studium in einer fremden Sprache mit sich bringen, energisch überwunden, wurde ihr im Juli 1880 von der Pariser medicinischen Fakultät die Doctorwürde verliehen. Von dieser Zeit bis zum Augenblick, wo ihre Krankheit sie zur Arbeit unfähig machte, hat sie unermüdlich ihre ganze Energie, Intelligenz und ungewöhnliche Begabung in aufopfernd liebevoller Hingabe der Bekämpfung der Vivisektion gewidmet. In Wort und Schrift hat sie

die Ansprüche der Vivisektoren als unzuläßig und unberechtigt zurückgewiesen und deren Aussprüche und vermeintliche Erfolge als leere Trugschlüsse hingestellt und hinfällig gemacht Eine gewandte und begabte Schriftstellerin, verfügte Mrs. Kingsford zu gleicher Zeit über eine seltene Rednerbegabung, so daß ihre von hoher sittlicher Würde und ebenso von wissenschaftlichem Können Zeugniß ablegenden Vorträge gegen die Vivisektion, namentlich auch gegen Pasteur und dessen Schutzimpfungen, nie verfehlten bei den Zuhörern einen überzeugenden, nachhaltigen Eindruck hervorzurufen und zu hinterlassen.*)

Um diese hochbegabte edle Frau trauern mit dem sie überlebenden Gatten, dem Pfarrer Algernon Kingsford in Atcham-Shrewsbury, und ihrer einzigen Tochter — alle wahren Freunde des Thierschutzes und der Antivivisektionssache. M. S.

Aus dem Berichte Herrn Ernst von Webers über dessen Reise nach Schweden im October 1887.**)

Am 15. October 1887 fand in Stockholm die Jahresversammlung der skandinavischen Gesellschaft zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierquälerei statt, an welcher theilzunehmen ich von meinen dänischen und schwedischen Freunden eingeladen worden war. Eine zahlreiche, meist aus hochgestellten Persönlichkeiten des Adels und der Gelehrtenwelt sowie vielen Damen zusammengesetzte Gesellschaft füllte den prächtigen Saal des Hotels, worin diese Versammlungen alljährlich abgehalten werden. Der Gründer und Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Professor Nordwall, gab in einer dreiviertelstündigen interessanten Rede eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der europäischen Antivivisektions-Bewegung im Allgemeinen, sowie der schwedischen insbesondere und erntete mit diesem Vortrage allgemeinen Beifall. Zum Schluß ging er aus der schwedischen in die deutsche Sprache über, worin er mich als Gast der Gesellschaft mit herzlichen Worten begrüßte und mir zugleich ankündigte, daß der Vorstand in dankender Anerkennung meiner unabläßigen Bemühungen zur Bekämpfung der Vivisektion mich einstimmig zum Ehrenmitgliede erwählt habe. Bei dieser Verkündigung erhob sich die gesammte Gesellschaft von ihren Sitzen und Viele umdrängten mich und gaben mir durch herzliche Händedrücke ihre freundschaftliche Sympathie zu erkennen. Zur Entgegnung und Dankerstattung hielt ich hierauf einen etwa viertelstündigen Vortrag, worin ich namentlich über den gegenwärtigen Stand der Antivivisektions-Bewegung in Deutschland berichtete

*) Wir heben unter ihren Schriften die unter dem Titel „Unwissenschaftliche Wissenschaft“ im „Thier- und Menschenfreund“ in deutscher Uebersetzung abgedruckte und 1885 im Verlage von Albert Koenig in Guben als Separat-Abdruck erschienene vortreffliche Abhandlung besonders hervor und gedenken auf dieselbe eingehend zurückzukommen.

**) Aus dem „Thier- und Menschenfreund“, 1888, Nr. 2.

und meine Freude darüber aussprach, hier im fernen kalten Norden so viele Herzen gefunden zu haben, die warm und treu für unsere heilige Humanitätssache schlagen. Mit diesen einfachen aber aufrichtig gemeinten Worten erntete ich einen allgemeinen rauschenden Beifall, woraus ich zu meiner Freude wohl den Schluß entnehmen durfte, daß unsere Bewegung hier unter dem feinfühligen schwedischen Volke tiefe Wurzeln geschlagen habe und wir sowohl unter den markigen Männern, als den intelligenten liebreizenden Frauen des skandinavischen Nordens für unsern Krieg gegen die Grausamkeit feste und solide Kampfgenossen gewonnen haben, auf die wir uns unter allen Umständen werden verlassen können. Zugleich wurde auch unserer vielgefeierten und berühmten englischen Vorkämpferin Miß Frances Power Cobbe vom Vorstande die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft verliehen. Außer mir waren als Gäste auch noch meine lieben Freunde aus Dänemark, Herr Justizrath Lembcke und seine Frau anwesend, denen auf alle mögliche Art und Weise die aufrichtige Sympathie und Verehrung ihrer schwedischen Freunde und Bewunderer bezeugt wurde

Aus der langen Reihe von Einladungen, welche der Jahresversammlung folgten, sei zunächst hervorgehoben, daß wir die Ehre hatten dreimal zu Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin Eugenie (der Schwester Sr. Maj. des Königs) nach dem herrlichen Königl. Schlosse eingeladen zu werden. Das ganze Leben dieser bewundernswürdigen Frau ist fast ausschließlich Werken der Barmherzigkeit gewidmet. Ueberall, wo Elend und Leiden ihr entgegentreten, sucht sie zu helfen. Unter anderem hat Prinzessin Eugenie in der Nähe Stockholms eine Anstalt für unheilbare Kinder gegründet (genannt Eugenienheim), in welcher ein halbes Hundert solcher unglücklicher Geschöpfe (worunter z. B. gräßliche Mißgeburten mit riesenhaften Wasserköpfen, andere, die nur wie Frösche auf allen Vieren kriechen können u. s. w.) in musterhafter Weise verpflegt werden. Die dritte Einladung zur Prinzessin galt ausschließlich den Interessen unserer Antivivisektions-Bewegung. Hierbei hielt Frau Justizrath Lembcke vor Ihrer Königl. Hoheit und einer großen Gesellschaft von eleganten Damen einen Vortrag über den Antheil der Frauen an dem Internationalen Kampfe gegen die Vivisektion, welchen ich zum Schluß durch das Vorzeigen meiner photographischen Gallerie von Thierschützern auch noch praktisch illustrirte. Eine große Freude bereitete mir die Prinzessin an diesem Abend noch dadurch, daß sie mir eine schöne Kabinetsphotographie ihrer selbst verehrte, auf deren Rückseite sie die folgenden Worte geschrieben hatte:

„An unseren hochverehrten Vorkämpfer in dem Streit gegen die wissenschaftliche Thierfolter ꝛc. von Eugenie

von Schweden und Norwegen.

Aus dem achten Jahresberichte des Hannoverschen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. 1887.

An der Spitze des Berichts stehen warme Gedenkworte, welche der Verein seinem am 26. August 1887 verstorbenen Mitbegründer und eifrigen Vorstandsmitgliede, Herrn Geheimen Sanitätsrath Dr. med. Mensching widmet.

„Der Verein ist auf dem Wege zu seinem Ziel, die sogenannten wissenschaftlichen grausamen Versuche an lebenden Thieren zu beseitigen, im Jahre 1887 nur wenig vorwärts gekommen. Er hat sich zur Zeit nur darauf beschränken müssen, neues Material für künftige, wiederholte und kräftige Angriffe zu sammeln. Leider ist es durch ein Gewebe systematischer Vorspiegelungen und Unwahrheiten in öffentlichen Blättern (im besten Falle wollen wir Selbsttäuschung annehmen), welche den Nutzen der Vivisektion mit eherner Stimme ausposaunen, gelungen, die öffentliche Meinung zu bethören, so daß nicht nur auf der Bierbank, sondern selbst in denkenden Kreisen und in Parlamenten zur Vertheidigung der Vivisektion nur deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit erwogen wird und von ethisch-rechtlichen Motiven nicht die Rede ist!"

„Um an einem schlagenden Beispiele deutlich zu machen, was das sagen will", reproducirt der Bericht aus dem „Hannoverschen Courier" einen Artikel, den auch wir an dieser Stelle zum Abdruck bringen, weil er eine Ergänzung zu dem in unserer heutigen Nummer enthaltenen Aufsatze „Der erste Schritt" bildet:

„In der bekannten Strafsache wider die zwölfjährige Mörderin Marie Schneider, welche in Berlin ein kleines Mädchen durch Hinauswerfen aus einem hochgelegenen Treppenflurfenster getödtet hatte und vom Landgericht I, Berlin, wegen Mordes verurtheilt worden war, hat das Reichsgericht, II Strafsenat, durch Urtheil vom 14. December 1886 Folgendes ausgesprochen: Die mangelhafte geistige Entwickelung eines Individuums, welches demzufolge statt ethisch-rechtlicher Motive nur Begriffe der Nützlichkeit und Schädlichkeit zu verwerthen weiß, schließt nur dann die Zurechnungsfähigkeit desselben im Sinne des Strafgesetzbuches aus, wenn sie aus einer krankhaften Geistesstörung zu erklären ist. Beruht dieser Mangel aber auf mangelhafter Erziehung, auf Vernachlässigung und Verwilderung, so kann er höchstens eine geminderte Zurechnung motiviren. Die neuere Theorie hat das Vorhandensein von Irrsinnszuständen angenommen, in welchen die logischen Prozesse ungestört von statten gehen, die äußere Besonnenheit erhalten ist und Wahnideen und Sinnestäuschungen ganz fehlen, gleichwohl aber die Bedingungen der Zurechnungsfähigkeit geschmälert sind bis zur Aufhebung derselben, insofern das Individuum statt ethisch-rechtlicher Motive nur Begriffe der Nützlichkeit und Schädlichkeit zu verwerthen weiß und bei diesem sittlichen und intellectuellen Defect mehr oder weniger widerstandslos seinen egoistischen, unsittlichen Antrieben preisgegeben ist. Ob diese Theorie von dem „moralischen Irresein" für eine spätere Gesetzgebung verwerthet werden kann, muß hier ungeprüft bleiben. So viel ist indeß klar, daß nach den dem deutschen Strafgesetzbuche zu Grunde liegenden Anschauungen durch den von der Theorie angenommenen Mangel jeglichen moralischen Halts die Zurechnungsfähigkeit nur dann für ausgeschlossen gelten kann, wenn der Mangel aus krankhafter Störung zu erklären ist. Zu demselben Ergebniß führt die Auslegung des Gesetzes nach seinem Wortlaut. Nach § 51 genügt keineswegs die bloße Unfähigkeit zur freien Willensbestimmung einem Anreize gegenüber, es muß vielmehr die freie Willensbestimmung durch einen Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geisteshätigkeit ausgeschlossen sein."

Dazu bemerkt der Hannoversche Bericht: „Hier also hat das Reichsgericht direkt ausgesprochen, daß die Substituirung ethisch-rechtlicher Motive durch die Begriffe von Nützlichkeit und Schädlichkeit eine „mangelhafte geistige Entwickelung" bekunde, und als „moralisches Irrsein" aufzufassen sei.

Wenn also unsere Forderung, die sittlich verwerfliche Vivisektion abzuschaffen, hundertmal mit dem Hinweis auf deren Nützlichkeit abgewiesen wird, so dürfen wir nicht müde werden, unsere Forderung im Namen des Rechtes und der gesunden Moral stets von neuem zu stellen."

Mit dankbarer Anerkennung wird der Eingabe gedacht, welche der Internationale Verein in Dresden im November 1887 an den Reichstag gerichtet hat, um auf's neue ein Einschreiten gegen die Greuel der Vivisektion zu fordern. Das dieser Eingabe beigelegte Flugblatt bringe durch eine Anzahl neuer Beispiele den Beleg dafür, daß die vivisektorische Praxis unvermindert und ungemildert weiter geübt wird, daß Grausamkeit und Raffinement der Vivisektoren eher zugenommen als abgenommen haben und daß die Verordnung des Kultusministers v. Goßler vom 2. Februar 1885, welche diese grausamen Versuche *scheinbar* einschränkt, in Wirklichkeit den Professoren und Docenten volle Freiheit läßt, und ebenso deren Schülern, welche als unter deren Verantwortung stehend betrachtet werden.

Der Verein hält an seinem Standpunkt fest, sich principiell auf Debatten über den *Nutzen* der Vivisektion nicht einzulassen, sondern immer zu betonen, die Vivisektion ist grausam und vom Standpunkt der Moral zu verwerfen, selbst wenn sie Nutzen schaffte. Darum gereicht es ihm aber doch zu großer Genugthuung, wenn aller behauptete Nutzen sich schließlich immer als elendes Blendwerk entpuppt. So sei es auch mit den drei Paradepferden der Vivisektoren: der „*Localisation der Gehirnkrankheiten*", der „*Entdeckung und Erforschung der Mikroorganismen*" und der „*Seuchen-Impfung Pasteur's*" gegangen, von deren Ruhm jahrelang alle Zeitungsspalten wiederhallten und die dann anstatt Nutzen nur Confusion, Schaden und Unheil angerichtet hatten. Der Bericht bringt alsdann eine *Todtenliste Pasteur's*, die bis zum 1. October 1887 auf 108 Fälle angewachsen war, unter welchen eine ganze Anzahl Personen erwiesenermaßen *nur in Folge* der Pasteurschen Impfung gestorben sind.

In Anbetracht „daß der Stand, der am ersten berufen wäre, in einer Sache von so eminent sittlicher Bedeutung, wie es der Kampf gegen die Vivisektion ist, Stellung zu nehmen, die Geistlichkeit, leider bisher nur in kleiner Anzahl für die Sache eingetreten sei", gereicht es dem Verein zur Freude, den folgenden Artikel aus dem „*Neuen Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche* 1885, Nr. 50, von *Dr. K. Münckel* mittheilen zu können:

„Die Vivisektion zerlegt und zerschneidet mit dem scharfen Messer lebendige Thiere oder einzelne Gliedmaßen, Augen u. s. w., um Beobachtungen und Versuche zur Kenntniß des Lebens, der Einrichtung, der Thätigkeiten der Thiere anzustellen. Das ist eine Grausamkeit, welche viele empört und zu einem Kampfe dagegen getrieben hat. Die Vivisektoren aber behaupten zähe ihr Verfahren, das um der Wissenschaft nothwendig sei und decken sich mit dem guten Zwecke. Sie werden selbst nicht leugnen können, daß ihr Verfahren eine

Grausamkeit ist und sie müssen durch Uebung schon sehr abgestumpft sein, wenn ihnen das Zucken und der Jammer des Thieres nicht zu Herzen geht. Thiere zu quälen wird überall unter Leuten, die sich gebildet oder human nennen, für roh und unsittlich gehalten; wir brauchen uns noch nicht einmal auf die Bibel zu berufen, welche an mehr als einer Stelle Erbarmen gegen die Thiere fordert.

Ist nun die Thierquälerei an und für sich abscheulich und verwerflich, warum soll sie das aufhören zu sein von dem an, daß sich die Vivisektion derselben bemächtigt? Man entgegnet: „Das geschieht um der Wissenschaft und des Zweckes willen." Was also unsittlich an sich ist, das wird sittlich und erlaubt, sobald man der Wissenschaft damit dient und einen höhern Zweck dabei im Auge hat. Dann sollte man doch aufhören, auf die jesuitische Moral zu schelten, die bei jeder Gelegenheit herhalten muß . . . . . Die Wissenschaft, welche schon längst alles überflügelt hat, ist nun an höchste Stelle gerathen und darf thun, was sie will, wenn sie nur Nutzen davon hat. Zu entscheiden hätte nun noch die Wissenschaft, ob auch ein anderer gewöhnlicher Mensch, der nicht zur Höhe der Wissenschaft emporgerückt ist, um des Nutzens willen stehlen, falsch schwören und morden darf. Oder darf man sich Grausamkeiten nur gegen Thiere erlauben? Wir haben aber sagen hören, daß die grausame Behandlung der Thiere auf Roheit des Gemüthes hinweist und ein Zeichen ist, daß solche rohe Menschen ihre Roheit auch an Menschen auslassen, sobald ihnen dieselben im Wege sind. Wie wir glauben ist in solchen Sachen nicht die Wissenschaft, sondern das Gewissen der höchste Richter, dessen Urtheil sich die Wissenschaft einfach zu unterwerfen hat."

Als Nachlese zu den Daten des Dresdener großen Flugblattes bringt der Bericht dann noch eine Reihe grausamer, schändlicher Versuche an Thieren und selbst an Menschen Zu den letzteren gehören: „F. Hillebrand (Archiv für Gyn. 25) experimentirt an Säuglingen über Milchzufuhr und Jodkaliumausscheidung; Professor Dr. W. Filehne in Erlangen (du Bois-Reymond Archiv 1886) untersuchte die giftige Wirkung des Xanthins an Thieren und jüngeren Männern von 22—38 Jahren; R. Kobert (Schmidt, Jahrbücher 1885) stellte mit Mutterkornextracten zahllose Versuche an Menschen an — ohne Resultat; Brouardel und G. Pouchet, Paris (Annales d'hygiène publ. 1885) versuchten Arsenikvergiftungen an stillenden Frauen; Marchiafava und Celli (Fortschr. d. Med. 1885, Nr. 11) injicirten 5 Personen Venenblut von Malariakranken." Wie ersichtlich gehören die zuletzt angeführten Versuche zu den vivisektorischen Arbeiten von Ausländern. Der Bericht theilt eine kleine Uebersicht solcher im Auslande angestellter Versuche mit, um zu erweisen, „wie diese ganze Zeitrichtung im engen Zusammenhange steht. Die Anregungen gehen hinüber und herüber und jedes neue Raffinement findet Nachfolge in allen Ländern. Und leider hat Deutschland den traurigen Ruhm, eine große Zahl von Ausländern direkt zu Vivisektoren zu schulen." M. S.

Bitte der Vögel.

Immer noch sind Hecken, Wälder,
Alle Wege, alle Felder,
Wo ein Futterkörnchen steckt,
Ach so hoch mit Schnee bedeckt.
Alle Nahrung ist verschüttet,
Und ein hungernd Völkchen bittet:
Bitte, stillet unsre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!

Kehrt der schöne Frühling wieder,
Singen wir euch frohe Lieder,
Hüpfen frisch von Ast zu Ast,
Picken ohne Ruh' und Rast
Raupen, Frucht- und Blüthenfresser,
Daß sich füllen Scheun' und Fässer,
Bitte, stillet uns're Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!

Von dem großen Weihnachtsfeste
Gebt uns Krumen nur und Reste,
Keine Wohlthat ist zu klein,
Gottes Auge sieht darein;
Wollen sammeln, wollen singen,
Gottes Segen euch zu bringen.
Bitte, helft uns aus der Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!

„Berliner Börsen-Zeitung".

Nothruf der Rehe an die Menschen.

Ihr schwelgt bei vollem Mahle,
Und blitzendem Weinpocal —
Wir sterben vor Frost und Hunger
Und leiden unsägliche Qual.

Verschneit die grünen Saaten,
Verschneit sind Flur und Wald,
Der Wind durchheult die Forsten
Und macht das Mark uns kalt.

Gebrochen ist uns're Wildheit,
Gebrochen unsere Kraft,
Wir müssen alle verenden,
Wenn Ihr nicht Hilfe schafft.

Der räudigste Fuchs reißt uns nieder,
Der Habicht schlägt uns schon,
Wir brechen vor Hunger zusammen,
Den Krähen zu Spott und Hohn.

O, Menschen, beim üppigen Mahle,
Beim blitzenden Weinpocal,
O, denket an unser Elend!
O, denket an uns're Qual!

Nur ein paar Hafergarben,
Nur einige Fuder Heu
Laßt uns zu Gute kommen,
Dann ist uns're Noth vorbei.

„Ztg. f. Stadt u. Land".

H. v. R. Sechs Werst von Sfurug befindet sich an einer Poststraße das Kirchdorf Oftschinnizi. Nahe der dortigen Wassermühle auf einem hohen Berge wohnt ein Bürgersmann, Sfilesen, wie man sagt, fast hundertjährig, mit seiner Familie im eigenen Häuschen. Seit lange genießt dieser den Ruf, daß nie ein von ihm behandelter, von einem wasserscheuen Thiere gebissener Mensch erkranke. — Vor zwei Jahren im März, wurde eine Katze bei dem hiesigen Notarius B. toll und biß ihn, seine Frau und einen Stundenlehrer, seinen Gast, in die Hände; auf den Hof hinausgejagt, warf sie sich wüthend auf den Sohn des Notarius, dem sie sehr arge Wunden beibrachte. Nun lief sie auf einen benachbarten Hof, wo sie ein junges Mädchen anfiel, dem es aber gelang, sich unverletzt in das Haus zu flüchten: auf den Hilfsruf desselben eilten Leute herbei, welche die Katze erschlugen. In der ersten Aufregung wurden die Wunden nicht ausgewaschen, und erst am nächsten Tage sandte man nicht zu den hiesigen drei Aerzten oder Feldscherern, — sondern zu dem alten Sfilesen, und that wohl daran, wie die Folge bewies. Er gab den Gebissenen sein eigenes präparirtes Brod und einen ganz dem reinen Wasser ähnlichen Trank — und alle vier Personen sind vor der Wasserscheu bewahrt worden.

Hunderttausende sind ausgegeben worden, um die noch sehr zweifelhafte Kurmethode Pasteurs bei uns einzuführen, oder ihm gebissene Leute zuzusenden.*) Fragen wir, wie viel ist geopfert worden, um von den vielen Leuten, meist niederen Standes, in unserem Vaterlande zu erfahren, welche Mittel sie gegen den Biß toller Thiere anwenden; so erhalten wir wohl ein „Nichts" zur Antwort. — Es sei hier daran erinnert, von wem wir den Gebrauch des Chinin z. B. gelernt. Hier habe ich mein Möglichstes gethan, um dazu geeignete Persönlichkeiten zu weiteren Schritten in dieser Sache zu veranlassen, aber nichts als das berühmt gewordene „ничего" hervorgerufen. Dies hat wohl einerseits in unserer nationalen Indolenz seine Ursache; andererseits fürchten wohl die Leute, daß sie bei Anregung einer solchen Angelegenheit höhern Orts sich kompromittiren könnten, wenn das Mittel sich nicht immer bewährt, und endlich noch mehr, daß es nicht gelingen werde das Geheimmittel zu erfahren, welches fast immer unter dem furchtbarsten Schwur des Geheimhaltens erworben ist; oder wenn nicht dies, so aus eigennütziger Absicht nicht mitgetheilt wird. Indessen ließe sich vielleicht das erste Hinderniß durch Umgehung des Schwures oder Zuspruch der höheren Geistlichkeit besiegen; das zweite durch ein Zehntel der Summen, die schon von Rußland der Pasteur-Methode dargebracht worden.

Nachschrift der Redaktion. Uns will es scheinen, daß die meisten Vertreter der medicinischen Wissenschaft den Heilmitteln gegenüber, welche der sogenannte „gemeine Mann" anwendet eine zu vornehme Verachtung an den Tag legen, statt ausgerüstet mit den Errungenschaften der Forschung dieselben zu prüfen. Das Pflanzenreich dürfte sicher noch manch heilsames, bisher unbekanntes Medicament liefern. („Düna-Zeitung".)

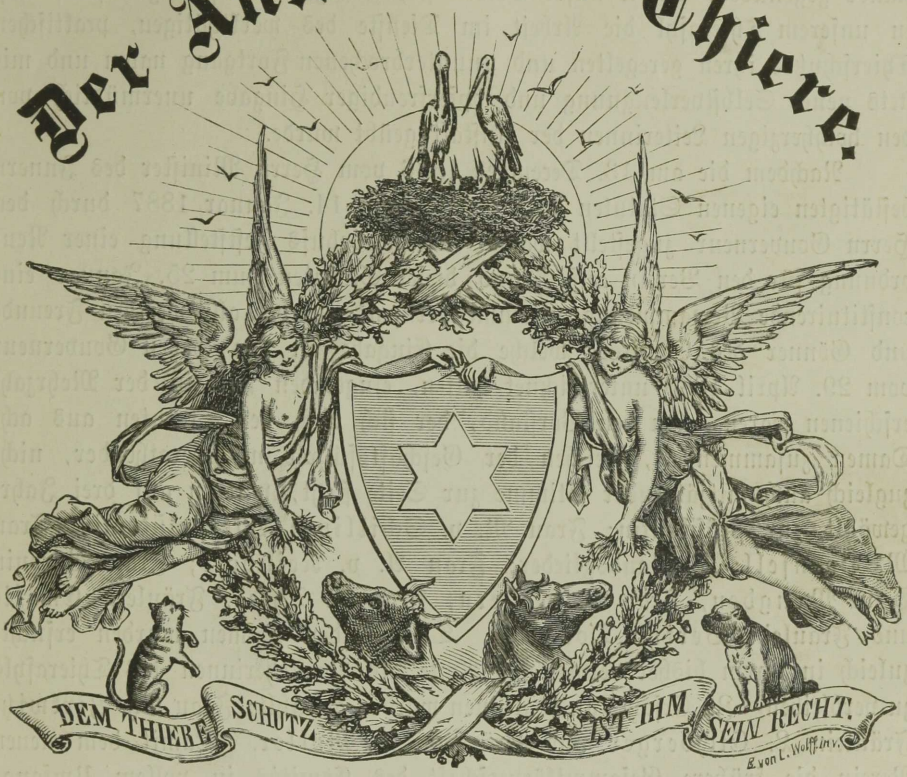
*) Es ist in diesem Blatte bereits des öfteren ausgesprochen und der Beweis dafür erbracht worden, daß das Pasteursche Impfverfahren nur Unheil und Schaden angerichtet hat, so daß sich jetzt schwerlich noch ein Mann der Wissenschaft finden dürfte, der für diesen Schwindel eintreten möchte. M. S.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 17. Марта 1888 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

IV. Jahrgang. April — Mai 1888. № 4 u. 5.

Jahresbericht des Thierschutzvereins unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls für das Jahr 1887.

Verfaßt von der Präsidentin.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.
Schiller.

Mit dem gegenwärtigen 11. Jahresbericht tritt das Damencomité des Rigaer Thierasyls zum ersten Male als selbständiger Thierschutzverein an die Oeffentlichkeit. Durch die Reorganisation des Comités bedingt, war die Thätigkeit des Vorstandes im letzten Jahre in erster Reihe auf die innere Organisation des Vereins gerichtet und es konnte vorläufig noch wenig geschehen, um den seit den letzten bedrückenden Jahren hier am Orte gewissermaßen in eine Epoche des Stillstandes zurückgedrängten öffentlichen, activen Thierschutz dieser Periode zu entrücken. Diesem vor der Hand unabwendbaren

und im Hinblick auf die vielgeplagte Thierwelt tief beklagenswerthen Uebelstande gegenüber, durfte unser Verein sich wenigstens dessen getrösten, daß in unserem Thierasyl die Arbeit im Dienste des werkthätigen, praktischen Thierschutzes ihren geregelten und ununterbrochenen Fortgang nahm und mit stets neuer Selbstverleugnung und opferfreudiger Hingabe unermüdlich von den hochherzigen Leiterinnen der Anstalt geübt wurde.

Nachdem die am 13. December 1886 vom Herrn Minister des Innern bestätigten eigenen Statuten dem Comité am 14. Januar 1887 durch den Herrn Gouverneur zugestellt waren, wurde behufs Feststellung einer Neuordnung für den Verein auf Grund dieser Statuten zum 25. Januar eine constituirende Versammlung zusammenberufen, zu der alle werthen Freunde und Gönner des Comités, welche die Eingabe an den Herrn Gouverneur vom 29. April 1886 unterzeichnet hatten, eingeladen und in der Mehrzahl erschienen waren. In den Vorstand, der sich nach den Statuten aus acht Damen zusammensetzt, welchen der Geschäftsführer mit berathender, nicht zugleich auch mitzählender Stimme zur Seite steht, wurden auf drei Jahre gewählt, zur Präsidentin: Frau M. v. Schilling; Vice-Präsidentin: Frau M. Haensell; Vorstandsglieder: Frau A. v. Reinhold; Frau Baronin E. v. Mengden, Frau L. v. Oern, Frau A. Thiel, Fräulein Emilie und Fräulein Bertha Douglas. Diese beiden Damen wurden ersucht, zuleich in ihrem bisher verwalteten Amte als Vorsteherinnen des Thierasyls zu verbleiben. Zu Ersatz-Kandidatinnen wurden gewählt: Frau Ch. Zirkwitz, Fräulein L. Eichberger und Fräulein A. Möller. Damit dem neuen Verein die frühere Gesammtkörperschaft des Comités in vollem Umfange erhalten bleibe, wurde beschlossen, daß den übrigen Damen des Comités das Recht gewahrt bleiben soll, auch fernerhin den Vorstandssitzungen mit berathender Stimme beizuwohnen, sowie, daß dieser Kreis durch Cooptation neu hinzutretender Mitglieder erweitert werden kann. Da die Bildung eines solchen besonderen Comités im Statut nicht vorgesehen ist, kann die so begründete Körperschaft zwar keine rechtlichen, dafür aber als der Stammkörper, aus welchem der ganze Verein herausgewachsen, eine desto fruchtbarere moralische Bedeutung für das fernere Wirken des Vereins gewinnen. Diesem Beschlusse entsprechend wurden in den Vorstand cooptirt die bisherigen Comitéglieder: Frau E. v. Gödeberg, Fräulein A. v. Paul, und Miß K. Deighton (Gehilfin im Thierasyl), — sowie ferner folgende neu hinzutretende Mitglieder: Frau Oberlehrer A. Westermann, Frau Rathsherr Zimmermann, Frau St. Löbmann, Frau Oberlehrer H. Glasenapp, Frau v. Paul, Baronesse Elly und Baronesse Sophie v. Mengden, Fräulein v. Berg und Fräulein Marie Glasenapp. Da es sich mit der Zeit als wünschenswerth herausstellte, von der in den Statuten vorgesehenen Erhöhung der Zahl der Vorstandsglieder Gebrauch zu machen, so wurden die bewährten früheren Comitéglieder Frau v. Gödeberg und Miß K. Deighton von der Generalversammlung am 25. September auch noch in den Vorstand gewählt. Auf große Schwierigkeiten stieß die, nach dem Statut nicht der Generalversammlung, sondern dem Vorstande obliegende

Wahl eines Geschäftsführers. Da dieses Amt mit der Uebernahme fast aller Obliegenheiten und Arbeiten des Vereins verbunden ist und aus diesem Grunde einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Mühen beansprucht, so mochte oder konnte keiner der gütigen Freunde und Gönner des jungen Vereins sich zu der Uebernahme einer so zeitraubenden Verpflichtung entschließen, bis Herr Oberlehrer Westermann, der sich schon so vielfache Verdienste um das Comité erworben, den allseitig und einstimmig an ihn herantretenden Bitten willfahrte und sich freundlichst bereit erklärte, bis auf weiteres das Amt eines Geschäftsführers provisorisch zu übernehmen. Die Fortführung desselben konnte von dem nach vielen Seiten in Anspruch genommenen Gönner nur dadurch ermöglicht werden, daß nach Erledigung der wichtigsten organisatorischen Arbeiten und Einrichtungen, die wir in erster Reihe seiner rastlosen, erfolgreichen Thätigkeit danken, — nach einigen Monaten ihm von einem werthen Mitgliede Herrn Redacteur Nehring die Protokollführung und vom Vorstande ein Theil der mit der Geschäftsführung verbundenen Arbeitslast abgenommen wurde. Der Vorstand fühlt sich, wie diesen beiden unermüdlichen Mitarbeitern, so auch seinen geehrten Vereinsmitgliedern, Sr. Excellenz Herrn Baron von Campenhausen und Herrn Oberlehrer Schlau zu warmem Dank verpflichtet; Herrn Baron von Campenhausen für die Einführung der vereinfachten doppelten Buchführung nach amerikanischer Methode und für die nach diesem System getroffene Einrichtung der Bücher, sowie Herrn Oberlehrer Schlau für die vorzügliche Uebertragung des russischen Textes der Statuten in's Deutsche.

Die Erweiterung des Vorstandes durch den cooptirten Damenkreis hat sich schon in diesem ersten Jahre als vortrefflich bewährt, denn obwohl den Gliedern desselben in erster Linie nur Rechte zustehen (das Recht den Vorstandssitzungen mit berathender Stimme beizuwohnen, Vorschläge zu machen und Anträge zu stellen) — und obwohl es ganz ihrem Ermessen anheimgegeben bleibt, ob und in wie weit überhaupt sie einige Pflichten des stimmberechtigten Vorstandes zu übernehmen wünschen, so haben einige der cooptirten Damen dennoch in ganz hervorragender Weise die zum Besten des Thierasyls veranstalteten Unternehmungen thatkräftigst und opferwillig unterstützt und hierdurch wesentlich zur Beschaffung materieller Mittel beigetragen, wie solche fortlaufend für unser Asyl und im verflossenen Jahre auch noch außerdem zur Bestreitung der durch die Neuordnung des Vereins bedingten besonderen Ausgaben unvermeidlich und erforderlich waren. Wenn nun auch in den nächsten Jahren solche Extraausgaben, namentlich für Drucksachen, zum Theil wegfallen werden, so ist doch zu beachten, daß, da nach dem Statut 5% von der Bruttoeinnahme des Vereins alljährlich zum unantastbaren Kapital zugeschlagen werden müssen, so die durch die Jahresbeiträge der Mitglieder erzielte Mehreinnahme wohl nur eben zur Deckung dieses neuen Ausgabe-Postens ausreichen und es somit auch dem neuen Verein nicht erspart bleiben wird, immer wieder die mit den wohlthätigen Veranstaltungen verbundenen, vielfachen Mühewaltungen auf sich zu nehmen und dabei an die Mildthätigkeit des Publikums zu appelliren, wozu der Verein

sich übrigens insofern vollberechtigt und befugt hält, als sein Wirken, Streben und Arbeiten nicht nur in den Dienst seiner leidenden, bedrängten Schützlinge, sondern in gleichem Maße in den Dienst der Menschen selbst gestellt ist. Der Thierschutz sollte, wie alle sittlichen Fragen immer mehr ein Gemeingut Aller werden, eine Angelegenheit, die Jeden angeht und Allen zukommt, nicht bloß den Vereinsmitgliedern, sondern der ganzen Bevölkerung. Durch das alljährliche Austragen eines polizeilich beglaubigten Collectenbuches wird dem Gesammtpublikum Gelegenheit geboten, beliebige Beiträge zu zeichnen und wenn nicht anders, so doch durch ein Scherflein mitzuwirken an dem guten, edlen Werke des Thierschutzes, das nicht minder als alle anderen gemeinnützigen Angelegenheiten dem Gemeinwohle zu gute kommt und daher berechtigt ist, eine gleiche Stellung wie jene einzunehmen.

Um der factisch bereits vollzogenen Trennung des Damencomités vom livl. Thierschutzverein nunmehr auch formelle Giltigkeit zu schaffen, wurde der Vorstand des betreffenden Vereins in einem Schreiben vom 30. Januar 1887 von der durch die Neuorganisation des Damencomités als eines selbständigen Thierschutzvereins auf Grund seiner bestätigten Statuten erfolgten Lösung aller officiellen Beziehungen zum livl. Thierschutzverein in Kenntniß gesetzt. Nachdem der Vorstand des livl. Thierschutzvereins in seiner Antwort vom 16. März die Lösung der rechtlichen und geschäftlichen Beziehungen acceptirt, jedoch unter Hinweis auf die seinerzeit von den Damen im Namen jenes Vorstandes für ein Thierasyl gesammelten 463 Rbl. 45 Kop. die pecuniairen Beziehungen als noch fortbestehende bezeichnet hatte, wurde er vom Comité um eine präcise Meinungsäußerung betreffend diese, zu einem ganz bestimmten Zwecke gespendete und für diesen speciellen Zweck verwerthete Summe, ersucht. Hierauf erfolgte von Seiten des livl. Thierschutzvereins die Kündigung dieses Kapitals, mit der Bemerkung, der Verein wünsche dieses Geld zur Gründnng einer ähnlichen Anstalt zu verwenden. Diese Absicht des alten, sowie der Wunsch des neuen Vereins die lästige Fessel endlich ganz zu lösen, bewogen denselben auf die Kündigung einzugehen, jedoch nicht, ohne zugleich in einem Schreiben vom 19. Mai*) noch einmal auf's Deutlichste den Beweis zu erbringen, daß die Auszahlung dieser Summe vom livl. Thierschutzverein nicht hätte gefordert werden dürfen. Wie zu befürchten war, blieb dieser Appell an das Rechtsgefühl des livl. Thierschutzvereins erfolglos und die Auszahlung wurde vollzogen. Die Beschaffung dieser Loskauffsumme dankt der junge Verein der Großmuth eines hochgeehrten Mitgliedes, das ihm dieselbe eigens zu diesem Zweck als unverzinsliches Darlehen zur Verfügung gestellt hat.

Es ist unserem Verein die Herausgabe dieses Thierasyl-Kapitals später von mancher Seite verdacht und zum Vorwurf gemacht worden. Leider nicht mit Unrecht, denn es hat sich hinterher herausgestellt, daß dieses Zweckkapital vom livl. Thierschutzverein in einer den Wünschen und Absichten der damaligen

*) Bereits in seinem vollen Wortlaute mitgetheilt auf Seite 125 des dritten Jahrganges dieser Zeitschrift.

Spender conträren Weise verwendet worden ist. In dem im November 1874 von der jetzigen Präsidentin des Damencomités in den Zeitungen erlassenen Aufrufe heißt es nämlich wörtlich: „Helfet uns eine Zuflucht- und Heilstätte für kranke, mißhandelte Pferde, wie für andere verstoßene, verkommene, hungernd umherirrende Thiere gründen, die in der Anstalt Obdach, Pflege und Heilung, und wo diese nicht mehr möglich, einen schnellen, möglichst schmerzlosen Tod finden sollen." — Und wozu hat der livländische Thierschutzverein diese von ihm jetzt zurückgeforderten, für einen ganz bestimmten Zweck gespendeten Gaben, nachdem sie im Rigaer Thierasyl bereits eine den Intentionen der Spender vollkommen entsprechende Verwerthung gefunden hatten — neuerdings verausgabt? Einen Thier-Stall hat der livländische Thierschutzverein mit diesem für ein Thier-Asyl, für eine Zufluchtstätte dargebrachten Gelde eingerichtet und eröffnet, — eine Anstalt, die, wie es in einem kürzlich an die Mitglieder des livländischen Thierschutzvereins gerichteten Circular heißt, pecuniair nicht nur sich selbst erhalten, sondern wohl noch einen kleinen Reingewinn der Vereinskasse jährlich zuführen wird, — einen Stall, in welchem kranke Hausthiere in Kur und Verpflegung genommen — elende, verkommene, verunglückte überhaupt herrenlose Thiere keine Aufnahme finden sollen. An und für sich hat unser Verein gegen ein derartiges Institut nicht das Geringste einzuwenden, nur dagegen muß er mit aller Entschiedenheit Protest einlegen, daß eine zu dem genau präcisirten Zweck der Verwendung für das elende, verstoßene Thier erbetene und gespendete Summe diesem wohlthätigen Zweck entzogen und als Fond für ein rein geschäftliches Unternehmen verwerthet werden durfte.

Während so der neue Thierschutzverein kein Opfer gescheut hatte, um durch die Befriedigung selbst einer so ungerechten Forderung nun endlich die Lösung der letzten Beziehungen zum livl. Thierschutzverein herbeizuführen, zögerte dieser noch immer nun auch seinerseits seinen pecuniären Verpflichtungen der Asylverwaltung gegenüber nachzukommen und eine Schuld von 98 Rbl. zu tilgen, welche er der Anstalt für die Verpflegung der von ihm geschickten letzten Pferde zu entrichten hat. Da wiederholte Mahnungen sich erfolglos erwiesen und ein diese Schuld betreffendes Schreiben des Comités*) vom livl. Thierschutzverein ignorirt wurde, so mußte die Beitreibung dieser Summe auf gerichtlichem Wege dem Rechtsbeistande unseres Vereins übergeben werden.

---

*) An den Vorstand des livl. Thierschutzvereins.

Der unterzeichnete Vorstand ersucht hiermit den Vorstand des livl. Thierschutzvereins um die baldige gefällige Berichtigung der beiden einliegenden Rechnungen.

Wenn die Verwaltung des Rigaer Thierasyls die Verpflegungskosten für die ihr vom Vorstande des livl. Thierschutzvereins im Januar, resp. März dieses Jahres zugeschickten Pferde des Fuhrmanns P. Nr. 99 („zur vorläufigen Aufnahme, bis eine Einigung mit dem Besitzer getroffen") und des Expeditors D. („zur vorläufigen Aufnahme, resp. Cur") statt zu dem, früher dem livl. Thierschutzverein bewilligten, ermäßigten Preise von 50 Kop. täglich, nunmehr mit 70 Kop. täglich berechnet hat, so ist sie hierzu berechtigt und im Interesse

Zu den internen Aufgaben des neuen Vereins gehörte in erster Reihe die Ausarbeitung von Instructions-Vorlagen für die Agenten und Bezirksvorsteher, sowie einer Geschäftsordnung für die Generalversammlungen. Diese vom Geschäftsführer, unter Betheiligung der Präsidentin und der verwaltenden Damen des Thierasyls sorgfältig ausgearbeiteten Entwürfe wurden, nachdem sie dem Vorstande vorgelegen und dessen Billigung gefunden hatten, von der Generalversammlung bestätigt. Der Instructions-Entwurf für die Bezirksvorsteher bedarf der Bestätigung von Seiten des Herrn Ministers des Innern und wurde dem Herrn livl. Gouverneur mit einem Gesuch um Unterlegung an betreffender Stelle im Juli eingereicht. In Folge etlicher vom Herrn Gouverneur gewünschter Abänderungen wurde eine Umarbeitung dieses Entwurfs und danach behufs Genehmigung der umgearbeiteten Vorlage die Zusammenberufung einer neuen Generalversammlung nöthig, wodurch sich die Absendung dieser Instruction nach Petersburg bis gegen den Jahresschluß verzögerte, so daß eine baldige Bestätigung kaum zu erhoffen sein dürfte. Und doch ist eine solche höchst wünschenswerth, da gerade die Bethätigung der Bezirksvorsteher eine große Bedeutung für den Verein gewinnen kann, insofern als nach den Statuten die Förderung und wirksame Durchführung der Vereinsbestrebungen im Betreff des activen Thierschutzes zu den wesentlichsten Obliegenheiten der Bezirksvorsteher gehört. Damit solches mit Erfolg geschehen kann, müssen den Bezirksvorstehern vor allem weitergehendere Rechte, als bisher den Thierschutzvereinen eingeräumt sind,

---

der Anstalt verpflichtet. Die frühere Vereinbarung, nach welcher die Asylverwaltung für jedes ihr vom Vorstande des livl. Thierschutzvereins überschickte Pferd nur 50 Kop. pro Tag zu rechnen hatte, setzte als Gegenleistung den billigeren Ankauf der Pferde voraus, nämlich zu dem festen Preise von nur zwei Rubel. Beide Vereinbarungen hat der Vorstand des livl. Thierschutzvereins durch Herrn A. der Asylverwaltung im December 1886 gekündigt. Da seit jenem Termine die Asylverwaltung verpflichtet wurde, dem livl. Thierschutzverein seine Unkosten für den Ankauf zur Tödtung bestimmter Pferde im vollen Betrage zurückzuerstatten, so muß seit jenem Termine auch die Asylverwaltung ihre Unkosten voll erstattet erhalten. Wie aus der beigefügten Copie der von dem Vorstandsgliede, Herrn A., quittirten Belege, ersichtlich, — hat die Asyl-Verwaltung dem Vorstande des livl. Thierschutzvereins für die ihr seit jenem Termine von demselben zur Tödtung zugewiesenen 17 Pferde statt 34 Rbl.—69 Rbl. gezahlt, nicht gerechnet die Transportkosten. Somit ist der Vorstand des livl. Thierschutzvereins billiger Weise auch seinerseits zu der Gegenleistung verpflichtet, die Verpflegungstage für die seit Aufhebung der Vereinbarung von ihm dem Asyl zugeschickten Pferde nicht mehr zu dem ermäßigten Preise von 50 Kop. täglich, sondern mit 70 Kop. täglich zu berichtigen. Wie berechtigt die Forderung der Asylverwaltung ist, erhellet auch noch aus dem Umstande, daß bei der neuen Berechnung sich für den livl. Thierschutzverein ein Vortheil von 7 Rbl. ergiebt und er für 140 Verpflegungstage à 70 Kop. berechnet, der Asyl-Verwaltung 98 Rbl. (statt 70 Rbl.) d. h. nur 28 Rbl. mehr zu entrichten hat, während die Asyl-Verwaltung dem Vorstande des livl. Thierschutzvereins für die ihr zur Tödtung geschickten 17 Pferde statt 34 Rbl. 69 Rbl., folglich 35 Rbl. mehr gezahlt hat, was ein Plus von 7 Rbl. zu Gunsten des livl. Thierschutzvereins ergiebt.

Im Auftrage des Vorstandes des Damen-Comités des Rigaer Thierasyls
Präsidentin: M. v. Schilling.
Geschäftsführer: H. Westermann.

durch die Instruction zuerkannt werden. Bis dahin sieht sich unser Verein hinsichtlich der Ausübung des öffentlichen activen Thierschutzes auf die eng umgrenzte, freiwillige Bethätigung seiner Mitglieder und eines bewährten, tüchtigen Thierschutz-Agenten beschränkt, dem eine vom Vorstande, in Uebereinstimmung mit dem Herrn älteren Polizeimeister ausgearbeitete, unseren dem Thierschutze leider so wenig günstigen Verhältnissen Rechnung tragende Instruction zur Richtschnur dient.

Mit seinen eigenen organisatorischen Arbeiten beschäftigt, trat zugleich von anderer Seite an den Vorstand die Aufforderung heran, ein „Gutachten, betreffend die Einführung des Maulkorbzwanges und der Besteuerung der Hunde" abzugeben, welches der Herr livländische Gouverneur auf Veranlassung des Ministeriums des Innern von unserem Verein einverlangte. Der Vorstand nahm mit Befriedigung die willkommene Gelegenheit wahr, für seine Schützlinge eintreten zu können; das eingeforderte Gutachten wurde von der Präsidentin auf Grundlage fachmännischer Schriften ausgearbeitet und konnte nebst den dazu gehörenden Beilagen schon im Mai dem Herrn Gouverneur eingereicht werden. Dasselbe gelangte danach im „Petersburger Westnik" und im „Anwalt der Thiere" zum Abdruck und ist hierdurch weiteren Kreisen bekannt gegeben worden.

Da es in der Natur der Sache liegt, daß Thierschutzvereine der polizeilichen Unterstützung und Förderung nicht entrathen können, so gereicht es dem Vorstande unseres Vereins zu hoher Befriedigung mit Dank hervorheben zu dürfen, daß unser neuer Herr älterer Polizeimeister, von dem so viel in thierschützerischer Beziehung abhängt, als ein großer Thierfreund, sich sehr wohlwollend zur Sache gestellt hat. Auf Ansuchen des Vorstandes wurde er Mitglied unseres Vereins und übernahm es bereitwilligst, die ministeriell bestätigten Thierschutzvorschriften, welche der Vorstand mit deutsch-russischem und russisch-lettischem Texte zu solchem Zweck als Karten hatte herstellen lassen, unter die Polizei-Chargen zu vertheilen und seinen Untergebenen zugleich die genaue Beobachtung und stricte Erfüllung dieser Verordnungen einzuschärfen. Obwohl ein erheblicher Nutzen für die Thierschutzsache aus dieser Maßnahme bisher kaum zu verzeichnen sein dürfte, so hat dieselbe wenigstens doch dazu gedient, die Polizei-Chargen von dem Vorhandensein solcher behördlichen Vorschriften in Kenntniß zu setzen und sie vorkommenden Falls zur Unterstützung der Vereinsmitglieder zu verpflichten.

Um vor allem in der wichtigen Thierschutzfrage des Pferdeschutzes eine Besserung der in dieser Beziehung bei uns bestehenden unleidlichen Verhältnisse anzubahnen und eine Abhilfe der schreiendsten Mißstände herbeizuführen, legte der Vorstand seine Wünsche und Anträge, namentlich in Bezug auf das Anhalten untauglicher Pferde, dem Herrn Polizeimeister unter wärmster Befürwortung vor. Derselbe sprach sich jedoch diesen Vorschlägen gegenüber dahin aus, daß er bei aller persönlichen Sympathie für den Thierschutz, die Bestrebungen des Vereins nur innerhalb des durch das Gesetz und die Statuten umgrenzten Rahmens zu unterstützen in der Lage sei. Dem entsprechend hat der Herr Polizeichef dem Ansuchen des Vorstandes

gewillfahrt und einige, speciell den Pferdeschutz betreffende Vorschriften in seinen Tagesbefehlen an die Polizei-Chargen erlassen und veröffentlicht, welche in die Instruction für die Agenten unseres Vereins aufgenommen wurden, wiewohl sie den weitergehenden Anträgen des Vorstandes nur in sehr geringem Maße entsprechen, insofern als es auch bei diesen Vorschriften immer wieder darauf hinausläuft, daß dem gequälten Thiere selbst kein oder ein nur sehr zweifelhafter Schutz gewährt wird. In dem ersten Tagesbefehl werden die Polizei-Chargen beauftragt:

„Im Falle Pferde wegen Untauglichkeit angehalten werden, sind dieselben einer Besichtigung durch den Veterinairarzt zu unterziehen, den als untauglich befundenen alsdann um den Hals an einem Bindfaden das Kronssiegel anzulegen und den Eigenthümern unter Abnahme eines Reversals, die Pferde bis zur Entscheidung der Sache zum Fahren nicht zu benutzen, zu übergeben, wobei gleichzeitig Protokolle aufzunehmen und dem betreffenden Gerichte zu übergeben sind, um die Schuldigen wegen Benutzung untauglicher oder kranker Pferde zur Verantwortung zu ziehen."

Auf Antrag des Vorstandes wurde dieser Tagesbefehl dann später durch einen neuen mit folgendem Zusatze ergänzt:

„In Ergänzung des Tagesbefehls vom 18. Juni c. beauftrage ich die Polizei-Chargen, wenn sie Pferde wegen Untauglichkeit zum Fahren oder wegen Krankheit anhalten, den Besitzern derselben, wenn diese Auswärtige oder auch Einwohner der Stadt sind, jedoch nicht die Möglichkeit besitzen, den angehaltenen Pferden bei sich zu Hause eine gute Pflege angedeihen zu lassen, den Vorschlag zu machen, ihre Pferde im Thierasyl unterzubringen, wobei sie jedoch auf keinen Fall dazu genöthigt werden sollen; diejenigen Pferdebesitzer aber, welche weit außerhalb der Stadt wohnen und deren angehaltene Pferde bei der Besichtigung durch den Veterinairarzt sich so krank erweisen, daß sie nicht im Stande sind, den Rückweg anzutreten, zu veranlassen, ihre Pferde im Thierasyl oder in einer andern Heilanstalt für Thiere in der Stadt zur Kur unterzubringen. Hierbei halte ich es für nöthig zu bemerken, daß die, den wegen Untauglichkeit oder Krankheit angehaltenen Pferden angelegten Kronssiegel erst nach Vorweis einer Bescheinigung des Veterinairarztes darüber, daß die Pferde wiederum zum Fahren gebraucht werden können, abgenommen werden dürfen, für eigenmächtiges Abreißen des Siegels jedoch ohne Vorweis einer ärztlichen Bescheinigung sind die Schuldigen nach Art. 304 des Strafgesetzbuches zur Verantwortung zu ziehen."

So lange unsern Thierschutzvereinen keine größeren Rechte eingeräumt werden, dürfen wir nicht ermüden auch von diesen geringen Hilfsmitteln zur Milderung des schweren Geschickes unserer Schutzbefohlenen Gebrauch zu machen und wenigstens die Bestrafung der Thierquäler herbeizuführen. Um den Mitgliedern ein Vorgehen in dieser Richtung zu erleichtern hat der Vorstand im Einvernehmen mit dem Herrn älteren Polizeimeister, nach einem vom Petersburger Thierschutzverein entworfenen Schema*) kleine Control-Chekbücher anfertigen lassen, welche zur Vermerkung, resp. Anzeige jedes einzelnen Falles, dem weiterer Verfolg zu geben ist, dienen. Diese mit fortlaufenden Nummern versehenen Büchlein werden allen Mitgliedern, welche sich willig finden lassen, die Vereinsbestrebungen auch nach dieser wichtigen aktiven Seite hin zu unterstützen, vom Vorstande zur Benutzung ausgereicht. Bis jetzt sind gegen 50 Büchlein ausgegeben und in Verwendung, ohne daß wir jedoch in der Lage sind über etwaige Resultate dieser Maßnahme Bericht zu erstatten.

*) Die Leser finden ein solches Schema am Schlusse unseres Berichts.

Der Vorstand hat den Herrn Polizeichef in einem Schreiben um gefällige Angaben aller bei der Polizei zur Anzeige gebrachten Fälle ersucht, in welchen über Verletzung der Thierschutzvorschriften geklagt wurde, resp. über die in jedem einzelnen Falle getroffenen polizeilichen Verfügungen und behördlichen Strafvollziehungen. Nach eingegangener Benachrichtigung werden wir nicht ermangeln unsern Bericht durch Mittheilung der erhaltenen Angaben in diesen Blättern zu vervollständigen. Nur so viel können wir schon jetzt constatiren, daß nur ganz ausnahmsweise einmal der Besitzer eines wegen Untauglichkeit angehaltenen Pferdes sein elendes Thier der Obhut des Thierasyls übergeben hat. Da es dem eigenen Ermessen dieser Frevler am Thierschutzgesetze anheimgegeben ist, wie und wo sie ihre heruntergebrachten Pferde unterbringen wollen, so ziehen diese Leute es natürlich vor, dieselben an solchen Orten abzustellen, wo sie sich jeder Controle entziehen können. Die Strafandrohung flößt ihnen keine Furcht ein, denn da das Verhängen von Strafen nicht der Polizei, sondern anderen, mehr oder weniger arg überbürdeten Behörden competirt, so hat es damit in der Regel gute Weile*).

So sind wir denn leider auch im vergangenen Jahre in der hochwichtigen Frage des Pferdeschutzes fast um keinen Schritt weiter gekommen. Eine Abhilfe der empörenden Mißbräuche, unter welchen diese unverdrossenen, unermüdlichen Gehilfen unserer schwersten Arbeit durch menschliche Roheit, Habgier und Ausbeutungssucht fort und fort unsagbar zu leiden haben, dürfen wir erst dann erhoffen, wenn der Instructions-Entwurf für die Bezirksvorsteher unseres Vereins in allen Punkten von dem Herrn Minister des Innern bestätigt werden sollte. Hierdurch würden wir unserm Verein mindestens jene günstigeren Zustände dauernd zurückerobert haben, deren unser altes Comité in früheren Jahren im Betreff des Pferdeanhaltens sich zeitweilig erfreuen durfte, wo den in dieser Beziehung vorhandenen, ungenügenden, gesetzlichen Bestimmungen von Seiten der polizeilichen Autoritäten, in einsichtsvoller Berücksichtigung der herrschenden Mißstände, eine humane Er-

*) Ueberdies sind es stets nur höchst geringe Strafen, die hin und wieder einmal für Thierquälerei, d. i. für Uebertretung des höhern Orts erlassenen Thierschutz-Reglements über den Schuldigen verhängt werden, namentlich sind diese Strafen gering im Vergleich zu den Strafen für Vergehen gegen städtischerseits getroffene Anordnungen. So mußten, wie wir der in den Tagesblättern veröffentlichten Gerichtschronik entnehmen, mehrere Hundebesitzer, deren Hunde ohne Maulkorb auf der Straße betroffen wurden, je 10 Rbl., verschiedene Markthändler für den Verkauf fauler Fische, gefälschter Butter, zu kleiner Krebse ꝛc. je 50, 30 Rbl. Strafe erlegen. Eine Frau, deren Hund, „obgleich sonst nicht bissig, das Kind einer Bewohnerin desselben Hauses, als es auf dem Hof ihn am Schwanze zerrte, ganz unbedeutend verletzt hatte" wurde mit 25 Rbl. bestraft; eine andere Frau erlitt für Aufkäuferei die gleiche Strafe; ein Knecht mußte 20 Rbl. Pön zahlen, weil er auf einem Hofe mehrere Schüsse aus dem Revolver abgefeuert hatte u. s. w. u. s. w. — Hingegen werden grobe Thierquälereien mit Strafen nur bis zum Betrage von höchstens 8 Rbl. geahndet. Diese geringe Strafe wurde z. B. von dem Sohne eines Fleischers erhoben, der aus Doblen in Kurland in zwei kleinen Bauerwagen, in einem 15 Kälber und ein Schwein, in dem andern 11 Kälber und drei Schweine nach Riga transportirt, diese Thiere während der mehrtägigen Fahrt nicht getränkt und sie so auf einander gepackt hatte, daß sie fast erstickt wären.

gänzung zu Theil geworden war, leider nur so lange bis das bereits in unserem letzten Jahresberichte*) gerügte, thierschutzfeindliche Vorgehen des livl. Thierschutzvereins nicht nur diesen Verein selbst, sondern auch das Damencomité um das von letzterem errungene vereinfachte Verfahren beim Abnehmen untauglicher Pferde gebracht hatte.

Zu den Obliegenheiten unseres Vereins gehörte ferner die Beschäftigung mit der Frage des Hundeschutzes und zwar hatte er es hierbei vornehmlich mit der „Hundefang-Angelegenheit" und mit dem „Ortsstatut zum Schutz gegen Hunde" zu thun. Auf eine dem Comité am 13. April zugegangene Anfrage des Stadtamtes, ob dasselbe die Aufbewahrung der eingefangenen Hunde für die Stadttheile des linken Dünaufers übernehmen wolle, gab der Vorstand seine motivirte Erklärung ab, daß er sich zur Aufbewahrung nur dann verstehen könne, wenn **alle** eingefangenen Hunde dem Thierasyl überwiesen werden und wenn die Bedingungen derartige wären, daß hierdurch den Menschen **und** den Hunden Gutes geschieht. Zu diesem Zweck forderte das Comité: die Ueberweisung eines an das Asyl angrenzenden Waldstückes; zur ersten Einrichtung etwa 500 Rbl. zur Besoldung und Beköstigung des nothwendigen Dienstpersonals etwa 400 Rbl. jährlich und die Anstellung von Thierschutz-Agenten mit je 200 Rbl Jahresgehalt, denen die unmittelbare Controle über die Hundefänger übertragen werden müßte, um die Sittlichkeit empörende Vorkommnisse zu vermeiden, und das hierbei nur zu oft gekränkte Recht des Publikums zu wahren, kurz, um wirklichen Thierschutz auszuüben. Auf dieses Schreiben erfolgte keine Gegenäußerung von Seiten des Stadtamtes.

Am 23. Mai erging alsdann eine zweite Anfrage, diesmal von der Sanitätscommission an den Verein, ob derselbe das Hundeeinfangen übernehmen wolle. Da sich jedem Thierschutzverein der Wunsch aufdrängen muß, diese leidige Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen, um dem Publikum die Gewähr zu bieten erstens dafür, daß alles Rauhe und Harte, das mit dieser Maßnahme unvermeidlich verbunden ist, nicht in Roheit und Grausamkeit ausarte und zweitens dafür, daß das Einfangen in gerechter Weise geschehe — erklärte der Vorstand sich zur Uebernahme bereit und nannte seine Bedingungen, welche in den folgenden Forderungen enthalten sind: 1) Ein Grundstück zur Erweiterung des gegenwärtigen Besitzes des Thierasyls; 2) 500 Rubel zur Ausführung der Einrichtungen, welche für die Aufbewahrung der eingefangenen Hunde getroffen werden müssen; 3) 450 Rubel zur Anschaffung dreier Transportwagen; 4) 300 Rubel zur Anschaffung dreier Pferde nebst Anspann; 5) 900 Rubel jährlich zur Besoldung von sechs Einfängern; 6) 250 Rubel zur Besoldung eines Kutschers für die Wartung der Pferde; 7) 600 Rubel jährlich zur Besoldung von drei Agenten; 8) 400 Rubel jährlich zur Vermehrung des Dienstpersonals im Asyl für die Verpflegung

*) Siehe „Anwalt der Thiere" Jahrgang III., Seite 48: Schreiben des Präsidenten des livl. Thierschutzvereins an den früheren seitdem verstorbenen H. älteren Polizeimeister.

der eingelieferten Hunde. Im Ganzen ergiebt das eine einmalige Zahlung im Betrage von 1250 Rubel baar, nebst einem angrenzenden Grundplatz, und eine jährliche Zahlung von 2150 Rubel. Diese Zahlen sind nur scheinbar hohe — wenn man nämlich vergißt, was dafür geleistet werden muß. Schon nur die Erfüllung der einen Pflicht, das Publikum davor zu schützen, daß ihm die guten, werthvollen Hunde, sogar unberechtigter Weise fortgefangen werden, während die herrenlosen Hunde, für welche keine Einlösungsgelder zu erwarten sind, nach wie vor belästigend, aber selbst unbelästigt auf den Straßen sich umhertreiben — schon die Erfüllung dieser einen Pflicht kostet Geld, denn sie verlangt die Anstellung von zuverlässigen Personen, welche die Einfänger unausgesetzt überwachen. Desgleichen erfordert eine zweite Pflicht Geldopfer, nämlich die Sonderung der kranken Thiere von den gesunden, schon auf dem Transport, ebenso die Anstellung solcher Personen für den Hundefang, welche nicht auf der niedrigen Stufe der Abdecker oder ähnlicher Individuen stehen u. s. w., u. s. w. Also, weil der Verein grundsätzlich nur das Beste zu leisten bestrebt ist, können seine Leistungen nicht billig zu stehen kommen.

Erst am 20. October ging dem Vorstande, der sich unterdessen von den Thierschutzvereinen in London und Berlin Auskünfte über die zweckmäßigste und schonendste Art des Einfangens, Unterbringens und Tödtens der Hunde erbeten und bereitwilligst erhalten hatte — die Mittheilung von der Sanitätscommission zu, daß das Aufbewahren der eingefangenen Hunde dem livl. Thierschutzverein, das Einfangen der Hunde auch fernerhin den Abdeckern übertragen werden soll. Diese letztere, im Interesse des Menschen- wie Thierschutzes in hohem Grade beunruhigende Mittheilung veranlaßte den Vorstand beim Stadtamt mit einem Gesuch vom 9. November an die Stadtverordnetenversammlung einzukommen, in welchem gebeten wurde, nach Ablauf des Contractes mit den Abdeckern den Hundefang nicht mehr in den Händen dieser Leute zu belassen, weil hierdurch der alte Unfug mit seinem unzertrennlichen und unvermeidlichen Gefolge von Roheiten und Grausamkeiten fortbestehen und unserer Stadt ein oft gerügter Makel für weitere Jahre hinaus anhaften würde. Zugleich erklärte der Vorstand sich bereit, seine im Juni gestellten Forderungen, falls diese dem Stadtamt zu hoch gegriffen erschienen sein sollten, so weit herabzusetzen, daß der Hundefang der Stadt nicht mehr kosten sollte, als sie bisher alljährlich für denselben verausgabt hatte. Im Interesse des Thierschutzes wolle der Verein die unvermeidliche Mehrausgabe aus eigenen Mitteln bestreiten. Freilich war dem Vorstande, als er solches schrieb, noch nicht bekannt, „daß die Latrinenbereiniger die Arbeit des Hundeeinfangens nur **nebenbei** für den ihnen von der Stadt auch für ihre Vereinigungsthätigkeit gezahlten Lohn besorgen!“ Das heißt doch wohl nichts anderes, als daß Riga für das Hundeeinfangen **nichts** verausgabt, während im Jahresbudget anderer Städte unseres Reiches die Ausgabe für diesen Posten mit 3000 Rbl. jährlich (für Petersburg) und mit 5000 Rubel jährlich (für Moskau) fixirt ist! Was läßt sich nun aber — so möchten wir fragen — von solchen **nur nebenbei** besorgten

Leistungen wohl erwarten und beanspruchen, als nur höchst Mittelmäßiges, Schlechtes! Ein indischer Weisheitsspruch sagt sehr richtig:

„Schlecht ist nicht das Schlechte, denn es täuscht nur selten;
Das Mittelmäßige ist schlecht, weil es für gut kann gelten."

Hiernach dürfen wir uns nicht mehr über die ganze Misère des bei uns üblichen Hundefanges, Hundetransportes, Hundeaufbewahrens und Hundetödtens wundern! Und da nun auch der livl. Thierschutzverein der, wie wir seinen eigenen Mittheilungen entnehmen, bereits im Juni vom Stadtamt 500 Rubel zur Einrichtung seines Stalles für die Aufnahme der eingefangenen Hunde erhalten hat, — für deren Aufbewahrung und Verpflegung keine weiteren Subsidien von der Stadtverwaltung beansprucht, als die Abtretung der Gebühr für die Einlösung der Hunde, so wird es nunmehr auch verständlich, weßhalb diese Gebühr so übermäßig hoch festgesetzt ist.

Sicherlich werden alle wahren Thierfreunde den unerfreulichen Abschluß, den die Hundefang-Angelegenheit genommen, lebhaft beklagen. Es ist nur zu bedauern, daß dieselben, sowie überhaupt das Publikum zu der Zeit, als diese Frage verhandelt wurde und daher noch discutirbar und zu beeinflussen war, sich derselben gegenüber so lau und indifferent verhalten haben. Der Vorstand des neuen Thierschutzvereins will sich dessen getrösten, daß ihn kein Vorwurf treffen kann, etwas in dieser Sache versäumt oder unterlassen zu haben. Er hat sich nach Kräften geregt und gemüht, um Remedur zu schaffen, um endlich eine den Forderungen der Sittlichkeit entsprechende Regelung des Hundefanges bei uns herbeizuführen. So weit es unter den obwaltenden Verhältnissen und bei unsern beklagenswerthen Zuständen thunlich und zulässig, wird der Verein bestrebt sein die Polizei bei der Controle der Hundefänger nach Möglichkeit zu unterstützen, um auch in dieser Richtung Thier- und Menschenschutz zu üben.

Im Betreff des „Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde" sei in Erinnerung gebracht, daß, wie wir bereits in unserem letzten Jahresberichte mittheilen konnten, dem Rigaschen Stadtamt am 30. September 1886 eine, vom alten Damen-Comité ausgehende, mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition eingereicht worden war, in welcher Aenderungen dieses Ortsstatuts und des Verfahrens beim Einfangen und Verpflegen herrenloser Hunde vorgeschlagen wurden. Diese Anträge sollen mit dazubeigetragen haben, daß die Sanitätscommission sich veranlaßt sah, auf Grund einer Vorlage des livl. Thierschutzvereins den folgenden Entwurf eines neuen Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde auszuarbeiten:

Entwurf des Ortsstatuts.

§ 1. Die Besitzer von Hunden sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß ihre Hunde, sobald letztere das Haus oder den dazu gehörigen Hof oder Garten verlassen, mit Maulkörben von der im § 5 vorgeschriebenen Beschaffenheit versehen sind oder mit einer Leine geführt werden. Bissige Hunde müssen, sobald sie die Wohnung des Besitzers verlassen, mit einem Maulkorbe versehen sein, auch wenn sie an der Leine geführt werden.

§ 2. Personen, welche in öffentlichen Gärten belegene Häuser bewohnen, sind verpflichtet, dafür zu sorgen, daß ihre Hunde, sobald dieselben den Garten betreten, mit Maulkörben versehen sind oder an der Leine geführt werden. Als öffentliche Gärten im Sinn

dieses Ortsstatuts gelten alle Gärten, welche dem Publikum, sei es auch nur gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes oder Mitgliedbetrages, offen stehen.

Im Wöhrmann'schen Park und im Kaiserlichen Garten dürfen Hunde in der Zeit vom 1. März bis zum 1. November nur an der Leine geführt werden, auch wenn sie mit einem Maulkorb versehen sind.

§ 3. Hunde, welche durch Anbellen, Anspringen oder auf andere Weise Fußgänger, Reiter oder Fuhrwerke belästigen, sowie läufische Hündinnen, müssen an der Leine geführt werden, auch wenn sie mit einem Maulkorb versehen sind.

§ 4. Wenn die Tollwuth an einem Hunde festgestellt ist oder wenn ein Hund im Verdacht steht, von einem wuthkranken Hunde gebissen zu sein, so ist der Besitzer des kranken oder verdächtigen Hundes verpflichtet, denselben sofort tödten zu lassen und die Polizei unverweilt über den Vorfall zu benachrichtigen. Wenn aber ein der Tollwuth verdächtiger Hund einen Menschen gebissen hat und der Arzt, der diesen Menschen behandelt, die Beobachtung des verdächtigen Hundes verlangt, so ist der Hund nicht zu tödten, sondern auf die Dauer von 90 Tagen einzusperren und zu beobachten. Die sichere Einsperrung und Beobachtung des Hundes ist Sache des Stadtthierarztes, der über seine Anordnungen die örtliche Polizei benachrichtigt.

§ 5. Die Maulkörbe müssen der Größe des Hundes genau angepaßt sein und den von der Rigaschen Polizeiverwaltung vorzuschreibenden Modellen entsprechen. Zum Beweis der Uebereinstimmung des Maulkorbs mit dem Modell muß an dem ersteren eine von der Rigaschen Stadtverwaltung gestempelte Blechmarke angebracht sein.

§ 6. Diese Blechmarke ist in der Stadtverwaltung in Empfang zu nehmen und darf nur in Gegenwart des Stadtthierarztes und nur an einem Maulkorb angebracht werden, den der Stadtthierarzt als mit dem Modell übereinstimmend anerkennt.

§ 7. Die Leine, an welcher Hunde geführt werden, darf nicht länger als 5 Fuß sein.

§ 8. Wer den Bestimmungen dieses Ortsstatuts zuwiderhandelt, wird auf Grund der Strafgesetze zur Verantwortung gezogen.

Anmerkung. Hunde, in Bezug auf welche die Bestimmungen dieses Ortsstatuts nicht eingehalten sind, werden eingefangen und wenn sie binnen drei Tagen nicht durch eine Zahlung von 1 Rbl. für jeden angefangenen Tag ausgelöst sind, getödtet.

§ 9. Dieses Ortsstatut gilt für den Rigaschen Stadtpolizeibezirk und tritt mit dem Tage seiner Publication in der „J. G. B." in Kraft. Gleichzeitig werden das Ortsstatut zum Schutz gegen Hunde vom 4. März 1885 und das Ortsstatut zum Schutz der städtischen Gärten gegen Beschädigung durch Hunde vom 2. Juni 1880 aufgehoben.

Dieser Entwurf wurde am 6. November durch die Zeitungen zur Kenntniß des Publikums gebracht und zugleich mitgetheilt, daß der Herr ältere Polizeimeister demselben beigestimmt hat und daß der Entwurf nunmehr der Stadtverordnetenversammlung am 9. November zur Annahme vorgelegt werden soll.

Da der neue Thierschutzverein in keiner Weise zu den dieses Statut betreffenden Verhandlungen hinzugezogen worden war, so wurde dem Vorstande erst jetzt die Möglichkeit geboten, Einsicht in den Entwurf dieses Statuts zu nehmen, wobei er die Ueberzeugung gewann, daß einzelne Punkte eine Abänderung dringend wünschenswerth erscheinen ließen. Er beschloß daher noch in letzter Stunde, dem Stadtamt die folgende Eingabe an die Stadtverordnetenversammlung einzureichen.

Antrag des Thierschutzvereins unter dem Namen Damen-Comité des Rigaer Thierasyls, betreffend die Abänderung, resp. Ergänzung des Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde.

Nachdem sich dem Damen-Comité in diesen letzten Tagen die Möglichkeit geboten, Einsicht in den Entwurf des neuen Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde zu nehmen, hat

derselbe diesen Entwurf einer sorgfältigen Prüfung und gewissenhaften Erwägung unterzogen und ist dabei zu der Ansicht und Ueberzeugung gelangt, daß einige Punkte nicht den Forderungen der Billigkeit und Gerechtigkeit entsprechen und daher eine Abänderung wünschenswerth erscheinen lassen. Der Vorstand erachtet es für seine Pflicht, die Herren Stadtverordneten um Annahme seines Antrages im Betreff der folgenden Aenderungen, resp. Ergänzungen einzelner Punkte des Entwurfs zu ersuchen:

1) Im § 1 unter den Schutzmitteln gegen das Eingefangenwerden eines Hundes außer dem Maulkorb oder der Leine auch ein Halsband mit dem Namen und der Adresse des Eigenthümers zuzulassen.

2) Dem § 4 die folgende Fassung zu geben: „Wenn die Tollwuth an einem Hunde festgestellt ist oder wenn ein Hund im Verdacht steht, von einem wuthkranken Hunde gebissen zu sein, oder wenn ein solcher kranker oder verdächtiger Hund einen Menschen oder ein Thier gebissen hat, so ist der Besitzer verpflichtet, die Polizei unverweilt über den Vorfall zu benachrichtigen und den betreffenden Hund einer Thierheilanstalt behufs Isolirung und Beobachtung auf die Dauer der in jedem einzelnen Falle von dem Thierarzte festzustellenden Zeit zu übergeben.

3) Der Anmerkung zum § 8 die folgende Fassung zu geben: „Hunde, in Bezug auf welche die Bestimmungen dieses Ortsstatuts nicht eingehalten sind, werden eingefangen und wenn sie binnen vier Tagen nicht durch eine Zahlung von 25 Kop. für jeden Tag eingelöst sind, getödtet.

4) Dem betreffenden Entwurfe einen neuen Paragraphen hinzuzufügen, welcher feste Regeln für den Modus des Hundefanges, für die Zeit während welcher derselbe stattzufinden hat, für die Hilfsmittel beim Einfangen und Transport der Hunde, für die Aufbewahrung und Tödtungsweise, sowie für die erforderliche Controle enthalten müßte.

Zur Motivirung seiner Ausstellungen erlaubt sich der unterzeichnete Vorstand noch das Folgende hinzuzufügen:

Der § 4 involvirt in seiner bisherigen Fassung einen Eingriff in das Eigenthumsrecht des hundebesitzenden Publikums. Es erscheint unbillig den Hundeeigenthümer zu zwingen, seinen Hund tödten zu lassen, bloß weil derselbe im Verdacht steht, von einem tollen Hunde gebissen zu sein. Tollwuthverdächtige Hunde sollten, zumal wenn sie gebissen haben, in keinem Fall sofort getödtet werden dürfen, sondern müssen isolirt gehalten und beobachtet werden. Ebenso muß es dem Besitzer freistehen, welcher Thierheilanstalt er seinen Hund übergeben will. Daß die Tollwuth an einem Hunde überhaupt sehr schwer, mit Sicherheit aber nie festzustellen ist, muß ein jeder einsichtsvolle Thierarzt wissen und daß die sogenannten tollwuthverdächtigen Hunde in der Regel nicht toll sind, hat eine langjährige Erfahrung im Rigaer Thierasyl gelehrt.

Im Betreff der Anmerkung zum § 8 ist der Vorstand der Ansicht, daß die ungebührlich hoch fixirte Einlösungsgebühr von 1 Rubel für jeden Tag auf 25 Kopeken für 24 Stunden festgestellt werden müßte. Wenn schon die Zahlung von 1 Rubel täglich unbillig erscheint, so ist der Zusatz: „für jeden angefangenen Tag" vollends unzulässig und sollte schon deshalb in Wegfall kommen, um nicht der nahe liegenden Annahme Vorschub zu leisten, als handle es sich hierbei um eine geschäftliche und gewerbliche Ausbeutung des hundebesitzenden Publikums. — In Petersburg, wo die ganze Hundefang-Angelegenheit sich in den Händen des örtlichen Thierschutzvereins befindet,*) der zu diesem Zwecke aus der

*) Wie man uns aus Petersburg mittheilt, hat die russische Thierschutzgesellschaft den zwischen ihr und der Stadtverwaltung bestandenen Contract über den Hundefang am 14. Februar c. aufgehoben und sich nur das Recht der Controle und Aufsicht über die Ausführung des Hundefangens ꝛc. vorbehalten. Wir gedenken auf diese Angelenheit zurückzukommen.

Stadtkasse jährlich eine Subvention von 3000 Rubel erhält, aber trotzdem in jedem Jahre mehrere Hunderte zusetzen muß — beträgt die Gebühr für die Einlösung eines Hundes nur 10 Kop. für 24 Stunden, die eingefangenen Hunde werden vier Tage aufbewahrt und alle mit den vorgeschriebenen Halsbändern versehenen Hunde dürfen nicht eingefangen werden.

Der Vorstand des Thierschutzvereins unter dem Namen
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Dieser Antrag, der noch am 9. November der Stadtverordnetenversammlung vorgelegt wurde, hatte wenigstens den einen Erfolg, daß der § 4 beanstandet und zurückgestellt wurde, um einer nochmaligen Berathung und Verhandlung unterzogen zu werden. Dieser Sachlage gegenüber erachtete der Vorstand es für seine Pflicht, in dem folgenden dem Stadtamt eingereichten Schreiben vom 20. November nochmals ausführlicher auf seine Wünsche und Anträge zurückzukommen.

An das Rigasche Stadtamt.

Der Thierschutzverein unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls hat aus den in den Tagesblättern veröffentlichten Berichten über die Stadtverordneten-Versammlung vom 9. November mit Dank ersehen, daß sein, dieser Versammlung vorgelegter Antrag auf Abänderung, resp. Ergänzung einzelner Punkte des Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde, wenigstens im Betreff des § 4 Berücksichtigung gefunden, insofern dieser Paragraph zurückgestellt worden ist, um einer nochmaligen Berathung und Verhandlung unterzogen zu werden.

Dieser Sachlage gegenüber erachtet der unterzeichnete Vorstand es für seine Pflicht ausführlicher auf seine in dieser Beziehung bereits verlautbarten Wünsche und Anträge zurückzukommen und das Rigasche Stadtamt und die Stadtverordneten-Versammlung zu ersuchen diesen Wünschen freundliche Erfüllung schenken zu wollen.

Mit Befriedigung wird jeder Hundebesitzer es gelesen haben, daß die Stadtverordneten-Versammlung die unbillig harte, ja ungerechte Forderung hat fallen lassen, der zufolge der Besitzer eines Hundes gezwungen werden sollte seinen Hund lediglich auf den Verdacht hin, daß derselbe von einem wuthkranken Hunde gebissen sein könne, sofort zu tödten. Desgleichen erfüllt mit Befriedigung, daß es dem Besitzer freigegeben ist, welcher der in Riga bestehenden Thier-Heilanstalten er seinen wuthkranken oder wuthverdächtigen Hund behufs Einsperrung und Beobachtung übergeben will. Mit Besorgniß dagegen erfüllt es jeden Thierfreund — und wer wäre das in Bezug auf den Hund nicht — daß es noch unklar gelassen ist, wie es hinsichtlich der Dauer der Einsperrung gehalten werden soll. Nach der Ueberzeugung des Vorstandes des neuen Thierschutzvereins müßte es dem Ermessen des Thierarztes anheimgegeben werden, in jedem einzelnen Falle die Dauer der Einsperrung festzustellen. Es erscheint geradezu nicht zulässig die Einsperrung durchgängig auf die Dauer von 90 Tagen zu fixiren. Eine derartige rigorose Anordnung sollte nimmer als Regel, sondern höchstens als Ausnahme gelten dürfen, denn man braucht nicht Veterinairarzt zu sein, um einzusehen, daß die Einsperrung eines Hundes, der seiner Natur nach, wie kein anderes Hausthier der Freiheit und Bewegung benöthigt ist — auf die Dauer von 90 Tagen — den gesundesten Hund wenn nicht toll, so doch sehr krank und elend machen muß. Der neue Thierschutzverein muß um so mehr gegen eine derartige Einsperrung protestiren, weil dieselbe eine arge Thierquälerei und hiermit eine Uebertretung der ministeriell bestätigten Thierschutzverordnungen ist, deren § 8 lautet: „Es ist überhaupt jedes Quälen und jede harte Behandlung irgend eines Thieres verboten."

Der unterzeichnete Vorstand hat bereits in seinem früheren Antrage darauf hingewiesen, daß die Wuthkrankheit an einem Hunde sehr schwer, ja mit Sicherheit fast nie festgestellt werden kann. Für diese in der Thierheilkunde bekannte Thatsache sprechen auch die

mehr als zehnjährigen Erfahrungen im Rigaer Thierasyl. Diese Erfahrungen haben zur Genüge dargethan, daß die sogenannten tollwuthverdächtigen Hunde bei sorgsamer Haltung und richtiger Behandlung sich nur in verschwindend seltenen Fällen und selbst in diesen nur als möglicher Weise wuthkrank herausstellen. Von 247 Hunden, die in den Jahren 1877 bis 1887 dem Rigaer Thierasyl als tollwuthverdächtig übergeben wurden, darf von nur zweien angenommen werden, daß dieselben wirklich toll gewesen seien und auch diese Annahme stützt sich nur auf den Umstand, daß sich aus dem Sectionsbefund keine andere Krankheit als Todesursache nachweisen ließ. Die genannten 247 Hunde standen alle unter der fachmännischen Behandlung und Controle des Stadtveterinairarztes, genossen aber zugleich eine gute Verpflegung und zweckentsprechende Behandlung und Haltung, d. h. es wurde ihnen täglich Freiheit und Bewegung innerhalb abgetheilter Außenräume gewährt. Besondere Beachtung verdient noch der Umstand, daß von diesen 247 tollwuthverdächtigen Hunden, 95 allein auf das Jahr 1885 entfallen. In diesem Jahre 1885 trat bekanntlich das Ortsstatut zum Schutze gegen Hunde vom 4. März in Kraft. Die durch dasselbe heraufbeschworenen, rigorosen Maßnahmen und Verfolgungen machten unzählige Hunde erkranken und verkommen und das erschreckte Publicum erblickte aus blinder Furcht in jedem irgend kranken, verirrten oder gehetzten und deshalb um sich beißenden Hunde, sofort einen wuthkranken. Wie damals zur Zeit der Tollwuth-Panik, besonders in Folge sensationeller Mittheilungen in den Tagesblättern, bei uns in Riga und Umgegend immer wieder sogenannte tolle Hunde auftauchten, so läßt sich auch jetzt mit Sicherheit voraussehen, daß wenn die naturwidrige Einsperrung in engen Käfigen auf 90 Tage wirklich zur Ausführung gelangen sollte, dann eine rapide Zunahme von sogenannten Tollwuthfällen in Aussicht steht — während sich doch nicht in Abrede stellen läßt, daß im letzten Jahre, — wo die Hunde bei uns mehr Freiheit genossen und nicht unter dem schädlichen Maulkorbzwange und beständigen Verfolgungen zu leiden hatten — von keinem einzigen Tollwuthfalle zu hören gewesen ist.

Indem der Vorstand des neuen Thierschutzvereins die vorstehende Darlegung seiner Ansichten der wohlwollenden Erwägung und Beprüfung des Stadtamtes und der Stadtverordneten-Versammlung empfiehlt, bittet derselbe den § 4 in Einklang mit den ministeriellen Verfügungen über den Thierschutz bringen und demselben die folgende Fassung geben zu wollen:

> „Wenn die Tollwuth an einem Hunde festgestellt ist oder wenn ein Hund im Verdacht steht, von einem wuthkranken Hunde gebissen zu sein, oder wenn ein solcher kranker oder verdächtiger Hund einen Menschen oder ein Thier gebissen hat, so ist der Besitzer verpflichtet, die Polizei unverweilt davon zu benachrichtigen und den betreffenden Hund einer der in Riga bestehenden Thier-Heilanstalten behufs isolirter Haltung und Beobachtung auf die Dauer der in jedem einzelnen Falle vom Thierarzte der Anstalt festzustellenden Zeit zu übergeben. Der letztere ist verpflichtet die örtliche Polizei über seine Anordnung zu benachrichtigen."

In Anbetracht dessen, daß im Betreff des Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde nochmals Verhandlungen stattfinden sollen, erlaubt sich der Vorstand des neuen Thierschutzvereins diese Eingabe der Stadtverordneten-Versammlung zu unterbreiten mit dem Bemerken, daß ein Ortsstatut betreffend die Behandlung der Hunde nicht nur aus dem Gedanken herauszuwachsen habe, die Menschen gegen die Hunde zu schützen, sondern auch dem anderen Gedanken gerecht zu werden hat, den Hunden gegen thörichte und barbarische Mißhandlungen von Seiten der Menschen Schutz zu gewähren. Der letztere Gedanke verdient um so mehr Beachtung, je entsittlichender es für einen Menschen ist, ein Thier zu quälen.

Beachtet man noch, daß kein Thier dem Menschen so nahe steht, wie der Hund, den Professor Riehl den „Zubehör der Familie", der zum Begriffe des „ganzen Hauses" gehört, nennt, zumal der Hund in hervorragendem Maße der Freund der Armuth ist — so erklärt es sich wohl zur Genüge, warum der neue Thierschutzverein auch über den Inhalt der Mehrzahl der stehen gebliebenen Punkte des Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde tief betrübt ist.

Der Vorstand des Thierschutzvereins unter dem Namen
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Obwohl in das Jahr 1888 hinübergreifend und daher eigentlich nicht in den Bericht für das Jahr 1887 gehörend, entnehmen wir, um diese Angelegenheit abzuschließen, den Zeitungsberichten über die Sitzungen der Stadtverordneten vom 1. und 16. Februar 1888 die folgenden Mittheilungen:

Bei Berathung eines Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde verwies die Stadtverordnetenversammlung am 9. November 1887 den Entwurf an das Stadtamt zurück, um dem § 4 des Entwurfes eine den Wünschen der Stadtverordnetenversammlung entsprechende Formulirung zu geben. Das ist geschehen und erhält der § 4 folgende Fassung:

„Der Besitzer eines wuthkranken oder wuthverdächtigen Hundes ist verpflichtet, denselben entweder sofort tödten zu lassen oder einer Thierheilanstalt zur Isolirung und Beobachtung zu übergeben; er hat die Polizei unverweilt über das Geschehene zu benachrichtigen und wenn er den Hund einer Thierheilanstalt übergiebt, auch dem Stadtthierarzt sogleich Anzeige zu machen. Wenn aber ein wuthverdächtiger Hund einen Menschen gebissen hat und der Gebissene oder dessen Angehörige oder der den gebissenen Menschen behandelnde Arzt die Beobachtung des verdächtigen Hundes verlangen, so ist der Hund nicht zu tödten, sondern nach vorausgegangener Anzeige bei der Polizei einer Thierheilanstalt zur Isolirung und Beobachtung zu übergeben; dem Stadtthierarzt aber ist darüber sogleich Anzeige zu machen. Sache des Stadtthierarztes ist es, die Isolirung und Beobachtung eines einer Thierheilanstalt übergebenen wuthverdächtigen Hundes zu überwachen, die Dauer der Beobachtung zu bestimmen und je nach dem Ergebniß derselben zu entscheiden, ob der Hund freigegeben werden darf oder getödtet werden muß. Ueber seine Anordnungen benachrichtigt der Stadtthierarzt die örtliche Polizei."

Zugleich theilte das Stadtamt in einem Schreiben vom 3. Februar c. dem Damencomité mit, daß die Stadtverordnetenversammlung auf seine Eingabe vom 9. November 1887, betreffend die Regelung des Hundefanges, am 1. Februar beschlossen hat: „Die Beschlußfassung darüber, wem das Hundefangen zu übergeben sei, dem Stadtamt zu überlassen".

Ueber die Stadtverordnetenversammlung am 16. Februar c. berichten die Zeitungen dann noch, daß nach Verlesung des Protokolls der letzten Sitzung, der Präses der Sanitätscommission zu Punkt 3 desselben: „Antrag des Damencomités" — nachträglich bemerkt habe, „daß die in Aussicht gestellten Verbesserungen beim Einfangen der Hunde nicht sofort, sondern erst später in Kraft treten könnten, weil der am 1. Februar c. abgelaufene Contract mit dem Abdeckerei-Institut im Hinblick auf die von der Stadt anzulegende Poudrette-Fabrik um 9 Monate verlängert sei. Erst nach Ablauf dieser Zeit könnten beim Abschluß eines neuen Contractes die erforderlichen Verbesserungen eingeführt werden! Bis dahin hätten die Bestimmungen des alten Contraktes Giltigkeit, auch was den Hundefang betrifft; der Unternehmer sei vorläufig nicht verpflichtet, neue zweckmäßigere Hundewagen ꝛc. zu benutzen und unterliege noch keiner Strafzahlung bei Zuwiderhandlung gegen den Contrakt".

Es ist tief zu beklagen, wie es nur möglich war, daß ein Contract verlängert werden konnte, dessen Ablauf schon seit vielen Jahren von allen Wohlgesinnten herbeigewünscht und selbst behördlicherseits als der Zeitpunkt bezeichnet worden war, wo endlich die in hohem Grade nothwendigen Verbesserungen eintreten könnten und unbedingt eintreten würden. Wozu also dies bedauerliche Hinausschieben? Die materiellen Motive, daß solches im

Hinblick auf die Anlage einer Poudrette-Fabrik geschehen sei kann unser Verein — weil er es für unzulässig hält, daß in sittlichen Fragen Utilitätsgründe den Ausschlag geben dürfen — von seinem Standpunkte nicht gelten lassen. Wie anders wäre es bei uns um den Thierschutz bestellt, wollte man nur an betreffender Stelle, allen Maßnahmen, bei denen nicht bloß Menschen, sondern zugleich auch Thiere in Betracht kommen, die Motive des Thierschutzes zu Grunde legen. Indem diese Motive unberücksichtigt gelassen und ignorirt werden, stellen diese Maßnahmen sich in Gegensatz zu bereits bestehenden, höhern Orts erlassenen Verfügungen und bringen sich hierdurch um die erforderliche Achtung, ohne welche kein Gesetz sich wirksam zu erweisen vermag.

Im Betreff unserer Bemühungen auf dem Gebiete des öffentlichen, aktiven Thierschutzes sei noch erwähnt, daß es dem Einschreiten des Vorstandes zu danken ist, daß eine im Juli, in unserem Strandbadeorte Dubbeln, gelegentlich eines Pferderennens als öffentliche Schaustellung beabsichtigte Fuchshetze unterblieb und ferner, daß die in Folge beunruhigender Zeitungsartikel und auf Andrängen einiger hundescheuen und hundefeindlichen Badegäste dem humanen und um unsere Strandorte hochverdienten Herrn Polizeimeister Baron von Stempel abgenöthigte Maßnahme des Hundefangens, von demselben in wohlwollendster und gerechter Weise alsbald wieder aufgehoben wurde.

Anlangend die Thätigkeit in unserer Vereinsanstalt, dem Rigaer Thierasyl, giebt die unserem Bericht beigefügte Tabelle über den Bestand der Thiere eine leicht verständliche Uebersicht. Es sei daher nur noch mitgetheilt, daß auch im vergangenen Jahre 26 elende, unbrauchbare Pferde zur Tödtung für 128 Rbl. 20 Kop. angekauft wurden. Es waren dies meist durch schnödesten Mißbrauch derartig heruntergebrachte, halbverhungerte Thiere, daß die Asylverwaltung vor die Alternative gestellt — entweder die Besitzer als Gesetzesübertreter zu verklagen, oder diesen Frevlern als Belohnung für ihr Vergehen, den geforderten Preis zu zahlen — sich aus Barmherzigkeit und Mitleid mit den gemarterten Thieren zu dem letzteren gedrängt sah. Denn in ersterem Falle hätten, wie die Sachen bei uns nun einmal liegen, die beklagenswerthen Opfer menschlicher Ausbeutungssucht, in den Händen ihrer Peiniger verbleiben müssen. Um dem verletzten Rechtsbewußtsein eine Sühne zu schaffen und den Thierquäler in seiner Roheit nicht noch mehr zu bestärken*), bliebe zwar noch der Ausweg, denselben erst nach erfolgtem Ankauf seines unbrauchbaren Pferdes wegen Verletzung des Thierschutzgesetzes zu verklagen und zur Strafe zu ziehen, doch muß ein solcher Schritt schon deßhalb unterbleiben, weil sein Bekanntwerden die Uebelthäter voraussichtlich veranlassen würde ihre untauglichen Pferde, selbst gegen hohe Zahlung hinfort nicht mehr freiwillig dem Asyl abzutreten. Es ist und bleibt eigenthümlich und unerfind-

*) So rühmten sich zwei solche Pferdeausbeuter, die ihre elenden Thiere der Asylverwaltung nicht unter je 5 Rbl. abgetreten hatten — beim Fortgehen gegen die Asyl-Dienstboten des von ihnen gemachten guten Geschäftes, da sie die soeben für je 5 Rbl. verkauften Pferde vor einiger Zeit auf dem Pferdemarkte für je 3 Rbl. erstanden und danach durch tüchtige Ausnutzung derselben auch noch außerdem ein erkleckliches Sümmchen gewonnen hätten!

lich mit welchem Recht unsere Behörden im Betreff des Pferdebesitzes die Wahrung des Eigenthumsrechtes betonen und immer wieder mit Emphase hervorheben, während sie doch das gleiche Eigenthumsrecht dem Hundebesitzer gegenüber ignoriren und nicht gelten lassen wollen. Als ob ein Hund nicht häufig einen gleichen, ja zuweilen einen weit höheren Werth repräsentirt, als manches elende, heruntergebrachte Pferd, ganz abgesehen davon, daß gerade der Hund dem Menschen oft ungemein nahe steht, ihm werth und lieb, ja ein treuer Freund und Genosse ist!

Denjenigen Pferde-Eigenthümern, welche ihre durch Alter oder unheilbare Krankheit unbrauchbar gewordenen Thiere dem Asyl zur Tödtung zugeschickt haben, sei auch an dieser Stelle wärmster Dank ausgesprochen. Befand sich doch unter den uns zu solchem Zweck übergebenen 13 Pferden so manches edle Thier, das ein weniger mitleidsvoller Besitzer durch Verkauf noch weiter hätte verwerthen können. Zugleich sei uns aber auch die Wiederholung unserer dringenden Bitte gewährt, daß dieses gute Beispiel mehr und mehr Nachahmung finden möchte und die große Zahl derer, welche ihre alten ausgedienten, unheilbar kranken oder verunglückten Pferde nicht verschachern, sondern tödten lassen, die Wahl wo solches zu geschehen habe hinfort nicht mehr dem Ermessen ihres Kutschers oder sonstiger Dienstleute anheimgeben, sondern die kleine Mühe nicht scheuen wollen, dafür Sorge zu tragen, daß die betreffenden Thiere dem Rigaer Thierasyl zugewiesen werden, weil allen dem Tode verfallenen Thieren nur in dieser Anstalt ein möglichst qualloses Ende bereitet wird. Hört man doch von manchem sogenannten Thierschützer den gelassenen Ausspruch, daß wenn's einmal gestorben sein soll, es gar nicht viel darauf ankäme, ob die Todesqual von etwas kürzerer oder längerer Dauer sei, ob das betreffende Thier bis zuletzt Futter erhalten oder gehungert habe, ja es sei Vergeudung ein zum Tode bestimmtes Thier vorher noch ordentlich zu füttern, u. s. w. u. s. w.

Unter den in unserem Asyl verpflegten Hunden befanden sich auch im verflossenen Jahre 13, welche der Anstalt als tollwuthverdächtig zur Isolirung und Beobachtung übergeben waren und zwar drei auf Veranlassung der Polizei. Von diesen dreien erwiesen sich zwei, darunter ein sehr bissiger, völlig gesund, der dritte erlag einer Darm- und Magenentzündung, die in Folge schlechter, kärglicher Ernährung bei gleichzeitig ungenügendem Schutz gegen die Unbill der Witterung und der strengen Kälte entstanden war und bei der Einlieferung im Asyl bereits einen solchen Höhegrad erreicht hatte, daß keine Rettung mehr möglich war. Dabei hatten die furchtbaren Schmerzen ähnliche Symptome, wie solche bei der Tollwuth vorkommen, hervorgerufen. Unter den von den Besitzern selbst gebrachten 10 Hunden erwiesen sich fünf gleichfalls ganz gesund, die übrigen fünf mehr oder weniger krank. Drei von diesen genasen, während zwei erlagen; der eine ging an einem heftigen, mit großer Unruhe und Angst verbundenen nervösen Fieber zu Grunde, während bei dem andern durch die Section keine besondere Krankheit als Todesursache festgestellt werden konnte, so daß bei diesem einen Hunde die Möglichkeit, daß er wuthkrank gewesen, nicht ausgeschlossen werden darf.

Durch gütige Vermittelung eines hochverehrten Vorstandsmitgliedes hat die Asylverwaltung im verflossenen Jahre von einem wohlgesinnten Gönner mit herzlichem Dank das Recept eines alten Geheimmittels gegen die Tollwuth erhalten. Dasselbe ist seitdem öfters als vorbeugendes Mittel mit Erfolg angewendet worden, doch hat sich bisher mit Sicherheit nicht feststellen lassen, ob der günstige Erfolg des Gesundbleibens eines verdächtigen oder gebissenen Thieres der Anwendung dieses Mittels oder vielmehr dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Annahme der Tollwuth eine irrige war. Erblickt doch die blinde Furcht fast in allen Krankheitserscheinungen bei Hunden sofort Symptome der Tollwuth. Namentlich ist das bei dem sogenannten Kieferkrampfe der Fall, dessen Entstehen meist durch das beständige Tragen des Maulkorbes verschuldet wird. In der Regel ist der Maulkorb so construirt, daß der Hund das Maul nicht frei öffnen und die Zunge herausstrecken kann, sondern zu der Tortur gezwungen wird beide Kiefer zusammenzupressen. Beim Abnehmen des Maulkorbes tritt dann häufig ein willenloses Herabhängen des Unterkiefers ein, ein Uebel das sich nur selten beseitigen läßt, vielmehr weil es dem Thier die Aufnahme von Speise und Trank erschwert und zuletzt unmöglich macht, gewöhnlich den Tod desselben herbeiführt.

Seit vielen Jahren schon hat die Asylverwaltung sich mit dem Gedanken getragen das Räudehaus und die angrenzenden Außenabtheilungen asphaltiren zu lassen, um hierdurch die Gefahr der Ausbreitung dieser leidigen Krankheit durch Ansteckung einigermaßen zu verringern und um überhaupt eine größere Reinlichkeit zu erzielen. Anfangs aus Mangel an Mitteln an der Ausführung dieser mit nicht unbedeutenden Kosten verbundenen Einrichtung verhindert, haben die langjährigen Erfahrungen die verwaltenden Damen eines andern belehrt und sie die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß die aus der Asphaltirung sich ergebenden Nachtheile bei weitem den etwaigen Nutzen aufwiegen würden. Es giebt nämlich kaum etwas schon den gesunden Hunden Schädlicheres als das Liegen, resp. der beständige Aufenthalt auf kaltem Steinboden — und nun denke man sich erst die armen kranken, mehr oder minder ihrer schützenden Haare beraubten Thiere im Sommer einzig auf den erhitzten, im Herbst und Winter auf den nassen kalten Steinboden angewiesen! Unausbleiblich würden sich schwerere Leiden und Gebrechen, als die Räude an und für sich ist, hinzugesellen. Haben sich doch bei einer großen Anzahl von den im Laufe der Jahre dem Thierasyl eingelieferten Hunden die schwersten rheumatischen Krankheiten und unheilbare Lähmungen als Folgen des Liegens auf kaltem Steinboden herausgestellt und sind die Todesursache vieler werthvollen schönen Hunde geworden. Im Thierasyl wird soweit es irgend thunlich und möglich, durch stets erneute Versuche dafür Sorge getragen, daß den auf abgegrenzte Räumlichkeiten beschränkten Thieren durch kleine Anpflanzungen Schatten und Schutz und durch Ausstreuen von Grassamen die Möglichkeit geboten wird Gras essen zu können, was den Hunden äußerst zuträglich und dienlich ist und die meisten gern haben. In erster Reihe das Wohl und Wehe ihrer Schützlinge im Auge behaltend, will die Asylverwaltung im

Interesse und zu Gunsten derselben gern auf die Anerkennung von Seiten oberflächlicher Besucher verzichten, bei welchen die bloße Außenseite schon an und für sich Befriedigung und Genugthuung hervorzurufen im Stande ist.

Der langjährige, bewährte und um unsere Anstalt hochverdiente Arzt, Herr Hofrath Ollino wurde gleich beim Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahres leider von so schwerer Krankheit betroffen, daß er seitdem den verwaltenden Damen nicht mehr mit seiner unschätzbaren Hilfeleistung und seinen langjährigen Erfahrungen zur Seite hat stehen können. Er wird von einem geschätzten Collegen, Herrn Gouv.-Veterinairarzt Lindenkampff vertreten, der mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Thierfreundlichkeit unsere kranken Schutzbefohlenen behandelt und ebenso wie sein geehrter Vorgänger es übernommen hat einmal wöchentlich im Asyl seinen ärztlichen Rath Unbemittelten ohne Entgelt zu ertheilen.

Die Zahl der Vorstandssitzungen hat im letzten Vereinsjahre eine bisher nicht vorgekommene Höhe erreicht. Es fanden, außer der constituirenden Versammlung am 25. Januar, 30 Vorstandssitzungen und vier General-Versammlungen statt. Die Ansprache, mit welcher die Präsidentin die Jahres-Genralversammlung am 30. April eröffnete, wurde als eine Meinungsäußerung des Vorstandes über die thierschützerischen Grundlagen und Principien des neuen Thierschutzvereins im Anwalt der Thiere, III. Jahrgang, Seite 122 veröffentlicht. Behufs Erledigung einiger wegen vorgerückter Zeit zurückgestellter Punkte der Tagesordnung trat am 28. Mai eine zweite Generalversammlung zusammen, welcher folgende Personen vom Vorstande zu Ehrenmitgliedern vorgeschlagen und von der Versammlung einstimmig dazu erwählt wurden: 1) Seine Excellenz der Herr Gouverneur von Livland General-Lieutenant Sinowjew. — 2) Frau Justizrath Julie Lembcke, Vorsteherin des Frauen-Thierschutzvereins in Kopenhagen. — 3) Frau Consul Mary von Schwartz (Elpis Melena) auf Creta. — 4) Miß Frances Power Cobbe in Hengwrt, N. Wales. — 5) Herr Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff, Redacteur des „Anwalt der Thiere". — 6) Herr von Sassimowski, Vice-Präses der russischen Thierschutz-Gesellschaft in Petersburg. — 7) Herr F. von Pochwalinski, Vorstandsmitglied desselben Vereins. Diesen werthen Ehrenmitgliedern, welche sich theils um das frühere alte Damencomité und das Rigaer Thierasyl, theils um den neuen Thierschutzverein in Bezug auf seine Reorganisation, unschätzbare Verdienste erworben haben, wurde ihre Ernennung in einem officiellen Schreiben angezeigt, bedauerlicher Weise vorläufig ohne Zusendung des Ehren-Diploms, da die Herstellung desselben durch verschiedene Vorkommnisse verzögert worden ist.

In der Generalversammlung am 25. September gedachte die Präsidentin in ihrer Ansprache des nunmehr vollendeten ersten Decenniums des Bestehens des Thierasyls. Am 12. August 1877 war die obrigkeitliche Genehmigung zur Eröffnung der Anstalt erfolgt, in Wirklichkeit hatte das Asyl jedoch schon drei Monate früher, im Mai — nach Vollendung der Asyl-Baulichkeiten und Einrichtungen — seine praktische Thätigkeit begonnen. Ohne besondere Feier, still und prunklos, wie es ihre ersten bescheidenen Anfänge und die

damals ungünstigen Zeitverhältnisse geboten, war die Anstalt eröffnet und der Benutzung des Publikums übergeben worden. Nach vielen, jahrelangen Mühen und mannigfachen Hindernissen, wie solche sich einem, der großen Menge völlig unverständlichen, neuen Unternehmen entgegenzustellen pflegen, hatte ein kleiner Damenkreis dieses Werk im Vertrauen auf dessen Berechtigung und Nothwendigkeit begonnen und fortgeführt, getrieben und durchdrungen von jener Liebe, die sich auch den Thieren barmherzig erweisen und so den ersten kleinen Anfang machen will zur Tilgung der großen tausendjährigen Schuld, welche die Menschheit ihren treuesten Dienern und unermüdlichen Mitarbeitern, den Thieren, schuldet. Waren somit bei der Gründung des Rigaer Thierasyls Barmherzigkeit und Mitleiden, sowie jener Rechtssinn, welcher Gerechtigkeit und Recht nach allen Seiten hin, also auch den Thieren gegenüber üben und gewahrt wissen will, die vornehmlich leitenden Faktoren der Stifterinnen gewesen, so ist ersichtlich, daß die Anstalt schon hierdurch in sittlicher und erzieherischer Beziehung den Menschen selbst zu gute kommt, wie sie ihnen andererseits auch wirthschaftlich nützt. Daß sie, wiewohl lange nicht in dem gewünschten und erstrebten Maße, dennoch manches Gute gewirkt, daß sie Thieren und Menschen genützt hat, wer wollte bei der Rückschau auf dieses zurückgelegte erste Decennium es unternehmen, solches in Abrede zu stellen. Die gleich bei der Eröffnung des Asyls öffentlich ausgesprochene Ansicht des Comités „daß dasselbe beim besten Willen und Bestreben eine wirklich gewissenhafte, verständige und treue häusliche Pflege nicht vollkommen wird ersetzen können und eine solche, die es für eine in den meisten Fällen sittlich gebotene Pflicht hält, auch nimmer verdrängen möchte“ — ist auch noch heute die Ansicht unseres Vereins. Nach wie vor möchten wir nicht Vorschub leisten jener Indolenz und Bequemlichkeit, welche ein unbequem werdendes Thier sofort in's Asyl schickt, auch wenn die Möglichkeit vorhanden ist, seiner Pflicht in dieser Beziehung selbst nachkommen zu können; nur da möchten wir helfend eintreten, wo es dem Eigenthümer durchaus nicht möglich ist, sein Thier selbst zu pflegen. Vornehmlich im Betreff der Hunde können wir nicht genugsam davor warnen, diese anhänglichen, nervösen und sensitiven Thiere namentlich in Erkrankungsfällen, wo das Nervensystem irritirt ist, aus dem eigenen Heim zu verbannen. Wie so viele Hunde würden die Krankheit zu Hause überstehen, während sie im Asyl an derselben zu Grunde gehen und zwar nur deshalb, weil sich zu der Krankheit noch der Trennungsschmerz und Sehnsucht und Gram nach ihrem Herrn hinzugesellen.

Im Anschluß an die Mittheilungen der Präsidentin gab alsdann die zweite Vorsteherin und Rechnungsführerin des Asyls, Fräulein Bertha Douglas eine Zahlenübersicht über die Thätigkeit des Thierasyls während der zehn Jahre, desgleichen über den Vermögensbestand desselben und über die Beschaffung und freiwillige Zuwendung der zum Fortbestande erforderlichen Mittel.

Die Generalversammlung im November hat der Vorstand nach den Statuten zu dem Zweck zusammenzuberufen, um derselben das Budget für das nächste Jahr vorzulegen, sowie um die Wahl einer sich aus drei Vereins-

mitgliedern zusammensetzenden Revisionscommission zur Beprüfung des Jahresberichts vollziehen zu lassen. Das Budget, welches auf Grundlage des für 1887 giltigen zusammengestellt war und mit 7300 Rbl. balancirte, wurde genehmigt, und in die Revisionscommission wurden gewählt: Seine Excellenz Herr Geheimrath von Rudnicki, Herr Oberlehrer Glasenapp und Herr B. von Berg. Außerdem stattete der Vorstand der Versammlung Bericht ab über seine Schritte und Verhandlungen bezüglich des Hundeschutzes, resp. des Hundefangens und des neuen Ortsstatuts. Die Generalversammlung erklärte sich mit dem Vorgehen des Vorstandes in dieser Angelegenheit vollkommen einverstanden und ermuthigte ihn zum Beharren bei seinem Bestreben, in Sachen des Hundefanges eine Besserung des Bestehenden anzubahnen.

An freundlichen Geschenken und Zuwendungen hat der neue Thierschutzverein im verflossenen Jahre außer den, für den speciellen Zweck des Ankaufes unbrauchbarer Pferde gespendeten 50 Rubeln, (darunter 30 Rbl. von H. Max Illing aus München und 10 Rbl. von H. Baron de Ch.) noch erhalten: Von zwei Gönnerinnen des Asyls, Frau Aeltester Sch.: 100 Rubel und von Frau K. H. 25 Rubel; von H. Baron de Ch. 25 Rubel, sowie an kleineren Gaben von verschiedenen Freunden der Thierschutzsache 115 Rubel 50 Kopeken; ferner als unverzinsliches Darlehen die zum Loskauf vom livl. Thierschutzverein bestimmte Summe im Betrage von 463 Rubel 45 Kopeken und gelegentlich der Mitgliedsbeiträge bedeutende Ueberzahlungen. Endlich hat die hochverdienstvolle erste Vorsteherin und Hauptleiterin des Thierasyls Fräulein Emilie Douglas für eigene Rechnung einen Neubau auf dem abgesonderten hinteren Thierasyl-Grundstücke aufführen lassen und Herr Kaufmann S. eine große Anzahl gebrauchter, aber noch gut erhaltener Fenster, Thüren, Luken ꝛc. dem Asyl geschenkt, die beim Neubau und anderweitig gute Verwendung gefunden haben. Das neue Gebäude, zu welchem Herr Stadtarchitekt Schmaeling mit liebenswürdigem Entgegenkommen den Bauplan gratis angefertigt und Fürsorge für dessen Bestätigung in möglichst kurzer Frist getragen hat, enthält eine Wohnung für die den verwaltenden Damen zur Seite stehende Gehilfin, — welche die durch Abgaben, Feuerversicherung ꝛc. vergrößerte Mehrausgabe selbst bestreitet — und angrenzende, heizbare Räumlichkeiten für gesunde und für solche kranke Hunde, welche an keiner ansteckenden Krankheit leiden und außerdem eine Wohnung für den Kutscher, der bisher ausgemiethet werden mußte. — Allen diesen gütigen Wohlthätern, sowie Allen, welche im Collectenbuche Beiträge zeichneten, die Sparbüchsen im Asyl bedachten und die Unternehmungen des Vereins in der einen oder anderen Weise unterstützten und förderten, spricht der Vorstand auch an dieser Stelle seinen wärmsten Dank aus. Ferner sei allen Freunden unseres Vereins-Organs, des „Anwalt der Thiere" herzlichst gedankt für die dem Blatte gewährte moralische wie materielle Unterstützung.

Einem hochsinnigen Ehrenmitgliede unseres Vereins Frau Elpis Melena auf Creta, sowie dem warmen Thierschutzfreunde Herrn von Seefeld in Hannover schulden wir tief gefühlten Dank dafür, daß es ihrer gütigen Vermittelung gelungen ist, unserm Blatt den für dasselbe bestimmten, in

der Nr. 11 des letzten Jahrganges gebrachten vortrefflichen Artikel Dr. Gryfanowski's: „Zur Verständigung über die Motive und Zwecke der Agitation gegen die Vivisektion", schließlich doch noch zuzuwenden, nachdem wir denselben, in Folge schweren Erkrankens des geehrten Verfassers für uns bereits verloren geglaubt hatten. Eine andere edle Gönnerin und Förderin echten Thierschutzes, Frau Justizrath Lembcke in Kopenhagen, welche wir gleichfalls zu unserem werthen Ehrenmitgliede zählen, hat unserem Anwalt auch im vorigen Jahre 50 Reichsmark zugewendet und eine gleich große Summe ist von verschiedenen Abonnenten an freundlichen Ueberzahlungen eingegangen. Ungeachtet dieser großmüthigen Subsidien bedarf unser Blatt aber doch noch eines jährlichen Zuschusses aus der Vereinskasse und dankt der Verein es in erster Reihe der Großmuth des hochherzigen Herrn Redacteurs des Anwalt und dessen gleich hochgesinnten werthen Mitarbeitern, nah und fern, — die aus warmem Interesse für unsere Zeitschrift nach wie vor uns ihre vortrefflichen Artikel und Beiträge ohne Anspruch auf Honorar darbieten, — daß es ihm trotz der laufenden, nicht unbedeutenden Ausgaben für das Asyl auch noch möglich wird, unser Blatt weiter erscheinen zu lassen. Der Vorstand glaubt jedoch jetzt, wo dem Verein eine größere Zahl Mitglieder angehören, der Hoffnung Raum geben zu dürfen, daß diese werthen Gesinnungsgenossen es nicht unterlassen werden ihn durch zahlreiche Abonnements auch in dieser Richtung zu unterstützen. Der Anwalt der Thiere zählte im letzten Jahre 154 Abonnenten und 55 Exemplare wurden an andere Thierschutzvereine zum Theil im Austausche, sowie an Gönner und Freunde unserer Sache gratis versandt. Außerdem gelangten zur Versendung 75 Exemplare der unsern Jahresbericht pro 1886 enthaltenden Nr. 2/3 und 150 Circulare mit der Anzeige über die Constituirung des Damencomités als selbständiger Thierschutzverein.

Obwohl der Verein durch die Regelung seiner inneren Angelegenheiten ungemein in Anspruch genommen war, so haben seine Beziehungen zu auswärtigen Thierschutzvereinen trotzdem bedeutend an Ausbreitung gewonnen und uns vielfach zu belebender Anregung und Belehrung gedient. Jahresberichte erhielten wir von den Thierschutzvereinen zu Hannover 1886, Strehlen 1885, Reichenbach 1885 und 1886, Nürnberg 1886/87, Linz 1885/86, München 1885 und 1886, Leipzig (neuer Thierschutzverein) 1886, vom Schlesischen Central-Verein 1886, Frankfurt a. Oder 1886, Straubing 1886, Warschau 1886, Luzern 1885/86, Bern 1886, Basel 1886, Stockholm 1886/87, Christiania 1886, San Francisko 1886, Turin 1885 bis 1887, Coburg (Thier- und Pflanzenschutz-Verein) 1885 bis 1887; vom Internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden 1886; vom Hannoverschen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter pro 1886, von der Societé Genevoise contre la Vivisection 1885/86, der Victoria Street and International Society for the protection of animals from Vivisection 1886, the Report of the Pasteur Commission 1887, the English Committées report on Pasteurisme 1887, the report of the Temporary Home for Lost and Starving Dogs, London 1884.

An Thierschutzschriften und Broschüren gingen uns zu: Die unnöthigen Quälereien beim Schlachten des Kleinviehs. — Anleitung zum Schlachten kleinerer Thiere; Protokoll des 6. Delegirtentages der Mecklenburgschen Thierschutzvereine, am 16. Juli 1887. — Anno Domini, von R. von Meerheimb. — Anklageschrift in dem Prozesse gegen die an den höchsten Lehranstalten des deutschen Reiches ausgeübten grausamen Versuche an lebenden Thieren. — Die Petition des Verbandes der deutschen Thierschutzvereine an den deutschen Reichstag, die Thierquälereien beim Schlachten betreffend. — Bericht über die Schwalben; über das Wandern der Vögel; die Familie der rabenartigen Vögel; über die Eulen, von R. Temple. — Eine kleine griechische Schrift von Elpis Melena. — Das Recht der Thiere und die Jahreszeiten des Thierschutzes von W. Wulff. — Androklus-Kalender 1888. — In the longrun, by Frances Power Cobbe. — Hydrophobia in relation to M. Pasteur's method, by Dr. A. Lutaud.

Folgende Zeitschriften erhielten wir im Austausche gegen unser Vereins-Organ: Westnik der russischen Thierschutzgesellschaft. — Vierteljahrsschrift des kurländischen Thierschutzvereins. (Nur die Nummern 1 und 2). — Miesiecznik, Organ des Lemberger Thierschutzvereins. (Fehlen die Nummern 9, 10 und 11). — Przyjaciel Zwierzat, Warschau. — Thierschutz-Correspondenzblatt. — Cimbria (nur Nr. 1) *). — Würtembergischer Thierfreund (fehlt die Nr. 4). — Die Taube. — Wiener Thierfreund. — Der Thier- und Menschenfreund, Dresden. — Androklus, Dresden. — Grazer Vierteljahrsschrift (nur Nr. 1 und Nr. 4). — Thalysia. — Zoophilist, London. — Rundschau (Thiermedicin). — Vegetarische Rundschau. — Sunem, Berlin. — Pestalozzi-Blätter. — Zeitschrift für Erziehung und Unterricht, von M. Schmidtbauer.

Die Mitgliederzahl unseres Vereins betrug am Schlusse des Jahres 1887: 394, darunter 185 Damen und 209 Herren. Im Laufe des vorigen Jahres ist ein hochgeehrtes Mitglied Herr G. von Transehe-Roseneck, auf Schloß Helmet durch den Tod aus dieser Zahl geschieden und neuerdings hat unser Verein durch das am 3. März d. J. erfolgte Ableben eines zweiten allverehrten Vereinsmitgliedes, Sr. Excellenz des Herrn wirklichen Staatsraths, Kammerherrn Baron Nicolas von Mengden einen schmerzlichen Verlust erlitten. Wir betrauern in dem Verstorbenen einen langjährigen, bewährten Gönner und gütigen Beschützer, der, wie er dem alten Damencomité stets mit Hilfe und Rath zur Seite gestanden, so auch treulichst dazu beigetragen hat, daß wir das erstrebte Ziel, unsere Selbständigkeit erreicht haben. Das Andenken dieses edlen Mannes wird immerdar in dankbarer Erinnerung unter uns fortleben und bei unserem Verein hoch in Ehren bleiben.

Es erübrigt noch mitzutheilen, daß zwei Vorstandsmitglieder unseres Vereins Frau Staatsrath Amalie von Reinhold und die Präsidentin Frau

---

*) Um immer wieder vorkommende Verwechselungen und unrichtige Abgabe der Postpackete zu vermeiden, erlauben wir uns alle Zusendungen an unsern Verein unter Hinzufügung der Adresse der Präsidentin zu erbitten.

Staatsrath Mary von Schilling im verflossenen Jahre durch Verleihung der betreffenden Diplome zu Ehrenmitgliedern auswärtiger Thierschutzvereine ernannt worden sind und zwar wurde der Präsidentin diese Auszeichnung von der „Societa Torinese protectrice degli animali" in Turin am 22. Mai, Frau von Reinhold vom Straubinger Thierschutzverein am 2. November zu Theil.

Wir schließen unsern Bericht mit dem Bekenntniß, daß all' unser ernstes, bestes Wollen und rastloses Streben leider nur höchst geringe, weit hinter unsern Wünschen und Erwartungen zurückgebliebene Erfolge aufzuweisen hat. Lassen wir uns dadurch nicht entmuthigen und hoffen wir, daß so manche scheinbar vergeblich gewesene Mühe und Arbeit doch noch einen verborgenen Lebenskeim in sich trägt, aus dem dereinst für unsere theure Thierschutzsache Gutes und Ersprießliches erwachsen und erblühen werde. Mögen die nicht erfreulichen Erfahrungen des vorigen Jahres uns unserer wichtigsten Aufgabe näher rücken den Erlaß von Thierschutzgesetzen zu erstreben, welche, indem sie den Geist und die Principien echten Thierschutzes in sich aufnehmen, dabei zugleich eine Handhabe und die Möglichkeit zu ihrer praktischen Durchführung und Erfüllung bieten.

Bestand der Thiere im Rigaer Thierasyl
im Jahre 1887.

	Pferde.	Hunde.	Kühe.	Kälber.	Ziegen.	Esel.	Katzen.	Vögel.	Zusammen.
Es verblieben zum 1. Januar 1887	14	90	4	1	—	—	11	6	126
Es kamen im Jahre 1887 hinzu . .	53	477	3	6	1	1	75	8	624
Also 1887 verpflegt	67	567	7	7	1	1	86	14	750
Im Jahre 1887 entlassen	14	246	1	—	—	—	15	5	282
Im Jahre 1887 gestorben resp. getödtet	45	234	1	5	—	1	60	2	347
Also schieden 1887 aus	59	480	2	5	—	1	75	7	629
Demnach verblieben zum 1. Jan. 1888	8	87	5	2	1	—	11	7	121

Von den Pferden waren 28 zur Kur und Pflege eingeliefert, 13 waren von den Eigenthümern zum Tödten zugeschickt und zu gleichem Zwecke aus den Mitteln der Anstalt 26 Pferde für 128 Rbl. 20 Kop. angekauft worden. 9 Pferde wurden geheilt und 4 auf Wunsch der Polizei ungeheilt entlassen, 1 nach Lossagung des Besitzers für einen geringen Theil der Fütterungskosten verkauft. 45 wurden getödtet und 8 verblieben zum 1. Januar 1888.

Von den Hunden wurden für 165 die Kosten von den Eigenthümern, für 402 von der Anstalt bestritten, jedoch theilweise durch Verkauf wieder gedeckt. Zur Kur übergeben waren 141, zur Pflege 19, zum Tödten 31,

zur Beobachtung 13, ein todter Hund zum Eingraben und 1 todter zur Section. Geheilt wurden 98, ungeheilt 8, aus der Pflege und Beobachtung entlassen 30 und von 8 sagten die Besitzer sich los. Getödtet wurden 192, verkauft 50, verschenkt 41, es fanden ihren Herrn 8, starben 40, entkamen 3 und 87 verblieben zum 1. Januar 1888.

Von den Katzen wurden 57 getödtet, 12 geheilt entlassen, 3 verschenkt, 3 starben und 11 verblieben zum 1. Januar 1888.

Cassen-Bewegung im Rigaer Thierasyl

1887.

Einnahme.

	Rbl.	Kop.
An Zahlungen für verpflegte Pferde	944	20
„ „ „ verpflegtes Hornvieh	30	50
„ „ „ verpflegte Hunde	707	70
„ „ „ verpflegte Katzen	69	60
„ Einnahmen durch den Verkauf von Hunden	260	75
„ „ „ „ „ „ Kälbern	27	55
„ „ „ „ „ „ Milch und Schmand	627	50
„ Erträgen durch Verwerthung der getödteten Pferde und aus dem Verkauf von Dünger	211	64
„ Geschenken zum Ankauf elender oder verunglückter Pferde	50	—
„ sonstigen Geschenken (speciell zum neuen Hause 100 Rbl.)	240	—
„ eincassirten Rückständen	106	—
„ Zuschuß aus der Hauptcasse	1,985	—
	Rbl. 5,260	44

Ausgabe.

	Rbl.	Kop.
Für Fütterungskosten von Pferden und Hornvieh (83 Thiere)	1,814	12
„ Streu, Lagerstroh und Schmied	145	75
„ Ankauf von 26 elenden Pferden	128	20
„ Transport, Tödtung und Abhäuten derselben	84	95
„ Fütterungskosten von Hunden und Katzen (653 St.)	1,158	93
„ Fütterung von Vögeln	2	—
„ Honorar der Veterinairärzte	150	—
„ Gratificationen	6	35
„ Besoldung, Geschenke und theilweise Beköstigung von 4 Dienstleuten und 1 Tagelöhner	725	—
„ Ausmiethung des Kutschers ½ Jahr	17	50
„ Arznei und Bäder	129	72
„ Inserate, Stempelmarken ꝛc.	9	70
„ Remonte (neuer Zaun und 100 Rbl. zum neuen Hause)	438	31
„ Abgaben und Feuerassecuranz	115	—
„ Beleuchtung und Beheizung	134	30
„ Ankauf, Ergänzung und Reparatur des Inventars und Diversa	199	57
	Rbl. 5,259	40

Saldo 1 Rbl. 4 Kop.

V. Douglas,
Schrift- und Rechnungsführerin des Thierasyls.

Rechnungs-Abschluß des Thierschutz-Vereins unter
für das

Vermögens-Bestand.

			Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
Behalt zum Jahre 1887					11,703	6
Hierzu Geschenk: ein Haus					1,000	—
„ „ eine Kuh					150	—
„ eine termin- und zinslose Anleihe					463	45
„ eine Schuld des Livländischen Thierschutzvereins					98	—
„ das eiserne Kapital					269	5
					13,683	56
Ab die Benutzung des Inventars					37	—
„ inexigible Rückstände und Verluste					160	85
					13,485	71
Ausgaben 1887.						
Gagen	898	Rbl. 85 Kop.				
Drucksachen	379	„ 82 „				
Abgaben und Assecuranz	117	„ — „				
Remonte und Neubauten	438	„ 31 „				
Beleuchtung und Beheizung	134	„ 30 „				
Fütterung und Pflege	3,333	„ 95 „				
Apotheke und Bäder	129	„ 72 „				
Varia	139	„ 12 „				
		Ausgaben	5,571	7		
Einnahmen 1887.						
Mitglieds-Beiträge	446	Rbl. 65 Kop.				
Collecten	330	„ 9 „				
Geschenke	315	„ 50 „				
Concerte ꝛc.	1,392	„ 24 „				
Zinsen	17	„ 2 „				
Verkauf	1,127	„ 44 „				
Verpflegung	1,752	„ — „				
	5,380	Rbl. 94 Kop.				
Ab zum eisernen Kapital	269	„ 5 „				
„ die Auszahlung an den Livländischen Thierschutzverein	463	„ 45 „				
		Einnahmen	4,648	44		
		Ueberschuß der Ausgaben			922	63
					12,563	8

Den 7. März 1888 durchgesehen und richtig befunden:

dem Namen Damen-Comité des Rigaer Thier-Asyls
Jahr 1887.

Vermögens-Nachweis.

	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
In Cassa	404	86		
Im Asyl	1	4		
In Werthpapieren	545	—		
Im Inventar	1,085	—		
Im Immobil	10,370	33		
In Debitores	156	85		
Summa			12,563	8

H. Westermann, Geschäftsführer.

Berg, C. Rudnicki, C. Fr. Glasenapp.

Anzeige der Asylverwaltung.

Das Thierasyl auf Hagensberg, Fuhrmannsstraße Nr. 32 belegen, ist für das Publikum den ganzen Tag, mit alleiniger Ausnahme der Stunden von 1—3 Uhr Nachmittags, geöffnet. Stellvertretender Anstalts-Arzt ist Herr Gouvernements-Veterinärarzt Lindenkampff, welcher an jedem Mittwoch während seiner Anwesenheit im Asyl, zwischen 12—1 Uhr, Unbemittelten ärztlichen Rath unentgeltlich ertheilt.

Daselbst werden Thiere zur Kur, zur Verpflegung, zur Tödtung, zur Beobachtung (tollwuthverdächtige), sowie Hündinnen zur Isolirung entgegengenommen. Kranke, elende, verkommene, hungernde, verirrte oder verstoßene, von der Straße aufgenommene Thiere finden im Asyl gleichfalls Obdach, Pflege und Heilung und wo diese nicht mehr möglich, einen schnellen, schmerzlosen Tod.

Die Taxe beträgt für Pferde 50—70 Kop. täglich.

„ „ „ „ Kühe 50—60 „ „
„ „ „ „ Hunde 60 Kop. bis 2 Rbl. wöchentlich.
„ „ „ „ Katzen 60 Kop. wöchentlich.
„ „ „ „ Tödtung von Hunden, Katzen ꝛc. durch Chloroform: 50 Kop. bis 1 Rbl.
„ „ „ „ Tödtung von Pferden durch Chloroform: 2 Rbl. 60 Kop.
„ „ „ „ Tödtung von Pferden durch Erschießen: 1 Rbl.
„ „ „ „ Eingraben von Hunden, Katzen ꝛc.: 25—50 Kop.
„ „ „ „ „ „ Pferden ꝛc.: 2 Rbl.

Für die Tödtung von Pferden, welche der Anstalt zur Verwerthung überlassen werden, ist keine Zahlung zu entrichten, hingegen ist diese Zahlung für die Tödtung solcher Pferde zu leisten, deren Besitzer die Roßhaut oder den Geldwerth derselben beanspruchen.

Für jedes zur Kur geschickte Thier ist außerdem eine einmalige Zahlung für die ärztliche Behandlung zu machen und zwar für Hunde, Katzen ꝛc. 50 Kop., für Pferde, Kühe ꝛc. 1 Rbl.

Die Anzahlung ist für 1 Monat pränumerando zu entrichten; falls das betreffende Thier kürzere Zeit in der Anstalt verbleibt, wird der Ueberschuß zurückgezahlt.

Bei nothwendig werdender Eincassirung hat der säumige Zahler die Incassogebühren zu entrichten.

Falls die Eigenthümer nicht persönlich ihre Thiere einliefern, haben sie dem Ueberbringer ein Begleitschreiben mitzugeben, das ihre Verfügung über das betreffende Thier, ob zur Kur, zur Verpflegung, zur Beobachtung oder zum Tödten geschickt, enthalten muß, sowie die genaue Adresse des Eigenthümers, den Namen des Thieres und etwaige Krankheitssymptome.

Die eingelieferten Thiere werden nur auf persönlich oder schriftlich ausgesprochenen Wunsch des Besitzers und nach erfolgter Berichtigung der Kur- und Verpflegungskosten herausgegeben.

№ 231

Copie.

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Anzeige.

Bemerkt in der ..... Strasse

im ..... Stadttheil ..... Quartal.

Mitgliedskarte № .....

Dient zur Aufnahme der betreffenden Notizen und wird von dem Vereinsmitgliede zurückbehalten und dem Vorstande vorgewiesen.

Der Uebertreter ist dem Schutzmann № ..... angezeigt.

Vereinsmitglied

Adresse ..... Str. № .....

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

№ 231

Дамскій Комитетъ Рижскаго Пріюта для животныхъ.

Заявленіе.

Замѣченъ ..... на улицѣ

въ ..... участкѣ ..... части

Членскій билетъ № .....

Wird mit den gleichen Notizen ausgefüllt und sammt dem anhängenden unbeschriebenen Blättchen dem Herrn älteren Polizeimeister eingereicht.

Нарушитель указанъ городов. знак. № .....

Членъ Общества

Адресъ ..... ул. № .....

№ 231

Wird mit dem anhängenden Blatt von dem Herrn älteren Polizeimeister in's betreffende Quartal geschickt und demselben von dort mit den nöthigen Notizen retournirt.

Vorstand des Thierschutz-Vereins

unter dem Namen

Damencomité des Rigaer Thierasyls

im Jahre 1887.

Frau wirkl. Staatsrath Mary von Schilling, Präsidentin.
Frau Mary Haensell, Vice-Präsidentin.
Fräulein Emilie Douglas, I. Vorsteherin des Thierasyls.
Fräulein Bertha Douglas, II. Vorsteherin und Schrift- und Rechnungsführerin des Thierasyls.
Miß Kitty Deighton, Gehilfin im Thierasyl.
Frau Adelheid Thiel, Gehilfin in Kassa-Angelegenheiten des Vereins.
Frau Staatsrath Amalie von Reinhold.
Frau wirkl. Staatsrath Baronin E. von Mengden.
Frau Emma von Gödeberg.
Frau Staatsrath Luise von Oern.
Herr Oberlehrer H. Westermann, Geschäftsführer.
Herr Redacteur R. Nehring, Protokollführer.

Ersatz-Kandidatinnen.

Fräulein Livia Eichberger.
Frau Charlotte Zirkwitz.
Fräulein Arnoldine Möller.

In den Vorstand cooptirte Mitglieder.

Fräulein von Berg.
Frau Oberlehrer Henriette Glasenapp.
Fräulein Marie Glasenapp.
Frau Stefanie Löbmann.
Baronesse Elli von Mengden.
Baronesse Sophie von Mengden.
Frau von Paul.
Fräulein Anna von Paul.
Frau Oberlehrer Aline Westermann.
Frau Rathsherr Zimmermann.

Ministeriell bestätigte Thierschutz-Vorschriften.

§ 1. Es ist verboten, offenbar kranke, verstümmelte, mit Wunden behaftete Thiere zur Arbeit zu gebrauchen.

§ 2. Es ist nicht zulässig, Thiere mit harten oder scharfen Werkzeugen (mit Knütteln, Haken und dergl.) zu schlagen; sie auf den Kopf oder Bauch zu schlagen ist durchaus verboten.

§ 3. Es ist verboten zu schwere, den Kräften des Thieres und dem Zustande des Weges offenbar nicht entsprechende Lasten aufzuladen.

§ 4. Es ist Niemandem gestattet in der Stadt im Galopp zu fahren, weder leer, noch mit Passagieren und am allerwenigsten mit schwerer Last.

§ 5. Es ist verboten ein Pferd mittelst einer um den Hals gelegten Schlinge hinten an eine Fuhre zu binden, wenn das im Anspann gehende Pferd ohnehin kaum im Stande ist, die Last zu ziehen.

§ 6. Es ist nicht gestattet Kälber und anderes Kleinvieh in einer für sie qualvollen Weise zu transportiren, z. B. ein auf einander, mit hängenden, oder auf den Wagenrand anschlagenden Köpfen, oder sich auf die Thiere zu setzen.

§ 7. Es ist verboten ein im Anspann gefallenes Pferd durch Schläge zum Aufstehen zu zwingen, es muß unbedingt ausgespannt werden, wenn die mit den Händen geleistete Unterstützung nicht ausreicht.

§ 8. Es ist überhaupt jedes Quälen und jede harte Behandlung irgend eines Thieres verboten.

Allen Polizei-Chargen wird zur Pflicht gemacht, die Erfüllung vorstehender Verordnungen unabläßig zu überwachen und den Mitgliedern des Thierschutzvereins, auf Vorweisung ihrer Vereinskarte, wider die Uebertreter dieser Vorschriften vollen Beistand zu leisten.

Alle bei der Uebertretung Betroffenen müssen der Polizei übergeben werden, damit diese mit ihnen genau nach Artikel 29 des Friedensrichter-Strafgesetzes verfahre, welches lautet:

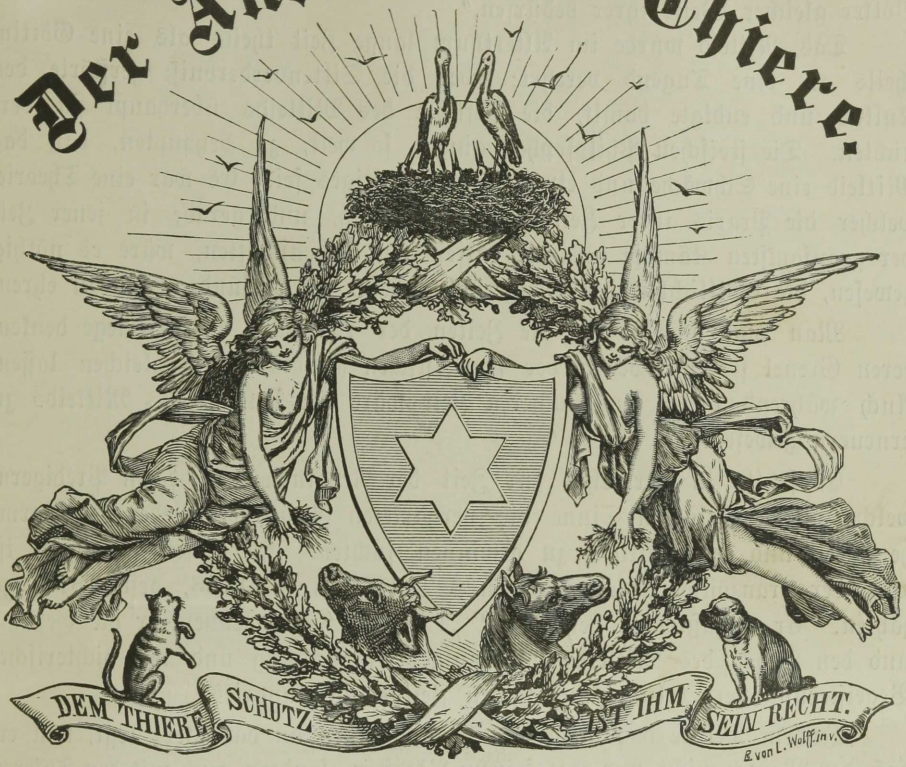
„Für Nichterfüllung gesetzlicher, von Regierungs- und polizeilichen Organen und von Provinzial- und Communal-Institutionen erlassener Anordnungen, Requisitionen oder Bestimmungen, unterliegt der Schuldige, falls gegenwärtiges Gesetz keine anderweitige Strafe bestimmt, einer **Geldstrafe** von nicht mehr als **fünfzig Rubel.**"

Nach § 540 des Jagdgesetzes dürfen in der Zeit vom 1. März bis zum 29. Juni keine Vögel und kein Wild geschossen oder gefangen werden. Die Schuldigen unterliegen ebenso wie für das Zerstören von Vogelnestern nach § 57 des Friedensrichter-Gesetzes einer **Geldstrafe** von nicht mehr als **fünfundzwanzig Rubeln.**

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 20. Апрѣля 1888 г.
Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

IV. Jahrgang. Juni 1888. № 6.

Ein Sänger des Mitleids.

Von Edmund Dorer.

In Athen befand sich ein Tempel, welcher der Barmherzigkeit oder dem Mitleid geweiht war. Die Athener wollten, daß die Unglücklichen, ja selbst die Verbrecher eine Zufluchtsstätte in dem Tempel fänden. Das Mitleid wurde unter der Gestalt einer Frau mit freundlichem Antlitz dargestellt. Sie trug auf dem Haupte einen Olivenkranz und in der rechten Hand hielt sie einen Zweig von der Ceder oder dem Lebensbaum; zu ihren Füßen war eine Krähe angebracht; denn dies war der Vogel, von dem die Alten glaubten, daß er mehr als die übrigen Thiere zum Mitleid geneigt sei. Die Altäre der Göttin des Mitleids waren hochgeehrt und ihr Kultus wurde auf rührende Weise gefeiert.

„Das Menschenleben — sagt der Grieche Pausanias — ist so reich an Wechselfällen, Widerwärtigkeiten und Leiden, daß das Mitleid diejenige

Gottheit ist, welche am meisten geehrt zu werden verdiente. Alle Menschen, alle Völker der Welt sollten ihr Opfer darbringen, weil alle Menschen, alle Völker gleicher Weise ihrer bedürfen."

Das Mitleid wurde im Alterthum lange Zeit theils als eine Göttin, theils als eine Tugend verehrt; aber die Sittenverderbniß zerstörte den Kultus und endigte damit, die Gefühle des Mitleids überhaupt zu vernichten. Die stoïschen Philosophen gingen so weit, zu behaupten, daß das Mitleid eine Schwäche und etwas Unvernünftiges sei. Es war eine Theorie, welcher die Praxis ihrer Zeitgenossen entsprach, und gerade in jener Zeit der grausamsten Kämpfe und der entfesselten Leidenschaften, wäre es nöthig gewesen, die Göttlichkeit des Mitgefühls wieder zu verkünden und zu ehren.

Man mag hierbei an die Zeiten der römischen Bürgerkriege denken, deren Greuel sich mit denen der französischen Revolution vergleichen lassen. Auch während dieser uns näheren Zeit wäre der Kultus des Mitleids zu erneuern gewesen.

Es fehlte in der That zur Zeit der Revolution nicht an Predigern welche mit christlichem Sinne die verhärteten Gemüther wieder der Barmherzigkeit und dem Mitleid zu gewinnen suchten. Zu diesen Predigern ist auch der französische Dichter Jaques Delille (geb. 1738, gest. 1813) zu zählen. Er verfaßte ein Lehrgedicht „La Pitié", in welchem er die Gefühle und den Segen des Mitleids mit inniger Empfindung und mit dichterischer Begeisterung verherrlichte und seinen Zeitgenossen anpries.

Indem Delille das Mitgefühl den Menschen an das Herz legt, will er, daß der Mensch nicht nur mit seinem Nächsten, sondern auch mit den Thieren Mitleid habe. Im ersten Gesange seines Gedichtes kommt er auf die Leiden der Thiere zu sprechen und erhebt seine Stimme gegen die Thierquälerei. Wir theilen nachfolgend die betreffenden Stellen in freier Uebersetzung mit:

Des Herrn der Welt, des Menschen höchster Ruhm
Ist Mitleid, dieser Quell des reichsten Segens;
Gewalt begründet nicht des Menschen Würde,
Das Mitleid nur, das fremden Schmerz beweint.
Ehrt, Sterbliche, sein heiliges Gebot!
Hört seine Stimme! Leiht den Nächsten Hülfe!
Ihr Unglück mindernd, mehrt ihr euer Glück.
Ja, alles, was euch unterthan, empfinde
Stets eure Güte, segne eure Macht!
Die Wesen, die die Flur bevölkern, sind
Uns unterthan; der Schöpfer der Natur
Erschuf sie, wie ich weiß, aus gröberm Stoff,
Den nicht des Geistes ew'ger Strahl durchdrang;
Und wir allein sind auch des Himmels Erben;
Doch wohnen sie mit uns auf dieser Erde,
Des Lebens Zwang macht sie uns zu Genossen.
Bedrückt nicht ohne Noth sie, quält sie nicht;
Verboten hat es Gott und Mitleid lehrt
Sie als Gehülfen, nicht als Opfer achten.
Und dennoch sah ich es — ich sah die Thiere
Gebeugt von ungerechten, schweren Lasten,

Den Mensch sich waffnen gegen sie und roh,
Als sei sie Trägheit, ihre Schwachheit strafen.
Ich sah, wie Pferde matt zu Boden stürzten;
Ich sah, wie man sie fühllos, grausam peitschte,
Um ihre Kraft durch grimmen Schmerz zu reizen.
Und dann stets wilder auf die Schwachen schlug,
Um ihres Lebens letzten Rest zu nutzen.
Noch ungerechter ist und härtern Sinnes,
Wer seine Pferde qualvoll hungern läßt,
Daß sie als Renner eitlen Ruhm ihm bringen,
Wenn sie auf's Blut gestachelt und gepeitscht,
Der feinen Welt zur Lust, zum Ziele rasen.
Wie anders handeln jene wilden Horden,
Die mit den Pferden unter einem Zelte
Sich lagern und sie zärtlich schonend pflegen!
Und ohne Peitsche, ohne blut'ge Sporen
Gehorchen milder Hand die raschen Thiere.
Laßt jede Peinigung und harte Strafe!
Die Thiere fühlen wie die Wohlthat, so das Unrecht.
Hat dies der undankbare Mensch vergessen?
Wie viele Qualen, und wie wenig Mitleid!
So fühlte Hogarth*) nicht; mit Künstlerhand
Entwarf ergreifend er der Thiere Leiden.
Das weckte milden Sinn und jene Worte
Des Edlen, der ihr Leiden mit empfand.
Er rief, als Pferde er von ihrem Meister
Mißhandelt sah: „Barbar! Du wärest fähig
Den Dolch in deines Freundes Brust zu stoßen!
Du hast die Bilder Hogarth's nie gesehn!" —
Beherzigt, was er lehrt! Erwählt die Thiere
Zu eurem Dienst und nicht zu eurem Opfer!
Mit dir vor allem muß man Mitleid hegen,
Du edles Thier, du Musterbild der Treue,
Das Tag und Nacht in unserm Dienst sich müht
Das sorgsam Haus und Heerden uns bewacht,
Das nach uns späht, wenn schon sein Auge bricht.
Du warst der Trost der königlichen Herrin,
Hast bis zum letzten Hauche sie erfreut!
Du bliebst ihr treu im Unglück und im Kerker
Du einzig schmerzliches Geschenk des Bruders,
Der sich von ihr für dieses Leben trennte.
Das Schicksal, welches ihr den Vater raubte,
Es trennte sie zuletzt auch von dem Bruder.
Wie seltsam sind doch der Tyrannen Launen!
Sie, die zum Tode ihre Eltern schleppten,
Sie ließen ihr das Thier zum Trost im Kerker.
Ein Denkmal sollte deine Asche ehren,
Weil du in dem Jahrhundert schnöden Undanks,
In düst'rer Schreckenszeit sie nicht verlassen!
Elysium mag deinen Geist empfangen,
Daß du des Nachruhms Ehre dort genießest!

---

*) Hogarth, der berühmte englische Maler, stellte in einem Bilde die Qualen dar, welche herzlose Menschen den Hausthieren zufügen.

Doch nein, ein schön'rer Ort sei dir bestimmt.
Die Gärten ihrer edlen Schwester sollen
Zur Ruhestätte deinen Manen dienen!
Dort unter Blumen, bei der Quellen Rauschen
Wirst sanft du schlummern und die Königstochter,
Die hohe Dulderin, wird dich beweinen,
Sind Thränen ihrem Auge noch geblieben.

Zur Erläuterung der letzten Verse des Fragments sei bemerkt, daß unter der Königstochter Maria Theresia Charlotte, die Tochter der unglücklichen Königin Antoinette, gemeint ist. Die Prinzessin entging dem Schafotte, auf welchem ihre Mutter zum Opfer der Revolution gefallen. Als sie das Gefängniß verlassen durfte, empfing sie als Geschenk von ihrem Bruder einen Hund, der sie aus dem Kerker geleitete. Dieser treue Genosse folgte ihr auch in die Verbannung. Als sie im Jahre 1812 in Warschau bei ihrer Schwester wohnte, fiel er von einem Balkon im Palaste Poniatowsky und starb unter den Augen seiner geliebten Herrin.

Auch andere Hunde zeichneten sich während der Schreckenszeit durch Treue und Anhänglichkeit aus. So hatte die Königin Marie Antoinette im Gefängniß des Temple ebenfalls einen Hund, der ihr treu und anhänglich blieb. Als sie in die Conciergerie gebracht wurde, ging der Hund mit ihr dorthin; aber man ließ ihn nicht in diesen neuen Kerker. Er harrte lange an der Einlaßpforte, wo er von den Gensdarmen mit Bayonnetstichen mißhandelt wurde. Diese grausame Behandlung erschütterte aber seine Treue nicht. Er blieb stets in der Nähe des Gefängnisses seiner Herrin. Wenn er Hunger empfand, suchte und fand er in einigen benachbarten Häusern die nöthige Nahrung, aber kehrte dann gleich wieder zurück, um sich an dem Thore der Conciergerie niederzulegen. Nachdem Marie Antoinette ihr Leben auf dem Blutgerüste verloren hatte, blieb der Hund immer noch an dem Thore des Kerkers. Er suchte, wie er es gewohnt war, sein Futter, aber er folgte Niemanden und kehrte stets an den Ort zurück, wohin ihn die Treue geführt hatte. Er blieb dort noch länger als ein Jahr, und in der Nachbarschaft nannte man ihn nur den Hund der Königin.

Delille bemerkt bei Erwähnung dieses Vorfalls, daß man noch mehrere Beispiele der Treue von Hunden aus der Zeit der Revolution anführen könnte. Man habe sogar die Absicht gehabt, die Geschichte dieser Thiere zu schreiben; aber man habe es wieder aufgegeben, denn die Menschheit hätte vielleicht zu sehr darüber erröthen müssen.

Der Kulturmensch.*)

Von Dr. P. Förster.

Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!

Still für mich wandere ich, sinnend und genießend, durch den Wald. Der junge Frühling umfängt mich mit seinem vollen Odem und Dufte. Um mich her grünt und blüht Wald und Feld, Berg und Thal. Die lauen Lüfte

*) Aus der „Vegetarischen Rundschau".

haben die Vögel zurückgeführt, die Käfer und Insecten neu belebt; sie wecken und erschließen auch von neuem die schlummernden Triebe des da draußen „in der Welt" verkümmernden Menschenherzens. Die Mutter Erde läßt ihrem Schooße die reiche Mannigfaltigkeit ihrer Kinder entsprießen, sie alle mit gleicher Liebe hegend und pflegend: Pflanzen, Thiere, Menschen, Geschwister einer einzigen großen Familie. Das selige Gefühl des All-Einsseins, das Gefühl allumfassender Brüderlichkeit kommt über uns und hebt uns über die enge Schranke der Persönlichkeit weit hinaus in's Unendliche. Das bist du, die indische Weisheit durchschauert uns; und mit dem heiligen Franz von Assisi grüßen wir die Brüder und Schwestern, von der Ameise und Mücke bis zum ewigen Flammenherzen der Welt. Und mit dem Goethe'schen Ganymedes rufen wir: Wie im Morgenglanze du rings mich anglühst, Frühling, Geliebter! Mit tausendfacher Liebeswonne sich an mein Herz drängt deiner ewigen Wärme heilig Gefühl, unendliche Schöne! Daß ich dich fassen möcht, in diesem Arm!"

Das, was du bist, sind sie, die Bäume und Blumen und Thiere. Ich erkenne es betrachtend und vernünftig überlegend; ich erschaue es mit dem Auge des Künstlers, ich höre es aus der Musik der Natur, ich erfasse es unmittelbar mit dem Herzen, mit der Liebe, dem Mitleide. Süße Schwärmerei ergreift mich, und doch nicht ohne Mitwirkung der Vernunft, welche dem Gefühle Recht giebt, nicht ihm widerstreitet, sie, die oberste Gesetzgeberin und Richterin alles menschlichen Fühlens und Thuns.

Das bist du! So, wenn du den Herren spielest, sieh zu, daß du deine Menschenherrlichkeit nicht mißbrauchest. Alles ist unser; aber wiederum sind auch wir alles, und jede Verletzung des Nicht-Ich ist auch eine meiner selbst. Aber wie denkt darüber der Kulturmensch?

Ueber den Waldesfrieden und die Waldeinsamkeit, eine rechte Trost-einsamkeit, hinaus schweifen die Gedanken in die Welt, welche der Mensch sich aufgebaut hat. Was für eine Welt! Ein schriller Mißton dringt in die Harmonie hinein, welche unsern Geist umtönte. Wohl mag sich jeder einmal von jener Feiertagsstimmung erfüllt gefühlt haben, von jenem beseligenden Gefühle, mit der Natur in Frieden zu leben, sein Herz zum Weltenherzen zu erweitern. Aber was bleibt davon im Leben des Kulturmenschen übrig? Wo finden wir dort wahrhaftige Ehrfurcht vor der einen, für den wärmer empfindenden, ernster denkenden, heller sehenden Menschen untheilbaren Natur, dem gemeinsamen Ursprunge aller Wesen, welche kurze Zeit sich regen und ihres Daseins sich freuen?

Der nüchterne Verstand beherrscht diese Welt des Kulturmenschen, die wirklich entgötterte; der Verstand aber ist der Gedanke des eigenen Selbst. Die Unendlichkeit des Allgefühles beschränkt sich auf den kleinen Kreis des Ich, die Herrlichkeit der Welt auf die Jämmerlichkeit der Persönlichkeit, das Mitgefühl und Mitleiden mit allem Lebendigen auf den öden Nützlichkeits-begriff. Für mich will ich alles, mir sollen alle Dinge zum Besten dienen, denn mich vor allem liebt Gott; das ist der Gedanke, welcher den oft genug mit christlichem Firniß überstrichenen Kulturmenschen in allem seinem Thun

und, was fast wichtiger ist, in seinem Lassen beherrscht. Und so tritt an Stelle der großen Weltsymphonie ein unharmonisches Durcheinander von Solostimmen, deren jede ihrer Weise folgt. Und an Stelle der allein wahrhaft befreienden und beglückenden Mitfreude und des Mitleidens, des eigentlichen religiösen Hellsehens, tritt der offene oder versteckte Krieg aller gegen alle, die Raserei des Individuums; die schöne Welt ist zerstört, in Stücke geschlagen.

Laune, Vortheil und Berechnung, das „Recht" des Stärkeren und die Bosheit herrschen in dieser Welt der menschlichen Kultur. Sie ersticken jene heilige Scheu vor der Natur, jene zarte Schonung alles dessen, was mit uns und neben uns zu gleichem Leben erweckt ist und dieses Leben voll und froh ausleben will.

Zwischen Volk und Volk, Mensch und Mensch herrscht von jeher der Kriegszustand. Auch da, wo scheinbar der Friede herrscht, entdecken wir, wenn wir nur genauer hinsehen, überall den socialen Krieg, sei es gegen das Gesetz oder mit Hilfe des Gesetzes und des Staates.

Und das Thier? Nicht anders als er einen Stein nimmt und fortwirft, als er eine Pflanze ausnutzt, als er die Blumen achtlos zerpflückt und zertritt, behandelt der „Herr der Schöpfung" auch das Thier, für dessen Freude- und Schmerzgefühl er in dem eigenen einen Maßstab besitzt, wie eine Sache, ein Spielzeug, ein Nichts. Das Thier bekämpft und vernichtet seinesgleichen nach dem Naturgesetze, es ist grausam, aber naiv grausam und ohne Verantwortung. Der Mensch aber ist bewußt grausam nnd steht so als moralisches Wesen unter dem Thiere. Der leidenden Natur sollte er der Erlöser werden, aber er ist ihr Fluch geworden.

Nach allen Regeln der Kunst und des Handwerkes zieht er sich jahrein, jahraus die Thiere auf, er hütet und schützt sie, um sie schließlich niederzuschlagen und aufzuzehren. Das ist aber noch das Geringste, soweit es das Thier gilt; denn der Tod als solcher ist kein Uebel. Aber wie wird es umgebracht, auf dem Lande, im Wasser und in den Lüften! Und der kalte Verstand fragt nicht nach den Qualen, welche er zufügt; er übt das Empörendste aus, oder er sieht und weiß es doch, aber er übt es weiter aus, läßt es weiter geschehen. Denn es war ja immer so, das ist nun einmal so, es nützt dem Menschen, — und „der ist der Herr der Schöpfung!"

Man hat in einem Uebermaße von Gefühlsverrohung, sich gegen die Reform des Schlachtens erklärend, das Schlachtfest das schönste und erhebendste Familienfest genannt. Leuchtet hier wohl auch jedem die Roheit ein, so nicht, wenn es gilt, die Jugd zu beurtheilen, welche uns das Heiligste, was uns die Kultur gelassen hat, den Wald- und Bergfrieden, schändet. Meinetwegen, es müssen Thiere beseitigt werden; der Mensch ist, wie jedes Wesen, durch ein uns unerklärliches Gesetz der Weltordnung, welche wir fälschlicherweise dem menschlichen Begriffe des Moralischen unterwerfen, zur Abwehr und Vernichtung des ihm Gefährlichen, Hinderlichen, gezwungen. Unwissentlich vernichten wir in jedem Augenblicke eine Menge niederer Wesen; wissentlich müssen wir gewisse Gattungen im Kampfe um's Dasein ebenfalls

vernichten, diesem größten Räthsel der sogenannten moralischen Weltordnung, welches höchstens dann zu lösen ist, wenn wir uns auf das gefährliche, unbekannte Gebiet einer metaphysischen Moral begeben. Aber wie? Ist diese Vernichtung, diese Nothwehr wirklich als ein Vergnügen, als eine edle Beschäftigung zu denken, wie dies selbst in dem Wiener „Thierfreund" zu beweisen versucht worden ist? Dort sagt einer, die Jagd sei in der That ein edles Ding da hier Edle, nämlich Hochwohlgeborene, edles Wild erlegten. Ein vortrefflicher Beweis! Wenn also zwei edle Völker im Kampfe mit einander liegen, so ist der Krieg auch ein edles Ding! Als ob nicht alles auf den Grund und die Berechtigung ankäme!

Von dem öden Angeln, bei dessen bloßem Anblicke es einem schon übel werden kann, und dem ruchlosen Vogelstellen mag ganz geschwiegen werden: doch gehört auch dieses beides mit zum „Kulturmenschen".

Auch über alle Arten des Sports ist so oft, so viel und so viel Treffendes geschrieben worden, daß ich darauf hier nicht eingehen will. Zum Sporte gehören auch die Vögel auf dem Hute der „Damen" — ich vermeide absichtlich, das edle deutsche Wort „Frau" hier zu gebrauchen. Doch sie mögen entschuldigt sein, wenn selbst Männer zu der Vertheidigung der Narrheit das Wort ergreifen, wie dies ein Herr Hildebrandt-Strehlen in der „Allgemeinen Thierschutzzeitschrift" (Darmstadt) gethan hat, ein Thierschützer!

Thiere gefangen halten ist in den meisten Fällen grausame Selbstsucht. Aber die Grausamkeit steigert sich ins Maßlose, wenn der Mensch seine Freude an ihrem Untergange hat, an ihrer Qual sich weidet. Solcher Freude dienen auch nur die Schlangenfütterungen mit lebenden Thieren in Aquarien u. a. Anstalten. Wozu sonst werden die Reptilien dort künstlich unterhalten? Ja, diese Dinge sind gerade wegen der Bemäntelung, als dienten sie der „Wissenschaft", um so verwerflicher, wie die offen und ehrlich im Dienste der Schaulust begangenen Quälereien, die Thierkämpfe aller Art, welche der Kulturmensch auch als Bestandtheil des täglichen Brodes auffaßt.

Die Wissenschaft! Ja, welche Scheußlichkeiten werden nicht in ihrem Namen begangen? Von den Kindern an, welche man lehrt oder an denen man es duldet, wenn sie mit täppischer Hand Thiere aller Art sammeln, zu keinem Zwecke, in den meisten Fällen, als eben um zu sammeln. Daß alles Lebendige mit Schonung zu behandeln sei, daß ihm mindestens kein Schmerz bewußt zugefügt und der nothwendige Tod auf ein geringstes Maß von Zeitdauer und Leiden zurückgeführt werde, das steht nicht mit auf dem Programm der Erziehung zum Kulturmenschen. Und auch die Religion hat ja andere wichtigere Dinge zu thun, als den Kindern derartiges Zunächstliegendes beizubringen!

Und nun endlich der Gipfelpunkt bewußten Verbrechens, an der Heiligkeit der Natur begangen, die Vivisektion! Nach unserm Begriffe von dem Worte stehen die vivisecirenden Nützlichkeitsmenschen in der That auf der obersten Stufe des Kulturmenschenthums, d. h. auf der tiefsten des reinen Menschenthums. Um dieses Kulturmenschenthum aber ganz zu verstehen, muß man noch dazu nehmen, daß die Vivisektion von vielen deutschen Thier-

schutzvereinen nicht nur nicht bekämpft, sondern gelitten, ja, mit gewisser Liebe vertheidigt wird. Die oben angeführte Nummer der „Allgemeinen Thierschutzzeitschrift" (Darmstadt) enthält auch eine ernsthafte Vertheidigung dieses brennendsten Schandfleckes der modernen Kultur.

Höher als der Verstandesmensch, dessen höchstes Gesetz die Nützlichkeit ist — was darüber hinausliegt, versteht er nicht — steht der künstlerisch Begabte, welcher im Stande ist, das Allgemeine in Bildern (Ideen) aufzufassen, die Schönheit der Natur zu begreifen und darzustellen, große Gedanken zu denken oder zu achten. Aber auch ihn durchdringt die Weihestimmung nicht dauernd, sie wird ihm nicht zur moralischen Kraft. Er weiß wohl das Leben künstlerisch zu genießen, doch nicht die eigene Persönlichkeit nach der besseren Erkenntniß zu gestalten. Die widerliche ästhetische Heuchelei ist das Kennzeichen weiter Kreise der modernen Kulturmenschheit und beherrscht heute neben der Nützlichkeitsrichtung und der wissenschaftlichen Rechtgläubigkeit die oberen Kreise der Gesellschaft. Als vierte Macht kommt die Religion dazu, welche sich mit allem abzufinden vermag.

Manches Vortreffliche bietet uns unsere Zeit immerhin; wir erkennen es an, wo wir es finden, Bausteine zu einer künftigen Kultur, welche wir dann nicht mehr so, sondern Gesittung, reines Menschenthum nennen wollen. Vorläufig haben wir nur Bruchstücke und vielfach falsch behauene, welche erst vollständig umgearbeitet, umgebildet, umgegossen werden müssen; Facetten eines zerbrochenen geschliffenen Glases, keine Totalität. Der moderne Kulturmensch ist ein wunderliches mixtum compositum und alles in allem ein Zerrbild. Und bei seinem Anblicke geht ergreifend durch unsere Seele die Heilandsklage des Parsifal: Soll nie in der sündigen Menschheit die Erlösung einmal zur That werden? Soll sie immer nur Möglichkeit bleiben, ein schöner Gedanke, eine frohe Botschaft? Wann wird der Verstand seine Siege feiern, ohne daß das Herz blutend zuckt und jammert? Wann wird er Glück und Wahrheit suchen und — finden, ohne sich mit Schuld zu beladen? Wann wird der Kulturmensch zu Grabe getragen werden, damit das reine Menschenthum seine Auferstehung feiere?

Der Tag wird kommen; sammeln wir bis dahin die kleine Gemeinde, um einen Vorschmack der kommenden seligen Zeit des Friedens und der Versöhnung zu haben. Halten wir zusammen, reichen wir uns die Hände, im Geiste, und wenn es möglich ist, in Wirklichkeit. Feiern wir dann ein fröhliches Auferstehungsfest!

* * *

Das Letzte ist ernsthaft gemeint. Wenn alles „tagt", warum nicht auch wir guten Geister eines reineren Menschenthums? Versammeln wir uns dann und wann, um uns kennen und lieben zu lernen, um uns zu ermuthigen und mit einander zu freuen. Wir haben in diesem Jahre in Bayreuth dazu die beste Gelegenheit.

Das Pferd, seine Laufbahn und seine Behandlung im Dienste des Menschen.

Aus einem Vortrage des kgl. Hofthierarztes Hrn. Dr. Sondermann in München.

Kein Hausthier leistet dem Menschen so vielseitige und so wichtige Dienste, wie das Pferd, und keinem wird sein langjähriges, unverdrossenes Ausharren in diesem Dienste so schlecht gelohnt. Diese traurige Thatsache kann man tagtäglich bestätigt finden, wenn man die elenden, abgetriebenen, mit allen möglichen Fehlern und Gebrechen behafteten Pferde vor schwer beladenen Wagen in der rücksichtslosesten Weise vorwärts getrieben sieht. Wer etwas von Pferden versteht, der wird zugleich die Wahrnehmung machen, daß ein großer Procentsatz dieser armen Thiere in jüngeren Jahren unter besseren Verhältnissen lebte; denn ihre ganze Erscheinung bekundet, daß sie einst werthvoll gewesen, daß sie zu etwas Besserem, als zu diesem Dienste geboren sind.

Es ist leider wahr, daß Schönheit, Kraft und Verstand bei Pferden fast regelmäßig die Veranlassung sind, daß sie im Alter ein jämmerliches Loos erwartet, während solche Eigenschaften ihren Genossen, den Hunden, gerade eine bessere Existenz bis ins Alter sichern.

Die Pferde, die langlebigsten Hausthiere sind, mit seltenen Ausnahmen, ausschließlich zur Arbeit geboren und verrichten diese vermöge ihrer Körperkraft und Schnelligkeit bei hohen geistigen Fähigkeiten in verschiedener Weise. Mit steigendem Alter oder wegen im Dienste erworbener Gebrechen wird ihre Leistungsfähigkeit geringer und mehr und mehr einseitig und beschränkt, und ihr früherer hoher Werth reducirt sich bedeutend; aber gerade erst dann müssen sie recht herhalten; das geringe Kaufgeld, das der letzte Besitzer zahlt, wird am unbarmherzigsten von diesem herausgepreßt. Die körperlich und geistig weniger gut ausgerüsteten und deshalb auch von Hause aus weniger werthvollen Pferde bleiben meist durch ihr ganzes Leben unter ähnlichen Verhältnissen auf dem Lande. Wechseln sie auch die Herren, so ändert sich doch ihre Bestimmung nicht wesentlich. Sie werden nie luxuriös verpflegt und müssen täglich oft recht schwer arbeiten; aber die leibliche Pflege ist doch immer erträglich. Werden sie älter und schwächer, dann findet sich im landwirthschaftlichen Betriebe auch leichtere Arbeit, die sie bis ans Ende verrichten können; sie taugen kaum für andere Zwecke, ihr Verkauf lohnt sich deshalb nicht und haben sie ihre Jahre auf dem Rücken, und will es nicht mehr gehen, dann werden sie einfach abgethan.

Ganz anders ist das bei Pferden mit hervorragenden Eigenschaften und von vornehmer Herkunft. Diese führen ein bewegtes Leben, und Anfang und Ende liegen bei ihnen selten sehr weit auseinander. Nach einer mehrjährigen, sorgfältigen Jugendpflege folgt ein recht gutes Leben. Die von ihnen geforderte Arbeit zum Reiten oder Fahren wird den kräftigen Thieren leicht, und die Pflege im Stalle läßt nichts zu wünschen übrig. Aber — alles Schöne ist vergänglich! — Auch die stolzen Rosse verlieren allmählich ihre Jugendvorzüge, ihre Elasticität, ihr Feuer, sie genügen den bisherigen Herren

nicht mehr ganz, und nun gehen sie durch Kauf an einen minder anspruchsvollen über. Auch jetzt haben sie sich noch nicht zu beklagen; ein ruhiger Dienst bei guter Pflege stellt in der Regel beide Theile zufrieden. So geht es noch manches Jahr. Doch endlich kommt die Zeit, wo die alten Thiere zum Reit- oder Fahrdienste wirklich nicht mehr zu gebrauchen sind. Wohl ihnen, wenn der Herr die alten, treuen Diener nicht weiter verkauft, sei es aus wirklichem Mitleid, oder weil er doch nicht möchte, daß sie ihm gelegentlich als Jammerbilder zu Gesichte kommen. So ein Herr verschmerzt lieber einige Thaler und läßt ihnen ein schnelles Ende bereiten. Das ist aber sehr selten. Gehts nicht mehr im Herrschaftsdienste und kann der Herr die alten Gäule nicht anderweitig verwenden, dann winkt Droschke, Omnibus, oder ein ähnliches Institut, und damit ists vorbei mit jeder Rücksicht auf Alter und die dadurch bedingten Gebrechen. Dazu wird beim Neukaufe in der Regel, oft genug trotz besseren Wissens, das Alter des Pferdes viel niedriger angegeben; der Käufer kann das selten genau erkennen, glaubt aber gerne an die „10 Jahre" und verlangt dem entsprechend recht viel von den noch gut aussehenden, aber achtzehnjährigen greisenhaften Thieren. Die allgemeine Steifigkeit nimmt in diesem schweren, ganz ungewohnten Dienste schnell zu, die Leistungsfähigkeit dem entsprechend schnell ab, und auch der übermäßige Gebrauch der Peitsche bei verhältnißmäßig schlechter Nahrung kann die Glieder nicht mehr gelenkiger machen. Aber das ist noch lange nicht das Schlimmste.

Bei der Oeffentlichkeit solchen Fuhrwerks finden des Gesetzes Augen doch zuweilen so einen armen Gaul und schaffen Abhilfe. Auch der Thierschutzverein nimmt sich solcher Pferde an und sucht deren Loos durch Prämirung der Fuhrknechte oder Kutscher, die gut mit ihnen umgehen, zu erleichtern. Duldet die Polizei so ein öffentliches Gespann wegen Leistungsunfähigkeit nicht länger oder merkt der Besitzer, daß es trotz Peitsche und Zügelreißen nicht mehr vorwärts geht, dann bekommen die armen Thiere mit der stolzen Vergangenheit noch einmal eine neue Herrschaft, es sei denn, daß eine mitleidige Kolik oder ein anderer schwerer Krankheitsfall zur rechten Zeit ihren besten Freund, den Tod, direkt oder durch den Pferdeschlächter zu Hilfe ruft. Die Pferde verschwinden mit diesem Wechsel aus dem öffentlichen Fuhrwerke und damit auch das durch ihre schlimme Behandlung zeitweise gegebene öffentliche Aergerniß; ihr Loos wird aber nunmehr desto trauriger. Da wohnen in entlegenen Straßen oder vor der Stadt noch kleine Fuhrleute, die sich und ihre Familie von dem letzten Hauche möglichst billiger Pferde ernähren; das sind die letzten Peiniger jener alten Thiere, für die nun die Devise kommt: Recht mangelhafte Verpflegung, Schmutz nach allen Dimensionen und geschunden von Früh bis Abend im schwer beladenen Sand- oder Steinkarren von rohen Kerlen, die für die armen Gäule nur mehr Flüche und Prügel haben. Was ist aus den muthigen blanken Pferden von ehedem geworden? Ihr letzter Herr zahlt für sie oft kaum so viel, wie in früheren Jahren die Peitsche kostete, die zum Staat neben dem Kutschbocke steckte. Dafür müssen die Siechlinge ihr letztes Restchen Mark grausam auspressen

lassen. Das sind dann jene Bilder, die den gefühlvollen Beobachter mit Mitleid, mit Unwillen, mit Ekel erfüllen. So geht es fort, so lange die armen Thiere noch durch irgend welche Mittel vorwärts zu bringen sind. Von Mitleid ist beim letzten Gebieter keine Rede mehr, er hat selbst wenig davon erfahren und muß seine kümmerliche Existenz sauer genug bei Wind und Wetter zu sichern suchen. Dadurch ist auch die Härte, mit der solche Fuhrleute ihre Pferde behandeln, zum Theil erklärt; anderntheils aber ist solche Thierquälerei nicht zu entschuldigen, und die Frage, wie hier abzuhelfen, ist viel leichter aufzuwerfen, als zu beantworten. Wer gute, theure Pferde nicht bezahlen kann, der sucht sich weniger gute, billigere, wie sie ihm gerade für seinen Zweck geeignet scheinen. Es wird auch wohl Niemand behaupten wollen, daß unter diesen billigen fehlerhaften Thieren eine größere Anzahl bei zweckmäßiger, rücksichtsvoller Behandlung nicht doch noch zu schwerer Arbeit verwendet werden könnte, ohne daß dadurch eine strafbare Thierquälerei begangen wird. Viele aber sind absolut arbeitsunfähig, und ihr Anblick vor schwerbeladenen Wagen erregt bei dem fühlenden Menschen gerechten Unwillen. Der Gebrauch solcher Jammerbilder von Pferden ist thatsächlich nichts Anderes, als Thierquälerei, und diese sollte mit allen erlaubten Mitteln möglichst eingeschränkt werden. Kann man solchen Pferden eine längere Ruhe und Pflege, eine Erholung nicht gönnen, welche sich freilich wegen ihres geringen Werthes von selbst verbietet, dann sollte man sie möglichst schnell tödten lassen. Angesichts der Thatsche, daß Tausende von Pferden den Pferdeschlächtereien der größeren Städte alljährlich überliefert werden, ist das Fortbestehen dieses Mißstandes immerhin ein Beweis dafür, daß diese Thiere mehr wie todte Maschinen als mit Gefühl und Verstand ausgerüstete und Rechtsansprüche an ihre Existenz besitzende Geschöpfe von den Menschen betrachtet und behandelt werden. Jene relativ noch leistungsfähigen alten Pferde aber würden ihren Eigenthümern bei nur etwas rücksichtsvollerer Behandlung nicht weniger nützen, und vielfache Quälereien würden dadurch zugleich vermieden werden. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Pferde in der Regel unzureichendes Kraftfutter bekommen. Manche Fuhrleute haben so viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen, daß ihre schwachen Thiere gar nichts zu leisten im Stande sind, wenn sie nicht doch einigermaßen intensiv gefüttert werden. Aber das Futter wird ihnen zumeist in unpassender Form gegeben. Diese alten Pferde haben fast alle ein mangelhaftes Gebiß und können deßhalb weniger gut kauen und verdauen als junge, rüstige. Sie haben leider auch nicht die gehörige Zeit zum Fressen, und wenn sie endlich des Abends dazu kommen, dann sind sie oft so müde und elend, daß sie den Schlaf vorziehen. Solche Pferde sollten gequetschten oder geschroteten Hafer mit etwas Zusatz von Häcksel erhalten und am Tage mehr Zeit zur Futteraufnahme haben. Der geringe Entgang an der Arbeitszeit würde dadurch mehr als eingebracht werden, wenn die zugleich ausgeruhten Thiere dann wieder energischer arbeiten könnten. Am „guten Willen" mangelt's ja den alten Thieren nicht, das kann Jeder sehen, der sie mit Anspannung aller Kräfte, auch ohne Peitsche, sich vorwärts schaffen sieht. Hatten Einzelne in jüngeren

Jahren wirklich Anlagen zum Ungehorsam und zur Widersetzlichkeit, so müssen sie das wohl vergessen; denn es gehört mehr Kraft dazu, als sie besitzen, um das jetzt noch zu zeigen.

Ein zweiter Punkt, in dem diesen Pferden gegenüber fast durchweg gesündigt wird, ist die Reinlichkeit. So lange sie noch in besseren Verhältnissen lebten und werthvoll waren, wurden sie regelmäßig geputzt und hatten gute Pflege und guten Stall; jetzt ist von all' dem kaum mehr die Rede. Im Sommer geht es noch einigermaßen, da werden sie doch zuweilen geschwemmt. Im Winter aber starren sie vor Schmutz; und werden sie wirklich einmal mit dem Striegel gekratzt, dann wird jener erst recht wieder aufgerührt, aber nicht von der Haut entfernt; denn eine gute Bürste ist zu theuer und mit einer schlechten ist bei der Großartigkeit des Schmutzes nichts zu schaffen. Doch auch hier ist ohne Geldopfer Rath zu schaffen. Das Abreiben mit Strohwischen ersetzt bei richtiger Anwendung zum großen Theil die Bürste und fördert genügend die Hautpflege; jedenfalls sind sie zweckmäßiger als der fast regelmäßig unverständig gebrauchte Striegel. Werden solche Pferde mit Strohwischen vor und nach der Arbeit am ganzen Körper tüchtig abgerieben, dann wird dadurch nicht allein die Haut genügend gereinigt, es übt dieses auch einen erfrischenden Einfluß auf den ganzen Organismus und hält manche Krankheitsursache ab. Die Reinlichkeit in den Ställen läßt ausnahmslos viel zu wünschen übrig. Die so genannten Räume sind nun freilich häufig derart beschaffen, daß sie sich auch beim besten Willen nicht tadellos rein halten lassen; aber sehr viel besser könnte es darin doch aussehen. Dazu gehört nun allerdings und vor Allem, daß die Eigenthümer für ihre Person etwas mehr Sinn für Reinlichkeit hätten, daß sie einsehen möchten, daß Unsauberkeit durchaus nicht die Folge geringen Besitzes ist. Die Ausgabe für ein nothwendiges Lager, für Streu, wird sich einbringen; denn die Pferde gehen ausgeruht an die Arbeit und können deshalb auch wieder mehr leisten. In besseren Zeiten hatten sie oft ein zu üppiges Lager; im späten Alter, als abgetriebene Mähren, müssen sich die armen Geschöpfe auf hartem Boden die trockenen Knochen wund drücken. Schmutz und der eigene Koth sind oft die einzige, weniger harte Unterlage. Es würden aber solche Pferde nicht weniger arbeiten und doch etwas länger herhalten, wenn sie bei der Arbeit selbst etwas vernünftiger behandelt würden, und hier trifft manchen Fuhrmann direkt der Vorwurf unverantwortlicher Schinderei. Derartige Fuhrwerke werden in der Regel so schwer beladen, daß die vorgespannten dürftigen Gäule sie kaum fortschleppen können. Bleibt nun ein solches Fuhrwerk stecken, weil entweder der Weg schlecht oder die Pferde vorübergehend entkräftet sind, so werden keine vernünftigen Mittel angewendet, um dasselbe wieder flott zu machen, sondern es wird einfach geprügelt und geschimpft, geschimpft und geprügelt in der denkbar rohesten Weise; denn es ist ja höchste Zeit, den Durst zu stillen, während welcher Frist die erhitzten Thiere oft ungebührlich lange Wind und Wetter preisgegeben sind. Das Versäumniß beim Bier wird dann einzubringen versucht, der betrunkene Knecht setzt sich wohl auch noch auf den überlasteten Wagen

und so gehts denn dahin in unsinnigster Eile, damit am Abend die nöthige Zahl der Fuhren geleistet ist. Wie oft fahren diese Fuhrleute zu mehreren hinter einander; aber vorspannen, wo es die absoluteste Nothwendigkeit erheischt, das kommt immer erst vor, wenn sich diese Menschen müde geprügelt haben. Wie selten sieht man es, daß ein Fuhrmann die erschöpften Pferde ausruhen läßt; eine kurze Zeit würde genügen, sie zu kräftigen, was vernünftiger wäre, als die Thiere recht bunt und wund zu schlagen. Solche Roheiten müssen Jedermann, der bei allem Jammer der Menschheit auch noch etwas Herz für die Thiere übrig hat, empören, und es sollte dahin gewirkt werden, sie immer seltener und seltener zu machen. Zunächst tritt hier der Einwand dagegen: „Ihr nehmt die Pferde in Schutz; daß wir Menschen uns aber von früh bis spät Abends ums tägliche Brod quälen müssen, kümmert Euch wenig." Und doch müssen so ein paar elende Mähren manche vielköpfige Familie ernähren und den großen Durst ihrer Besitzer stillen. Ebensowenig ist es leicht, die Grenze festzustellen, wo die berechtigte Anforderung an ein Arbeitspferd aufhört und wo strafbare Thierquälerei beginnt. Man lasse daher in allen Fällen, die noch einen Schein von Berechtigung haben, die Leute mit ihren Pferden hantiren und suche, wo es geht, durch freundliches Zureden etwas für die geplagten Kreaturen zu erreichen. Wo aber offenbar geschunden wird, da schreite man rücksichtslos ein und suche, wenn alle vernünftigen Vorstellungen fruchtlos gewesen, Bestrafungen herbeizuführen. Die Mitglieder der Thierschutzvereine sind berufen und verpflichtet, die Polizeiorgane darauf aufmerksam zu machen, wenn sie krassen Fällen von Thierquälereien begegnen, und, was die Hauptsache ist, auch als Zeugen einzustehen für das verletzte Recht eines Thieres vor dem Richter. Wie selten entschließen sich dazu die berufensten Augenzeugen! Sie gehen und ärgern sich über die Roheit der Menschen, sie schimpfen auf den Thierschutzverein und wundern sich, daß solche Roheiten noch vorkommen können, schreiben auch wohl einen Artikel in eine Zeitung über das, was sie gesehen und worüber sie sich geärgert haben; aber sie helfen nicht, wo es Noth thut und wollen nicht vor Gericht stehen. Solche sollten wohl besser ganz schweigen. Ein vernünftiges Wort, ein energisches Verhindern und Eingreifen ist immer wirksamer; denn die Bestrafung des Quälers hilft in den meisten Fällen dem gequälten Thiere nichts, ja die durch dieselbe heraufbeschworene Rache gegen den Ankläger und das Thier hat sogar manche üble Folgen. Die meisten Fuhrleute und ihre Knechte betrachten das Walten der Thierschutzvereine als eine unbefugte Einmischung in ihr Eigenthumsrecht. Mancher unter ihnen läßt sich aber doch überzeugen, daß eine mildere freundlichere Behandlung seiner Pferde ihm nicht nur keinen materiellen Verlust bereitet, sondern im Gegentheile Vortheil bringt. Mancher ist in seinem schweren Berufe vielleicht auch noch nicht so hart gesotten, daß er die Mahnung verlacht: „Mensch, Du hast die moralische Verpflichtung, Deine Thiere, die Dich und Deine Familie ernähren helfen, nach Möglichkeit gut zu behandeln! Deßhalb darfst Du dem alten Diener, der sein Bestes für Dich leistet, aber seine natürlichen Gebrechen hat, nicht das Fell auf lebendigem Leibe gerben. Der Pferdeschlächter soll Dir

näher stehen, als der Abdecker. — Der alte Gaul hat willig und unverdrossen sein ganzes Leben treu im Dienste der Menschen hingebracht, jung im Dienste der Wohlhabenden bei guter Pflege, im späten Alter als Helfer des Wenigbemittelten beim schweren Erwerb des täglichen Brodes bei dürftiger körperlicher Verpflegung. Wenn es nun schon nicht anders geht und das lebensmüde Thier das Loos der armen Menschen theilen muß, mache ihm wenigstens seine letzten Tage nicht allzu sauer. Eine geringe Aufbesserung im Futter, etwas mehr Reinlichkeit, ein wenig Streu zum besseren Ausruhen der alten Knochen, etwas mehr Rücksicht auf sein Alter und seine Leistungsfähigkeit, nicht gleich den Fuß in die Weiche stoßen, wenn es sich ungefügig zeigt, mehr Geduld und weniger Prügel. Schonung, wenn es nicht mehr kann oder lahm wird. Das Alles kann man billiger Weise verlangen. Der alte Kerl, dessen Vergangenheit Du nicht kennst, hat vielleicht mehr Verdienste als Du ahnst; er hat vielleicht, als er noch über gute Beine und gesunde Augen verfügte, Menschenleben gerettet. Sei barmherzig!" Ein recht kräftiges Mittel zur Verminderung der Pferdequälereien dürften schließlich die Erzieher, die Lehrer der Volksschulen in der Hand haben, wenn sie den Knaben recht oft an's Herz legen wollten, daß sie alle Mitgeschöpfe, besonders aber die so nützlichen Hausthiere mit Milde und Schonung zu behandeln haben. In jedem Menschen liegt leider ein gewisser Hang zur Grausamkeit, der durch eine vernünftige Erziehung gemildert werden muß. Was aber in der Schule gelehrt wird, sollte das schlechte Beispiel im Elternhause nicht vernichten. Förderung des naturgeschichtlichen Unterrichts überhaupt, gutes Beispiel in Schonung und in Uebung wahren Mitleids schafft gute Menschen, welche niemals gegen Ihresgleichen ausarten. Abgesehen von aller praktischen Bedeutung im Interesse des Thierschutzes liegt hierin ein mächtiges Förderungsmittel zur Erziehung der Menschen überhaupt. Unsere Pferde müssen so manchesmal ihre letzte Kraft einsetzen, und sie werden mit Recht geopfert, wenn es sein muß, und sie sind berufen, durch ihre Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer nothwendige Hilfe für die Menschen zu schaffen. Suchen wir deßhalb das Loos der im Dienste der Menschen ergrauten und krüppelhaft Gewordenen zu erleichtern und zu mildern, wo immer uns Gelegenheit dazu gegeben ist.

Aus dem Jahresbericht des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter für das Jahr 1887.

Dieser hochverdienstvolle, in seinem Kampfe gegen die Vivisektion unermüdlich und unentwegt für menschliche Gesittung und wahre Bildung wirkende Verein hat am 1. November 1887 von neuem eine Petition an den deutschen Reichstag eingereicht. Er glaubte mit diesem erneuten Versuche nicht länger zurückhalten zu dürfen, da der Goßler'sche Erlaß „dessen Erfolg", — laut Beschluß des Abgeordnetenhauses im Jahre 1886 — „abzuwarten sei, ehe man sich auf die Frage weiter einlassen könne", in der That an dem bestehenden Vivisektionsunfuge nichts geändert und gebessert,

vielmehr das mißbräuchlich Ausgeübte nur amtlich gerechtfertigt und alles der Entscheidung der Angeklagten, der vivisecirenden Professoren selbst überlassen hatte, wodurch die Lösung der Vivisektionsfrage in den Stand einer unerfreulichen Versumpfung gerathen war.

Die in der Petition ausgesprochene Bitte ging dahin, der hohe Reichstag möge die Initiative zu einem strafrechtlichen Verbote der Vivisektion ergreifen. Da jedoch eine gänzliche Beseitigung der Vivisektion gegenwärtig leider noch keine Aussicht auf Verwirklichung hat, so wiederholte der Verein, unbeschadet seines principiellen Standpunktes, der ihm die Vivisektion als absolut verwerflich erscheinen läßt, in einem Nachtrage, die in einer früheren Petition des Hannover'schen Vereins formulirten Punkte*) als ein Minimum unabweisbarer Forderung der Humanität. Wenn das hohe Haus wenigstens dieses geringste Maaß der Bitten des Vereins erfüllen wolle, so könnte es bei der Reichsregierung befürworten, daß das deutsche Strafgesetz den folgenden Zusatz erhalte:

> „Die Vivisektion ist im deutschen Reiche verboten, diejenigen Fälle ausgenommen, in welchen dieses Mittel der Forschung von Kontrol-Kommissionen erlaubt wird, welche von den Regierungen der Bundesstaaten zu diesem Zweck niederzusetzen sind".

Die Petition weist dann noch auf einen ähnlichen Vorschlag hin, der von einem eifrigen Vertheidiger der Vivisektion, dem Sanitätsrath Ruppracht, gemacht worden. In der Zeitschrift „Unsere Zeit" vom December 1883 konstatirte derselbe, daß zugegeben werden müsse, daß bei den Vivisektionen den Versuchsthieren oft unnöthige Qualen angethan werden und daß darum **eine gesetzliche Beschränkung der Vivisektionsfreiheit geboten sei.** Er stellt hiernach 7 Forderungen auf, welche der Anti-Vivisektionsbewegung concedirt werden sollten: 1) Verbot der Privat-Vivisektion. 2) Obligatorische Betäubung wo irgend möglich. 3) Sofortige Tödtung nach Beendigung der Experimente. 4) Verbot der Vivisektion im Lehrkurse zur Demonstrirung längst festgestellter Thatsachen. 5) Verbot der Operationen an lebenden Thieren zur Erlangung manueller Geschicklichkeit. 6) Verbot des Durchschneidens der Stimmbänder der Opferthiere. 7) Zulässigkeit eines Thierversuchs nur dann, wenn zuvor Art und Zweck desselben von einer sachverständigen Kommission gebilligt ist. Die letztere soll aus 9 Professoren und dem Mitgliede eines Thierschutzvereins bestehen. Der Verfasser glaubt, daß, wenn seine Vorschläge Beachtung fänden und gesetzlich eingeführt würden, die Zahl der bisherigen Vivisektionen sich um ca. 80 bis 90 % verringern würde!

Der Bericht bemerkt hierzu: „Nun, kann es wohl eine glänzendere Anerkennung der Berechtigung unserer Agitation geben, als dieses aus dem Lager unserer Gegner kommende Zugeständniß der Thatsache, daß 80 bis 90 % der Vivisektionen wegfallen könnten und sollten?"

*) Sieh Anwalt der Thiere, III. Jahrgang, Seite 166.

Diesen in der Petition zum Ausdruck gelangten theoretischen Erörterungen wurde das umfang- und inhaltreiche Flugblatt: „Anklageschrift in dem Processe gegen die an den höchsten Lehranstalten des deutschen Reiches ausgeübten grausamen Versuche an lebenden Thieren" beigegeben, das bekanntlich eine reiche Fülle von Fällen neuerdings, insbesondere seit dem Goßler'schen Erlasse ausgeübter Vivisektionen enthält.

Die Kommission des deutschen Reichstages für Petitionen hat am 21. Februar d. J. über diese Petition berathen und folgenden Beschluß gefaßt:

„Die gedachte Petition zur Erörterung im Plenum für nicht geeignet zu erachten mit Rücksicht darauf, daß der anwesende Regierungskommissar erklärt hatte, es seien seitens der Reichsregierung bereits kommissarische Berathungen über die vorliegende Frage eingeleitet, nach deren Ergebniß in Verbindung mit der Frage, betreffend das Schlachten von Thieren, Entscheidung darüber getroffen werden solle, ob zum Erlaß strafgesetzlicher Bestimmungen Veranlassung gegeben sei."

Hiernach hat der Verein es für seine nächste Aufgabe betrachtet, seine Beschwerden und die Bitte um eine wirklich eingehende und umfassende Untersuchung und gesetzliche Regelung der Sache dem **Fürsten Reichskanzler** einzureichen, **von dessen weitem, staatsmännischem, erleuchtetem Blicke und menschlichem Herzen er nun eine günstige Wendung seiner langwierigen Bemühungen mit Recht erhoffen zu dürfen meint.**

Hand in Hand mit diesen Bemühungen ist die der Belehrung des Volkes gewidmete Thätigkeit des Vereins gegangen. Im Jahre 1887 gelangten zu diesem Zwecke 19,407 Schriften zur Vertheilung und für die nächste Zukunft wird die erwähnte Flugschrift das hauptsächlichste Mittel zur Aufklärung über die haarsträubenden Greuel der Vivisektion bilden. Außerdem hat die vortreffliche Vereinszeitschrift „der Thier- und Menschenfreund" mit reichem Erfolge den litterarischen Kampf gegen die Vivisektion energisch weiter geführt.

Als etwas Neues verzeichnet der Bericht, daß nunmehr auch emancipirte Frauen anfangen, zu viviseciren und ihre Beobachtungen in „wissenschaftlichen" Zeitschriften zum Besten zu geben. Dubois-Reymond's Archiv 1887, Seite 346 und 348 theilt eine Reihe von Versuchen mit, welche Fräulein Nadine Popoff im physiologischen Institut zu Bern angestellt hat. Fräulein Julia Brinck hat dann später diese Befunde bestätigt und Neues hinzugefügt. Im Betreff dieser Heldinnen heißt es im Bericht: „In dem „finsteren" Mittelalter würde man solche Heroinen an den Schandpfahl gestellt haben. Heutzutage wird dieser durch die physiologischen, pathologischen u. s. w. Fachschriften ersetzt, in welche die Vivisektoren ihren Namen für spätere Geschlechter eintragen; und diese werden nicht verfehlen, für die Kulturgeschichte solche Quellen auszunützen, wie wir es jetzt mit den Archiven des heiligen Gerichtes und den Akten der Hexenprocesse thun. Es kommt einem Jeglichen sein Tag. Unsern Glückwunsch zu solcher Unsterblichkeit, Fräulein Popoff und Fräulein Brinck; euch gebührt der

erste Preis, die ihr die Frau in euch vernichtet habt, um mit den Männern in den Wettstreit der Grausamkeit und Unmenschlichkeit einzutreten"!

Bedauernd gedenkt der Bericht des Verhaltens der deutschen Presse zur Vivisektion. Mit wenigen Ausnahmen beugen sich die Organe der öffentlichen Meinung sklavisch vor dem Greuel-Dogma der Vivisektion und lassen keine Ansicht zu Worte kommen, welche an diesem Glaubenssatze rüttelt. Ein gleiches Verhalten beobachten auch manche Familienblätter, wie namentlich Schorer's Familienblatt und das „christliche" Daheim, welche beide in dieser Beziehung ihren Ruhm darin suchen, auf einer sehr niederen Stufe der wahren Bildung des Geistes und Herzens zu verharren. Hier wie dort ist freilich vor allem das Geschäftsinteresse und der vermeintliche Standpunkt der großen Menge der Leser maßgebend.

Gerügt wird ferner das Verhalten einer großen Zahl deutscher Thierschutzvereine, das recht geeignet sei, die ganze Sache des Thierschutzes in Mißachtung zu bringen.

„Da haben wir in den Thierschutzvereinen erstens unsaubere Elemente, welche ihrer ganzen Gesinnung nach nicht hinein passen, deren Zugehörigkeit ein schreiender Hohn auf den Zweck der Vereine bildet: Wölfe im Schafkleide!

„Da haben wir darin ferner halbe Geister, welche nicht recht wissen, was sie wollen; da haben wir die ängstlichen Leute, welche um alles in der Welt nur keinen Lärm gemacht haben wollen, welche das Feuer lieber brennen lassen, da ja das eigene Haus nicht bedroht ist; welche auch da Rücksicht nehmen, wo das Gewissen alle feige Rücksichtnahme verbieten sollte.

„Da haben wir Theoretiker und Formalisten, welche sich nicht verpflichtet fühlen, aus ihren schönen Sätzen eine moralische Verbindlichkeit für thatkräftiges Handeln herzuleiten und höchstens einmal ein zahmes Wort der Einsprache wagen. Pedanten, welche das Höchste in der peinlichen Beobachtung der Geschäftsordnung und in jener Bedächtigkeit des Vorgehens erblicken, welche dem Stillstande nahe kommt. Als ob etwas ohne kühnen Sturmlauf, ohne fortgesetzte Anstrengung, ohne Einsetzung der ganzen Persönlichkeit zu erlangen möglich wäre!

„Viele Thierschutzvereine möchten am liebsten die Vivisektion, diese Hauptfrage des Thierschutzes in unserer Zeit, gar nicht berührt haben; sie thun, als ginge sie die Vivisektion nichts mehr an, seitdem dort und dort einmal ein formeller Beschluß gefaßt worden ist, der die Frage in ihren Augen regelt. In diesem Stande der Versumpfung fühlen sie sich wohl wie die Frösche im Moore und meinen mit der Anwendung des „laissez aller, laissez passer" auf diese Frage ihr Gewissen beschwichtigt zu haben".

Gelegentlich einer nun folgenden Uebersicht der Bewegung gegen die Vivisektion außerhalb Deutschlands gedenkt der Bericht mit Anerkennung auch der Bemühungen der Thierschutzgesellschaft in Petersburg und unseres Vereins, resp. unseres Thierschutzblattes und sagt im Betreff unseres Reiches unter Anderem:

„In Rußland berührt uns ein merkwürdiger Gegensatz. Das russische Volk hat, nach allen Zeugnissen, eine milde Gemüthsart und zeigt dies auch in seinem Verhalten zur Thierwelt. Die russischen Vivisektoren jedoch überbieten ihre Mitschuldigen in den andern Ländern wo möglich noch an mitleidloser Grausamkeit. Man erinnere sich nur der Versuche des Professor Tarchanoff, der des Dr. Ustimowitsch u. a. Schlimm genug, daß solche Forscher aus Rußland auf deutschen Lehranstalten angeleitet werden, trotz Herrn Virchow's Ableugnung!"

Anlangend den Bestand des internationalen Vereins, so zählte derselbe Ende 1887 1403 Mitglieder, mit den 293 Mitgliedern des Hannover'schen Brudervereins 1696, wozu noch etwa 6000 korporative Mitglieder kommen. Der Bericht beklagt es, daß in Anbetracht der Millionen Gebildeter und der Dringlichkeit der Bestrebungen in einem so ernsten Kulturkampfe, diese Mitgliederzahl noch weit hinter der Stärke zurückbleibt, in welcher sie erst eine bestimmende Kraft in der Geschichte unserer Kultur werden würde. In dem Kampfe für und wider die Vivisektion handle es sich um nichts Geringeres als den Bestand und die Zukunft der menschlichen Gesittung und man sei berechtigt aus der Stellung zu dieser Frage, als einem Probirsteine unserer Gesittung und Bildung, einen Schluß auf den Werth unserer so hoch gepriesenen Kultur zu ziehen.

Schlimmer und betrübender aber sei es, daß jährlich eine Anzahl von Mitgliedern, wenn auch nur wenige, aus dem Vereine ausscheiden. Welche Gründe könne das haben? Wer einmal in einen solchen, einem bestimmten ernsten, wichtigen Zweck gewidmeten Verein mit voller Ueberzeugung eingetreten, was könne ihn bewegen, ihm wieder den Rücken zu kehren? Der kleine Jahresbeitrag gewiß nicht. Etwa eine Sinnesänderung? Das mag doch nur selten vorkommen. Oder ist ihr Gewissen matt, ein verzagtes Ding, ihre Erkenntniß eng, ihr Herz voller Furcht vor Mißdeutung, Spott, Unannehmlichkeiten? Ist es eine unmännliche Schwäche, eine engherzige Auffassung von Pflicht und Gewissen? Bedenken sie nicht, daß ein solcher Austritt eine Art Bruch eines Gelübdes bedeutet, daß, wenn es nicht gut noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun, es auch nicht gut ist, etwas wider das Gewissen zu unterlassen?

Der Bericht schließt mit der Bitte an die Mitglieder, der Sache und dem Vereine, welcher sie vertritt, treu zu bleiben, in ihren Kreisen in der Anwerbung neuer Mitglieder nicht müde zu werden und dem Verein die Mittel zur Ausdehnung seiner öffentlichen Thätigkeit in immer reicherem Maße zu liefern.

Standhaft und treu, vorwärts und aufwärts!

Zur Vogelschutzfrage.

Wir erfahren aus Petersburg, daß am 2. März c. im Conferenz-Saale der Kaiserl. Akademie der Künste in einer gemeinsamen Sitzung der russischen Thierschutz-Gesellschaft mit dem russischen Geflügelzucht-Verein Be-

rathungen über Maßnahmen gegen die in Rußland mehr und mehr überhandnehmende Ausrottung von Sing- und anderen kleinen Vögeln stattgefunden haben. Der präsidirende Professor Landzert verlas einen Bericht, aus welchem hervorging, daß die Vernichtung von zur Verwendung als Damenschmuck dienenden kleinen Vögeln in Rußland so massenhaft betrieben wird, daß in Folge dessen binnen Kurzem die Saaten in Feldern und Gärten schutzlos den schädlichen Insecten preisgegeben sein werden. Der Vernichtungskrieg gegen die Vögel hat besonders in den beiden letzten Jahren, wo in Frankreich und Deutschland die Jagd auf Sing- und andere Vögel durch strenge Gesetze verboten wurde, an Umfang gewonnen. Seitdem haben sich in Rußland ausländische Agenten zu dem speciellen Zweck niedergelassen, um überall ganze Fuhren getödteter und erdrosselter kleiner Vögel aufzukaufen, deren Bälge alsdann in großen Waggonladungen über die Grenze geschafft, und dort zu Modeartikeln umgearbeitet werden. In Petersburg besteht eine ganze Fabrik, deren Arbeiter sich bloß mit dem Aussuchen und Sortiren dieser „Waare" beschäftigen.

Das Resultat dieser Berathungen, an denen sich außer dem präsidirenden Leiter der Versammlung, auch noch die Herren: Issejew, Pleske, Shukoffski und Pochwalinski mit bezüglichen Vorschlägen lebhaft betheiligten, waren folgende Beschlüsse: 1) den Erlaß eines die Vögel vor der Vernichtung schützenden Gesetzes für die nächste Zeit in Aussicht zu nehmen; 2) die Regierung sofort um Einführung der Besteuerung für die Ausfuhr von Vogel-Bälgen und -Gefieder anzugehen; 3) alle Gouverneure zu ersuchen, in Anbetracht dessen, daß mit dem ersten März ohnehin der Zeitpunkt, wo jede Jagd verboten sei, begonnen habe, — nicht nur die Vertilgung der Vögel, sondern auch den Handel mit denselben zu verbieten und 4) auf dem Heumarkt und andern freien Plätzen an in die Augen fallenden Stellen Anschläge mit Androhung strengster Strafen für den zu verbotener Zeit mit frischem Wild betriebenen Handel anbringen zu lassen.

Vor Schluß der Sitzung dankte Professor Landzert dem Präsidenten des Thierschutzvereins Herrn von Shukoffski im Namen des Geflügelzucht-Vereins für die Mitwirkung seitens der Thierschutzgesellschaft und sprach die Hoffnung aus, daß die gemeinsame Arbeit beider Vereine sich für's Vaterland ohne Zweifel nützlich erweisen werde.

* * *

Als Ergänzung zu dem vorstehend Mitgetheilten entnehmen wir noch der russischen „St. Peterburger Zeitung" vom 12. März c., daß sogar die Wildhändler anfangen ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die systematische Ausrottung des Wildes zu richten, auf einen Unfug, der sie, wenn in nächster Zukunft schließlich alles Wild verschwunden sein wird, mit der Liquidation ihres Gewerbes bedroht. So hat kürzlich dem Vorstande des russischen Thierschutzvereins eine Anzeige der Firma Kommissaroff vorgelegen, in welcher gesagt wird, daß schon seit dem April, ja selbst seit März, täglich bis 1000 Paar ganz jungen, in Sprenkeln gefangenen und erdrosselten Wildes als Contrebande heimlich in Kisten nach Petersburg eingeschleppt wird,

ja, daß die Weibchen, auf ihren Eiern brütend, getödtet werden. Der Vorstand wählte hierauf in eine dem Geflügelzucht-Verein beizuordnende Kommission die Herren: Pochwalinski, Nikiforoff und Kolotiloff und redigirte sofort ein auf diese Angelegenheit bezügliches Circular an die Herren Gouverneure — Zugleich ersuchte der Vorstand den Ober-Prokureur des Heil. Synods K. P. Pobedonoſſzew anordnen zu wollen, daß die Geistlichkeit es sich angelegen sein lasse, den einfachen Mann über die Nothwendigkeit des Vogelschutzes zu belehren.

* * *

Wir können noch hinzufügen, daß das Circular des Petersburger Vereins an die Gouverneure hier in Riga bereits den Erfolg aufzuweisen hat, daß der livländische Gouverneur an die Ordnungsgerichte und die Polizeiabtheilung des Rigaschen Landvogteigerichts nachstehendes, vom 18. April c. datirtes Rundschreiben gerichtet hat: „In Folge der in Deutschland und Frankreich erlassenen strengen Gesetze gegen die Vertilgung von Vögeln, die bekanntlich als die besten Beschützer der Aussaat und der Anpflanzungen vor Vernichtung durch Insecten dienen, ist in letzter Zeit eine Menge von Gewerbsleuten in Rußland erschienen, welche, trotz der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, allgemeine Vögelausrottung betreiben. Gemäß einem in dieser Angelegenheit erlassenen Schreiben des Vorstandes des russischen Thierschutzvereins trage ich den Ordnungsgerichten und der Polizeiabtheilung des Rigaschen Landvogteigerichts auf, behufs Beschränkung des aus der Ausrottung von Vögeln, die, wie ermittelt, in großer Zahl über die Grenze gebracht werden, erwachsenden Schadens, unabläſſig darauf zu achten, daß vom 1. März bis zum 29. Juni keine durch das Gesetz verbotene Jagd stattfinde und ferner, daß auch kein Fang vorgenommen werde, welcher die allgemeine Vertilgung der Vögel, dieser das Gedeihen der Landwirthschaft sichernden, besten Beschützer der Aussaat vor Insecten, befürchten läßt." M. S.

Wozu Thierquälerei führt.

Das „Berl. Tageblatt" berichtete in seiner Nr. 32 folgende Unthat aus Paderborn: „Der 28jährige Sohn des Metzgermeisters Mathias K. hierselbst, welcher mit seinem Vater und seiner Stiefmutter schon zu öfteren Malen Streitigkeiten hatte, die in Thätlichkeiten auszuarten drohten, gerieth gestern Abend wiederum mit diesen in Streit, ergriff dabei ein Messer, mit welchem er seinen Eltern so schwere Verletzungen zufügte, daß die Stiefmutter bereits heute Morgen denselben erlegen ist; an dem Aufkommen des Vaters wird gezweifelt. Nach vollbrachter That durchschnitt sich der unnatürliche Sohn die Kehle. Der sofort herbeigerufene Arzt vermochte den Unseligen zwar noch am Leben zu erhalten, jedoch ist auch sein Aufkommen sehr zweifelhaft."

* * *

Hierzu wird der „Vegetarischen Rundschau" aus Paderborn noch Folgendes mitgetheilt:

„Sie haben vielleicht von der Blutthat in jener hiesigen Metzgerfamilie gelesen, wo der erwachsene Sohn Vater und Mutter erstach. Die Veranlassung soll, wie man hört, eine Wurst gewesen sein. Die Messerhändel sind in diesem Hause zwischen Mann und Frau, sowie Vater und Sohn schon lange im Schwunge gewesen. Wem das Bluthandwerk an und für sich dazu noch nicht als Erklärungsgrund ausreicht, der wird vielleicht etwas nachdenklicher, wenn er hört, daß sich dort Fälle, wie der hier mitgetheilte, zutrugen.

Eines Tages entstand ein fürchterliches Geschrei im Schweinestall, so daß schließlich der gefühllose Alte sich veranlaßt sah, auf den Stall zuzugehen und die Thür aufzureißen. Die Schweine tobten umher und mitten unter denselben erblickte der Alte einen seiner jüngeren hoffnungsvollen Söhne mit einem Schlachtmesser in der Hand. „Junge, was hast du gemacht?" rief der Alte, „Oh!" antwortete der Sprößling, „ich hab' den Ferkeln die Schwänze abgeschnitten!" — „Das hast du recht gemacht!" lautete die „kernige" Antwort des Alten.

So begreift wohl auch der Schwerbegreifende, welche Schule zum Morde führt."

Vom Thierasyl in Khalepa auf der Insel Creta.

Es wird den Lesern des „Anwalts" bekannt sein, daß unsere eifrige Freundin, Elpis Melena, mit ihrer bekannten Energie und Opferwilligkeit erreicht hat, im Jahre 1884 hier auf Creta einen Thierschutzverein zu gründen, den ersten und bislang einzigen im Orient. Da ich die Freude hatte, zwei Frühlingsmonate hier zu verleben, so habe ich einigen Einblick in die Verhältnisse gewonnen, und denke, daß den Lesern die folgenden Mittheilungen nicht uninteressant sein werden.

Man kann wohl sagen, daß der Begriff der Barmherzigkeit gegen die Thiere bis dahin hier völlig unbekannt war. Wenn auch der Türke nicht gern ein Thier tödtet und den herrenlosen Hunden Freiheit läßt, auf der Straße zu leben oder zu verhungern, so nimmt er doch keinen Anstand, fast schlimmer als der Italiener, durch die ausgesuchtesten Qualen die äußersten Anstrengungen von den armen Thieren zu erpressen. Die Griechen machen es nicht besser. Die meisten Straßen sind hier steile, scharfe Felsenpfade, und täglich kann man Hunderte von Eseln und Maulthieren sehen, welche Steine, Baumaterial, Wasser, kurz, Lasten aller Art tragen, und eine große Anzahl darunter geschunden, mit offenen Wunden, halb verhungert, ganz entkräftet. Selbst Thiere mit drei Beinen müssen noch arbeiten und wenn es trotz aller Prügel nicht mehr geht, werden sie auf die Straße gestoßen und mögen verenden, wo sie wollen.

Wohl hat's Mühe gekostet, aber es ist Elpis Melena doch gelungen, dem entgegenzutreten. Der Thierschutzverein ist gegründet und die angesehensten Türken, die Consuln und sonstigen Honoratioren gehören zu den Mitgliedern. Ein Zaptieh (Gensdarm) ist mit der Machtvollkommenheit ausgerüstet, kranke und unfähige Thiere anzuhalten und dem Asyl zuzuführen,

auch wegen Mißhandlung von Thieren Geldstrafen zu erheben und an die Vereinskasse abzuliefern. Man kann sich leicht denken, daß der Herr Zaptieh die Leute, die er kennt, auch nicht gern beißt — es geht also langsam vorwärts, aber die Idee ist doch geboren und das Bewußtsein geweckt, daß auch die Barmherzigkeit gegen die Thiere eine Pflicht sei.

Die Jahresversammlung der Gesellschaft fand am 23. März in Elpis Melena's Villa statt, und war von dem vornehmen und einflußreichen Theil der Einwohnerschaft aller Bekenntnisse gut besucht. Nach dem Jahresbericht, der französisch, griechisch und türkisch erstattet werden mußte, sind im Jahre 1887 in Summa 70 Thiere (Pferde, Maulthiere und Esel) in das Asyl aufgenommen, thierärztlich behandelt und verpflegt. Davon sind 44 den Besitzern als geheilt zurückgegeben, 21 als unheilbar getödtet und 5 mit auf das neue Jahr übernommen. Bei Rückgabe sind auch immer die Packsättel nachgesehen und in den erforderlichen Fällen reparirt oder erneuert, da zerbrochene, scharfe und unpassende Packsättel oft Wunden verursachten und den Thieren große Qualen bereiteten.

Die Jahresausgaben betragen rund 2400 Francs, und da die Mitglieder-Beiträge nur etwa 400 Fr. ergeben, so bleibt Elpis Melena die Sorge für die Beschaffung von 2000 Fr. jährlich; daß ihr dieselbe durch hochherzige Beiträge aus England, Kopenhagen und von anderen Seiten erleichtert wurde, muß mit großem Dank anerkannt werden.

Der Schwerpunkt der ganzen Sache liegt also in dem Asyl. Dasselbe besteht in einem Stall mit genügendem freien Raum, den Elpis Melena von ihrem Weinberge abgetheilt hat. Nach Landessitte wohnt und schläft der angestellte Wärter bei den Thieren. Für die heißen Monate wird noch ein Feld gemiethet, wo die Thiere grünes Kraut weiden können. Die großen Kosten für einen Brunnen stehen noch bevor, bis jetzt muß alles Wasser herangetragen und bezahlt werden. Daß die Thiere sich in dem Asyle wohl fühlen, beweisen sie dadurch, daß die zurückgegebenen, wenn sie loskommen können, sich freiwillig wieder einstellen; eines Tages standen vor der Thür drei solcher Thiere, die wiedergekommen waren.

Das sieht nun Alles recht glatt und einfach aus, aber Niemand registrirt die täglichen Aufregungen und Verdrießlichkeiten, die der Betrieb unausbleiblich mit sich bringt.

Da ist zunächst die Aufsicht über die eigenen Leute, die stets gegen neue Aufnahme intriguiren, um keine Last davon zu haben, oder geheilte Thiere vorzeitig zurückgeben, oder die Packsättel nicht bringen lassen, oder bei den Einkäufen sich Vortheile machen möchten — dem Allen muß Elpis Melena entgegentreten und durch tägliche, persönliche, genaue Aufsicht nach Möglichkeit vorbeugen.

Schlimmer noch sind die Unannehmlichkeiten mit den Besitzern. „Wenn mein Esel nicht arbeiten soll, so habe ich für meine Frau und vier Kinder nichts zu essen," sagt der Eine und verlangt für die Kur und das Auffüttern seines entkräfteten Thieres auch noch Lebensunterhalt für seine ganze Familie. Andere versuchen ihre Thiere mit Gewalt wieder zu bekommen; es sind schon

in unbewachten Augenblicken Thiere gestohlen und in die benachbarten Gebirge getrieben, von wo sie durch Gensdarmen zurückgeholt werden mußten. — Ein Mann, dessen Esel zusammengebrochen auf der Straße gefunden und so entkräftet war, daß es neun Monate guter Pflege bedurfte, um ihn wieder zu Kräften zu bringen, drang wiederholt in das Besitzthum ein und bedrohte Elpis Melena lebensgefährlich, — trotzdem er tägliche Almosen erhielt — so daß sie nicht eher ihres Lebens sicher war, als bis der Mann in's Gefängniß gesteckt wurde. — Andere sind schlauer: Ein Mann in Canea kauft ganz elende Thiere für wenig Groschen, schickt sie in's Asyl, und wenn sie dort herausgepflegt sind, fordert er sie zurück und verkauft sie mit gutem Profit. Dadurch, daß er sich selbst dieser Schlauheit gerühmt, ist die Sache hier bekannt geworden. — Ein Esel, der 26 Jahre Wasser getragen hatte, konnte nicht mehr von der Stelle und kam durch Mangel an Futter in den erbärmlichsten Zustand. Elpis Melena ordnete an, daß er in das Asyl aufgenommen und bis an sein Lebensende verpflegt werden sollte; aber als sie verreist war, ist der Esel doch wieder ausgeliefert und dann mit seinen Wassertonnen vom Felsen hinunter gefallen und dort liegen gelassen, bis er verendete.

Selbst ganz verlassene Thiere, die von der Straße aufgelesen, werden noch zur Speculation benutzt. Sobald ihre früheren Eigenthümer hören, daß sie im Asyl untergebracht sind, kommen sie und fordern Entschädigung für das Thier. Bettler und Krüppel, deren verhungerte Thiere in das Asyl aufgenommen werden, verlangen selbst so lange ihren Lebensunterhalt, als sie die Thiere entbehren müssen. Andern Besitzern ganz elender Thiere werden dieselben freiwillig abgekauft. Dabei sind aber jedesmal Erpressungsversuche abzuwehren, denn für Thiere, die nicht 10 Piaster werth sind, werden 100 Piaster gefordert. — Kurz, die Leitung des Thier-Asyls ist wahrlich keine leichte Aufgabe, doch Elpis Melena überwindet allen Verdruß und alle Schwierigkeiten und ist obendrein noch willens, durch eine Stiftung den Fortbestand des Asyls auch nach ihrem Tode zu sichern. Preis und Ehre solcher Thatkraft und solcher opferfreudigen Barmherzigkeit!

Alfred von Seefeld.

Ein Thierasyl in Petersburg.

Wie wir den Mittheilungen im Vereins-Organ der Petersburger Thierschutzgesellschaft entnehmen, ist die Thierasylangelegenheit daselbst in das erfreuliche Stadium einer baldigen Verwirklichung getreten.

Da der Russische Thierschutzverein nur gegen 1000 Rubel für diesen Zweck zur Verfügung hat, so vermochte der Vorstand nicht den Entschluß zu fassen, mit dieser geringen Summe an die Einrichtung und Eröffnung eines Thierasyls zu gehen und hatte daher in der Sitzung am 6. März c. beschlossen, diese Angelegenheit so lange ruhen zu lassen, bis die Mittel zur Erhaltung und Fortführung einer solchen Anstalt vorhanden sein würden. In Folge dieses Beschlusses trat eine Kommission aus vier Vereinsmitgliedern zusammen und erklärte, auf ihr eigenes Risiko ein Thierasyl

einrichten zu wollen und zwar in der festen Zuversicht, daß diese humane Angelegenheit zweifellos bei allen wahren Thierschützern und Thierfreunden lebhaften Anklang und eifrige Unterstützung finden müsse, da es undenkbar sei anzunehmen, daß eine Millionenstadt nicht im Stande sein sollte, etliche Hundert Rubel alljährlich für ein so nothwendiges humanes Unternehmen aufzubringen. Der Vorstand bestätigte diese Kommission, welche sich aus den Herren Europeus, Jakowlew, Knopp und Shiwotoff, als den Begründern, zusammensetzt, und erklärte, das Asyl unter seine besondere Protection zu nehmen. Nunmehr wurde behufs Beschaffung der erforderlichen Geldmittel im „Westnik" eine Collecte eröffnet, welche bis zum 1. April c. bereits 1135 Rbl. 60 Kop. und eine jährliche Subvention von 128 Rbl. ergeben hat, darunter freilich die bedeutende Summe von 1000 Rbl., welche die Gräfin Steenbock-Fermor zu diesem Zwecke spendete. Während die Collecte ihren Fortgang nimmt, hat die Kommission ein Grundstück arrendirt und mit den zur Einrichtung nothwendigen Um- und Neubauten begonnen. Sie glaubt das Asyl noch im Laufe des Monats Mai eröffnen zu können und spricht die Hoffnung aus, daß von da ab viele mitleidslos verstoßene, hungernd umherirrende, auf den Straßen verkommende, nichtklagenkönnende, hilflose Geschöpfe in der Anstalt Obdach und Pflege finden werden.

M. S.

Aus Petersburg werden wir um den Abdruck folgender Mittheilung ersucht:

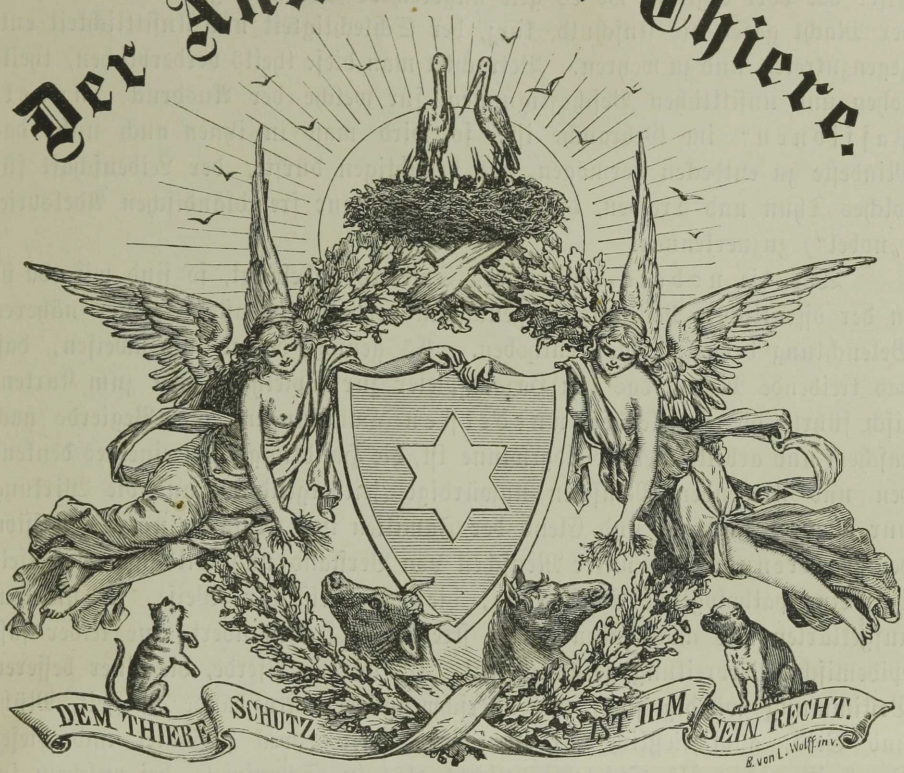
„In einer der letzten Vorstandssitzungen des Russischen Thierschutzvereins zu St. Petersburg wurde das Mitglied Sergei Iwanowitsch Nikiforoff zum Bibliothekar des Vereins erwählt und hat dies Amt sofort angetreten. Die Bibliothek, die eine große Anzahl höchst interessanter, den Thierschutz betreffender Werke enthält, ist für die Mitglieder an jedem Sonntage geöffnet. Auch ist der Bibliothekar gern erbötig alle den Thierschutz betreffenden Anfragen seitens einheimischer oder ausländischer Thierschutzvereine zu beantworten. Briefe werden unter der Adresse: St. Peterburger Thierschutzverein, zu Händen des Herrn Bibliothekar S. Nikiforoff erbeten.

(Въ Правленіе Россійскаго Общества покровительства животнымъ, Гну Завѣдывающему библіотекою Сергѣю Ивановичу Никифорову, Гороховая ул. д. № 58).

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 11 Іюня 1888 г.
Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

IV. Jahrgang. Juli und August 1888. № 7 und 8.

Nobele Passionen.

v. L.—W. Die Verbindung dieser beiden undeutschen und wälschen Ausdrücke im Prädikate besagt vom Subjekte, daß es vor anderen Menschen den Vorzug hat, entweder ein Spieler, Jäger, Taubenschießer oder Wettrenner zu sein. Wollte nun ein Purist die Worte in reines Deutsch übertragen und von Jemandem sagen, er sei ein Mensch von „edler Leidenschaft" um damit auszudrücken, daß er Tage und Nächte am Spieltische verbringe, sich mit Vorliebe damit beschäftige, Hasen, Rehe, wilde Vögel oder zahme Tauben todtzuschießen oder Pferde um die Wette laufen zu lassen, so wird der achtungswerthe Bekämpfer des Fremdwortes unfehlbar dem Schicksale anheimfallen müssen, entweder nicht verstanden oder verlacht zu werden, und zwar mit vollem Rechte, denn in der deutschen Sprache versteht man unter „edlen Leidenschaften" etwas, von dem, was mit den Wälschworten „nobele

Passionen" ausgedrückt wird diametral Verschiedenes, nämlich den edlen Eifer der dort erglüht, wo es gilt ungerechter Bedrückung, dem Mißbrauche der Macht gegen die Unschuld, kurz, der Schlechtigkeit und Unsittlichkeit entgegenzutreten und zu wehren. Betrachtet man diese theils verderblichen, theils rohen und unsittlichen Beschäftigungen, für welche der Ausdruck „nobele Passionen" im Gebrauche ist, so wird man in ihnen auch nicht das Mindeste zu entdecken vermögen, das berechtigen dürfte, der Leidenschaft für solches Thun und Treiben, diesen, wenn auch nur fremdländischen Adelsbrief („nobel") zuzuerkennen.

Was die nobele Passion des Spielers anbelangt, so sind wir, da sie in der öffentlichen Meinung ja genugsam verurtheilt dasteht, einer näheren Beleuchtung derselben hier enthoben. Es genügt darauf hinzuweisen, daß das treibende Motiv, das den Hazardspieler zur Spielhölle oder zum Kartentisch führt, die Quelle der unedelsten Handlungen, die Begierde nach raschem und arbeitslosem Geldgewinne ist, die Handlung selbst eine des denkenden und strebenden Menschen unwürdige Zeitvergeudung und die Wirkung nur allzuoft Jammer und Elend der Familien ist. Auch die nobele Passion des Wettrennens ist unter Menschen von Verstand und Bildung unzweifelhaft eine pathologische Erscheinung, die unbegreiflicher Weise, in unserem aufgeklärten und nach hohen Zielen strebenden Jahrhundert eine leider fast epidemische Verbreitung gefunden hat. Es werden Pferde, die einer besseren Bestimmung würdig sind, mit überschwenglichem Aufwande an Zeit, Mühe und Geld, ausschließlich nur für diesen einen Zweck gezüchtet und dieser Zweck ist nichts als Spielerei, nichts als ein Schauspiel, bei welchem im Alterthume, der nach panem et circenses schreiende Pöbel wohl eine Passion empfinden konnte, die aber in unserer heutigen gebildeten Gesellschaft eine Anomalie ist. Was ist aber dabei Edles oder „Nobeles"? Der Besitzer des Pferdes der dasselbe um große Summen zu erwerben gewußt hat? Der hungernde Jokey, der auf dem Rücken des Pferdes hockt und es zu lenken weiß? oder sind es gar die auf Geldgewinn spekulirenden Wettenden? Außer dem Pferde giebt es dabei gar nichts Edles. Was soll man aber dazu sagen, wenn es auch als noble Passion gilt, um einer hohen Geldwette willen, Pferde in der qualvollsten Weise durch Daueranstrengungen zu Tode zu schinden? Hat doch der Redakteur dieses Blattes es selbst erleben müssen, daß in seiner Vaterstadt ein Mann von geringer Bildung, der das Nobele und Edle, das ihm abging, durch sogenannte nobele Passionen zu ersetzen suchte, mit Männern seines Gelichters um einen hohen Geldpreis wettete, daß seine werthvollen und schönen Pferde die Strecke zwischen Mitau und Riga in kürzerer Zeit zurücklegen würden, als der Eisenbahnzug. Er gewann die Wette, aber die Pferde erlagen Tags darauf den Qualen der Anstrengung. Der Mann wurde nicht, wie zu erwarten war, ob dieser Rohheit verabscheut und gerichtlich bestraft, sondern er wurde als edles Substrat nobeler Passionen bewundert und gepriesen, und zwar wo? Nicht etwa in dem Kreise der Patienten einer Irrenanstalt oder in den Haftzellen gemeiner Verbrecher, nein, es ist wirklich die Wahrheit – in der höheren und gebildeteren Gesellschaft!

Wenden wir uns der nobelsten unter den nobelen Passionen, der hochgepriesenen, ja besungenen, in der deutschen Sprache sogar mit dem Ehrentitel: „Das edle Waidwerk" geehrten Jagdlust zu.

Da muß uns gleich von vornherein die Thatsache auffallen, daß die ursprünglichste und allerniedrigste Kulturstufe, auf welcher wir die Menschen in ihrer Entwickelungsgeschichte antreffen, die des „Jägerlebens" ist*), daß wir also die Menschen auf ihrer barbarischsten und rohesten Stufe gleich als Repräsentanten der „nobelen Passion" kennen lernen. Wir wollen übrigens dem Naturwilden nicht zu nahe treten. Die Beschäftigung, der er obliegt, kann ja so manchen Zug aufweisen, welcher uns als edel imponiren könnte. Die Jagd ist ein Kampf des Menschen gegen das Thier. Der Kampf des uncivilisirten Menschen, welcher der Hilfsmittel entbehrend, gegen die überlegene Kraft des reißenden Thieres nur auf die eigene Stärke und Gewandheit angewiesen ist, kann etwas zur Erscheinung bringen, das unsere Bewunderung erregt und die ästhetische Wirkung übt, die dem des Großen und Edlen nahe steht, nämlich den Muth, jene furchtlose Thatkraft und Macht des Willens, welche für den erstrebten Zweck des Sieges der eigenen Lebensgefahr mannhaft und kühn die Stirne bietet. Dasselbe kann auch der Fall sein beim civilisirten Europäer der Gegenwart, wenn er in der Jagd auf Löwen, Tiger oder Elephanten, es mit einem vertheidigungsfähigen Gegner aufnimmt. — Wie wenig paßt aber das Alles auf unseren armseligen Mann der heutigen nobelen Passion, auf den hoch gepriesenen „ritterlichen" und „edlen Waidmann" in unseren Wäldern! — Welche Ironie! — Wir sehen da das Herrchen in zierlichem Jagdanzuge in den Wald gehen, eine Schaar reißender Hunde wird auf das furchtsame Häschen oder das harmlose Rehchen losgelassen, welches aus dem Walde herausgehetzt und auf den Jäger zugetrieben wird, der nun von seinem Hinterhalte aus, mittelst eines Fingerdruckes auf das Schießrohr, es mit tödtlichem Blei überschüttet und zu Tode verwundet hinstreckt; oder betrachten wir gar die Hetz- oder Parforcejagd, welche als die allernobelste gilt: Ein fliehendes und geängstigtes Häschen oder Füchslein wird von einer ganzen Meute von Hunden und berittenen Menschen so lange verfolgt und gehetzt, bis es vor Ermüdung und Todesangst zusammenbricht. Nun werden die Leichen dieser harmlosen Thiere von unserem „edlen Waidmann" mit der Miene des Siegesstolzes als „Trophäen" heimgebracht, gerade so als hätte er mit dem armen „Lampe" soeben einen Löwenkampf siegreich bestanden. Ja, von den edlen Seiten die dem Kampfe abzugewinnen sind, ist bei unserem Jäger und den jagdbaren Thieren unseres Waldes nun einmal keine Rede. Wo ist aber nun das Edle dabei zu suchen? — Hören wir was ein altbewährter Jäger in Nr. 5, Jahrgang 1885 auf Seite 86 unseres Blattes uns darüber sagt. Wir schicken voraus, daß er unserem K. St. Mitarbeiter erwidernd, ihm den Vorwurf macht, über die Jagd kein competentes Urtheil zu haben, mithin sich selbst als die ganz

*) Die Stufen die man unterscheidet, sind: Das Jägerleben, das viehzüchtende Nomadenleben, das seßhafte Leben des Landbaues und endlich das Kunst- und Industrieleben.

besonders competente Stelle ankündigt, ferner, daß er nie in Algier oder in Bengalen gewesen, sondern nur in den kurländischen Wäldern mit unseren wehrlosen Wildthieren den Kampf, von dem er redet, aufgenommen und bestanden hat. Derselbe sagt wörtlich:

„Was ist es nun aber, wodurch der unwiderstehliche Trieb zur „Jagd, die Passion des Jägers erklärt wird? Es ist in erster Reihe „die Lust am Kampfe des schwächeren Menschen gegen das stärkere „Thier. An körperlicher Kraft, Ausdauer und sonstigen körperlichen „Eigenschaften ist jedes jagdbare Thier dem Menschen überlegen. „Im Hinblick auf seine rein körperliche Ausstattung, steht der „Mensch dem geringsten Vogel als ein total unvermögendes Wesen „gegenüber. Zum Siege im Kampfe gegen das Thier verhilft ihm „nur der göttliche Funke Verstand, welcher ihm die Mittel ver„liehen, den stärkeren Gegner, trotz eigner Schwäche zu bezwingen. „Je größer die Ungleichheit in diesem Kampfe ist, je größer die zu „überwindenden Schwierigkeiten sind, je mehr Chancen das Thier, „vermöge seiner körperlichen Vorzüge hat, desto größer wird beim „Jäger die Jagdlust, die Jagdpassion sein."

Sodann spricht der geehrte Autor weiter von der Jagdbeute, als einer „Trophäe" dieses Kampfes. Die edle Seite der Jagd besteht darnach also darin, daß sie ein Kampf des göttlichen Funkens Verstand ist und der Jäger dabei Triumphe des Geistes über die rohe physische Kraft feiert. Ja, wenn unsere heutigen Jäger das Schießpulver erfunden hätten, könnten sie allenfalls so reden. Das Schießpulver und die Flinte ist aber schon seit Jahrhunderten nun ein Gemeingut, welches jedem Kretin zu Gebote steht. Was bei der heutigen Jagd die Intelligenz zu prästiren hat, das leisten die Hunde, das übrige thut das Schießpulver, seit dessen Erfindung alle und jede körperliche Ueberlegenheit des Thieres und der Kampf, den unser Jäger mit soviel Nachdruck zu betonen beliebt, längst nicht mehr besteht. Wenn die Erfindung des menschlichen Geistes und der Stolz darüber es ist, welche den Jäger gehobenen Hauptes in den Wald treibt, dem harmlosen Wilde Todeswunden beizubringen, so möchten wir den Herrn Jägern vorschlagen, statt dessen doch lieber in einen Eisenbahnzug zu steigen und darin Hin- und Herfahrten zu machen, denn die Geisteserrungenschaft die wir James Watt zu verdanken haben ist wirklich eine großartige, während die zufällige Entdeckung des Berthold Schwartz doch nur von sehr fraglichem Werthe ist. Wir wiederholen: alle Ueberlegenheit des Thieres durch seine körperlichen Eigenschaften ist, soweit sie wenigstens die in Europa vorkommenden Thiere betrifft, durch die Erfindung der Schießwaffe vollständig aufgehoben, so daß die Triumphe des Geistes, die der Jäger über das von Natur raschere und flügge Wild, wie der Herr Autor meint, feiert, sich doch nur einzig und allein auf die Erfindung der Schießwaffe beziehen kann und da möchten wir, wenn der Schmuck mit fremden Federn etwas so Erhebendes hat, allen Ernstes den Jägern rathen, den glänzenden Federn James Watt den Vorzug zu geben vor denen des Berthold Schwartz und ihre Triumphzüge lieber in

Eisenbahnwagen zu machen. Kurz und gut, wie man auch die Sache drehen und betrachten will, die „nobele“ und „edle“ Seite läßt sich nun einmal bei der Jagd nicht herausfinden, Mit dem edlen Kampfe des Schwächeren gegen den Ueberlegnen, mit dem Kampfe des Geistes gegen rohe physische Macht ist es nun einmal nichts! Unser Mitarbeiter K. St. hatte daher vollkommen Recht, im Jahrgang 1885, Nr. 3 unseres Blattes, als das Wesen der Jagdpassion die Lust am Tödten und Erbeuten hinzustellen, in welcher der civilisirte Europäer, ebenso wie der Naturmensch, die ursprüngliche Raubthiernatur nicht zu verleugnen vermag. „Nobel“ und „edel“ ist jedenfalls nichts dabei. Im Gegentheil muß die Jagd, welche die Vernichtung der Lebensfreude durch blutigen und qualvollen Tod anstrebt, den edleren Gefühlen in der Menschenbrust widersprechen. Wenn wir uns genöthigt sehen den idealen Glorienschein des „Edlen“ auf dem Haupte des Jägers als eitel Mummenschanz anzusehen und ihn zu decoifiren, so vermögen wir dagegen ihm die Zipfelmütze des spießbürgerlichen Vortheils und Nutzens nicht streitig zu machen, denn die Jagd ist Erwerb an beliebten Victualien, die Geldwerth haben und ist es von Nutzen, dem Schaden, der durch eine übermäßige Vermehrung des Wildstandes droht, durch Abschießen des Ueberschusses vorzubeugen. Innerhalb dieser Voraussetzungen ist die Jagd, wie das Schlachten des Viehes, nothwendig und kann nicht getadelt werden, die Passion an der Jagd ist aber keine „noble“ sondern eine „rohe“ Passion, in welcher unser Jäger dem Urmenschen oder dem Irokesen Amerikas collegialisch die Hand hinüberreicht.

Fragen wir, wie so wenig würdige Liebhabereien, wie Kartenspiel, Pferderennen, die Jagd und gar deren menschenunwürdiger naher Verwandter, das „Taubenschießen“, zu ihrem Adelsbriefe als „nobele Passion“ zu gelten, gelangt sind, so glauben wir die richtige, weil wirklich einzig plausible Erklärung des Räthsels in folgendem zu finden: Es gab eine Zeit wo die Edlen des Volkes mit vollständiger Unabhängigkeit und landesherrlichen Einkünften inmitten ihrer forstreichen Herrschaften in ihren stolzen Burgen saßen und den ritterlichen Kampf und die Pflege der edlen Rittersitte zum Berufe hatten. Da in den langen Zeiten des Friedens es an Spielraum für den ritterlichen Thatendrang vielfach gebrach, für Geistesarbeit und Pflege der Litteratur die Zeit noch nicht angebrochen war, gab es für diese edlen Herren viel müßige Zeit in den einsamen Burgen, die, wenn sie nicht durch Brechen des Landfriedens und Kampf untereinander ausgefüllt wurde, mit Jagen in ihren wildreichen Forsten, Züchten und Abrichten von Rossen, Hunden und Falken, mit Würfel- und anderen hohen Geldspielen sowie mit Zechgelagen verbracht zu werden pflegte. Nun liegt es in dem beschränkten Geiste der Menschen, bei den Großen und Edlen alles, auch die Schwächen und Laster zu bewundern und nachzuahmen. Wenn zwei dasselbe thun so sind sie dieselben, so meint man. So kam es denn, daß selbst die Beschäftigungen mit denen die Edlen und reichen Herrn die viele müßige Zeit ihres Lebens auszufüllen sich genöthigt sahen, daß die Jagd, der Pferdesport, das Spiel und die Zechgelage auch als etwas, das edel und nobel sein sollte, angesehen wurde Dieselbe Er-

scheinung bietet uns auch die Duellsucht, die so verwerflich sie auch ist, als ein Auswuchs überflüßiger Kampfeslust des ehemaligen Adels, noch heutigen Tages als edel und ritterlich Bewunderung findet*). Selbst der armselige jüdische Geldprotze, dessen Seele doch nur in Coupons und Werthpapieren aufgeht — und freilich von der Duellsucht frei zusprechen ist, — muß heutigen Tages dennoch um als „nobeler Mann" gelten zu können einige Pferde rennen lassen, einiges Geld im Kartenspiele verschmerzen und seiner Gutsnachbarschaft ab und zu den erheiternden Anblick des Sonntagsjägers darbieten.

Es wäre, denken wir, wohl endlich einmal an der Zeit, daß wir den Unsinn aufgeben und diese nobelen Passionen als das bezeichnen was sie in unserer heutigen Zeit in Wahrheit sind, nämlich als „unnobele Passionen."

Nachruf an Ernst Gryzanowski.

Uns geht die tief betrübende Kunde zu von dem Hinscheiden eines edelsten und hochbefähigtesten unter unseren Mitkämpfern für das Recht und den Schutz der leidenden Thierwelt. Unser vielverehrter und geliebter Dr. Ernst Gryzanowski ist am 31. Mai in Segromigno bei Lucca, wohin er sich von den Ufern des ligurischen Meeres landeinwärts unter den Schutz der Apenninen zurückgezogen, dem andauernden Leiden erlegen, das ihn, seit dem ersten Eintritt eines Schlagflusses, vor zwei Jahren, seiner Arbeitsfähigkeit beraubt und auf dem Krankenlager erhalten hat. Ein sanfter Tod hat ihn aus dem Leben abgerufen, dessen reger Thätigkeit eine hoffnungslose Lähmuug — zu frühzeitig für uns — ein Ziel gesteckt hatte. Seine letzte Arbeit war für dieses unser Blatt, den „Anwalt der Thiere" bestimmt; sie darf uns als ein Vermächtniß des nun Verewigten gelten**) Der „Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter" verliert in ihm einen seiner ersten und vorzüglichsten, an Geist und Herz gleichermaßen begabten Streiter, den „ärztlichen Moltke unseres Kreuzheeres" (wie er in einem der Jahresberichte dieses Vereins treffend bezeichnet ward), und beklagt mit tiefem Schmerz einen in Wahrheit unersetzlichen Verlust.

Möge die gute Sache wahrer Menschlichkeit, in ihrem harten Kampf gegen Gefühlsverrohung, Vorurtheil und Indolenz, aus ihrer eigenen innersten Kraft sich immer neue Zeugen und Vorkämpfer erwecken, die ihr endlich doch zum, schwer erfochtenen, Siege verhelfen müssen: — Das, was der dahingeschiedene Freund uns in jeder Hinsicht war, was er an besonderen, individuellen, gerade nur ihm verliehenen liebenswürdigen und glänzenden Eigenschaften mit unermüdlicher Hingabe, rastlosem Fleiß und steter Arbeits-

*) Unter „Duellsucht" verstehen wir die Lust am Duell und das Suchen desselben, was doch unbedingt eine Schändlichkeit ist.

**) Als Separat-Abdruck unter dem Titel: „Die Vivisektion." Zur Verständigung über die Motive und Zwecke der Agitation. Von Ernst Gryzanowski, Dr. med. u. phil. Separat-Abdruck aus dem „Anwalt der Thiere". Riga, Expedition des „Anwalt der Thiere", Buchhandlung A. Stieda. 1887. Preis 15 Kop.

bereitschaft in seiner Person vereinigte, kann uns nicht wieder gegeben, durch nichts ersetzt werden.

Wohl aber bleibt uns ein Trost: eben Das, was uns den Verlust Gryzanowski's unersetzlich macht, macht uns den Mann selbst, wie den Erfolg seines Wirkens und seiner Leistungen unverlierbar. So und nicht anders war er uns gegeben, um der Sache der „Anti-Vivisektion" gleich bei ihrer ersten Schilderhebung die unschätzbarsten Dienste zu leisten, so bleibt er uns mit allem von ihm Geleisteten als ein Beispiel und Vorbild erhebendster Art für immer bewahrt und erhalten. Seine tief durchdachten, im edelsten deutschen Style verfaßten Schriften*), ausgezeichnet durch gründliche medizinische Fachgelehrsamkeit und klassische Formvollendung, gleich sachlich und bestimmt im Inhalt wie vornehm und fein in der Darstellung, werden noch auf lange hinaus, und trotz aller täglichen „riesigen" Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, nach dieser „wissenschaftlichen" Seite hin das Fundament für unsere Bestrebungen bilden können. Noch ist es keinem Gegner gelungen, eine Zeile, eine Behauptung dieser Schriften zu widerlegen. Dagegen hat umgekehrt er es sich nicht daran genügen lassen, die „Frage" der Vivisektion immer von Neuem zu beleuchten, ihren Unwerth und ihre tiefe Unsittlichkeit zu erweisen, sondern er ist zu jeder Zeit unermüdlich darin gewesen, seinerseits Dasjenige zu widerlegen, was ihre Vertheidiger immer von Neuem vorbrachten um das große Publikum über die wahre Natur dieser Forschungs-Methode zu täuschen. Das Publikum und zum Theil vielleicht sich selbst. Außer gründlichster Sach- und Litteraturkenntniß stand ihm dazu eine unübertreffliche Schlagfertigkeit der Dialektik, ein scharfer Sinn für logische Unterscheidung, und neben innigem Ernst ein sprühender Witz zu Gebote. Mit dem auch von ihm hochgehaltenen großen Schopenhauer theilte er die Ueberzeugung, daß in diesem durchaus zweideutigen Leben kaum irgend ein Blatt zu ernsthaft sein könne, um dem Humor darauf nicht eine Stelle zu gönnen. Wo ein Friedrich Zöllner, der antivivisektorischen Bewegung noch in ihren ersten Anfängen entrissen, der Empörung gegen die vivisektorische Korruption mit wuchtigen Keulenschlägen Ausdruck verlieh, ein Ernst von Weber, noch heute in voller Kraft und Rüstigkeit an der Spitze der Bewegung stehend, in rastloser Bethätigung aus den verschiedensten Theilen und Richtungen des Publikums aller Nationen durch die zündende Kraft der Rede und der Persönlichkeit sich Bundesgenossen zu werben wußte, da war es Gryzanowski gegeben, sich durch die unentrinnbare Klarheit seiner Deduktionen, die exakte Genauigkeit seines Wissens, die Feinheit seiner Unterscheidungen gegen alle Windungen und Wendungen seiner Gegner zum siegreichen und gefürchteten Gegner zu machen. Ein bekannter Verfechter der Vivisektion in Breslau, von jüdischer Herkunft, hat dieß wiederholt empfinden müssen. Karl Vogt versuchte es in seiner bekannten renommistischen Weise, sich über die Laien-Erhebung gegen die Häupter der Wissenschaft „halbtodt zu lachen".

*) „Im edelsten deutschen Style" — vgl. Richard Wagner in den Bayreuther Blättern" 1879, S. 303 (Ges. Schriften Bd. X, S. 260).

Gryſanowski bewies ihm, obgleich ihm dazu keine Wiener „Neue freie Preſſe“ zur Verfügung ſtand, daß es leichter ſei, ſich ſelbſt als Andere todtzulachen. Noch ſteht er uns vor Augen, wie er dem altersſchwachen materialiſtiſchen Spötter, nachdem dieſer abermals und zum dritten und vierten Male „mit ſeinen vier Stichwörtern in die Luft geſchoſſen“, in die Falſtaff-Parade fällt, um ihn nach allen Regeln der Kunſt mit ſpielender Leichtigkeit zu „entwaffnen“ und den Entwaffneten mit ausgebrochenen Spottzähnen den Zuſchauern in Freiheit vorzuführen.

Wenn ich ſage: er ſteht uns vor Augen, ſo muß ich leider für meine Perſon hinzufügen: nur vor dem Auge, mit dem ich ihn einzig je habe gewahren können: dem geiſtigen Auge. Das eine Mal, wo ich ihm am nächſten, wenigſtens mit dem vortrefflichen Manne an einem Orte war, in den glorreichen Bayreuther Sommertagen von 1882, in den Tagen der erſtmaligen Verwirklichung des gewaltigen Bühnenweihefeſtſpiels „Parſifal“ unter den eigenen Augen und unter der Anleitung ſeines Schöpfers, — da war es eben in Bayreuth, wo jedes Begegnen und jedes Verfehlen gleich möglich iſt. Ich erfuhr von ſeiner Anweſenheit erſt in dem gleichen Augenblicke als man mir zugleich auch ſagte: Dr. Gryſanowski ſei in den letzten Tagen da geweſen und auch ſchon wieder abgereiſt. (Ich blättere nachträglich in den Bayreuther Fremdenliſten des Jahres 82, und finde daſelbſt unterm 21. Auguſt ſeinen Namen unter den Gäſten des „Hôtel Anker“ verzeichnet.) Er hatte es nicht unterlaſſen, dem befreundeten geiſtvollen Führer der Bayreuther litterariſchen Kampfesſchaaren, dem Redacteur der „Bayreuther Blätter“, Baron Wolzogen, ſeinen Beſuch zu machen, und ſoviel ich mich entſinne, auch an der berühmten „vegetariſchen“ Tafel jenes Sommers (im Hôtel „Frohſinn“) theil genommen, die ſich nach etwas mangelhaften Anfängen leider in keinem der folgenden Jahre wieder hat erneuern laſſen, wiewohl die vegetariſchen Genoſſen immerhin ein gewiſſes Haus- und Heimathsrecht in Bayreuth genießen dürften, — aber die Zeit ſeines Aufenthaltes war zu kurz und die Anſprüche an ihn gewiß mannigfaltig: es gab manchen Genoſſen der weihevollen Tage, der es in gleicher Weiſe beklagte, zu einem perſönlichen Zuſammentreffen mit dem verehrten Mitſtreiter nicht gelangt zu ſein. Genug, ich verdanke eine Vorſtellung ſeiner feinen, männlich wohlgebildeten Züge, ſeines offenen ernſten Blickes, ſeiner freien heiteren Stirn nur dem Eindrucke eines photographiſchen Bildniſſes im Beſitz einer hieſigen Freundin des Vollendeten, der Mitbegründerin und der Seele dieſer Blätter. Aber ſie ſchweben mir lebendig vor, während ich dieſe Zeilen niederſchreibe: der beredte feingeſchnittene Mund, das ausdrucksvolle Auge, die Stirn, welche eine ſo rege Gedankenwelt, ein ſo vielſeitiges Wiſſen hinter ſich barg, und ich glaube, wem dieſe Züge ſich einmal in geiſt- und humorvoller Unterhaltung belebt haben, dem müſſen ſie unvergeßlich ſein.

Es muß ſomit einer berufeneren Feder überlaſſen bleiben uns ein Bild der lebendigen Perſönlichkeit des Dahingeſchiedenen zu zeichnen; nur ſeines litterariſchen Wirkens im Dienſte der Anti-Viviſektions-Bewegung können wir hier gedenken. Mit dieſer Bewegung iſt und bleibt ſein Name unzer-

trennlich verbunden, und nur mit tiefer und herzlicher Dankbarkeit ist es uns möglich, die rastlose Bethätigung des herrlichen Kämpfers uns zu vergegenwärtigen.

Dr. med. und phil. E. Gryfanowski ist der erste Mediziner und praktische Arzt, der in Deutschland die Fahne der Anti-Vivisektion erhob. Er that dies im Jahre 1877 in der Schrift: „Die Vivisektion, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung" (Leipzig, Joh. Ambr. Barth), unter dem angenommenen Autornamen Jatros (Arzt). Es ist bezeichnend, daß die meisten reformatorisch eingreifenden Schriften in Deutschland, insofern sie empfindlich wunde Punkte unserer Civilisation berühren, zunächst anonym oder pseudonym erscheinen: wir treffen dieß bereits so im 17. Jahrhundert bei Friedrich von Spee's Schrift über die Hexenfolterung und Verbrennung, wir treffen es so bis auf den heutigen Tag, wo doch auch ein Autor erst sorgfältig mit sich zu Rathe geht, ehe er seinen Namen unter seiner Schrift unterdrückt. Zurückhaltende Bescheidenheit des Verfassers ist wohl nicht die Ursache davon; eine besonders vertrauensvolle Hochachtung des Publikums drückt sich aber ebenfalls nicht darin aus. „Ein deutscher Laie wird in der Furcht der Wissenschaft erzogen", sagt unser Freund in einer späteren Schrift. Damals unterwarf sich die große Menge blindlings und gedankenlos der Macht von Kirche und Priesterthum, heute ist die bedingungslose Autorität beider auf die „freie Forschung" und ihre Priester übergegangen. Verlangte jene ihre Scheiterhaufen und Daumenschrauben für die Zwecke des Seelenheils, so hält diese ihre Folterkammern und Marterapparate für nicht minder eingebildete Zwecke des leiblichen Wohles fest. Es giebt Abstufungen des Widerspruchs gegen eine solche geheiligte Gemeinschaft: Ulrich von Hutten schrieb seine gegen die Mißbräuche des römischen Stuhles und Klerus gerichteten Dialoge aus Schonung anfangs lateinisch; erst als er trotzdem mit Acht und und Bann belegt wurde, bediente er sich der Volkssprache und übertrug nun auch seine früheren Dichtungen in's Deutsche. Tadel und Widerspruch gegen einen schreienden Mißbrauch der „freien Forschung" wäre auch heute nur aus der Mitte der Genossenschaft statthaft, die ihn ausübt, und verzeihlich nur so weit, als sie sich in löblicher Unentschiedenheit bewegt; ausgesprochene Verwerfung mit voller Namensnennung hätte so viel bedeutet als offenen Abfall und Friedensbruch: der sie wählte, hatte sich seine Gesinnungsgenossen fortan außerhalb der Fakultäten und Universitäten zu suchen. Es kam aber dem alleinstehenden Verfasser noch sehr darauf an, Uebereinstimmung unter seinen ärztlichen Kollegen zu finden. „Tausende von Aerzten mißbilligen die Vivisektion, sagen es aber nur unter vier Augen", heißt es in der Vorrede. Das Buch selbst zeigt alle die glänzenden Eigenschaften der späteren Gryfanowski'schen Schriften: eindringende Sachkenntniß in Verbindung mit lichtvoll überzeugender Darstellung und geistreicher Belebtheit des Ausdrucks, wie sie dem Verfasser jederzeit in so vorzüglichem Grade eigen war. Es zerfällt in fünf Abschnitte: 1) das Criterium der Zulässigkeit; 2) der wissenschaftliche Werth der Vivisektion; 3) Verwerthbarkeit der Physiologie und des physiologischen Experiments für Diagnose, Therapie und Chirurgie;

4) die moralisch-ethische Seite der Vivisektionsfrage; 5) praktische Folgerungen. Dem Umfange nach am eingehendsten behandelt sind der zweite und dritte Abschnitt; der Verfasser zeigt darin die allseitig vollkommene Beherrschung des Gebietes, welche ihn ermächtigt, noch ganz abgesehen von der ethischen Seite der Frage, bereits seinen dritten Abschnitt mit sieben zusammenfassenden Thesen zu beschließen, in denen er von dem Gesichtspunkt der reinen Forschung als solcher, die Entbehrlichkeit, Schädlichkeit und Gefährlichkeit der vivisektorischen Methode konstatirt, die als fortlaufende Quelle des Irrthums zur mittelbaren Ursache unabsehbaren Uebels werden könne.

„Tausende von Aerzten mißbilligen die Vivisektion, sagen es aber nur unter vier Augen". Es ist auch zu glauben, daß mindestens Hunderte von Aerzten durch das Schlagende der Gryfanowski'schen Beweisführung in ihren gewohnten Ansichten erschüttert worden seien; dennoch erlebte die geist- und kenntnißvolle Schrift das Schicksal — todtgeschwiegen zu werden.

Erst zwei Jahre später erschien der Mann auf dem Felde, der sich nicht todtschweigen ließ, und dessen in zahlreichen Auflagen erschienene und in acht Sprachen übersetzte Schrift „die Folterkammern der Wissenschaft" durch ihre wahrhaft „grauenvollen Enthüllungen" das allgemeinste Aufsehen erregte Hier handelte es sich nicht mehr um eine Diskussion vor halbgeschlossenen Thüren, für und wider, über Nützlichkeit oder Zulässigkeit der Vivisektion sondern um eine Sammlung unleugbarer Thatsachen aus den Archiven und Werken der Vivisektoren; Thatsachen, von denen man zuvor keine Ahnung gehabt und die mit Nothwendigkeit das Gefühl zur Empörung wachrufen mußten. Von dem Auftreten Ernst von Webers an datirt die allgemeine Bewegung, welche die Begründung des „Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter" zur Folge hatte. Hier war die Möglichkeit für einen ausdauernden Kampf geboten, und unermüdlich hat Gryfanowski seine reichen Gaben, auch vom fernen Süden her, in den er sich mittlerweile zurückgezogen, in den Dienst dieses Kampfes gestellt. „Von italienischem Boden, wenn gleich aus deutscher Feder," heißt es im Jahresbericht des Vereins pro 1883, „werden uns immer unsere schneidigsten Waffen und unser solidestes Geschützmaterial für den heiligen Krieg gegen den herzlosen Materialismus der Thierfolterer geliefert, indem unser tiefgelehrter, nimmer ermüdender und geistig unerschöpflicher Dr. Gryfanowski aus seiner paradiesisch gelegenen Villa zu Livorno uns fortwährend Artikel, Beantwortungen und nach Bedürfniß Broschüren zugehen läßt, die in Folge ihres würdigen und höflichen Tones nie die Gegner verletzen können, aber durch ihren gediegenen wissenschaftlichen und ethischen Gehalt sich zeither als mächtigste Förderungsmittel unserer Agitation bewährt haben." Der Vorgang Jatros' und Weber's rief alsbald eine reichhaltige und vielseitige Antivivisektions-Litteratur hervor; als einigender Mittelpunkt dient ihr bis auf heute das vortreffliche Organ des Internationalen Vereins, die Thierschutzzeitschrift par excellence: „Der Thier- und Menschenfreund." Sie bildet bis auf heute das ständige Archiv für die in deutschen medizinischen Zeitschriften fortlaufend berichteten Ausschreitungen der wissenschaftlichen Thierfolter.

Unter den selbständig erschienenen Arbeiten Gryfanowski's heben wir hier noch die folgenden hervor:

1) Die Ansprüche der Physiologen. Eine Erwiderung auf Herrn Professor Heidenhain's Schrift: „Die Vivisektion im Dienste der Heilkunde." Leipzig, Voigt 1879.
2) Die Metakritiker der Vivisektion im Jahre 1880. Von E. Gryfanowski, Doctor der Philosophie und der Medicin, Dresden, Verlag des Internationalen Vereins, 1881.
3) Das ärztliche Concil zu London. Von E. Gryfanowski. Hannover, v. Seefeld, 1882.
4) Ein Wort zur Verständigung in der Vivisektionsfrage. Von Ernst Gryfanowski, Dr. med. und phil. Hannover, v. Seefeld, 1885 (Ausführlich besprochen im „Anwalt der Thiere," Decemberheft 1885).

Aber auch im Anschluß an die gleichzeitigen Bemühungen des Internationalen und des verbündeten Hannoverschen Antivivisektions-Vereins durch Petitionen an den Reichstag mindestens Einschränkungen der in Deutschland noch unbeschränkten Vivisektionsberechtigung zu erlangen ist manche treffliche kleinere Arbeit Gryfanowski's entstanden. Noch vor der Berathung im Plenum des Reichstages erschien seine ausgezeichnete „Kurze Anleitung zur Gewinnung eines Standpunktes in der Vivisektionsfrage." Dieses treffliche Schriftstück wurde sofort dem Reichstage als Beilage der Petition überreicht und gleichzeitig zur Vertheilung an alle einzelnen Abgeordneten gebracht. Für die Petition stimmten von je her die konservative und die Reichspartei, sowie der größere Theil des Centrums; gegen sie stand die kompakte Masse der sog. liberalen Parteien. Es ist genügend in Erinnerung, wie die Petition von dieser Seite her gleich im Beginn der Verhandlung mit tendenziösem Gelächter empfangen wurde. Nicht minder war in der gesammten liberalen und insonderheit jüdischen Tagespresse die Parole ausgegeben: „Beschützung der Vivisektion um jeden Preis!" Entstellung, Ableugnung von Thatsachen, die durch eigene Angaben der Vivisektoren in ihren Schriften bestätigt werden, Aufbauschung des aus dem „Thierversuch" gewonnenen Nutzens bis zu riesiger Größe, waren hier wie dort die Kampfmittel. Gegen die unwahren Darstellungen und maaßlosen Uebertreibungen im Reichstage wendete sich Gryfanowski in seinem „Offenen Brief an Dr. med. Hüter"; gegen die im Dienste der wissenschaftlichen Thierquäler arbeitende Zeitungspresse in seinem schneidigen Artikel „Die Presse und die vivisektorische Reklame." Ein wesentliches Verdienst erwarb er sich ferner durch die gemeinschaftlich mit dem berühmten Birminghamer Chef-Operateur Lawson Tait veröffentlichte kleine, aber geistvoll gediegene Schrift: „Kritische Beleuchtungen der Vivisektionsdebatte im Preussischen Abgeordnetenhause" (Dresd. 1883). In streng wissenschaftlicher Weise wurde hier von Fachmännern dem Kgl. preußischen Kultusminister v. Goßler und seinem Rathe Dr. Althoff in allen Einzelheiten die Unrichtigkeit und Einseitigkeit ihrer öffentlichen Behauptungen zu Gunsten

der Vivisektion Zug für Zug klar und unwiderleglich nachgewiesen. Die Debatte selbst führte bekanntlich zu der Annahme des Antrages einer amtlichen Erwägung hinsichtlich der Vivisektionsfrage, aus welcher zunächst nichts weiter hervorging als eine völlig zwecklose Befragung der dem Kultusminister unterstellten, naturgemäß von Vivisektionsfreunden berathenen, medizinischen Fakultäten. Herr v. Goßler ignorirte die Thatsache, daß Nutzen und Nothwendigkeit der Vivisektion innerhalb weiter medizinischer Kreise auf's Entschiedenste bestritten wurden; er hielt sich nicht an die deutschen Aerzte, sondern an die „Fakultäten": und auch an diese richtete er nicht die Frage, ob die Vivisektion an sich nothwendig sei, sondern nur ob mit ihr Mißbrauch getrieben werde. Zu wie viel tieferer und mannigfaltigerer Erörterung des Problems wäre es durch die Einberufung eines Kongresses deutscher Aerzte gekommen, auf welchem dann auch die medizinischen Gegner mit ihren Gründen gehört worden wären! So war es in England geschehen; bei der dortigen großen amtlichen Untersuchung waren auch medizinische Gegner zu einem Gutachten veranlaßt und damit beiden Theilen Genüge geleistet. Es wurden dort vor der Königl. Kommission 53 Herren verhört, die theils zu den Gegnern, theils zu den Anhängern der Vivisektion zählten; an dieselben wurden amtlich 6551 Fragen gerichtet und die Ergebnisse dieser Verhöre in einem voluminösen (338 eng gedruckte Folio-Seiten umfassenden) Bericht dem Publikum preisgegeben. Einen gar kläglichen Eindruck macht, dieser ernsten und gewissenhaften englischen Untersuchung gegenüber, die in Preußen veranstaltete; ihr Gesammtergebniß bestand in einem mageren Auszug aus den Fakultätsberichten, deren Inhalt man schon im voraus hätte wissen können, und jener halbofficiösen Broschüre des Breslauer (jüdischen) Professors Heidenhain, welchen letzteren der Herr Kultusminister zu einer besonderen Begutachtung der Vivisektionsfrage aufgefordert hatte. (Vgl. die Besprechung der Heidenhain'schen Broschüre im „Anwalt der Thiere" 1885, S. 93 ff). Gegen den stets schreibfertigen Breslauer Geheimrath hatte sich Gryzanowsky bereits früher in seiner oben angeführten Schrift: „Die Ansprüche der Physiologen" gewendet; an seine Adresse richtete er nunmehr noch seine meisterhaft abgefaßte letzte ausführliche Aeußerung: „Ein Wort zur Verständigung in der Vivisektionsfrage". Er beschränkte sich darin, mit Beiseitelassung des ethischen Moments, ausdrücklich auf den physiologischen Gegenbeweis, wohl wissend, daß dieß die recht eigentlich ihm zufallende Aufgabe sei; auch in dieser Schrift bewährte sich gleichermaßen sein gründliches Wissen, sowie die Klassicität seines Styles, die glückliche Mischung des Ernstes mit feinem Humor, und der vornehme Ton eines solchen, der seiner Sache sicher ist.

Hat sich ein Ueberblick über die litterarische Thätigkeit unseres verewigten Genossen nach dieser Richtung hin zugleich zu einer Art Rückblick auf die Hauptmomente der antivivisektorischen Bewegung gestaltet, so bleibt uns noch übrig, auch nach anderer Richtung hin das Bild dieses seines Wirkens zu vervollständigen. Hierzu möge uns der Ausruf voll warmer Entrüstung überleiten, mit dem unser Freund in seiner vorzüglichen Diatribe „Die

Metakritiker der Vivisektion" einen armseligen Pasquillanten abfertigt, der es gewagt hatte, den Bayreuther Meister leichtfertig anzugreifen, weil dieser an Ernst von Weber den berühmten „Offenen Brief" über die Vivisektion gerichtet: „Richard Wagner anzugreifen in der Weise, wie es dieser W. Jensen gethan, ist eine Art Hochverrath. Denn wenn wir nicht auf solche Männer stolz sein sollen, worauf sollen wir dann stolz sein? . . . Und warum sollte der nicht stolz sein, der Denker und Künstler zugleich ist? Nicht nur auf Richard Wagner, sondern auf Richard Wagner's Stolz sollen wir stolz sein, denn dieser Stolz ist der Ausdruck des Bewußtseins von dem Reichthum des germanischen Bodens, der solche Früchte treiben konnte". Wie das wahrhaft Sittliche seinem reinen Gefühl, so war sonst überall das Echte und Große seinem klaren Geiste erkenntlich, wo es doch für so manchen der Zeitgenossen noch durch die gleichen dichten Nebel verhüllt war, in deren trübem Dunst das blutige Handwerk der Vivisektoren sich vor dem Fingerzeig des öffentlichen Gewissens birgt. „Was wir von Wagner hören, ist Stimme, nicht Echo", auch dieß hatte Gryzanowski richtig erkannt; und so sehen wir ihn denn seit dem Jahre 1881 mit so schönem Erfolge in die Reihen der Schriftsteller der „Bayreuther Blätter" treten, um an seinem Theil an der Verwirklichung des großen Regenerations-Gedankens des Künstler-Denkers mitzuarbeiten. Seine den „Bayreuther Blättern" gelieferten Abhandlungen und Aufsätze sind wahre Perlen seines Schriftthums; von der auf großartig geschichtlichem Hintergrunde aufgebauten über „Die Epidemieen als Kulturkrankheiten" bis zu der durch feine Beobachtung und köstlichen Humor ausgezeichneten über die „italienischen Krankenexile". „Man könnte meinen", schließt er den erstgenannten Aufsatz, „dieß sei eine Predigt in der Wüste. Aber auch die Wüste hat Oasen, und könnte sie nicht haben, wenn sie wäre, was sie scheint, und wenn in ihrem Sande nicht Keime schlummerten, die nur des Wassers harren, um belebt zu werden". Der wahre Menschenfreund (unter welchem wir immer den „Thierfreund" mit begreifen) wird sich zu unseren Zeiten, nicht minder als der Genius, an diese Oasen, diese Keime des Guten zu halten haben, und ihrer Pflege sein Leben, seine Arbeit zuwenden. Auf ihrer Entfaltung beruht die einzig begründete Hoffnung einer inneren Erneuerung, der Beseitigung einer einseitigen Geisteskultur, die in der modernen Ausbildung der Vivisektion in einer bestimmten Richtung ihre äußerste Konsequenz erreicht hat. Für uns Alle kann es sich bei der Bekämpfung eines schrecklichen Mißbrauches des wehrlosen Thieres nicht um die bloße Negirung eines Einzelnen handeln; es ist unerläßlich auch diesen Mißbrauch als ein Symptom zu verstehen. Alles drängt darauf hin, ihn in seinem Zusammenhang zu erkennen und damit zugleich zu begreifen, wie sich die Festigkeit seiner Stützpunkte in unserer Oeffentlichkeit erklärt, die dem Andrang einer Gegenströmung der vorzüglichsten geistigen und gesellschaftlichen Elemente der Nation einen nun bald neunjährigen Widerstand leistet.

Dieser Widerstand müßte uns bedrücken und völlig verzagen lassen, wenn wir ihn nicht in dem Zusammenhange einer geschichtlich gegebenen Kulturentwickelung bedingt erkennen. Begriffe und Vorstellungen, welche

heute die herrschenden sind und den mächtigsten Einfluß ausüben, können es nur, so lange keine höheren an ihre Stelle getreten sind. Alles geschichtlich Gewordene kann durch eine reinere Einsicht wieder aufgehoben werden; aber es weicht nur dieser Einsicht, sie allein kann uns auch in dem Kampfe wider die Vivisektion, wenn nicht als Waffe, so doch unsererseits als unentbehrlicher Stützpunkt dienen.

Heben wir unter den Elementen, aus denen sich unsere geistige Kultur zusammensetzt, nur zwei hervor, die sich in unseren Tagen der ungestörtesten Herrschaft erfreuen: die moderne Wissenschaft und die ausgesprochene Nützlichkeitstendenz unserer Zeit. „Wer wagt es in Mekka oder Damaskus, den Koran zu kritisiren?" ruft Gryzanowski, indem er zugleich Deutschland als das Land bezeichnet, wo der Wissenschaftskultus zur Volksreligion geworden ist. Mindestens, dürfen wir hinzufügen, zur Parlaments- und Zeitungsreligion. Aber das eigentliche Uebel ist erst durch die Verbindung beider entstanden: die also vergötterte Wissenschaft hat es nicht für unter ihrer Würde gehalten, von ihrem erhabenen Standpunkte herabsteigend mit der brutalsten Nützlichkeitstendenz eine wahrhaft erniedrigende Mésalliance einzugehen. „Will der Mensch sich als Herr der Schöpfung geriren und nicht bloß als gemeiner Parvenu, so muß er sein Reich nicht pressen und aussaugen wollen, sondern vor allen Dingen edel und dankbar sein", sagt uns Jatros. „Das aber ist das Plebeje der Wissenschaft, daß sie es nicht erschwingen zu können glaubt, ethischen Rücksichten kleine Opfer zu bringen, und Alles ihrer Habsucht und Wissenssucht unterzuordnen strebt. Daß es eine Klasse von Menschen giebt, die gerade den Hund, das nervöseste, gemüthvollste, empfindlichste unter den Thieren, dazu auserwählen, um ihm Qualen zu bereiten, wie noch kein Torquemada sie ersann, — ist ein Faktum, das sich nur aus einer Erkrankung des wissenschaftlichen Bewußtseins erklären läßt". Wir haben diese Erkrankung wohl auf Rechnung jener Mésalliance zu setzen. Der „Herr der Schöpfung" hat sich, eben da er sich auf die höchste Höhe des Dubois-Reymond'schen Pyrrhonismus geschwungen, um von dort herab „in die entgötterte Welt zu blicken", in den Parvenu verwandelt und sich dessen Sitten angeeignet. Ein gewisses orientalisches Nützlichkeits-Kontagium, welches den in so vielen Stücken roheren, aber nobleren, Sitten des vorigen Jahrhunderts noch fremd war, scheint aber seit den letzten 40 Jahren in der Luft zu liegen. In merkwürdiger Uebereinstimmung damit steht der Umstand, daß an den von dem Herrn preuß. Kultusminister befragten „Fakultäten" die orientalischen Namen immer mehr überhand nehmen: die Mendel, Heimann, Lesser,*) Cohnheim, Mendelssohn, Seelig, Wertheim, Hitzig, Minkowski, Marcuse, Aronsohn, Asch und wie die modernen Zierden der medizinischen Wissenschaft sonst noch heißen mögen. Die von Herrn von Goßler in Sachen des Mißbrauchs der Vivisektion

*) In Leipzig giebt es deren zwei, mit und ohne „von". Auch der berüchtigte Vivisektor Cyon (schon seit Jahren von der russ. Regierung unter sympathischer Zustimmung der Studenten seiner Stellung an der „medicinischen Akademie" in Petersburg entsetzt, jetzt in Paris) ist Israelit, von dem nicht minder berüchtigten Schiff höre ich das Gleiche.

befragte Berliner medizinische Fakultät umfaßt nicht weniger als dreizehn jüdische Professoren (davon 3 getaufte Juden) und fünf und dreißig jüdische Privatdozenten. Es gehört mit zu den Symptomen unseres Bildungszustandes, daß wir die geborenen Parvenu's, der Schöpfung wie der modernen Gesellschaft, am beflissensten und grausamsten in der Erfindung neuer Martern ihrer beklagenswerthen Opfer sich bethätigen sehen, um auf der Leiter der Vivisektion zum Tempel des Ruhmes hinaufzuklimmen. Als Beispiel diene der von Prof. Mendel (Berlin) inaugurirte, von Dr. Heimann fortgesetzte neueste Vivisektionssport: Hunde auf einer Drehscheibe 1 bis zwei Minuten lang täglich in wildem Wirbel (60—80 Drehungen in der Minute) umzudrehen, wodurch sie in einen blödsinnigen Zustand verfallen. Auf diese Weise wird ein kräftiger Hund 5/4 Jahre nach rechts gedreht, ein anderer neun Monate nach links: das Aussehen eines solchen unglückseligen Opfers erinnert dann durch die weit hervorgequollenen Augen, nach des Vivisektors eigenen Worten an ein Meduſenhaupt. Ferner die massenhaften Hundeverbrühungen des Leipziger Professors L. v. Lesser, oder die von den Professoren Cohnheim und Mendelssohn (ebenda) seit Jahren betriebenen Experimente „künstlicher Erhitzung" der Thiere im „Wärmekasten" - man weiß, was die Herren Vivisektoren unter den harmlosen Benennungen „Erwärmung" oder Abkühlung" verstehen! In der That muß es durchaus in Abrede gestellt werden, daß jene tiefe „Erkrankung des wissenschaftlichen Bewußtseins", welche derartige „Experimente" zeitigt und sanktionirt, aus deutschen oder arischen, Charaktereigenschaften entspringe. Die orientalische Gesundheit muß uns anders Denkenden und Fühlenden als germanische Krankheit erscheinen, weil wir die Vorbedingungen dazu in der normalen Beschaffenheit germanischer, oder überhaupt europäischer Nationen nicht antreffen, denen sie vielmehr selbst erst auf der Drehscheibe einer jüdisch beeinflußten Civilisation „angedreht" und anerzogen worden ist. Auch hierüber muß man sich klar geworden sein, um an die Keime des Guten mit unserem verewigten Genossen den kräftigen Glauben sich zu wahren; liegen sie zur Zeit im Wüstensande verborgen, so gilt es sie zu pflegen und zu bewahren, damit dereinst die Oase christlichen Menschenthumes sich von ihnen aus weiter und weiter verbreite.

Unter der Herrschaft der Nützlichkeit ist uns die Natur fremd geworden, fremd auch das Thier, welches wir nur noch als auszubeutendes Werkzeug zur Befriedigung unserer utilistischen Velleitäten oder als luxuriöses Spielzeug kennen. Das große lebende Geheimniß der uns umgebenden Thierwelt spricht nicht mehr zu unserem sehenden Auge: stumpf und gleichgiltig überweisen wir seine Ergründung dem vivisecirenden Physiologen im Operationssaale. „Der Gott im Inneren der Menschenbrust, dessen unsere großen Mystiker über alles Dasein dahin leuchtend sich bewußt wurden, uns Deutschen war er innig zu eigen geworden: doch haben unsere Professoren viel an ihm verdorben: sie schneiden jetzt Hunde auf, um im Rückenmark ihn uns nachzuweisen, wobei zu vermuthen ist, daß sie höchstens auf den Teufel treffen werden, der sie etwa gar am Kragen packte" (R. Wagner). Die Kirche des

Mittelalters ist durch das Nützlichkeits-Dogma der „freien Forschung" verdrängt, etwa wie zur Zeit der großen französischen Revolution das Königthum durch die Schreckensherrschaft der Jakobiner. Fördern wir durch Thaten für das Gute das Herannahen der Zeit, da wiederum an die Stelle angemaaßter Rechte der „freien Forschung" ein wahrhaft menschlich-religiöses Bewußtsein tritt. Der Tag, an welchem endlich von Seiten der Regierungen der europäischen Staaten das völlige Verbot der Vivisektion erfolgen wird, wird auf diesem Wege eine Haupt-Etappe sein.

Bis dahin und darüber hinaus aber werden wir das Andenken unseres dahingeschiedenen herrlichen Freundes und Vorkämpfers in treuer dankbarer Erinnerung bewahren. Er ruhe sanft!

Riga, Juni 1888. C. Fr. Glasenapp.

Die Geistlichen und der Thierschutz*).

„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig." Dieses Schriftwort verpflichtet schon die Frommen des Alten Bundes zum Erbarmen mit den Thieren, wie vielmehr aber sind die Bekenner des Christenthums, der Religion der Liebe und vor allem die Geistlichen dazu verpflichtet und müssen sich dazu angetrieben fühlen. Wo besonders soll das Seufzen der Kreatur, von dem Paulus (Röm. 8) so ergreifend ein tief zu beherzigendes Wort redet, ein Echo finden, wenn nicht bei denen, die in Liebe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit den anderen Christen voranleuchten sollen? Darum legt Hand ans Werk, ihr lieben Brüder, denn das Elend und die Noth der gemarterten Thierwelt ist unendlich groß. Es darf nicht bei den vereinzelten Stimmen in den Reihen der Geistlichkeit bleiben, nein, ins Vordertreffen müssen wir auch hier treten und es soll auch hier nicht von uns heißen, was von dem Priester im Gleichniß vom barmherzigen Samariter geschrieben steht: „Da er es sah, ging er vorüber." Da er es sah, heißt es. Es ist nicht schwer, diesen Jammer und dieses Seufzen wahrzunehmen, wenn man nicht geflissentlich die Augen verschließt, wenn man nicht in dumpfer Trägheit vor dem dunklen Vorhang zurückbebt, in der Ahnung, daß sich dahinter Fürchterliches birgt, das man kennen lernen muß, um ihm abzuhelfen. Es ist nicht schwer, das Seufzen der Kreatur zu vernehmen.

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur.
Es ringt und seufzet nach Verklärung,
Entgegenharrend der Gewährung,
In Liebesangst die Kreatur.

Es sind unverschuldete Leiden, in welche die arme Kreatur hineinversenket ist. Weißt du nicht, daß um der sündigen Menschen willen Tod und

*) Aus der christlichen Zeitschrift „das Pfarrhaus". Herausgeber und Redacteur: Pastor Dr. H. Steinhausen.

Schmerz durch Natur und Kreatur sich hindurch zieht? Es ist eine von Naturforschern ausgesprochene Thatsache, daß in vieler Thiere Augen sich ein großer Schmerz und tiefes Weh ausspreche und ein solches Thierauge ist der Spiegel der geängstigten Thierseele, auf der Furcht und Schrecken ruht. Doch was ist solches Seufzen gegenüber dem Jammer und den Martern, die tagtäglich oft in Unwissenheit, oft in falschem Wissenstrieb, oft aus Genußsucht, oft aber auch aus Bosheit an den Thieren geübt werden! Hörst du die vielen Klagen der Thiere oder gehst du vorüber? Kommt kein Jammern, kein Mitleid in dein Herz, du Statthalter Gottes auf Erden? Im deutschen Reich werden z. B. nach einer gründlichen statistischen Rechnung jeden Tag 130000 Stück Kleinvieh (Schafe Kälber, Schweine, Ziegen) geschlachtet, davon sind nur 15000 durch einen Schlag auf den Kopf betäubt, die übrigen werden langsam hingemartert und fühlen ihre Qualen bis an's Ende! Und es wäre so leicht zu helfen! Es kann einfach von der Ortsbehörde polizeilich angeordnet werden, daß kein Thier ohne vorhergehende Betäubung durch einen Schlag auf den Kopf oder durch die Bruneausche Schlachtmaske geschlachtet werden darf. Aber wer tritt für diese Sache ein? Wer ist vor allem dazu berufen? Siehst du es gleichgültig mit an, wenn die Dorfjugend um das schreiende, zu Tode gemarterte Schwein herumsteht und abgestumpft wird? Wie hat einst Jean Paul in seiner Levana vor solchen die Jugendherzen verhärtenden Eindrücken gewarnt. Aber man geht vorüber*). Man ahnt nicht, wie die Mordlust die Sucht zu raufen und zu stechen, durch solche Eindrücke ins Kinderherz gepflanzt werden. Das Säen läßt man ruhig geschehen, aber über die Schreckensernte erschrickt man schaudernd. Wie viele Verbrecher, das lehrt uns die Kriminalstatistik, haben mit kleinen Thierquälereien begonnen. Um der Thiere und um der Menschen willen leget darum Hand an's Werk, lieben Brüder, und helfet den edlen Menschen, die die Sache des Thierschutzes in die Hand genommen haben und nur noch am Anfange dieser Riesenarbeit stehen, weil ihnen vor allem die moralischen Kräfte, die durch Kirche und Schule wirksam gemacht werden müssen, nicht genug zur Seite stehen. — Diese sind vor allem nöthig bei Bekämpfung der schrecklichsten Thierquälerei; denn die größten Schmerzen leidet die seufzende Kreatur durch die Vivisektion. Was sind alle anderen Thierquälereien im Vergleich zu diesen furchtbar grausamen oft monatelangen, peinlichsten Mißhandlungen? Nur ein Tropfen im Vergleich zum Meere. Bei lebendigem Leibe werden die Thiere zersägt, aufgeschnitten, in Gluthöfen und in siedendes Wasser ge-

*) Anm. d. Red. Oder führt sie gar im Bilde vor, wie die jüngst ausgegebene illustrirte Abonnementseinladung des „Daheim" unter der Ueberschrift „Der pfiffige Fuhrmann" eine Reihe von Bildern bringt, in denen ein thierquälerischer Schlingel einen Ziehhund erst mit Schlägen traktirt, dann auf grausame Weise überlistet. Darüber soll man dann lachen! Wahrlich, solchen elenden Spaß sollte das deutsche Haus wenigstens der Kinder wegen weit von sich weisen und christlichen Familien sollte man so etwas zu bieten erst recht nicht wagen dürfen. Ueberhaupt bilden diese witzigen Illustrationen und Anekdoten, wie sie auch in christlichen Zeitschriften, Kalendern ꝛc. vielfach vorkommen, ein trauriges Kapitel, auf welches wir zurückzukommen gedenken.

worfen; das Gehirn wird ihnen herausgenommen, herausgespritzt, das Rückenmark zerquetscht, die Haut von den Beinen abgezogen u. s. w. — Natürlich lernt man manches aus solchen Martern; aber ob man's für die Heilung der Menschen brauchen kann, ist noch eine andere Frage, und wenn man einmal ein Fündlein brauchen könnte, soll man den geringen Gewinn eines oft trügerischen Wissens so furchtbar theuer um den Preis des Gewissens erkaufen? Man würde ja noch weit mehr seine wissenschaftliche Neugierde befriedigen können, wenn man so tief sänke, Verbrecher zu vivisezieren! Aber berühmte medizinische Autoritäten und tüchtige Aerzte erklären sich auch gegen die Behauptung von der großen wissenschaftlichen Ausbeute, die die Vivisektion für die Heilkunde hat; ich erinnere unter anderem nur an Lawson Tait, Prof. Dr. Niemeyer, Dr. Gryfanowsky, Dr. Voigt, und vor allem an den großen medizinischen Professor Dr. Hyrtl in Wien. Er sagt in seinem Lehrbuch der Anatomie, Wien 1881. 15. Auflage: „Was am lebendig sezirten Thier gesehen wird, können die Schergengesichter der Vivisekanten auch am frisch getödteten sehen. — – — In den Schulen die gaffende Menge öffentlich mit Atrocitäten zu unterhalten, deren Ergebnisse so oft contradiktorisch ausfallen, sollte gesetzlich verboten werden. Das divum humanitatis ministerium des Aerztes legt ihm die Pflicht auf, dieses Verbot mit allem Nachdruck zu fordern. Wer es ruhig mit ansehen kann, wie der Professor einer auf die Marterbank gebundenen Hündin die Jungen herausschneidet und sie eines nach dem andern der Mutter hinhält, welche sie winselnd beleckt und sich in ein Stück Holz mit wüthendem Ingrimm verbeißt, der soll ein Schinderknecht, aber kein Arzt werden." So weit Hyrtl. Er betont zwei Punkte, die auch uns antreiben müssen, mit aller Macht die antivivisektorische Bewegung zu unterstützen: das Mitleid mit der Kreatur und das Mitleid mit den Patienten, welche gefühlvolle Aerzte am Krankenbette haben wollen und sollen, keine mit hartgesottenen Herzen.

Für uns Geistliche bleibt diese ethische Seite der Vivisektionsfrage die entscheidende. Wir sind nicht in der Lage und auch nicht willens, wegen der wirklichen oder vermeintlichen Erfolge dieser Thierfolter mit den Fachmännern und ihrem nachbetenden Troß herumzudisputiren. Wir müssen einfach fragen: Soll die Moral über die Intelligenz herrschen oder die Intelligenz über die Moral? Ist das Mitleid höherstehend, oder das im Faustgeist geübte Forschen? Kommt zuerst das Wissen oder das Gewissen? Der Zweck darf uns nie solche Mittel heiligen. „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein." Wie es einen gesunden Hunger nach Speisen giebt und einen krankhaften Heißhunger, der kaum gestillt werden kann, so giebt es auch neben dem berechtigten und normalen Hunger nach Wahrheit und Erkenntniß derselben einen krankhaften mehr der Neugierde als der Wißbegierde dienenden Heißhunger, der da spricht: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen." So wenig der Mensch alle Gelüste seines Willens befriedigen darf, ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe seiner Mitgeschöpfe um zur Macht zu gelangen, so wenig darf er allen Gelüsten des Wissenstriebes

folgen, um zur Erkenntniß zu gelangen: hier giebt es Schranken, wo man das Wissen nur mit Hintansetzung des Gewissens erlangen kann. Wie jenes Streben des Willens zum Faustrecht führen würde, so kommt solches Forschen aus dem Faustgeist; aber Faustgeist wie Faustrecht sind vom Argen. Und daß das sittliche Zartgefühl es nicht duldet, daß man mit einem Zentner an Thieren verübter Martern ein Quentlein Leid bei Menschen zu lindern und zu heilen unternimmt, zeigt Albrecht von Hallers Beispiel; dieser große Mann hatte sich auch von seiner Forschbegierde zu einzelnen Vivisektionen drängen lassen, aber auf seinem Sterbebette empfand er darüber die heftigsten Gewissensbisse. Andere Stimmen sprechen dasselbe aus. Als Dr. Hoggan, ministerieller Sanitätsreferent in London die Vivisektorien verließ, rief er aus: „Möchte die Wissenschaft, ja möchte die Menschheit selbst zu Grunde gehen, so würde sich dennoch ein solches Vergehen gegen die sittlichen Gesetze der Natur nicht rechtfertigen lassen."

Die englische Geistlichkeit hat sich viel lebendiger an der Vivisektionsfrage betheiligt, als seither die deutsche. In England ist die Vivisektion infolge solcher energischen Agitation sehr eingeschränkt worden. In unserm Reiche ist die Bewegung gegen die Vivisektion noch im Flusse: es gilt, daß sie zu einem befriedigenden Abschlusse gelange, daß das öffentliche Volksgewissen erwache und die Abstellung aller unerlaubten Thierfolter fordere. Unser Leben erhält und verlängert Gott mit seiner Kraft und Macht und mit sittlich erlaubten Mitteln; aber aus dem blutigen Borne der Vivisektion wird nie die rechte Wahrheit quellen und der Baum der Erkenntniß und des Lebens wird nie auf solchem Boden blühen und Früchte bringen.

Wir Geistlichen sollen nun vor Allem die Pflichten der Liebe und des Mitleids predigen und das Wort wohl bedenken: „Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde!" — Wir wollen energisch Front machen gegen alle unerlaubte Thierquälerei und es mit der That beweisen, daß sich der Gerechte auch des Viehes erbarmt. —

Anm. Wir empfehlen es dringend den lieben Brüdern im Amt, dem Internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden, Amalienstraße 8 I. beizutreten und auf dessen Organ „Thier- und Menschenfreund" zu abonniren; von dort können auch die betreffenden antivivisektionistischen Schriften und Flugblätter bezogen werden.

Münster i. W. P. E. Knodt.

Das Taubenschießen in Petersburg.

Wie wir bereits öfters in diesen Blättern mitgetheilt haben, wird die Petersburger Thierschutz-Zeitung nicht müde das Taubenschießen als einen unwürdigen Zeitvertreib zu rügen, während die Vertheidiger dieses widerwärtigen Sports behaupten, daß es eine unbedingt nothwendige Uebung sei, um Fertigkeit im Schießen mit Schrotbüchsen zu erlangen. Nunmehr theilt Herr Lebedeff den Lesern des „Westnik" die tröstliche Nachricht mit, daß die

vom russischen Thierschutzverein vertretene Ansicht nicht nur von Thierschützern, sondern sogar von den Mitgliedern des Jagdvereins getheilt wird. Diese ehrenwerthe Gesellschaft habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die lebendigen Zielscheiben vollständig durch künstliche, d. h. durch unbewegliche oder bewegliche Scheiben ersetzt werden können.

So lautet wenigstens die Mittheilung einer Zeitung. In einem anderen ähnlichen Zeitungsartikel wird auf die fabelhafte Anzahl unschuldiger Opfer dieses müssigen und schändlichen Zeitvertreibs hingewiesen, welcher nicht einmal werth sei, in die Rubrik des „Sports" gerechnet zu werden. Bei einem einzigen Schießen sollen 500 Tauben getödtet worden sein! Welche Beweise dürften wohl deutlicher sprechen! „Und ist es in der That nicht sonderbar," sagt H. Lebedeff, „daß während wir gegen die überhandnehmende Vernichtung kleiner Vögel seitens unwissender Bauern unserer nördlichen Gouvernements ankämpfen, wir doch zu gleicher Zeit unter unsern Augen diesen müssigen Zeitvertreib unserer Herrchen dulden, denen doch immerhin irgend welche Bildung zu Theil geworden ist."

Die oben citirte Ansicht aus den Kreisen des Jagdvereins ist jedenfalls höchst erfreulich und wenn man der Mittheilung glauben darf, daß nämlich das Taubenschießen im März das letzte gewesen, bei welchem auf lebende Tauben geschlossen worden, und daß in Zukunft nur künstliche Tauben zur Verwendung kommen werden, so wäre wenigstens dieses eine Mal unsere „Stimme in der Wüste" nicht ungehört verhallt.

* * *

Bekanntlich hat sich der abscheuliche Sport des Taubenschießens vornehmlich in den Badeorten an der Nord- und Ostsee eingebürgert, wo er eine ergiebige Zugkraft auf blasirte Müssiggänger auszuüben nicht verfehlt und von dort auch zu uns nach Rußland verpflanzt worden ist. Um dieser auch in dem deutschen Ostsee-Bade „Heiliger Damm" mit Vorliebe gehegten Unsitte entgegenzutreten, beabsichtigt eine Förderin des Thierschutzes, Fräulein Agnes Engel in Schwerin, sich mit einer Petition an den Großherzog von Mecklenburg zu wenden und erläßt zu solchem Zweck den folgenden

Aufruf!

Wie allgemein bekannt, ist das Mecklenburgische Ostsee-Bad „Heiliger Damm" einer der wenigen Orte, wo noch die verabscheuungswürdige Sitte des „Taubenschießens" herrscht, der in jedem Sommer eine ungeheure Menge unschuldiger Geschöpfe zum Opfer fällt. Ueber diese Sitte besteht wohl — ausgeschlossen die kleine Schaar, welche an diesem Sport ihr „Vergnügen" findet — nur eine Meinung, nämlich die, daß ein solches Vergnügen nicht menschenwürdig, daß die Ausübung dieses Sports eine durch nichts zu entschuldigende, nicht einmal zu begründende Thierquälerei ist. In der Erkenntniß, daß der Versuch, einem solchen Unwesen zu steuern, am natürlichsten aus dem Lande hervorgehen muß, auf welchem dasselbe wie ein Schandfleck ruht, bin ich entschlossen, durch eine Petition an den Landesherrn, wie in jeder sonst möglichen

Weise, demselben entgegenzutreten, und bitte sämmtliche Thier-, Vogelschutz- und sonstige humanitäre Vereine, sowie einzelne Personen, mich in dieser Bestrebung unterstützen zu wollen. Dies kann erfolgreich geschehen:

1) Indem die Vereine sowohl wie die einzelnen Personen mir schriftlich ihre Bereitwilligkeit erklären, die Petition mit unterzeichnen zu wollen.
2) Indem Personen, welche gewohnt sind, ihre Stimmen öffentlich geltend zu machen — seien sie dazu berechtigt durch einen Vorzug des Standes, des Talentes oder des persönlichen Verdienstes — mir in kurzer Sentenz ihre Ansicht über den Taubensport mittheilen, damit ich diese Aussprüche zu einer Broschüre sammeln kann, welche der Petition beigelegt werden wird.
3) Indem mir seitens des gesammten Publikums alles, was über die Geschichte und Ausübung des Taubensports bekannt, kurz alles, was in Bezug darauf geschrieben, gesprochen und gehandelt wurde, mitgetheilt wird.

Das gesammelte Material wird sich hoffentlich zu einem erfolgreichen Agitationsmittel gegen den Taubensport überhaupt gestalten.

Mit der dringenden Bitte, dieser Angelegenheit eine allgemeine und warme Theilnahme entgegenbringen zu wollen, zeichne ich Hochachtungsvoll

Schwerin i. M. Agnes Engel.

Schutz gegen Stechfliegen.

(Von M. Sp. Frhr. v. Sternburg-Lützschena.)

Es dürfte namentlich jetzt in der heißen Jahreszeit, wo die Belästigung der Pferde und weidenden Thiere durch Bremsen, Mücken und Stechfliegen ihren Höhepunkt erreicht hat, wohl manchem Pferdebesitzer und Thierfreund willkommen sein, einige einfache Mittel zum Schutze gegen diese Insekten kennen zu lernen, durch deren Anwendung vermittelst direkten Auftragens auf den Körper man die Thiere, selbst bei dem intensivsten Andrang dieses, ihnen sogar erheblich gefährlich werden könnenden Schmarotzerheeres von der Kalamität befreien kann.

Die Belästigung unserer Hausthiere durch die Zweiflügeler besteht in Folgendem:

1) Sie werden durch ein anhaltendes Hin- und Herlaufen auf dem Körper unserer Hausthiere diesen dadurch unbequem, daß sie in Folge dieser Manipulationen eine fortdauernde Ueberreizung auf deren Nerven und Muskeln ausüben; indem nämlich die Muskelthätigkeit der heimgesuchten Thiere behufs Abwehr ihrer Peiniger fortwährend in nervöser Aktion erhalten wird, werden dieselben aufgeregt und die Folge davon ist ein unnöthiger Verbrauch der Körperkraft und hieraus indirekt folgend, eine Vergeudung an Futter. Zur Gattung der hier in Betracht kommenden Zweiflügeler gehört schon unsere Stubenfliege, nebst einer Menge anderer kleiner Fliegen, welche leicht mit dieser verwechselt werden. Ferner die Schmeißfliege, die Aasfliege und ähnliche.

2) Eine weitere und noch schlimmere Belästigung entsteht unseren Hausthieren jedoch dadurch, daß ein großes Kontingent der hier erwähnten Schmarotzer Blutsauger sind, welche mit ihrem Stechapparat sich in die Haut ihrer Wirthe einbohren, um deren Blut zu ihrer eigenen Ernährung auszusaugen. Die Stechfliegen umschwärmen mit Vorliebe den Kopf, die Ohren, das Maul oder die Augen der ihnen exponirten Säugethiere, und verursachen durch ihre scharfen Stiche nicht nur heftige Schmerzen, sondern oft auch die bösartigsten und sogar lebensgefährlichsten Entzündungen. Von diesen Stechfliegen mögen hier die bekanntesten, als z. B. die sogen. Gewitterfliege, die Bremsenarten (Viehbremse = Tabanus bovinus) und die Stechmücken (Simula ornata, S. reptans) erwähnt werden.

Hierher gehört auch die seltener vorkommende, aber um so gefährlichere Kolmberger Mücke (Simula maculata), welche zwar sehr klein ist, dennoch aber, wenn sehr zahlreich vorhanden, derart verheerend wirken kann, daß Fälle erwiesen sind, wo sie Rinder, Pferde und zahlreiches Kleinvieh zu tödten vermocht hat.

3) Endlich besteht auch ein, durch die hier besprochenen Zweiflügeler unseren Thieren verursachter, erheblicher Nachtheil an ihrer Gesundheit darin, daß die Larven gewisser Arten dieser Schmarotzerfliegen sich in der Haut, in den Kiefer- und Stirnhöhlen, in der Rachenhöhle sowie auch im Darmkanal ihrer Wirthe einen Aufenthalt suchen, um daselbst gewisse, zu ihrer weiteren Entwickelung nothwendige Stadien durchzumachen, wobei sie zunächst als einfache Parasiten durch Entziehung von Nahrungsstoffen ihrem Wirth schaden. Ferner aber auch können sie Erreger verschiedener, sogar bisweilen sehr gefährlicher Krankheiten werden, welche die Gesundheit nicht nur dauernd beeinträchtigen, sondern zuweilen den Tod herbeiführen. Hierzu kommt auch noch, daß die Larven verschiedener Fliegen sich gern an Geschwüre oder offene Wunden ansetzen, deren Heilung verzögern und erschweren. Hier sind zu nennen die Hautdassel- oder Biesfliegen (Oestrus bovis), die Schafbremsen, (Oestrus ovis) und die Magenbremse des Pferdes (Gastrophilus equi). Die sog. Brechfliege oder blaue Schmeißfliege (Musca vomitoria) und ebenfalls die bereits erwähnte Aasfliege (M. badaverina) legen mit Vorliebe ihre Eier an Geschwüre und offene Wundstellen, woselbst die Larven dann auskriechen und sich einnisten, in derselben Weise schadet auch die graue Fleischfliege den Wunden der Hausthiere. Wunden, welche unbedeckt gehalten werden müssen, sind vor Fliegen und deren Eiern durch Bestreichen mit Terpentinöl, sehr verdünnter Karbolsäure, schwacher Karbolsalbe oder auch stinkendem Thieröl zu schützen. Weidethiere können vor der Aquisition von Larven der Hautdasselfliege am sichersten durch gute Hautpflege und tüchtiges Putzen resp. Waschen geschützt werden. Gegen die Schafbremsen schütze man die Thiere dadurch, daß man in den Monaten von Ende Juli bis Ende September, wenigstens die dafür sehr empfänglichen Lämmer und Jährlinge, nicht an Orten auf die Weide treibt, wo sich die Schafbremsen gern aufhalten. Empfohlen wird hier außerdem als direktes Schutzmittel das Bestreichen der Nasenlöcher der Schafe mit Franzosenöl, Theer oder einer Mischung aus den

weiter unten angeführten Recepten, denn es ist bekanntlich die Nasenhöhle der Schafe, durch welche die Eier von Oestrus ovis in ihr Inneres gelangen. Eine Schafherde zeigt beim Heranschwärmen dieser Fliegen, welche ihnen zur Erledigung ihres Legegeschäfts beizukommen suchen, einen panischen Schrecken und große Unruhe und sie verstecken instinktmäßig die Köpfe in einander. Ein gewissenhafter Schäfer sollte hierauf merken und rechtzeitig seine vorbeugenden Maßregeln gegen die Befallung treffen.

Ich lasse hier noch einige Recepte für besondere, und zwar hauptsächlich gegen die Angriffe der Stechfliegen anzuwendende Schutzmittel folgen, welche ich für den alltäglichen Gebrauch besonders empfehle, zumal ihre Herstellung bequem und billig ist.

I. Ein unbedingt sicheres Mittel ist eine Mischung von Asa foetida 4 Loth, in einem Glase Weinessig und 2 Gläsern Wasser gelöst. Dieses wird mit einem Lappen oder Schwämmchen an den den Bremsen- und Stechfliegen-Bissen ausgesetzten Körpertheilen aufgetragen.

II. Ein sehr wirksames Mittel, namentlich zur Anwendung auf gewissen, besonders dem Zudrang der Insekten ausgesetzten Punkten, wie z. B. Nasenränder, Augen und zumal Ohren, ist das sogen. Kadeöl, (ein Produkt der trockenen Destillation des Wachholderbeerholzes), wovon nur einige Tropfen auf die besonders exponirten Stellen aufgestrichen zu werden brauchen. Dieses Mittel wirkt nachhaltig in Folge seines intensiv brenzlichen Geruches und kostet sehr wenig. Namentlich eignet es sich, um das sehr empfindliche innere Ohr durch Ausstreichen desselben zu schützen und ersetzt z. B. bei Pferden auf diese Weise die sogen. Ohrenklappen.

III. Zu empfehlen ist auch eine Abkochung von gewöhnlichem ordinären Tabak: 1 Theil zu 30 Theilen Wasser, und Abwaschung damit.

IV. Ferner ist verdünntes Benzin, verdünntes Petroleum, auch stark verdünnte Karbolsäure zur Einschmierung als Schutzmittel zu erwähnen. (Stark verdünnte Karbolsäure, in die innere Fläche des Ohres, ersetzt z. B. bei Zugochsen die Ohrenklappen.)

V. Ein vorzügliches und praktisches Mittel ist eine Abkochung von grünen Wallnußblättern, oder den grünen Schalen der Wallnüsse in Weinessig. Man verwendet 60 Gramm Blätter auf 1 Liter Wasser und 1/6 Liter Weinessig (Spriteſſig ist nachtheilig), zusammen abgekocht. Eine hiermit vorgenommene Waschung des Pferdes schützt dasselbe tagelang vor Fliegen, und so lange der Wallnußgeruch vorhält. Auch das starke Abreiben der Thiere mit frischen, grünen Blättern des Wallnußbaumes hilft in der Noth und Schnelligkeit schon recht gut, wenn man zur Herstellung des Decoctes keine Gelegenheit hat.

VI. In Mecklenburg ist vielfach zum Schutze der Pferde gegen Insekten auf Waldwiesen das Verfahren im Gebrauch, mit einer Mischung, bestehend aus Hirschhornöl, ungereinigter Karbolsäure und Petroleum zu gleichen Theilen, das Haar der Pferde oder Ochsen an den exponirten Stellen anzufeuchten, wodurch die Fliegen und Bremsen die Thiere ängstlich meiden.

VII. Zum Schutze namentlich des weidenden oder arbeitenden Rindviehes, welches von Bremsen, großen und kleinen Mücken so sehr heimgesucht zu werden pflegt, daß es oft durch das Abwehren derselben ebenso ermüdet wird, als durch die Arbeit selbst, ja sogar sich nicht einmal vor dieser Plage satt fressen kann, ist noch folgende Salbe von sehr gutem Erfolg: Man nehme Aloë, Koloquinten, Ochsengalle, Raute und Weihrauch, von jedem gleich viel, lasse dasselbe in etwas Oel kochen und seihe es dann zuletzt durch. Zum Gebrauch werden den Ochsen und Kühen mit dieser Salbe das Innere der Ohren, die Umgebung der Augen und die sonst den Fliegen besonders zugänglichen Körperstellen bestrichen.

VIII. Schließlich erwähne ich hier noch den Gebrauch des Naphtalins als Schutzmittel. Man nimmt dazu Naphtalin in Spiritus gelöst, und setzt der Lösung so viel Wasser zu, daß das Naphtalin zu 5 Procent in der Waschlösung enthalten ist. Für Zugthiere, welche viel auf Waldwiesen und in feuchten, mit Buschwerk durchwachsenen Gründen arbeiten müssen, wo sich das Fliegengeschmeiß namentlich gern aufhält, ist ein Auflegen eines engmaschigen Fliegennetzes und von Ohrenklappen sehr zweckmäßig.

IX. Zum Schutze offener Wunden, an welche das Fliegenzeug gern seine Eier legt, und sich setzt, bestreiche man diese am besten mit Terpentinöl, Karbolsalbe oder stinkendem Thieröl. Das Aussetzen von Chlorkalk an mehreren Stellen im Stall hält den Zudrang der Fliegen von außen her wirksam ab.

Zur Linderung von heftig schmerzenden Stichwunden, welche sich stark entzündet haben und eine bedeutendere Geschwulst aufweisen, bestreiche und überträufele man diese mit einem säurebindenden Mittel, von denen folgende sich hierzu bewährt haben; a. brauner Tabaksaft (sog. Schmirgel) aus Pfeife oder Cigarrenspitze, welcher das Produkt der trockenen Destillation des Tabaks beim Rauchen vorstellt, und durch seinen, auf die Giftsäure des Stiches neutralisirend wirkenden Gehalt an kohlensaurem Ammoniak, Linderung verschafft; oder b. Salmiakgeist, welcher ebenfalls durch seinen Ammoniakgehalt auf die, den Schmerz dieses Stiches bewirkende, sog. Ameisensäure bindend wirkt, die Hauptsache bei heftigen Entzündungszuständen, welche Gefahr zu bringen drohen, ist sofortiges Kühlen.

Vertreibung des Maulwurfs.

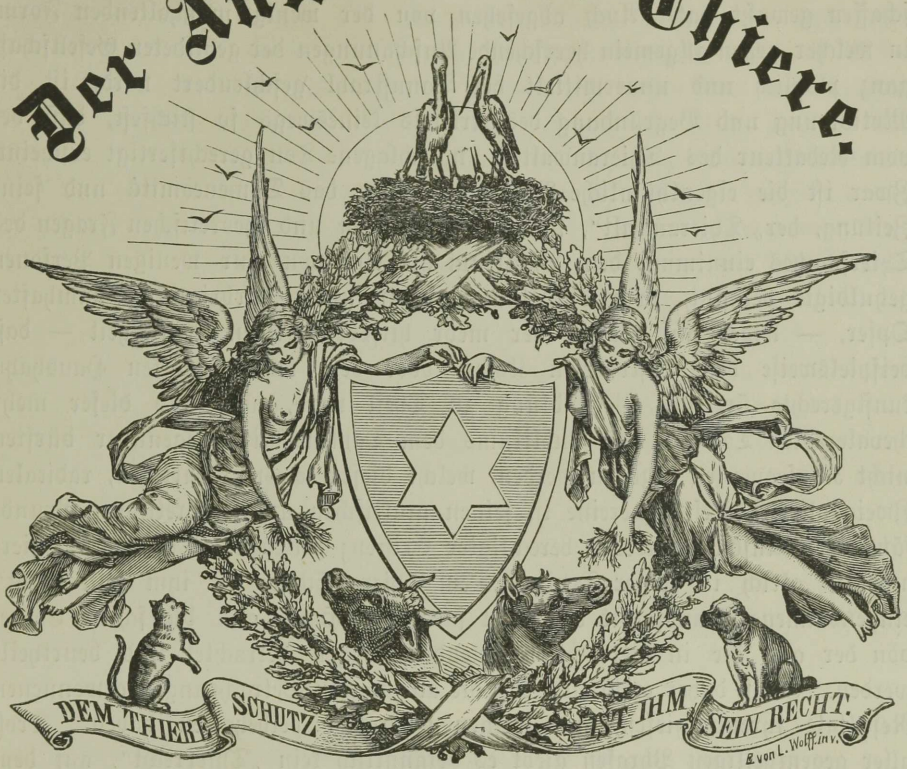
Da der Maulwurf — im Garten und auf den Wiesen ausgenommen — ein sehr nützliches Thier ist, so sei folgendes Mittel, ihn ohne Tödtung zu vertreiben, bestens empfohlen: Wenn der Maulwurf einen Hügel aufgeworfen hat, begleiche man denselben und stecke in die Luftröhre des Hügels einen mit Petroleum getränkten Lappen, — der Geruch vertreibt die Thiere.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 30 Іюня 1888 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

IV. Jahrgang. September und October 1888. № 9 und 10.

Zum Artikel „Nobele Passionen".

v. L.—W. Wir müssen annehmen, daß die Frage, die wir in unserem vorigen Leitartikel behandelt, die geehrten Leser zum Nachdenken über das psychologische Problem der Jagdpassion angeregt haben wird, und so glauben wir dem Wunsche derselben zu entsprechen, wenn wir die Entgegnung auf unseren Artikel, die uns aus der Feder eines passionirten Jägers geworden ist, ihnen nicht vorenthalten und alsdann unsere Erwiderung unmittelbar darauf folgen lassen.

Herr Oberhofgerichts-Advocat Miram antwortete uns in Nr. 189 der „Rigaschen Zeitung" mit Folgendem:

Mit Veröffentlichung des beregten Artikels ist ein bereits abgethaner Streit, und zwar im Jahrgang 1885 des „Thieranwalts", wieder aufgenommen. Er hat in wenig veränderter Gestalt nur dadurch eine andere

Bedeutung gefunden, daß er nicht, wie bisher, Geheimniß des „Thieranwalts“ geblieben, sondern sich einen Raum in der „Rigaschen Zeitung“ zu verschaffen gewußt hat. Auch abgesehen von der wenig maßhaltenden Form, in welcher gegen allgemein herrschende Anschauungen der gebildeten Gesellschaft ganz plötzlich und unvermittelt der Bannstrahl geschleudert wird, ist die Motivirung und Begründung des Artikels keineswegs so stichfest, daß der vom Redakteur des „Thieranwalts“ angeschlagene Ton gerechtfertigt erscheint. Zwar ist die eigenthümliche Richtung, welche das Damencomité und seine Zeitung, der„ Thieranwalt“, in allen praktischen und theoretischen Fragen des Thierschutzes einnimmt, dem Publikum als eine von nur wenigen Personen gehuldigte bekannt, zwar duldet man sogar unter Darbringung namhafter Opfer, — leider auf Kosten der mehr hilfsbedürftigen Menschheit — daß beispielsweise dem obstruirten Kater, oder dem kehlkopfkranken Haushahn kunstgerechte ärztliche Behandlung zu Theil wird, aber aus dieser mehr chevaleresken Toleranz des Publikums dem Damencomité gegenüber dürften nicht Konsequenzen gezogen werden, welche diesem auswuchsartigen, radicalen Zweig aller Thierschutzvereine in seinen praktischen und theoretischen Grundsätzen den Anschein wirklich berechtigter Existenz beilegen. Der vom „Thieranwalt“ gleich in seiner Devise „Dem Thiere Schutz, ist ihm sein Recht“ eingenommene Standpunkt bezeichnet schon von Hause aus die schiefe Ebene, von der aus die in Betracht kommenden Fragen betrachtet und beurtheilt werden. Es ist daher erklärlich, daß die aus solchen Betrachtungen gewonnenen Resultate ihren schiefen und irrigen Charakter beibehalten haben. Trotz aller gegentheiligen Phrasen giebt es bekanntlich kein „Thierrecht“, auf dem der Thierschutz basirt ist. Die Wurzeln des Thierschutzes sind einzig und allein in der Menschenbrust zu finden, deren durch Gesittung und Kultur verfeinerte Saiten bestrebt sind, sich mit der Behandlung der Thiere in harmonischen Einklang zu bringen. Dieses Bestreben hat sich in dem freiwilligen Verzicht des Menschen auf einen Theil seiner Machtvollkommenheit über das bisher seiner uneingeschränkten Herrschaft unterworfene Thier in soweit bekundet, als die Grenzen solchen Verzichts in einigen wenigen, die Thierquälerei betreffenden Polizeigesetzen ihren Ausdruck gefunden haben. Diese Grenzen zu durchbrechen, willkürlich zu erweitern und die bestehende Weltordnung mit sophistisch zusammengesuchten Ideen zu verbessern, ist das Bestreben des „Thieranwalts“, dem es dabei gar nicht darauf ankommt, den Beweis eines bestehenden „Thierrechts“ anzutreten, dem Anhänger des Renn= und Jagdsports Mordlust, Roheit und gemeinen Verbrechersinn anzuhängen. Recht und Concession sind zwei verschiedene Begriffe, die Niemand, am wenigsten der Jurist, verwechseln und verdrehen darf. Das Thier ist rechtsunfähig, willens= und persönlichkeitslos, es ist somit Sache, Eigenthumsobject des Menschen, über das letzterer seine ihm rechtlich zustehende totale Herrschaft auszuüben befugt ist. Die Einschränkungen dieser Herrschaft richten sich lediglich gegen unnütze Thierquälereien, die wiederum mit der regelrechten Jagd nur von solchen Personen identificirt werden können, die von der Jagd durchaus nichts verstehen, oder die damit etwas

beweisen wollen, was nur im Anwalt der Thiere behauptet wird. Das Thier ist dazu da, um gejagt, gefangen und geschlachtet zu werden, so bestimmt es unser ewiges, im Buch der Bücher enthaltenes christliches Sittengesetz (2. Pet. 2, 12). Nicht der Jagdsport, sondern bloß die Wilddieberei wird mit Strafe bedroht, so bestimmt es unser aus der neuesten Zeit stammendes Jagdgesetz. Ist die Berechtigung zur Jagd jeglicher Art damit unzweifelhaft festgestellt, so käme der mit der Jagdausübung verfolgte Zweck überhaupt nicht mehr in Frage, da die citirten Gesetze, welche die von uns augenblicklich eingenommene Stufe der Moral wiederspiegeln, eine Einschränkung des Jagdrechts mit Rücksicht auf einen bestimmten Zweck nicht vorschreiben. Damit wäre eigentlich diese Frage erledigt. Dennoch will ich dem Gedankengang meines Gegners folgen und seiner Behauptung, die Jagd, als Sport betrieben, sei eine rohe, weil zwecklose und unnütze Thierquälerei, etwas näher treten. Nach dieser Ansicht wäre nur die aus Erwerb betriebene Jagd allenfalls gerechtfertigt, dagegen fehle dem Jagdsport der ihn rechtfertigende Zweck. Die sogenannten „Nobelen Passionen" hätten diesen Zweck nicht aufzuweisen und wären daher nicht „nobele und edle, sondern rohe Vergnügungen" zu nennen. Warum Baron Wolff unter dem Ausdruck „nobele Passionen" edle Leidenschaften und nicht, was viel näher liegt, „Passionen der Nobiles" verstehen will, nämlich Passionen, die seit Alters her von Leuten edlen Standes, denen Zeit und Geld hierzu nicht fehlte, geübt worden, ist nur mit dem Bestreben erklärlich, seiner Beweisführung zu Hilfe zu kommen. Den sorgsam verborgenen Fehler im künstlich construirten Bau seiner sittlichen Grundsätze hat Baron Wolff mit schuldiggebliebener Definition und Begrenzung des bei dieser Frage ausschlaggebenden Wortes „Zweck" begangen. Darf man das Thier nur dann tödten, wenn man angewiesen ist, von dem Cadaver sich zu sättigen oder sonst für die eigene Existenz etwas zu erwerben? Darf man das Thier tödten, um Schaden und Belästigung abzuwenden? Oder darf man es auch tödten, um sonstige Vortheile und Annehmlichkeiten, die man im Leben zwar entbehren kann, aber nicht gut missen möchte, zu erlangen? Wo liegt die durch den „Zweck" gezogene Grenze für die gerechtfertigte und für nichtgerechtfertigte Jagd? Ohne diese Grenze genauer festzustellen, macht mein Gegner einen ebenso kühnen, als verfehlten Sprung mit seiner Behauptung, der passionirte Jäger verfolge keinen anderen „Zweck", als den, seine Mordlust zu befriedigen! Jeder passionirte Jäger wird bekennen, daß diese Insinuation eine seiner Passion fremde ist. Der Anblick des verendenden Rehs veranlaßt jeden gebildeten Jäger, sich abzuwenden und erhöht keineswegs, sondern verleidet ihm sein Jagdvergnügen. Hätte die Jagdpassion „Mordlust" als erklärendes Motiv, so würde folgerichtig der passionirte Jäger seinen Zweck mühelos, jedenfalls bequemer erreichen, wenn er seine Mordlust an bereits eingefangenen oder gefesselten Thieren befriedigte. Für diese Gattung Sport würde ein Schlachthaus geeigneter sein, als der Wald. Mit diesen unbestreitbaren Thatsachen wäre der indirecte Beweis dafür erbracht, daß Mordlust die Quelle der Jagdpassion nicht sein kann. Es fragt sich nun aber, worin

der oft unwiderstehliche Trieb zur Jagd, die Passion des Jägers, besteht, ferner welche Zwecke mit dem Jagdsport verfolgt werden und ob diese Zwecke nach normal menschlichem Urtheil den Sport rechtfertigen. Es muß freilich diesen Betrachtungen die eigentlich selbstverständliche Bemerkung vorausgeschickt werden, daß menschliche Verhältnisse mit menschlichem Maß und nicht mit dem Maß einer abstracten Idee bemessen werden dürfen. Dieses Bemühen des Baron Wolff ist nächst den angedeuteten Verdrehungen feststehender Begriffe ein Grundfehler seiner hier besprochenen Betrachtungen. Das ideale Bild eines Engels würde in lächerlicher Weise verunstaltet werden, wenn man den Engel mit menschlichen Beinkleidern darstellen wollte oder umgekehrt den Menschen im Costüm eines Engels als Kennzeichen besonderer Herzensgüte und Gesittung. Ebenso lächerlich-sentimental handelte der Mensch, wenn er in seinem ausgebildeten, sittlichen Gefühl so weit ginge, das Abschießen eines Hasen nur dann als erlaubt zu halten, wenn er nothgedrungen ihn gleich zu essen oder zu verkaufen beabsichtigt. Der Vegetarianer geht freilich in seinem Zartgefühl noch weiter, indem er, um seine Hände nicht mit Thier- oder Hasenblut zu beflecken, sich mit Kohl oder Unkraut den Magen füllt, — de gustibus non est disputandum —, aber Verirrungen menschlichen Geistes bleiben solche Erscheinungen immerhin. Der Grad ihres Krankseins hält gleichen Schritt mit der Entfernung von der durch Naturgesetze geregelten Wirklichkeit und mit dem kindlichen Bemühen, ein unfaßbares überirdisches Ideal zu erhaschen, dessen Fuß alle irdischen Verhältnisse als Stützpunkt verschmäht.

Mit solchem Verfahren fördert man unsere Verhältnisse nicht, sondern man bringt mit Scheingründen nur arge Verwirrung in dieselben und vermag schließlich selbst den Ausgang nicht mehr zu finden. Angenommen, Baron Wolff hätte mit seiner Ansicht, die Berechtigung zur Jagd von bestimmten Zwecken abhängig zu machen, trotz Bibel und Jagdgesetz Recht, so dürfte man immer noch fragen, warum er diese Zwecke lediglich auf Erwerb und Victualie beschränkt. Alles, was hier auf Erden gleich dem Thiere zur Kategorie der Sachen gehört, dient bekanntlich den mannigfaltigsten Zwecken und Bedürfnissen des Menschen, welche ihm das Leben nicht allein mit dem Allernothwendigsten ermöglichen, sondern mit den mannigfachsten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verschönen. Für die Musik liefert das Thier die Darmsaite, den Farbstoff zum Färben und Malen, seinen Federbalg muß der bunte Vogel als Schmuck zum Damenhut hergeben ꝛc. und doch sind alle diese Dinge, für die das Thier sterben muß, eigentlich entbehrlich, dienen bloß der Lust und dem Ergötzen des Menschen. Sie haben gleich dem Jagdsport, wollte man diesen auch nur als Vergnügen auffassen, einen Zweck, der, wie in tausend anderen Fällen, dem Verhalten der Menschen nach der unumstößlichen Weltordnung seine Berechtigung verleiht. Mit abstracten Grundsätzen der Moral darf man, wie gesagt, nicht Concreta beurtheilen wollen, welche an ewig feststehende Gesetze gebunden sind und daher sich zum rein Idealen nicht hinaufschwingen können. Das Leben voller Kreatur ist nichts Anderes, als der ewig hier geführte Vernichtungs-

kampf, an dem der Mensch bewußt oder unbewußt gleich jedem anderen Geschöpf theilnimmt und theilnehmen muß. Diesem Kampfe entsagen, heißt dem Leben entsagen. Dem Idealen nachstreben, ist zwar des Menschen Pflicht, das vollendete Ideale erreichen, ist unmöglich. Entsage der Jagd, entsage der Musik, der Malerei, der schmucken Bekleidung ꝛc. und du wirst vielleicht doch nur einzelnen Wenigen gefallen und dir dabei, in letzter Konsequenz deiner sittlichen Grundsätze, alle Lebensbedingungen abschneiden. Hat somit der Jäger nach bestehendem rechtlichen und sittlichen Gebot nach einem Jagdzweck nicht zu fragen, so kann man dennoch nicht behaupten, daß der Jagdsport keinen ihn rechtfertigenden Zweck verfolge. Betrachten wir zunächst des Jägers Interesse an der Beute, so muß als Thatsache anerkannt werden, daß keinem wirklich passionirten Jäger die Beute gleichgiltig ist. Sie ist ihm nicht bloß als in Aussicht stehender Wildbraten, sondern als Jagdtrophäe, von so großem Werth, daß er oftmals den drei- und vierfachen Werth für die Erlangung der verfallenen Beute zahlt. Er wird in keinem Falle das erlegte Wildpret im Walde oder Felde liegen lassen, sondern selbst unter den erschwerendsten Umständen seine Beute mit sich tragen. Ferner muß als Jagdzweck und Triebfeder der räthselhaften Jagdpassion die Befriedigung des menschlichen Ehrgeizes im Kampfe mit dem körperlich weit besser ausgestatteten Thier bezeichnet werden, welches, sei es an Kraft, Ausdauer, Geschicklichkeit oder Sinnesschärfe, dem Menschen soweit überlegen ist, daß er nur mit künstlichen Hilfsmitteln, die ihm sein Verstand erfunden und in die Hand gegeben hat, überhaupt als einigermaßen ebenbürtiger Gegner gelten und auftreten kann. In diesem Sinne ist sogar der furchtsame Hase mit Recht als „ebenbürtiger" Gegner zu nennen und der Mensch vermag diesen flinken und wachsamen Gegner ohne Gewehr und Schießpulver im offenen Kampfe — abgesehen von Schlingen und Netzen — nicht zu besiegen. Für diesen Kampf des Jägers giebt nicht „Mordlust", sondern Kampfesmuth und Ehrgeiz des Menschen die treibende Kraft. Der Ehrgeiz tritt dabei nach zwei Richtungen zu Tage und zwar im Bestreben, dem stärkeren Thiere gegenüber Sieger zu bleiben und im Bemühen, dem Jagdkameraden durch Geschicklichkeit und Findigkeit als guter Jäger zu erscheinen. Dabei muß jedoch Baron Wolff gleich darauf aufmerksam gemacht werden, daß bei diesem Kampfe das Schießpulver noch lange nicht genügt, um den Ausgang fraglos immer zu Gunsten des Menschen zu stellen. Der Sonntagsjäger und eine große Zahl sich Jäger nennender Personen sind trotz Pulver und Gewehr dem Hasen ganz ungefährliche Gegner. Weit bösartiger ist ihr Charakter gegenüber den eigenen Jagdhunden oder den Beinen ihrer Nebenschützen. Ebenso wenig wie Derjenige schon Maler oder Clavierviruos ist, der Pinsel, Farbenkasten oder ein Clavier besitzt, ebenso wenig wird man, mit einem noch so großen Pulverhorn versehen, auf der Jagd Erfolge erzielen. Hierzu gehört die nöthige Geschicklichkeit, Kunst und Combinationsgabe, Kenntniß des Thierlebens, Ortssinn und eine ganze Reihe körperlicher Vorzüge, die den Jäger erst in die Lage bringen, alle Strapazen und sonstigen Schwierigkeiten der Jagd zu überwinden. Das große Pulverhorn

wird dem Sonntagsjäger gleich von Hause aus naß und nutzlos werden, wenn er den schmalen, mit einem Baumstamm überbrückten Waldbach nicht zu überschreiten gelernt, er wird dem Hasen und seinen Jagdkameraden immer nur die lustige Person bleiben, deren Kampffähigkeit trotz Pulver und Gewehr nur Lacherfolge erzielen wird. Damit wäre gleichzeitig auch schon der dritte Jagdzweck berührt, nämlich der Gewinn des Jägers durch Ausbildung, Abhärtung und Stärkung des Körpers, — Vortheile von namhaftem Werth, die man auf andere Weise in dem Maße nicht erwerben kann, weil man seine natürliche Trägheit mit dem Jagdeifer leichter überwindet und auf der Jagd erst gezwungenermaßen Gelegenheit findet, Leibesübungen der mannigfachsten Art vorzunehmen. Der wetterfeste Jäger verdankt — das werthvollste Gut des Menschen — seine eiserne Gesundheit zum großen Theil seiner Jagdpassion und gewinnt mit letzterer gleichzeitig als vierten Jagdzweck die Gelegenheit, seinem Geiste die wohlthuende Erholung und Erfrischung insofern zu gewähren, als er seine Gedanken und Sinne, die von gespannter Aufmerksamkeit während der Jagd gefangen genommen sind, gewaltsam von den Alltagssorgen abwendet und damit seinem Geiste die nöthige und erfrischende Ruhepause verschafft. Abgesehen von vielen anderen geringeren, das Jagdvergnügen erhöhenden Momenten, die wohl im Genuß der angeregten, munteren Gesellschaft, des Jagdfrühstücks ꝛc., zu finden wären, dürfte als letzter Jagdzweck, der Reiz der mit der Jagd verbundenen Poesie nicht vergessen werden. Freilich wird sie nicht Jedem verständlich und erschlossen sein, denn Diana ist vorsichtig in der Auswahl ihrer Genossen. Nur diese werden von allen bezaubernden Geheimnissen der Natur, des Waldes und der Flur erzählen können, die sie in tiefer Waldeseinsamkeit abgelauscht und mit Ergötzen genossen haben. Da jedoch allen passionirten Jägern diese Poesie schon bekannt ist, allen Nichtjägern aber immer unverständlich und lächerlich bleiben wird, so halte ich ein weiteres Eingehen auf dieselbe für unnütz, zumal man von Laien nur immer die Frage zu erwarten hat, warum bei all' diesen Genüssen die todbringende Flinte nicht fehlen darf. Die Jagdpassion wird, wie bereits bemerkt, nicht von einem einzigen der eben aufgeführten Zwecke, sondern von allen zusammen motivirt und erklärt und nur vereint geben sie die gesuchte Lösung.

Mit dem Spazierstock in der Hand wird man allerdings theilweise manche Genüsse mit dem Jäger theilen, den gesammten Jagdzweck aber selbstverständlich nicht erreichen können, da hierzu die Jagdabsicht und die nöthige Flinte erforderlich sind. Diese Attribute liefern deshalb aber noch keinen Beweis dafür, daß Mordlust den Herzschlag der Jagdpassion bildet. Mit dem Spazierstock kann man kein Wild erbeuten, ohne Waffe kann man den Kampf mit dem wilden Thiere nicht aufnehmen und seinem Ehrgeiz, seinem Kampfesmuth Genüge thun. Zudem dient überhaupt die Waffe niemals unter gebildeten Menschen dem Zwecke der Mordlust, sondern immer höheren Zwecken. Weder der Duellant noch der Kriegsmann gebrauchen die Waffe zur Befriedigung ihrer Mordlust und daher beweist die „todbringende Flinte" nichts Nachtheiliges für den Jäger.

Es fragt sich nun schließlich, ob die vom passionirten Jäger verfolgten Zwecke, den Jagdsport vom sittlichen Standpunkte beurtheilt, rechtfertigen oder ihn „als Roheit des Irokesen Amerikas" erscheinen lassen. Wollte man diese Frage verneinen, so müßte man in den Fehler des Baron Wolff verfallen, nämlich, den menschlichen Verhältnissen ihre natürlichen Grundlagen nehmen zu wollen. Das Thier als Sache hat thatsächlich nur die Bestimmung, jedwedem Zwecke des Menschen zu dienen, ohne Beschränkung dieser Zwecke auf „Victualie und Erwerb".

Da man sich gegen eine Sache nicht sittlich vergehen kann, so dürfte man das Tödten eines Thieres ohne ausreichenden Zweck immer nur eine Verschwendung seiner natürlichen Hilfsmittel nennen und bloß in der „Thierquälerei" jenes sittliche Vergehen sehen, mit dem der Mensch sich, wenn auch nicht dem Thiere, so doch sich selbst gegenüber vergeht. Der zweckreiche Jagdsport hat aber weder mit jener Verschwendung, noch mit der strafbaren Thierquälerei etwas zu thun, sondern verfolgt Zwecke, auf die er lediglich aus sentimentaler Schonung des Thieres nicht zu verzichten braucht. Der Mensch müßte anderenfalls in logischer Konsequenz nicht allein auf den Jagdsport, sondern auf vieles Andere verzichten, was ihm das Leben lieb und werth erscheinen läßt. Er müßte, mit anderen Worten ausgedrückt, aufhören Mensch zu sein. Der Verfasser des Artikels „nobele Passionen" hatte somit keineswegs ein Recht, den Jagdsport mit seiner Verurtheilung zu bedenken, wohl aber mehr Grund, vor den allenblichen Konsequenzen seiner Lehre selbst zu erschrecken, wollte er bloß daran denken, daß er auf seinen fast „zweck- und nutzlosen" Spaziergängen mit jedem Schritte Tausende von Thierleben vernichtet und zertritt, die er konsequentermaßen hätte verschonen und erhalten können, falls er auf das „rohe" Vergnügen eines weder der „Victualie noch des Erwerbes wegen" unternommenen Spazierganges verzichten wollte. Der Vegetarianer gebietet ebenfalls aus sittlichen Rücksichten, sich nicht vom Leibe seiner Mitgeschöpfe zu nähren und vergißt dabei, daß er mit jedem Schluck Trinkwasser Hunderte von Thieren verschlingt, sogar ohne die Bedauernswerthen — wie es der „rohe" Jäger doch immer mit seiner Beute thut — zuvor zu tödten. Edel wird das Waidwerk immer bleiben, wenn es — wie vom passionirten Jäger — in edler Weise gehandhabt wird. Es hat sich seinen Ehrentitel redlich erworben und kann ihn ohne eigenes Verschulden niemals verlieren.

Oberhofgerichts-Advocat C. Miram.

Wir erwidern dem Herrn Oberhofgerichts-Advocaten Miram darauf Folgendes:

Der größte Theil seines Artikels ergeht sich in Angriffen gegen den aufgeklärten und humanen Standpunkt des heutigen Thierschutzes, insbesondere gegen das Rigaer Thierasyl, den „Anwalt der Thiere" und dessen Wahlspruch: „Dem Thiere Schutz, ist ihm sein Recht". Dieser Theil, welcher dem Thiere jedes Recht auf humane Behandlung, ja sogar ihm einen Willen abzusprechen unternimmt, wird von uns an dieser Stelle, weil er sich auf

unsern in Rede stehenden Artikel gar nicht bezieht, mit Stillschweigen übergangen werden. Wir behalten uns vor, in dem nächsten Hefte des „Anwalts" die entgegengesetzten Ansichten in dialogischer Form zu entwickeln.

Wir müssen gestehen, daß wir viel darum gegeben hätten, um eine sehr bedauernswerthe Stelle in dem zum Theil sachlichen und in manchen Stücken gut geschriebenen Artikel des geehrten Herrn Gegners nicht vorzufinden, da sie dazu angethan ist, den Eindruck der ganzen Entgegnung gründlich zu verderben. Es ist dieses die folgende Stelle: „Nicht der Jagdsport, bloß die Wilddieberei wird mit Strafe bedroht, so bestimmt es unser aus der neuesten Zeit stammendes Jagdgesetz. Ist die Berechtigung zur Jagd jeglicher Art damit unzweifelhaft festgestellt, so kommt der mit der Jagdausübung verfolgte Zweck überhaupt nicht mehr in Frage, da die citirten Gesetze, welche die von uns augenblicklich eingenommene Stufe der Moral wiederspiegeln, eine Einschränknng des Jagdrechts mit Rücksicht auf einen bestimmten Zweck nicht vorschreiben. Damit wäre eigentlich die Frage erledigt." Herr Oberhofgerichts-Advocat, Sie machen uns den Vorwurf, daß wir als Jurist „Recht und Concession verwechseln", diese Verwechselung kann uns nicht verargt werden, weil eine diesbezügliche juristische Unterscheidung nicht existirt und jede Concession immer die Einräumung eines Rechtes bedeutet, was verwechseln Sie aber? Sie verwechseln — und das hätte Ihnen doch nicht passiren dürfen — Recht und Moral und stellen alsdann das kurländische Jagdgesetz als Kanon der Moral und des Sittengesetzes hin. Sie sagen wörtlich: Dieses Jagdgesetz „spiegelt die von uns augenblicklich eingenommene Stufe der Moral wieder". — Weil das kurländische Jagdgesetz der Jagdpassion zu fröhnen nicht verbietet, so wäre, so sagen Sie, die Jagdpassion vom ethischen und moralischen Standpunkte aus nicht mehr anfechtbar und „die Frage damit eigentlich endgiltig erledigt". Sollen wir wirklich hier den Unterschied, welcher zwischen Recht und Moral, zwischen dem Legalen und dem Sittlich-Guten besteht, noch auseinandersetzen? — Wir denken, daß es dessen nicht bedürfte. Jedenfalls hat die kurländische Ritterschaft, als sie dieses Jagdgesetz votirte, es gar nicht geahnt, daß sie die Welt mit einer neuen Ethik beglückte, die dereinst von einem Herrn Oberhofgerichts-Advocaten als Richtschnur für die Moral neben der Bibel citirt werden würde.

Nicht minder müssen wir auch die folgende Stelle bei unserm geehrten Herrn Gegner beklagen, worin er die Konsequenzen aus unsern Ansichten uns vorzuhalten glaubt und sagt: „Der Verfasser des Artikels „Nobele Passionen" muß daran denken, daß er auf seinen nutzlosen und zwecklosen Spaziergängen mit jedem Schritte Tausende von Thierleben (!) vernichtet und zertritt, die er konsequentermaßen hätte verschonen und erhalten können, falls er auf das rohe Vergnügen des weder des Erwerbes noch der Victualie wegen unternommenen Spazierganges verzichten wollte."

Hier das Tödten ohne Absicht und Wissen und dort das Tödten mit Absicht und als Zweck, wird doch vom Herrn Oberhofgerichts-Advocaten ebenso wenig gleichgestellt werden dürfen, wie die nicht zurechenbare culpa

mit dem prämeditirten dolus. Was sollen also derartige Insinuationen bezwecken, die doch nur auf die Zustimmung einer urtheilslosen Leserwelt berechnet sein können, an die mein Herr Gegner sich doch nicht wenden will.

Ebenso wäre es auch erfreulich gewesen, wenn die anderthalb Spalten, die der Herr Verfasser dem Vegetarismus und ähnlichen „Verirrungen" gewidmet hat, fortgeblieben wären, da sie ja weder gegen uns, noch auch gegen den von ihm angegriffenen Artikel gerichtet werden konnten. Sprechen wir doch in unserm Artikel dem Tödten der Thiere, wo es Nahrung und Nutzen des Menschen gilt, ausdrücklich das Wort. Wie alle Leser es wissen, sagen wir daß die Jagd, ebenso wie das Schlachten des Viehs, eine unanfechtbare Nothwendigkeit ist, daß es daher Forstwarte und Schlachter geben müsse die mit der Besorgung dieser Nothwendigkeit betraut werden; nur das Vergnügen und die Leidenschaft an der Selbstausübung der Erlegung, fanden wir den sittlichen Gefühlen conträr. Es ist daher eine ganz zwecklose Uebertreibung und Entstellung der von uns geäußerten Ansichten, wenn der Herr Verfasser sagt, wir wollen die Freude am guten Braten, am warmen Pelz und an der Musik mit Darmsaiten-Instrumenten nicht gelten lassen. Denjenigen, der das Thier zu diesen Zwecken erlegt, trifft nicht unser Vorwurf, sondern nur denjenigen, der in dem Erlegen an sich seine Lust findet.

Wir kommen nun endlich zu demjenigen Theile der Entgegnung, den der Herr Verfasser ein wenig stiefmütterlich behandelt hat, obwohl er allein zur Sache gehört, nämlich die Vertheidigung der Jagdpassion vom sittlichen Standpunkt aus. Er stellt hier als die Triebfedern der Jagdpassion hin: den Ehrgeiz des guten Schützen, die Ausbildung und Stärkung des Körpers durch Motion in frischer Waldluft, die Poesie des Waldlebens und die muntere Jagdgesellschaft nebst obligatem Jagdfrühstück. Wir geben zu, daß diese Momente dazu angethan sind, als Nebenumstände die Lust des Jägers an der Jagd zu erhöhen, die bestimmenden Triebfedern sind sie aber nicht, da man sich ihrer ebenso auch ohne die Jagd erfreuen kann. Stellen wir die Wahl zwischen einer Jagd in munterster Gesellschaft, in der poesievollsten Waldgegend, in der aber wenig Wild zu erlegen ist, stellen wir die Wahl zwischen einer solchen und einer einsamen Pürschjagd in trostloser, sumpfiger, mit Krüppelholz bestandener Einöde, in der aber sehr viel Wild zu erlegen ist, so wird der echte Jäger unfehlbar die letztere wählen, denn die eigentliche Triebfeder, die den Jäger in den Wald treibt, ist und bleibt die, möglichst viel Wild durch glückliche Chancen und eigene Geschicklichkeit zu erlegen.

Ist nicht eine drastische Illustration für die von uns ausgesprochenen Ansichten die unbestreitbare Thatsache, daß, je mehr höhere Geistesbildung und kulturelle Gesittung an Boden gewinnen, um so mehr die Zahl der Repräsentanten der Jagdpassion im Rückgange begriffen ist. Schauen wir nur zurück auf das Leben des alten kurländischen Jägerlandes noch im vorigen Jahrhundert und dann auf unsere Gegenwart: Im vorgeschrittenen

Unterlande ist der passionirte Jäger, selbst unter den Gutsbesitzern, schon eine seltene Erscheinung und sogar im Oberlande fängt er an auszusterben. Schon jetzt kann man von den Jägern fast sagen:

„Wo sind sie hin? Es schreit der Hirsch,
Es rauschen und wogen die Wälder!"

Nachschrift der Redaktion: Wir erklären, daß wir damit den Streit abschließen und weitere Zuschriften in dieser Angelegenheit nur allein in dem Falle entgegennehmen würden, daß sie neue und ganz besonders berücksichtigenswerthe Argumente enthielten.

Pferde, Helden und Dichter.

Von Edmund Dorer.

Unter den Hausthieren nimmt das Pferd sowohl durch seine edle Gestalt, als durch seine Gemüthseigenschaften und seinen Verstand den Vorrang ein. Berühmte Künstler, wie der Bildhauer Phidias und der Maler Wouwermann huldigten den Vorzügen des Pferdes, indem sie sich bemühten, dessen Schönheit oder Leben und Schicksale darzustellen. Zugleich schenkten große Helden und Krieger dem Thiere, das mit ihnen Kampf und Ruhm theilte, ihre Liebe und ihre Achtung. Wo Künstler und Helden zur Huldigung sich vereinigen, da werden auch die Dichter nicht fehlen und so erklangen denn in der That ihre Lieder schon in den ältesten Zeiten zum Lobe des Lieblings der Menschen.

Und mit Recht ist das Pferd ein solcher Liebling geworden. Da es sich durch seine Seelenvorzüge, durch seine Anlage zum Guten und Schönen auszeichnet, war zwischen ihm und dem Menschen ein inniger Verkehr und sogar Freundschaft möglich. Durch seine Kraft und Leistungen hat es sich zudem einen Ehrenplatz in der Kulturgeschichte erworben und in den friedlichen und kriegerischen Ereignissen der Weltgeschichte hat es eine bedeutende Rolle gespielt. Welches andere Thier kann sich solcher Verdienste und solches Ansehens rühmen?

Wie aber das Pferd für den Menschen von großem Nutzen und von großer kulturhistorischer Bedeutung ist, so ist der Mensch auch für das Pferd von großer Wichtigkeit gewesen. Durch den Umgang mit Menschen wurde es menschlicher und entwickelte unter guter Behandlung alle seine vortrefflichen Eigenschaften. Sein Ehrgefühl, seine Treue und Gelehrigkeit zeigten sich, sobald es zum Hausgenossen des Menschen erhoben wurde. Kann es durch rohe Behandlung auch tückisch und boshaft werden, so beweist es dadurch nur seine feinere Natur, die wie der menschliche Charakter bei einer falschen Erziehung und Behandlung entartet.

Man erzählt sich vom Pferde allerlei Vorkommnisse, die für den Adel des Thieres zeugen. Pferde stellten sich über die Leichen ihrer Herren und wollten ihnen im Tode noch treu bleiben. Man schrieb den einzelnen Pferden auch ein Ahnungsvermögen zu. Reitpferde sollen ihre Herren nicht in die Schlacht haben tragen wollen, weil sie deren Tod ahnten. Andere bissen in der Schlacht Pferd und Mann ihres Gegners, als ob auch sie um den Sieg

kämpfen müßten. Besonders dieser streitbare und kühne Charakter des Thieres hat sie den Männern des Krieges näher verbunden. Es fürchtet keine Wunden; muthvoll hält es in der Schlacht aus und wiehert kampflustig und verwundet stirbt es heldenartig, still und ruhig.

Kein Wunder, daß wir die Pferde an der Seite der berühmtesten Helden erblicken, und daß sie an ihrem Ruhm theil haben. Der Sänger der Helden ist gewöhnlich auch ein Sänger der Pferde. Die Pferde des Achilles, das Pferd des Cid leben im Liede ewig wie ihre Herren, und die Helden, wenn sie das wüßten, würden es auch ganz in der Ordnung finden, da sie im Leben ihre Pferde als Freunde behandelten und hielten, zu ihnen wie zu Menschen sprachen und mit ihnen Leid und Freude theilten. Daß auch die Thiere deren Gefühle mitempfanden, wurde nicht bezweifelt, und die Dichter liehen sogar manchmal dem Pferde menschliche Sprache, um dies durch deren eigenen Mund ausdrücklich bestätigen zu lassen. Wir finden für die letzteren Bemerkungen schon bei Homer genügende Belege, der besonders in der Ilias Gelegenheit hat, das trauliche Verhältniß zwischen den Helden und ihren Pferden zu schildern.

Die Pferde des Patroklos trauern nach dem Falle ihres Herrn und sind vom Schmerze über ihren Verlust gleichsam gelähmt, wie wir dies in der Ilias lesen:

Siehe! Die Rosse des Aeakiden standen noch seitwärts
Weinend, seit sie hatten vernommen, ihr Führer Patroklos
Läg' in den Staub gestreckt durch die Hand des mordenden Hektors.
Aber Automadon, der starke Sohn des Diores,
Traf sie mit wiederholten Schlägen der schnellenden Geißel,
Red'te sie oftmals kosend an und oftmal auch dräuend.
Weder zu den Schiffen des breiten Hellespontos
Wollten sie, noch auch gehen in der Danaer Feldschlacht;
Sondern wie ein Pfeiler auf eines Todten Grabmal
Blieben unbewegt sie stehn vor dem prächtigen Wagen.
Ihre Häupter sanken zur Erde, heiße Thränen
Flossen herab von den Augenwimpern der Jammererfüllten,
Welche nach ihrem Führer sich sehnten; die wallenden Mähnen
Hingen über das Joch bis zu dem Boden herunter.

Als später Achilles den Tod seines Freundes rächen will, und die nämlichen Pferde vor seinen Streitwagen spannen läßt, schilt er sie bei der Abfahrt, als hätten sie den Tod des Genossen verschuldet. Dies verletzt das Ehrgefühl der Pferde und da einem derselben durch Göttermacht die Gabe der Sprache gewährt wird, vertheidigt es sich gegen die ungerechtfertigte Anklage und weissagt zugleich, als wäre ihm ein Blick in die Zukunft gegönnt:

— — — — — Achilleus
Schalt mit diesen Worten alsdann die Rosse des Vaters:
Yanthos und Balios, ihr der Podarge berühmte Kinder,
Sehet zu, daß ihr diesmal den Führer lebend zurückbringt
Zu der Danaer Heer, wann wir nun kehren vom Kampfe,
Daß ihr ihn nicht, wie Patroklos, todt auf dem Felde zurücklaßt!
Vor dem Wagen antwortete ihm der rüstige Yanthos
Mit gesenktem Haupt, es floß die wallende Mähne

Uebers Joch auf die Erde; Here gab ihm die Stimme:
Ja, wir bringen dich lebend zurück, du starker Achilleus,
Aber es nahet dir schon der Tag des Todes; wir sind nicht
Schuldig, sondern ein großer Gott und das harte Verhängniß.
Nicht durch unsere Langsamkeit, nicht durch unser Säumniß
Rissen die Troer die Rüstung herab von den Schultern Patroklos;
Sondern der mächtige Sohn der lieblichlockigen Leto
Schlug ihn im Vordertreffen, und schenkte Hektor die Ehre.
Siehe, wir würden im Laufe des Zephyrs Odem ereilen,
Welcher schneller als Alles ist; doch ward dir bestimmet,
Einem Gott und sterblichen Manne zu unterliegen. —

Auch Hektor, der Held der Troer, spricht zu seinen Pferden und sucht sie durch die Erinnerung an die genossene Pflege zu erhöhten Anstrengungen zu bewegen. Er ruft den Rossen mit lautermahnenden Worten:

Xanthos und Podagros und Aethon und muthiger Lampos,
Lohnet die Sorge mir nun, mit welcher euch oftmal gepfleget
Andromache, des edelgesinnten Antion Tochter.
Ihr gelüstete oft, die süßen Körner des Weizens
Angefeuchtet mit Wein, euch in die Krippe zu geben
Ehe sie Speise mir gab, der ich ihr blühender Mann bin.
Darum eilet auch nun verfolgend, daß wir erhaschen
Nestors Schild, deß' Ruhm sogar den Himmel erreichet.

Wie im Kampfe suchen die Helden auch beim Wettrennen die Pferde durch ihre Worte zum Eifer und zur Pflichterfüllung anzuspornen. Bei den Wettspielen zur Leichenfeier des Patroklos wird auch ein Wettrennen veranstaltet. Da heißt es in der Beschreibung des Spiels:

Antilochos rief und schalt die Rosse des Vaters:
Eilet, Eilet, dehnt euch aus im fliegenden Laufe!
Eilet zu erreichen die Rosse des Menelaos,
Eilet, daß euch nicht mit Schmach und Schande bedecke
Aethe, die Stute! Fort, ihr Edlen! Was säumt ihr hinten?
Ich verkünd' euch zuvor und traun! es würde geschehen:
Keine Pflege würde hinfort beim Hirten der Völker,
Nestor, euer harren; er würd' euch mit schneidendem Eisen
Morden, so mir durch eure Schuld der Preise geringster
Würde. Darum lauft, was eure Kräfte vermögen!

Schilderungen und Scenen, ähnlich denen, welche wir aus dem Gedichte des antiken Heldenthums hervorhoben, begegnen wir wieder in der romantischen Poesie. Bei den Helden des christlichen Ritterthums ist das Verhältniß zwischen Pferd und Reiter ebenfalls ein sehr freundschaftliches, ja sogar noch inniger. Auch bei den romantischen Dichtern wird die Fähigkeit zu sprechen dem Pferde in bedeutsamen Augenblicken auf wunderbare Weise gewährt. In der portugiesischen Romanze von Don Beltram sucht der Vater die Leiche des gefallenen Helden auf der Wahlstatt lange vergeblich; endlich findet er die theure Leiche und bricht in Klagen aus, wobei er das Pferd, das todt neben seinem Reiter liegt, als die Ursache des Unheils bezeichnet:

„Todt hier liegt — so ist die Antwort —
Dieser Ritter auf dem Moor;
Und von sieben Todeswunden
Ist die Brust ihm ganz durchbohrt." —
Drauf der Alte: „Das verschulden
Nicht die Mauren, noch mein Sohn,
Nur sein Roß! Warum denn trugs ihn
Nicht aus dem Getümmel fort?"

Da auf einmal, ob auch todt schon,
Hub zu reden an das Roß:
„Mich nicht darfst du drum verklagen,
Mir nicht gieb die Schuld davon!
Dreimal trug ich ihn von dannen,
Doch mich wendend, gab er dreimal,
Voll von Kampflust, mir den Sporn;
Dreimal schlang er fest den Gut mir,
Machte vorn den Riemen los;
Bei dem dritten Male sank ich
Sank verwundet in den Tod."

Die bekannten Romanzen vom Cid berichten, wie der berühmteste Held Spaniens sein Pferd achtete und liebte und dieses seinem Herrn treu und anhänglich, wie ein Freund, diente.

Babieça, dies ist der Name seines langjährigen Schlachtrosses, freut sich und trauert mit Cid, trägt ihn freudig in die vielen gefahrvollen Kämpfe, die er besteht und beklagt innig dessen Tod. Cid weiß den Werth seines besten Freundes wohl zu schätzen und widmet ihm eine freundschaftliche Theilnahme und Fürsorge in allen Lagen. Beim Auszug in den Kampf vergißt er nicht für den Fall, daß ihm ein Unglück widerfahre, den Seinigen das Pferd an's Herz zu legen:

Wenn ihr einst mein Roß Babieça —
Wenn's so sein wird Gottes Willen —
Des gewohnten Reiters ledig
Stampfend vor der Thür erblicket,
Laßt es ein, streicht ihm die Mähne,
Pfleget wohl des guten Thieres!
Guten Lohnes sei gewärtig,
Wer dem Herrn so treu gedienet.

Als der greise Held im Sterben liegt, ist eine Bestimmung seines letzten Willens, daßBabieça ein ehrenvolles Grab erhalte:

Item, will ich, dem Babieça
Werd' ein Grab nach seinem Ende,
Nimmer soll so treues Thier
Einst ein Raub der Vögel werden.

Herder, der die spanischen Romanzen in seinem Cid bearbeitete, benutzte die Andeutungen derselben zu einer ergreifenden Scene beim Tode des Helden. Er läßt den Sterbenden den letzten Abschied von dem guten Pferde nehmen:

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letzten Mal.
Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.
Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten, alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,
Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nicht sprechen
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letzten Mal.
Und nun rauschten die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von der Höhe.
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel, denn es war der Cid entschlafen.

Bekannter noch als Babieça war einst das Roß Baiart, da es in dem weitverbreiteten Volksbuche von den Haimonskindern eine so bedeutende Rolle spielt. Das ungemein starke und treue Thier rettet mehr als einmal den Ritter Reinold und seine Brüder vor den Nachstellungen des Kaisers Karl. Dieser will sich nur unter der Bedingung mit ihnen versöhnen, daß die Brüder ihm das Pferd ausliefern, denn er hat ihm den Tod geschworen.

Wie rühmend wird der Tod des edlen, treuen Rosses in dem Volksbuche geschildert! Es heißt da:

„Wie nun der Friede zwischen dem König und den Haimonskindern geschlossen war, kamen sie zusammen vor dem Schloß und ließen das Roß Baiart vor sich her führen und kamen zu dem König, fielen ihm zu Fuß und baten ihn um Gnade. Der König hieß sie aufstehen, und empfing sie in Gnaden. Darnach nahm Reinold das Roß Baiart, gab es dem König und sprach: Das Roß sei euch verehrt, thut nun damit, was euch beliebt. Der König nahm es an und vollbrachte seine Verheißung damit, ließ ihm zwei Steine an den Hals binden und es von der Brücken in das Wasser werfen; und das Roß ging anfänglich zu Grunde, kam aber bald wieder herauf und fing an zu schwimmen und sah gleich seinen Herrn, eilte ihm nach, schlug die Steine ab und kam an das Land. Sogleich lief es seinem Herrn nach und stellte sich so freundlich gegen ihn, als wenn es Verstand hätte und sagen wollte: Warum hast du mir dies gethan? Als der König das sah, sagte er: Reinold gieb mir das Roß wieder, es muß sterben. Reinold sagte: Es ist euch unverweigert und gab es ihm. Der König ließ ihm hernach an jeden Fuß einen Stein binden und an den Hals zwei und ließ es wieder in das Wasser werfen. Baiart kam wieder empor, sah seinen Herrn, schlug die Steine zu Stücken und kam zu ihm. Als Adelhart (der Bruder Reinolds) dies sah, lief er zu Baiart und liebkoste ihn; der König und die anderen Herren verwunderten sich über des Rosses Stärke und begehrten es von Reinold zum drittenmale wieder. Da sagte Adelhart: Verflucht mußt du sein, Bruder, so du das Pferd wieder von dir giebst. Reinold sagte: Bruder, schweig still, soll ich um des Rosses willen des Königs Ungnade ertragen? Da sagte Adelhart: Ach, Baiart, wie wird dir jetzt für deine treuen Dienste gelohnt, die du meinem Bruder und uns allen erzeigt hast. Reinold gab das Roß dem König wieder, gegen seiner Brüder Willen und sprach: So das Roß nun wieder herauskommt, fange ich es nicht wieder, denn es thut meinem Herzen zu wehe. Da ließ der König ihm um den Hals zwei Steine binden, an einen jeden Fuß zwei und ließ es wieder in das Wasser werfen und verbot dem Reinold, daß er sich nicht nach dem Roß umsehen sollte, sonsten könnte es nicht zu Grunde gehen. Darauf kam das Roß wieder über Wasser und streckte den Kopf heraus und sah nach seinem Herrn, als wenn es ein Mensch gewesen wäre, der nach einem Freund gesehen hätte, daß er ihm helfen sollte; es war aber vergebens, zuletzt ging es zu Grund, weil es seinen Herrn nicht mehr sah.

Wie Reinold den Jammer des Rosses sah, verschwur er, sein Tag kein Pferd mehr zu reiten, noch Sporen an seine Füße zu bringen und gelobte Gott, er wollte ein Eremit werden." —

Der Schluß der Erzählung vom Tode Baiarts läßt uns erkennen, daß das Gewissen Reinolds nach dem Ende seines Pferdes erwachte. Er sieht endlich sein Unrecht ein und bereut es, daß er seinen treuen Freund geopfert, um sich die Gunst des Königs zu erwerben. Er muß sich selbst verurtheilen und als hätte er den Tod eines Menschen verschuldet, beschließt er, Buße zu thun. Die ganze Dichtung von den Haimonskindern ist im eigentlichen Sinne eine Verherrlichung des Adels und der Treue eines Thieres, zu dessen lichten Eigenschaften die Bosheit und Tücke, die Schwachheit und Untreue der Menschen einen dunklen Gegensatz bilden.

Babieça, Baiart und andere Dichterpferde haben unsterblichen Ruhm errungen, aber das berühmteste von allen Rossen, die von Dichtern gefeiert wurden, ist ohne Zweifel Rossinante, das Pferd des Don Quijote; denn wo dieser sinnreiche Junker aus der Mancha bekannt ist — und in welchem Lande wäre er es nicht? — kennt man auch das treue Pferd Rossinante und sein Name ist sprichwörtlich geworden. Der Klepper, der mit seinem phantastischen Herrn alle Mühseligkeiten des fahrenden Ritterthums theilt, zeichnet sich freilich nicht durch Schönheit und Feuer aus, wie die Rosse des Achilles oder das Pferd des Cid; aber wegen seiner Gemüthlichkeit und Geduld und der vielen Schläge halber, die es ohne seine Schuld erhalten, verdiente es wohl den Ruhm, den es erlangte.

Neben jenen größeren Dichtungen, in welchen Rosse von Helden gefeiert werden, wären nicht wenige kleinere Gedichte und Stellen aus Dichtern anzuführen, die zu Ehren des Pferdes verfaßt wurden.

Die Dichter der griechischen Anthologie, Virgil bei den Römern, persische und arabische Dichter haben dem Pferde auf verschiedene Weise ihre poetischen Huldigungen dargebracht.

Schon bei den Hebräern lieferte der Verfasser des Buches Hiob eine naturgetreue Schilderung des kampflustigen Rosses:

Springt es an im Thal,
So frohlockt es der Kraft
Zieht hinaus, entgegen
Der Waffenrüstung.
Es spottet der Furcht
Und verzaget nicht
Und wendet sich
Vor dem Schwert nicht um,
Indem die Pfeile
Ueber ihm klirren.
Der blitzende Speer
Und das Wurfgeschoß.
Mit Rasseln und Rauschen
Rafft es die Erde fort,
Und hält nicht Stand,
Wann erschallt die Posaune.
So oft sie tönt, ruft es „hui!"
Und riecht von ferne den Kampf
Und das Schlachtgeschrei.

Als Beispiel der Schilderung eines friedlichen Pferdes folge dem Bilde des Schlachtrosses die Stelle aus einem Stücke von Calderon, in welcher er das Pferd beschreibt, auf dem König Philipp IV. bei einer festlichen Gelegenheit durch die Straßen von Madrid ritt:

Ein nicht leicht zu zähmend Roß,
Röthlich braun von Haar und Mähnen,
War der thierische Monarch,
Der, wenn braun die Sonn' ihn brennet,
Ihren Ungestüm entschuldigt,
Da er, so gefärbt, bewähret,
Daß es Fleiß kann bei der Hitze,
Schönheit in der Wildheit geben.
Er erschien so stolzen Muthes,
Daß sein Stolz schon zu erkennen
Gab, er fühle sich gar wohl
Eines ganzen Himmels Träger.
Wie soll ich es dir beschreiben,
Wie verachtend und wie kräftig,
Ohne sich um sie zu kümmern
Er die Stein' im Gehn zerschmettert?
Dies allein kann ich dir sagen,
Daß ich jetzt erkannt', es hege
Feur' in seinem Schooß Madrid;
Da, wo irgend mochten treffen
Seine Hufe, man von Funken
Sich ein Chaos sah erheben.
Und wie, wer das Feu'r berühret,
Rasch zurückzieht mit den Händen,
So sah man das muth'ge Roß
Seine Huf' in solcher Schnelle
Wieder heben von dem Feuer,
Von den Hufen selbst erreget,
Daß, die Furcht zur Zierde machend,
Es kaum einen niedersetzte,
Immer in der Luft sich haltend,
Mit den Sprüngen und Courbetten.
Gleich gewaltig in der Thierwelt
Wie in der vernünft'gen herrschend,
Wußte solch' Geschöpf der König
Nach des Zügels Wink zu leiten.

Kein Zufall ist es, daß so viele Dichter das Pferd besungen und seinen feurigen Charakter, wie seine edle Gestalt gefeiert haben; der Grund davon ist die Sympathie, welche das poetische Pferd und seine Lebensbezüge mit dem Dichter verbindet und es so sehr für dichterische Behandlung eignet. Das über die Erde schnell dahin eilende Pferd konnte auch als Symbol der dichterischen Phantasie gelten, die über die Wirklichkeit dahin sich schwinget, es galt überhaupt als das Bild des sich vom Irdischen befreienden Geistes.

Die griechische Mythe deutet ebenfalls auf einen solchen geistigen Zusammenhang hin. Nach der Sage ist Poseidon, der Gott des Meeres, nicht nur der Schöpfer der Rosse, sondern auch der Vater des Pegasus, des Dichterpferdes, das mit seinem Hufschlage die berühmte Musenquelle öffnete, deren Wasser die Begeisterung erweckt. Es wird nämlich berichtet, daß Poseidon durch einen Zauberschlag seines Dreizacks den Felsboden Attikas spaltete, wodurch aus dessen Schooße das Pferd entsprang. Später soll er dem geflügelten Pegasus das Leben gegeben haben, wodurch er seine erste Schöpfung gleichsam in höherer Potenz wiederholte, und mit den Musen in freundschaftliche Verbindung kam.

Und wie Ein Schöpfer das Roß und das Musenpferd geschaffen, so sehen wir auch, daß die Athener, die Freunde des Dionysos und der Musen, zugleich eifrige Roßliebhaber waren. Sophokles, der das Lob Athens in einem berühmten Chorgesange sprach, preist sein Land als die Wohnstätte der helltönenden Nachtigallen, als die Pflanzstätte des gesegneten Oelbaumes, als die blumenreichen Gefilde, welche die Chöre der Musen nie verschmähten und der begeisterte Dionysios durchschwärmt; aber vor allem nennt er sein Land: die roßprangende Flur und schließt seine Lobpreisungen der Heimath mit den Worten:

Noch ein anderes Lob meiner Geburtserde, das schönste
Des stolzherrschenden Meergottes Geschenk,
Nenn' ich des Lands edelste Gabe,
Den Ruhm der Meerfahrt, der Ross' und Füllen.

O Kronos Sohn, du hobst es ja
Zu diesem Preis, hehrer Fürst Poseidon,
Der dem Rosse den wuthstillenden Zügel
Am ersten umwarf auf diesen Wogen.

Gleich den Athenern und Griechen ließen sich auch andere ideal angelegte Völker die Pflege der Poesie und der Pferde gleichmäßig angelegen sein. Wir erinnern an die Araber, bei denen das Pferd in hohen Ehren steht, als Familienglied betrachtet und in das Gebet eingeschlossen wird. Ebenso war das Pferd bei den Persern geehrt. Und im Norden zeichneten sich insbesondere die Deutschen durch die Achtung der Pferde aus. Bei den alten Germanen wurden weiße Pferde in den Hainen des Kultus gehalten und heilig geachtet. Auf ihr Wiehern achtete man wie auf Weissagungen. Bei den Alemannen galt die Verletzung eines Pferdes gleich der Verwundung des Reiters und wurde gleich schwer bestraft.

Die Ehre, welche das Pferd bei den arischen Völkern genoß, spiegelt sich in der hohen Stellung ab, welche es in den Mythen und religiösen Vorstellungen derselben einnahm. Wie Apollo, der Gott des Lichts, mit seinen Sonnenpferden die Erde umkreist, so reitet Wodan, der höchste Gott der Germanen, auf seinem Pferde durch die Welt, wodurch der Wechsel von Leben und Tod entsteht. Und reitende Walkyren, seine Dienerinnen, bringen die gefallenen germanischen Helden in die Walhalla, wie in Indien Gott Wishnu mit dunklem Pferde naht, um die Geister zu Grabe zu führen.

So waren die Pferde von den Göttern in den Himmelsräumen zu Genossen erwählt, wie sie als Lieblinge der Helden und Dichter auf Erden erscheinen.

Rechtlose Geschöpfe.

Von Karl Wartenburg.

In einer mitteldeutschen Universitäts- und Handelsstadt giebt es eine gelehrte Gesellschaft, die alljährlich einen von einem Fürsten gestifteten Preis ausschreibt für die beste Abhandlung über einen Stoff aus der Geschichte, der Litteratur oder dem socialen Leben. Als nun in den letzten Jahren sowohl in öffentlichen Blättern, als in den Gerichtssälen und Parlamenten laute Klagen über die Verwilderung des Volkes, über die Zunahme grausamer und blutiger Verbrechen ertönten, stellte die erwähnte Gesellschaft bei ihrem jüngsten Preisausschreiben als Thema die Beantwortung der Frage auf:

„Worin sind die Ursachen der Verwilderung und Roheit und der Zunahme der Verbrechen gegen das Leben und die Gesundheit zu suchen?"

Das zeitgemäße Thema setzte eine Menge Federn in Bewegung. Die Briefträger brachten ganze Taschen festversiegelter umfangreicher Manuskripte mit den bekannten Motto-Kouverts. Die Preisrichter hatten eine Riesenarbeit zu bewältigen. In zehn Abhandlungen war nachgewiesen, daß der schlechte Kirchenbesuch an der Verwilderung der Menschen schuld sei. Andere suchten die Ursache in dem mangelhaften Unterricht und verlangten noch ein weiteres

Schuljahr. Die Milde der Strafgesetze und die zu humane Behandlung in den Zuchthäusern wurde von dritter Seite verantwortlich für die Verrohung gemacht, während noch Andere in dem Krieg, dem Branntwein, in der Todesstrafe den Quell des Uebels erblickten.... Aber so viel Mühe sich auch die Herren Verfasser gegeben hatten, um darzulegen, daß sie den wunden Fleck am Gesellschaftskörper getroffen, so sehr auch die Preisrichter bei der Lektüre jeder Abhandlung von der Wahrheit der angeführten Gründe sich überzeugt fühlten, so konnten sie doch keiner Arbeit den Preis zuerkennen....

Ein einziges Manuskript blieb noch zu prüfen übrig. Wegen seiner Dünnleibigkeit hatte man es bis zuletzt aufgehoben. Als man den Umschlag erbrochen, fiel ein Blatt Papier heraus, auf welchem Folgendes stand: „Die Hauptschuld an der Verrohung und Verwilderung der Menschen trägt der 28. Vers des 1. Kap. im 1. Buch Mose." Die Herren Professoren holten die Bibel und lasen: „Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde und machet sie Euch unterthan und herrschet über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet." Die Preisrichter schüttelten die Köpfe und meinten, der Einsender sei ein Narr. Der Jüngste aber fragte: „Wer ist er denn?" Es war ein unbekannter Name, das Adreßbuch aber gab über seine Wohnung Auskunft.

Am Abend suchte der junge Professor den Unbekannten auf. Die Straße lag am äußersten Ende der großen Stadt, da wo ihre letzten Häuser schon ins Grüne schauten, hinaus auf Feld und Wiesen.... Der Professor frug eine Arbeiterfrau nach der Wohnung des Mannes. „Zu dem wollen Sie?" gab die Angeredete zurück und maß den Gelehrten mit sonderbarem Blick.... „Da unten ist er.... in dem großen Garten.... Aber für den seine Verrücktheit ist er noch immer zu klein", setzte sie kopfschüttelnd hinzu. Also wirklich ein Narr, sprach der Professor bei sich und verkürzte seine Schritte.... Indessen, trotz alledem! Der Ausspruch des Plinius, daß kein Buch so einfältig sei, um nicht aus ihm etwas lernen zu können, ist auch auf die Menschen anwendbar.

Ein alter Diener öffnete das Gitterthor des Gartens. Des Professors Frage, ob der Herr zu sprechen sei, bejahte er. Langsam, sich prüfend umschauend, schritt der Professor durch den Vorgarten auf das Haus zu.... Vor ihm trippelten ein paar Tauben, die zuweilen einen schwerfälligen, aber vergeblichen Versuch des Fliegens machten.... Der alte Mann öffnete die Thür der Villa.... Ein brauner Hund, von jener hochbeinigen langleibigen Race, die einer Kreuzung von Jagd- und Fleischerhunden entsprungen ist, empfing ihn mit lautem Bellen, und zugleich erschien der Herr des Hauses auf der Schwelle.... Der Professor erklärte ihm die Absicht seines Besuchs.... Der Besitzer der Villa, ein stattlicher bärtiger Mann mit sonngebräuntem Antlitz, hörte ihn ruhig an.... Dann bat er freundlich, näher zu treten. Wie ein Narr sieht er nicht aus, dachte der Professor, in die hohe Empfangshalle eintretend und am Fenster Platz nehmend, von dessen Brett eine große schwarze Katze herabsprang....

Länger als eine Stunde dauerte die Unterhaltung der beiden Männer. . , . Die Nacht war schon hereingebrochen, als der junge Mann seinen Wirth verließ. Eine Fülle von Gedanken und Anregungen hatte das Gespräch mit dem seltsamen Manne in ihm wachgerufen. So rasch entströmten Jenem die Worte, daß der Professor ihrem Fluß kaum zu folgen vermochte. Von dem Personen- und Sachenrecht Roms ging der Redende aus. Zu den Sachen rechnete aber die juristische und die Volksanschauung jener Zeit auch Menschen, die Ebenbilder Gottes, nämlich die Sklaven. Ein Sklave war eine Sache, wie ein Schwert, ein Haus, ein Thier. Man konnte ihn nicht nur verkaufen wie eine Sache, sondern ihn auch verstümmeln, wie man heute noch Pferden den Schweif oder Hunden die Ohren stutzt, ja man durfte ihn auch ungestraft tödten wie ein Thier. . . . Die Signatur jener Zeit sei, trotz ihrer gerühmten philosophischen Bildung, ihrer künstlerischen Meisterwerke, Mißachtung des menschlichen Lebens gewesen, Grausamkeit, blutiges Würgen in Kriegen wie im Frieden, auf dem Schlachtfelde, wie im Cirkus. Man hieb Sklaven in Stücke, um damit die Muränen zu füttern, und ließ Tausende von Gladiatoren in der Arena niedermetzeln. Das Christenthum, die erstarkende Humanität vernichteten die Sklaverei. Die Menschen hörten auf, wenigstens juristisch, rechtlose Dinge zu sein. Das Recht des Thieres erkannte Niemand an. . . . Gestützt auf jenen Punkt der Genesis, daß der Mensch über die Thiere herrschen soll, glaubte man auch innerhalb der christlichen Kirche des Mittelalters, sich alles gegen diese rechtlosen Geschöpfe gestatten zu können.

Und doch hatte schon einer der tiefsinnigsten Philosophen des Alterthums, Pythagoras, die Sanftmuth gegen die Thierwelt zu einem Hauptmerkmale der Menschenliebe und der Barmherzigkeit erhoben. Aber die Worte der Weisen werden von der Menge immer verspottet und unbeachtet gelassen. . . . Die christliche Religion enthält über unser Verhalten gegen die Thiere keine positiven Vorschriften. Indessen in dem Gleichniß Jesu von den Sperlingen liegt ausgedrückt, daß Gott sich auch um das Schicksal des geringsten Thieres kümmert. . . . Bedeutungsvoller jedoch ist, daß die Bildersprache des Neuen Testaments in zwei Thiergestalten, im Lamm und in der Taube, christliche und göttliche Symbole erblickt. Bei der Erwähnung der Taube unterbrach der Professor den Hausherrn und fragte, wie es komme, daß die Taube auf seinem Hofe gebrochene Flügel habe.

„Ich fand das Thier auf einem Felde bei Baden-Baden, angeschossen, blutend. . . . Dort, wie anderwärts veranstaltet die reiche, blasirte Welt häufig zu ihrer Belustigung Taubenschießen. . . . Die Polizei läßt das geschehen, obwohl es nicht nur ein Schriftwort giebt: „Wehe dem, von welchem Aergerniß kommt", sondern auch einen Artikel im deutschen Strafgesetzbuch, welcher öffentliche, Aergerniß erregende Thierquälerei verbietet. Ich nahm das wundgeschossene Thier mit mir und heilte es." Ueberhaupt alle die Thiere, die er bei ihm finde, seien Ankläger menschlicher Grausamkeit. Seinen Haushahn habe er im vorigen Jahre in England bei einem Kirchweihfest aus den Händen von Bauern gerettet, die mit verbundenen Augen das

Hahnenschlagspiel trieben. Doch war dem Vogel schon ein Auge ausgeschlagen.... Den braunen Hund, der zu den Füßen des Erzählers lag, fand er, verschmachtet, halbverhungert, in einem Chausseegraben. Es war ein abgemagerter Zughund, der die schwere Last des Wagens nicht mehr ziehen konnte, und den sein betrunkener Herr, nachdem er ihn blutig geschlagen, in den Graben geworfen hatte. „Sehen Sie dort in jenem Käfig die beiden Kanarienvögel? Man tödtete ihren Sehnerv, um sie dann zu allerlei Kunststücken abzurichten.... Eltern führen Kinder zu den Schauvorstellungen der blinden Vögel.... und die Kleinen klatschen in die Händchen, wenn die Thierchen mit einem Eisendrath, an dessen Ende man ein brennendes Stückchen Schwamm befestigt, eine kleine Kanone abfeuern!... Kleine geblendete Vögel zum Vergnügen zarter Kinder Kunststücke ausführen zu lassen, welcher abscheuliche Einfall!

Und dann wundert man sich noch, wenn es Leute giebt, die einen Menschen todtschlagen, um ihn zu berauben. Darin liegt das Gefährliche und Verhängnißvolle der Thiermarter, daß das menschliche Gefühl sich durch den täglichen Anblick mißhandelter lebendiger Geschöpfe abstumpft und an Roheit gewöhnt. Die Moralisten, die Theologen, die Juristen klagen über die wachsende Verwilderung, über die Zunahme gewaltthätiger Verbrechen und sehen nicht ein, daß unsere moderne Erziehungsmethode einen Haupttheil der Schuld trägt. Man predigt unaufhörlich Respekt vor dem Gesetz, vor der Obrigkeit, die das Schwert trägt, und vergißt dabei, daß es zum mindesten ebenso nothwendig ist, Achtung und Respekt vor der Schwäche und Hilflosigkeit zu lehren, vor allem aber auch Barmherzigkeit mit den Thieren.

„Alle bekannten Menschen-Gesellschaften", sagt Voltaire, „haben sich im Kriegszustande befunden, mit Ausnahme der Brahminen." Aber warum führen die Brahminen keine blutigen Kriege, warum sind Gewaltthaten gegen die Mitmenschen ihnen fremd? Weil ihre Religion ihnen verbietet, selbst das niedrigste Geschöpf zu mißhandeln oder zu tödten. Zwischen dieser Achtung vor dem Thiere und der friedlichen Lebensweise dieser Indier besteht ein tiefer, ursächlicher Zusammenhang. Wie sieht es dagegen in unserem hochcivilisirten Europa aus? Der jämmerlichste Lump, der keine Spur menschlicher Würde und Tugend in sich trägt, hat noch immer das Recht, das geistig entwickeltste Thier zu mißhandeln, zu tödten nach seinem Belieben.

Doch nein, seien wir gerecht! In neuester Zeit hat sich auch das öffentliche Rechtsbewußtsein der Thiere angenommen, und das Strafgesetzbuch bedroht, wie schon erwähnt, den, welcher öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise Thiere boshaft quält oder roh mißhandelt, mit Geldbuße oder entsprechender Haftstrafe. Aber wie schwach ist diese Schranke, welche der Gesetzgeber der menschlichen Grausamkeit gesetzt hat.

Für das abgemagerte Pferd, welches erschöpft vor dem Sandwagen zusammenbricht, für den verhungerten Zughund, der übermäßige Lasten durch den Sonnenbrand der staubigen Landstraße zieht, gegen alle diese Thierquälereien, die sich der Oeffentlichkeit entziehen, ist dieser Paragraph des Strafgesetzes ebensowenig ein Schutz, wie für den auf der Parforcejagd

zu Tode gehetzten Hirsch oder Fuchs. O, jenes Kapitel des Buches über das Weltelend, welches von den Leiden der Thiere handelt, ist ein tief trauriges, für die Menschheit beschämendes.

Man könnte einwerfen, daß diese Qualen und Schmerzen von den Thieren in Wirklichkeit nicht so schwer empfunden werden, wie feinfühlige Menschen sich einbilden. Es giebt da ein Wort, das im Munde gewisser Leute eine große Rolle spielt: die krankhafte Sentimentalität. Aber wer das Leben und Wesen der Thiere beobachtet hat, wird anderer Meinung sein und an die Wahrheit jenes Spruches der alten Kinderfibel:

Quäle nie ein Thier,
Denn es fühlt wie wir!

glauben. Man kann sogar behaupten, daß das Thier den Schmerz noch heftiger empfindet, weil es sich nicht durch die Reflexion, durch die Hoffnung auf ein Ende desselben, trösten kann. Uebrigens lehren Tausende von ergreifenden Zügen der Treue, der Aufopferung, der Klugheit aus der Thierwelt, daß die Annahme, als sei der seelische Organismus der thierischen Kreatur von dem des Menschen ein grundverschiedener, eine irrige ist. Die Seele mancher höher entwickelter Thiere ähnelt in vielfacher Hinsicht der Kinderseele. Dieselbe Lebhaftigkeit freudiger und schmerzlicher Eindrücke, derselbe rasche unvermittelte Gefühlswechsel. Daß Thiere nach dem Tode ihres Herrn aus Kummer sterben, ist bekannt. Man weiß es von Pferden, Hunden und Vögeln; Züge großer Klugheit und Ueberlegung kann man täglich bei ihnen wahrnehmen. Die Thiere haben eine Seele, daran ist nicht zu zweifeln. Worauf ruht aber im Grunde das Recht der Menschen, Geschöpfe, deren seelische Kräfte den unsrigen ähneln, in so grausamer Weise zu unterdrücken, ihr Leben zum Spielzeug ihrer Launen und Gelüste zu machen? Auf nichts anderem als dem Rechte des Stärkeren, dem Urquell fast aller historischen Rechte. Aber auf die Dauer hat man gefühlt, daß auch den Thieren gegenüber dieser Rechtsgrund nicht ausreichend sei. Man hat nach einer höheren Sanktion dieser brutalen Herrschaft gesucht und dieselbe in jenen Worten der Schöpfungsgeschichte gefunden. Seltsames Spiel des Zufalls! Dasselbe Buch, welches uns erzählt, daß eine Taube es war, welche den von den Wogen der Sündfluth umbrausten Ahnen des Menschengeschlechts die aus Todesängsten erlösende Kundschaft brachte, dasselbe Buch ist es, auf dessen Ausspruch die Menschen ihre Herrschaft, ihr Recht über die Thiere stützen! Ist das nicht eine grausame Ironie? Hier die Taube mit dem Oelzweig der Arche Noahs zufliegend, um dem verzweifelt nach ihr ausblickenden Menschen zu verkünden, daß die Fluth sich verlaufe — und dort eine Schaar von blasirten Müssiggängern nach einem Flug Tauben schießend, der angstvoll über das Feld flattert, um es bald mit kleinen, zuckenden, blutigen Vogelleibern zu bedecken. Aus Vergnügen zu tödten, wahrlich, das ist eine blutige Satire auf unsere Civilisation.

Alle Erscheinungen der Welt stehen im engsten ursächlichen Zusammenhang, der sich freilich oft nur dem Auge des redlichen Forschers zeigt. Auch die Mißhandlung der Thierwelt und die Zunahme grausamer Verbrechen

haben einen Zusammenhang. Allerdings sieht ihn der nicht, dem die Welt ein buntes Gefüge, zusammengesetzt aus tausend willkürlichen Zufälligkeiten, ist, jenes kurzsichtige Auge, das in dem von Farben und Gestalten aller Art erfüllten Daseinsbild nicht den großen einheitlichen Grundgedanken und Zug herausfindet, der durch die ganze Schöpfung geht. Und weil die Mehrzahl der Menschen zu jenen Kurchsichtigen gehört, lächeln sie überlegen, wenn man von dem Zusammenhang spricht, der zwischen dem am Zwirnsfaden gefesselt fliegenden Maikäfer oder der zerschossenen Taube, dem zu Tode gehetzten Wild, dem gequälten Pferd und einem ermordeten Menschen besteht. Wenn nicht das Mitgefühl, das Erbarmen die Menschen mild und mitleidig gegen die Thiere stimmen kann, so sollte es der wohlverstandene Egoismus thun.

Das schwache Kind übt seine Kraft an einem hilflosen, schwachen Thier, an einem Käfer oder Vogel, während das Opfer des herangereiften Mannes sein Mitmensch ist, der ihm bei Befriedigung seiner Gelüste im Wege steht.

Man spricht von der Entsittlichung der Völker durch die Kriege. Gewiß, dieses Völkermorden demoralisirt die Nationen, und es ist festgestellt worden, daß nach großen Kriegen die gewaltthätigen Verbrechen eine erschreckend große Ziffer erreichen. Aber das ist doch nur ein vorübergehender Zustand, während die mitleidlose Behandlung der Thierwelt unter den verschiedenartigsten Formen sich täglich wiederholt und so die ewige Quelle des Verbrechens wird.

Voltaire schrieb irgendwo: „Die Menschen fühlen niemals Gewissensbisse über Dinge, die sie zu thun gewohnt sind," und Thomas Payne drückte fast denselben Gedanken aus, wenn er sagt: „Eine Sache erhält den Anschein der Gerechtigkeit, wenn man sich lange Zeit gewöhnt, zu glauben, daß sie nicht ungerecht sei."

Die Wahrheit dieser Sätze tritt nirgends schärfer hervor, als in dem Verhalten der Menschen zu den Thieren. Weil seit undenklichen Zeiten die Thiere für rechtlose Geschöpfe gehalten werden, glauben die Menschen sich alles gegen sie erlauben zu können. Und doch hat es in der frühesten Jugend des Menschengeschlechtes bei einzelnen Völkern eine Zeit gegeben, in welcher man auch den Thieren ein gewisses Recht der Persönlichkeit einräumte. Eine Spur von diesem Urrecht des Thieres findet man noch in der Besprengung der Opferthiere. Kein Thier empfing bei den alten Völkern den Todesstreich, bevor es nicht, gleichsam freiwillig, durch eine Bewegung des Kopfes, eine Folge der Besprengung, seine Einwilligung zu seinem Tode gegeben hatte.

Aus tausend Quellen fließt der Strom des Bösen zusammen. Eine dieser Hauptquellen ist die Grausamkeit der Menschen gegen die Thierwelt. Es ist ein düsterer Schatten unserer Kultur, daß mit dem Fortschritt derselben auf andern Gebieten die Hartherzigkeit gegen die Thierwelt zugenommen hat — vor allem auch in unseren großen Städten. Welche Leidensgeschichten erzählen uns da die abgetriebenen Körper der armen Droschkenpferde.

Hogarth, der berühmte englische Maler des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Stift und Pinsel die Thorheiten seiner Zeit verewigt hat, stellte in den Schaufenstern Londons eine Reihe von Gemälden aus, welche er die Fortschritte des Verbrechens nannte.... Das erste zeigte die Tödtung eines Thieres.... Das letzte den Mord eines Menschen....

Das war in Kürze skizzirt der Inhalt des Gesprächs, das am Abend in der Villa des Thierfreundes zwischen ihm und dem Professor stattfand. Es war unterdessen Nacht geworden, ein heftiger Gewitterregen strömte nieder, als der Professor das einsame Haus verließ.... Da klang ein kläglicher Schrei an sein Ohr.... Er beugte sich nieder.... Am Rande des Straßengrabens saß eine kleine beschmutzte, vom Regen durchnäßte Katze, ein armes verirrtes oder ausgesetztes, halbverhungertes Thierchen.... Einen Augenblick war der junge Gelehrte unschlüssig. Dann hob er das kleine, schmutzige, nasse Geschöpf auf und wickelte es in sein seidenes Taschentuch. Er beschleunigte seine Schritte, als gälte es einen Schatz in seiner Wohnung zu bergen, und als er diese erreicht und das kleine Thier erwärmt und gesättigt, sich dankbar an seine Kniee schmiegte, fühlte er sich so fröhlich, so glücklich, wie es stets nach einer guten That der Fall ist, er hatte Erbarmen gefühlt gegen ein armes, rechtloses Geschöpf!

(Aus dem „Thier- und Kinderfreund".)

Georg Ollino. †

In Reichenhall starb am 11. August d. J. nach langem schweren Leiden der bewährte Arzt des Rigaer Thierasyls, der Stadtveterinairarzt Hofrath Georg Ollino. — All' die langen Jahre seit der Eröffnung unseres Asyls hat der Verstorbene in gewissenhafter, treuer Arbeit den verwaltenden Damen bei der Behandlung ihrer kranken, leidenden Pfleg- und Schützlinge rathend und helfend zur Seite gestanden, bis er vor einem Jahre von todbringender Krankheit befallen, nicht mehr im Stande war, seinen Beruf auszuüben. Was uns Ollino als behandelnden Arzt besonders werth und lieb machte, das war — ganz abgesehen von seinen gründlichen Kenntnissen und reichen, vielseitigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Veterinairkunde, — seine Liebe zu den Thieren, sein richtiges Verständniß und warmes Mitgefühl für die Leiden derselben. Er vermied gern jeden heftigen, gewaltsamen Eingriff in den thierischen Organismus und schritt zu Operationen nur da, wo solche nicht zu vermeiden waren. Dieser Vorsicht und Besonnenheit verdankt manches, in unserer Anstalt von ihm behandelte, werthvolle, schöne Thier die Erhaltung des einen oder anderen Gliedes. Auch war ihm jene fachmännische Ueberhebung fremd, welche nur die eigene Ansicht aufkommen läßt und unter allen Umständen auf die strikte Durchführung seiner Anordnungen besteht, — vielmehr hat er es häufig der Asylverwaltung Dank gewußt, wenn dieselbe aus eigener Initiative die von ihm getroffenen Verfügungen abänderte, sobald sich solches in seiner Abwesenheit als nothwendig herausstellte. Trotz der ihm karg zugemessenen

Zeit hat der Verstorbene sich auch als Mitarbeiter des „Anwalt der Thiere“ versucht und für denselben aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen einen lehrreichen Beitrag geliefert, bei dem er es nicht hätte bewenden lassen, wenn ihm Gesundheit und ein längeres Leben vergönnt gewesen wären. — Im Juni von den Aerzten in's Ausland geschickt, erhoffte der schwer Leidende, dessen Zustand bereits als hoffnungslos bezeichnet werden durfte, daselbst doch noch Linderung, ja Genesung zu finden. Dieser Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Möge ihm die Erde leicht sein, in der er nun, fern seiner baltischen Heimath, ruht! Wir werden seiner in dankbarer Erinnerung gedenken.

M. S.

Was hab' ich dir gethan?

Er hat auf böse Wege sein treues Thier gelenkt,
Was ist ihm, daß es schaudernd und zaudernd rückwärts drängt?
Sieh da! der Engel Gottes, der mit gezücktem Schwert
In hohler Felsengasse den engen Paß verwehrt!

Das Thier sieht Gottes Boten, der Mensch ist blind vor Zorn,
Er schlägt es mit dem Stabe, treibt fluchend es nach vorn,
Da fällt es auf die Kniee und klagt den Wüthrich an:
Was ist's, daß Du mich schlägest? Was hab' ich Dir gethan?

Den Jammerruf des Thieres — die Welt versteht ihn nicht,
Sie höhnt: Wann ist erhöret ein Esel, welcher spricht?
Doch hättet Ihr nur Ohren: wie oft in Stadt und Flur
Vernähmet Ihr die Klage der armen Kreatur!

Da treibt ein roher Fuhrmann in athemlosem Lauf
Mit Hieben und mit Flüchen sein keuchend Roß bergauf.
Matt stürzt es in die Kniee, klagt stumm den Unhold an:
Was ist's, daß Du mich schlägest? Was hab' ich Dir gethan?

Hier zerrt ein Metzgerbursche das Kälblein über Feld,
Dem rechts und links die Ferse der biss'ge Hund umbellt:
Es steht und klagt den Treiber mit blöden Augen an
Und klagt mit hohlem Blöken: Was hab' ich Dir gethan?

Dort raubt ein böser Bube die nackte Vogelbrut
Aus warmem, weichem Neste, aus treuer Eltern Hut.
Ihr Schwirren und ihr Girren klagt laut den Räuber an:
O weh! Du junger Frevler, was hab' ich Dir gethan?

Was treibt der kleine Junge im Maiensonnenschein?
„Flieg, Maienkäfer, fliege“, den Faden um das Bein!
Der Knabe zerrt am Faden, schon hängt das Füßchen dran.
Das Thierlein zuckt am Boden: Was hab' ich Dir gethan?

So schreit in lautem Schmerze, so seufzt in stummer Qual
Die Kreatur auf Erden viel hunderttausendmal,
Und klagt den Herrn der Schöpfung, den Sohn der Gottheit an:
O Mensch, O Unmensch sage: Was hab' ich Dir gethan?

Verstehst Du nicht die Sprache des Thiers in seinem Schmerz?
Und spricht nicht ihm zum Schutze Dein eigen fühlend Herz?
Und hörst Du nicht den Engel, der laut um Gnade schreit?
Er kommt von Gottes Throne und heißt „Barmherzigkeit!“

Karl Gerok.

Danziger Thierschutzverein.

In einer der letzten gut besuchten Vorstandssitzungen, in welcher Herr Polizeirath Lutterkorth den Vorsitz führte, kam neben anderen weniger wichtigen Angelegenheiten die Errichtung eines **Hundeasyls** zur Sprache. Wie in anderen Städten ist auch der Thierschutzverein in Danzig der Frage näher getreten, wie die maulkorblosen eingefangenen Hunde zu behandeln seien. Alle waren darüber einig, daß der gegenwärtige Zustand im Interesse der Hundebesitzer und der Humanität geändert werden müsse. Das heute benutzte Lokal in Schidlitz liege viel zu weit entfernt und lasse viel zu wünschen übrig. Es hatten sich daher einige der Vorstands-Mitglieder bemüht, einen anderen Ort ausfindig zu machen, welcher in der Stadt gelegen sei und so den Hundebesitzern es erleichtere, ihre eingefangenen Thiere einzulösen, und welches eine bessere Controle möglich mache. Wie Herr Malzahn mittheilte, ist es geglückt, ein derartiges passendes Lokal zu erhalten. Der Besitzer des „Hotel de Königsberg" auf Langgarten, Herr Pawlowski, habe sich bereit erklärt, dem Verein einen sehr passend gelegenen massiven Stall für 100 Mk. jährlich zu vermiethen und einen seiner Hausknechte mit der Fütterung und Wartung der Thiere zu beauftragen. Die innere Einrichtung des Stalles müsse der Verein auf seine Kosten ausführen lassen. Dieser Stall könne auch zu anderen Zwecken verwendet werden, welche geeignet seien, dem Verein Einnahmen zu bringen. So könnte man kranke Hunde in Behandlung und gesunde Hunde, deren Herrschaften verreist seien, während der Dauer ihrer Abwesenheit in Aufbewahrung nehmen. Auch müsse der Verein dahin streben, das Einfangen der Hunde selbst zu leiten. Die Versammlung hielt es jedoch noch nicht für angebracht, schon jetzt in eine eingehende Berathung des Planes einzutreten, sondern beschloß, eine Commission zu wählen, welche das vorgeschlagene Lokal prüfen und über die dem Verein weiter entstehenden Kosten Vorschläge machen soll. In die Commission wurden die Herren, Polizeirath Lutterkorth, Linke, Malzahn, Thierarzt Leitzen und Zimmermeister Fey gewählt. („Danz. Ztg.")

Zum Taubenschießen.

Aus Petersburg bringt die № 4459 der „Nowoje Wremä" die hocherfreuliche Mittheilung, daß in Anbetracht der für unser Heer in Aussicht genommenen Einführung der Taubenpost — der Minister des Innern auf Antrag des Kriegsministeriums das Taubenschießen, unter Androhung gesetzlicher Verantwortung, im ganzen Reiche verboten hat.

Mittheilung des Neuen Berliner Thierschutzvereins.

Der Verband der deutschen Thierschutz-Vereine hat bei der Reichsregierung und in letzter Zeit beim Reichstag Schritte gethan, um die gesetzliche Anordnung der Betäubung der Schlachtthiere vor dem

Schlachten herbeizuführen, weil es unbestreitbar ist, daß gut 90 Prozent aller Thierquälereien dadurch begangen werden, daß die Thiere bei Bewußtsein, also bei vollem Schmerzgefühl geschlachtet werden.

Wenn schon in den Städten, besonders durch Ungeschicklichkeit der Lehrlinge, viel unnöthige Quälerei begangen wird, so ist es noch viel ärger auf dem Lande, wo insbesondere das Kleinvieh (Kälber, Schweine, Schafe, Ziegen), von den Bauern selbst geschlachtet wird. Man hat nun von verschiedenen Seiten als Haupteinwand gegen die gesetzliche Anordnung der Betäubung aller Schlachtthiere geltend gemacht, daß durch die Betäubung die an den Thieren verübten Grausamkeiten noch bedeutend vermehrt würden, weil durch ungeschickte, ungeübte Leute die Thiere auf Augen, Schnauze u. s. w. geschlagen würden, ehe sie wirklich betäubt sind.

Leider ist dieser Einwand nur zu berechtigt, wenn man die jetzigen Zustände betrachtet. Die Schlächterlehrlinge lernen heute noch das Schlagen der Thiere am lebenden Vieh und zwar am Rind. Der Reihe nach probiren sie an dem hinausschreienden, im Schmerz sich windenden Thier ihre Geschicklichkeit, oder vielmehr Ungeschicklichkeit; zehn Mal und öfter wird mit dem Knopfbeil auf das unglückliche Uebungsobject losgeschlagen, bis es endlich betäubt zusammenbricht. So wird nicht nur in den Privatschlachtstätten, sondern auch in den öffentlichen Schlachthäusern das Schlagen gelernt, mit Ausnahme weniger Städte, wo angestellte, besonders geübte und kräftige Schläger das Geschäft besorgen.

Um diesen abscheulichen Gebrauch endlich zu beseitigen, daß das lebende Thier zum Ueben ungeschickter und ungenügend kräftiger Hände benutzt werde, hat nun die Berliner Schlachthaus-Verwaltung einen Uebungs-Apparat aufgestellt, an welchem die Schlächterlehrlinge das Schlagen erlernen müssen. Es ist dies ein vom Stadtverordneten Henz construirter Apparat, an welchem sich die jungen Leute im Schlagen üben, bis sie ganz sicher und zuverlässig einen Knopf mit der Kraft zu treffen vermögen, die nöthig ist, um ein starkes Rind auf einen Schlag bewußt- und empfindungslos zu machen. Erst, wenn sie die nöthige Kraft und Treffsicherheit an diesem Apparat bewiesen, werden sie zum Schlagen des Großviehes zugelassen. Der Apparat wird in der Berliner Maschinenfabrik Cyclop (Mehlis und Behrens) angefertigt und kostet 160 Mark. Keine Gemeinde und besonders kein Schlachthaus sollte diese kleine Ausgabe scheuen, um diesen Apparat anzuschaffen und so einen Zustand zu beseitigen, der aller Menschlichkeit und aller Kultur Hohn spricht.

Der Neue Berliner Thierschutzverein (Adresse: H. Beringer, Berlin SW., Königgrätzerstraße 108), hat von dem Uebungsapparat Zeichnungen anfertigen lassen und ist gerne bereit, gegen Einsendung von 10 Pf. in Briefmarken, Denjenigen, welche sich für die Sache interessiren, eine solche Zeichnung zuzuschicken. Es ist darin das Wesentliche der Construction des Apparates ersichtlich und wird dadurch vielleicht die Anregung gegeben, eine noch einfachere und billigere Construction herzustellen.

* * *

Ein für die Abschaffung der unnöthigen Thiermartern beim Schlachten sehr wichtiges Instrument, das Schlachthaus-Director Kleinschmidt in Erfurt construirt hat, ist seit einiger Zeit in mehreren Schlachthäusern mit vollständigem Erfolg zur Anwendung gekommen. Es ist dies ein Schlacht-Apparat durch den das Betäuben der Thiere ohne Schwierigkeit, sicher und wahrhaft blitzartig erfolgt. Mit diesem Schlaginstrument werden nicht nur Kälber und Schweine, sondern auch Hammel betäubt, was bisher wegen des starken kugelförmigen Schädelknochens dieser Thiere für besonders schwierig galt. Der Apparat besteht im Wesentlichen aus einem an der Spitze scharf geränderten Hohlstift, der auf das Großhirn des Thieres aufgesetzt und mit einem ca. 3 Kilo schweren Hammer oder Schlägel in den Schädel eingetrieben wird. Dieser Stift wird durch eine beim Schlag zusammengedrückte Feder rasch wieder aus dem Schädel herausgeschnellt. Außer diesem Federapparat ist auch ein einfacher Hammer, dessen Verlängerung ein solcher Schlagstift, in Gebrauch. Bezüglich der Zuverlässigkeit, leichten und sicheren Handhabung kann man sich bei den Schlachthaus-Verwaltungen in Erfurt und Meiningen oder bei irgend einem Schlächter daselbst erkundigen. Diese Schlaginstrumente werden z. B. bei Schlossermeister W. Thomas in Erfurt gefertigt, und kostet der Federapparat 12 Mark und der einfache Stifthammer 3 Mark. Wir zweifeln jedoch nicht, daß bei fabrikmäßiger Anfertigung die Herstellungskosten bedeutend zu verringern sind. Von diesen beiden Instrumenten werden durch den Neuen Berliner Thierschutzverein Zeichnungen gegen Einsendung von 10 Pf. in Briefmarken gern zugesendet.

Wir bitten die Gemeinde-Verwaltungen, die Vorstände der Schlächter-Innungen, die Schlachthaus-Verwaltungen, die Geistlichen, Lehrer auf dem Lande, die politischen Verwaltungs-Behörden und insbesondere die Zeitungs-Redaktionen für Anschaffung der obigen Apparate in den Gemeinden wirken zu wollen.

Der Vorstand des Neuen Berliner Thierschutz-Vereins.

Zur Vivisektionsfrage.

Dem „Thier- und Menschenfreund" ist durch Herrn du Prel ein Bericht über einen Fall von Vivisektion in München zugegangen, den die Redaktion dieser Zeitschrift, wiewohl seit dem Ereignisse schon einige Jahre verstrichen sind, sich dennoch mitzutheilen gedrungen fühlt. „Denn die Thatsachen und ihre Quelle, das verdorrte Herz des Menschen, sind seitdem die gleichen geblieben." Der Bericht des Augenzeugen lautet:

„In einer medicinischen Vorlesung sollte bei Besprechung des Morbus Brighti bewiesen werden, daß diese Krankheit nicht von Hydrämie herrühre, d. h. daß eine Erhöhung des Wassergehaltes des Blutes keine Entartung der glomeruli Malpighii der Nieren herbeiführe. Zu diesem Zwecke führte der Vortragende einen Hund vor, welchem — die Vorlesung fand Nachmittags 4 Uhr statt — seit Morgens 11 Uhr fortwährend physiologische Salzlösung

in die Zugularvene eingespritzt worden war. Das unglückliche Thier lag am Rücken auf dem bekannten physiologischen Präparirtische. Die Füße, durch einschneidende Stricke, deren Enden festgeschraubt waren, gehalten, waren stark angeschwollen. Der Kopf wurde durch eine eiserne Vorrichtung rückwärts gehalten. Am Halse war eine kleine Hautwunde zu sehen, und in dieser die Vene mit Canüle darin. Aus der rechten Augenhöhle floß Blut. Sonst war das Thier ganz durchnäßt. Der vortragende Docent erklärte den Fall und machte darauf aufmerksam, daß das aus der leeren Augenhöhle fließende Blut mit dem Versuche nichts zu thun habe; ein College, der ein Auge nöthig gehabt, habe dasselbe herausgenommen! Schon der Anblick dieses Thieres, noch mehr aber das eben Gehörte, versetzte mich in eine solche Erregung, daß ich am ganzen Leibe zitterte und unfähig war, dem nun beginnenden Vortrag, während dessen von einem Diener das Einspritzen des Wassers fortgesetzt wurde, zu folgen. Im Verlaufe der Stunde verendete das arme Thier und wedelte im Todeskampfe mit dem Schweife. Diese Bewegung des unglücklichen Opfers der Wissenschaft rief unter den Studenten Gelächter hervor."

Dazu schreibt Herr du Prel: „Einer Bemerkung darüber enthalte ich mich, weil die zutreffenden Worte zur Bezeichnung solcher Dinge nicht für salonfähig gelten, und jeder Leser sie von selbst finden wird."

„Allerdings!" — fügt die Redaktion des „Thier- und Menschenfreund" hinzu — „So lachen die Narren, denen das Erhabene und Heilige ewig ein Räthsel bleibt; so lachen die Teufel, welche die Welt in Stücke schlagen und in das alte Chaos zurückwerfen; so lachen die Henker der ihnen zur Marter und zum Tode überlieferten Opfer. Und so werden jährlich Hunderte von deutschen Jünglingen in staatlichen Lehranstalten geistig zerrüttet und sittlich verdorben."

Kinder-Thierschutzvereine.

J. Der schwedische Dichter Zacharias Topelius, dessen schöne Jugendschriften auch in Deutschland warmen Anklang gefunden haben, stiftete am 1. Mai 1870 in Helsingfors einen Kinder-Thierschutzverein, „Maivereinigung" genannt, der die Gründung weiterer Vereine dieser Art in Finnland veranlaßte. Von Finnland aus hat sich alsdann über das ganze übrige Skandinavien, Schweden, Norwegen und Dänemark ein Netz solcher Kinder-Thierschutzvereine ausgebreitet. Der Vorstand besteht aus Lehrern und Lehrerinnen, welche diese Vereine organisiren und leiten; die jugendlichen Mitglieder geloben durch Namensunterschrift jede Thierquälerei zu meiden und nach Möglichkeit zu hindern und die Thiere, namentlich Vögel mit ihren Eiern und Nestern zu, schützen. Der Kinder-Thierschutzverein in Stockholm zählte im vergangenen Jahre 850 Mitglieder. In Kopenhagen hielt der Schulinspektor Bröchner-Larsen auf einer Lehrerversammlung einen vortrefflichen Vortrag über die Nothwendigkeit, den Thierschutz in die Schulen einzuführen. Solche Gesinnungen und Bestrebungen gereichen nicht nur dem dortigen Lehrerstande, sondern in gleichem Maße den Schulbehörden jener

Länder zur Ehre, welche diesen Vereinen ihre Sympathie und Unterstützung schenken. Möchte dieses Vorgehen im skandinavischen Norden, überall Nachahmung finden und die Einsicht mehr und mehr Raum gewinnen, daß die Erziehung zum Thierschutz in die Schule gehört und daß Thierliebe und Thierschutz wirksame Mittel zur wahren Bildung und Veredelung des Gemüthes sind. (Nach „Dyrevennen".)

Aus dem Vogelleben.

Aus Schaulen wurde der „Rig. Ztg." nachfolgender, allerliebster Zug aus dem Vogelleben mitgetheilt: Auf dem Gute des Herrn v. Rodowitsch, Aukschtelki, acht Werst von Schaulen, nistet schon seit Jahren ein Storchenpaar, das im Laufe der Zeit sich so sehr an die Bewohner des Hofes gewöhnt hatte, daß es die Annäherung derselben bis auf wenige Schritte gestattete. — In diesem bösen Frühjahr erschien nun dieses Paar wiederum am alten Nistplatze, fand ihn jedoch unwirthlich gemacht durch Frost, Schnee und Glatteis. Hunger und Kälte ward den Heimkehrenden zum Gruß in der alten Heimath. In ihrer Noth scheinen jedoch die bedrängten Vögel nicht verzagt zu sein: sie errinnerten sich der freundlichen Menschen, die ihnen Jahre hindurch gute Nachbarschaft gewährt hatten und so fand denn der Hausherr die beiden Störche eines Morgens, nach eisigkalter Regen- und Sturmnacht, fast erstarrt auf seiner Veranda sitzend vor. Bereitwillig und erfreut, in der Noth helfen zu können, öffnete der Herr schleunigst die Thür und siehe, die Bedrängten ließen sich nicht lange bitten und überschritten, wenn auch mit durch das Elend fast gebrochener Grandezza, die Schwelle des Gastfreundes, ließen sich von ihm und dessen Hausgenossen streicheln, liebkosen und reichlich mit der nothwendigen Nahrung versehen und lebten nun wohlgeborgen im warmen Zimmer, bis der liebe Frühling doch endlich mit seinem Hauche den starren Winter verscheucht hatte. — Wollte Gott, es könnte ähnliche Verhältnisse geben zwischen den Menschen und den vieltausend armen Vöglein, die die Sehnsucht in einem bösen Frühjahre zu früh in die liebe Heimath lockt! — R.

Goldap. Vor drei Jahren brachte Förster K. zu Theerbude ein verlassenes, hilfloses, kleines Rehkälbchen nach Hause und übergab es seiner Familie in Wartung und Pflege. Es wurde in der Küche mit Milch ꝛc. groß gezogen und ist mittlerweile ein stattlicher, zahmer Rehbock mit schönem Geweih geworden. Herr K. versah ihn mit einem ledernen Halsband und ließ ihm seine völlige Freiheit. Nun ist er der Liebling des ganzen Dörfleins geworden. Im Sommer hält er sich fast ausschließlich im Walde bei seinen Kameraden auf und kommt nur höchst selten zum Hause seines Wohlthäters. Im Winter jedoch stellt er sich täglich und zwar zur Morgenzeit ein, kratzt an der Küchenthür und begehrt Einlaß. Dort erhält er seine Morgenmilch, die er schnell einnimmt, ohne sich von den ihm bekannten Familiengliedern des Försters stören zu lassen. Von hier schreitet er zu einem ihm in der Scheune angewiesenen Platz und äset von dem bereiten Futter. Nach

gehaltener Mahlzeit trabt er in den Wald, woselbst er auch schon manche schlimme Affaire mitgemacht hat, ohne jedoch größeren Schaden zu nehmen. Kürzlich brachte „Hans" (der zahme Rehbock) an einem Morgen ein zweites Rehlein zu seinem Wohlthäter. Der Neuling verhielt sich scheu und furchtsam, und nachdem Hans sein Futter eingenommen hatte, verschwanden beide. Am Nachmittage fand man das scheue Rehlein in der Scheune an Hansens Platz; es benahm sich weniger scheu und schien ganz zahm. Fortan sucht es alle Tage in der Scheune Schutz gegen Kälte und Hunger.

(Ostp. Ztg.)

Selbstmord eines Pferdes.

In einem Reiterregiment diente ein alter Trompeter, der immer für sein treues Thier liebevoll sorgte. Während einer Schlacht an der Donau wurde er von einer Kugel getroffen und stürzte todt zur Erde. Das Pferd blieb ruhig stehen, um zu warten, bis sein Herr wieder aufsteigen würde, allein der blieb todt liegen. Da kamen Abends Soldaten, um die Leiche fortzutragen, allein das Pferd ließ Niemanden zu; einer der Soldaten, der sich ihm genähert und einen Hufschlag erhalten hatte, wollte eben einen Säbelhieb nach dem Pferde führen, als Napoleon vorbeiritt und nach dem Pferde fragte. Er betrachtete längere Zeit das Pferd, das mit über seinem Herrn gesenktem Kopfe dastand und befahl, man sollte dasselbe in Ruhe lassen, beobachten, und am nächsten Morgen ihm berichten, was weiter geschehen sei. Der Bericht lautete: Das Pferd hat die Nacht über bei seinem Herrn stehend zugebracht; bei Sonnenaufgang wurde bemerkt, daß es die Leiche mehrmals umkehrte und von oben bis unten beroch; dann begann es dumpf zu wiehern, eilte der Donau zu, stürzte sich hinein und ertrank.

Napoleon sagte zu dem General, der ihm den Bericht überbrachte: „Ich möchte wohl wissen, ob die Menschen, welche den Thieren keinen Verstand zugestehen wollen, auch jetzt noch behaupten, daß sie nichts anderes sind, als Maschinen ohne Gedanken und Gefühl. Wenn dieses Pferd wirklich nur eine Maschine gewesen sein soll, so ist sie höchst bewunderungswürdig gemacht und fordert uns auf, Ehrfurcht vor dem Baumeister zu haben."

Französische Kriegshunde.

Wie das „Petit Journal" meldet, werden abgerichtete Kriegshunde zuerst für das 35. Linienregiment verwendet. Dieselben sind sehr groß und besonders zum Dienst der Vorposten geschult. Angekettet werden die Hunde gegen Soldaten in verschiedenen ausländischen Uniformen gehetzt; einige Tage darauf losgelassen, stürzen sie sich, sobald sie eine ausländische Uniform bemerken, auf den Mann. – Die Franzosen stellen sich mit dieser neuen Einrichtung im Grunde nur ein Armuthszeugniß aus, bemerkt die „Volkszeitung" (Nr. 3) zu dieser fast unglaublichen Mittheilung ganz richtig.

(„Thalysia").

Kanarienvögel.

Es ist vielfach zu beobachten, daß Kanarienvögel in ihren Käfigen an den Fenstern im Sommer der Sonnenhitze, im Winter der kalten Zugluft ausgesetzt werden. Eigentlich sollte der gesunde Menschenverstand (dessen Lehre nur leider oft unbeachtet gelassen wird) lehren, daß die zarten Thierchen weder das Eine noch das Andere ohne Gefahr für ihre Gesundheit ertragen können. Im Sommer dürfen dieselben niemals der argen Hitze ausgesetzt werden. Im Winter ist ein hinterer zugfreier Zimmertheil der geeignete Ort für sie, nur nicht zu nah dem geheizten Ofen. („Cimbria".)

Krim. Ueber ein sehr verhängnißvolles Versehen berichtet der „Kr. Westn.": Es sind nämlich von den 4700 Schafen des Gutsbesitzers Pankejew, bei denen die Schutzimpfung mit der sibirischen Pestlymphe vorgenommen, 4400 Stück gefallen, wodurch dem Besitzer ein Verlust von 25,000 bis 30,000 Rbl. zugefügt worden. Unter den gefallenen Schafen waren viele sehr kostbare Racethiere. Das gefallene Vieh wurde mit starker Sublimat-Lösung begossen und verscharrt; es wurden die nicht geimpften Schafe rasch isolirt und in entfernte Gegenden weggetrieben. Die verhängnißvolle Lymphe soll außerordentlich rasch gewirkt haben, da schon 12 Stunden nach der Impfung der letale Ausgang eintrat. Der „Odesski Westnik" erklärt diesen schrecklichen Zufall durch ein Versehen. Ein Herr Burdach soll anfangs die Schutzimpfung bei 700 Schafen des Gutsbesitzers Schröder vorgenommen haben und zwar mit einer Lymphe erster Gradation. Darauf wurde von der bacteriologischen Station in Odessa Lymphe der ersten und zweiten Gradation abgeschickt, von denen erstere für die Heerde des Herrn Pankejew, die zweite für die des Herrn Schröder bestimmt war, da letztere die erste Gradation schon durchgemacht hatte. Die beiden Lymphen wurden nun verwechselt, so daß die Pankejew'sche Heerde mit zweiter und die Schröder'sche mit erster Gradation geimpft wurden. Diese Verwechselung documentirt sich auch noch dadurch, daß eine Partie Schafe der Heerde Schröder, welche noch nicht geimpft war, ohne Folgen die Impfung mit der vermeintlichen zweiten Gradation vertrug. Jedenfalls ist zu vermuthen, daß der Geschädigte der bacteriologischen Station in Odessa einen Proceß anhängen wird.

Wie Dr. H. Clarke über die Vivisektion denkt. „Die Anti-Vivisektions-Bewegung", sagte dieser geistvolle Arzt in einer Versammlung, „ist der nächste Schritt in der Civilisation und die directe Folge der Anti-Sklaverei-Bewegung. Die Civilisation, wie sie aufgefaßt wird, ist die Erweiterung unseres Mitgefühls, bis es nicht nur alle Menschen, sondern auch die Thierwelt umfaßt. Die Vivisektion ist die einzige, durch das Gesetz gebilligte Form von Grausamkeit, und ungeachtet der großen Ansprüche, welche man für sie geltend macht, erkläre ich ohne Zögern, daß die medicinische Wissenschaft in keiner Weise durch sie profitirt hat. Die Bücher der Physiologen wimmeln von Widersprüchen und sind für die Heilpraxis unbrauchbar. Die Vivisektion ist etwas Unrechtes und darum kann auch nur Unrichtiges aus ihr hervorgehen." E. W.

Liebe der Thiere zu Menschen.

„Alle haben davon gehört" sagt Darwin (Abstammung des Menschen, I S. 33) „wie ein Hund, an dem man die Vivisektion ausübte, die Hand seines Operateurs leckte. Wenn dieser Mann nicht ein Herz von Stein hatte, so muß er bis zur letzten Stunde seines Lebens Gewissensbisse gefühlt haben." Wir fürchten sehr, daß Darwin's Herz ihm bei dieser Aeußerung einen Possen gespielt hat, und daß die Gewissensbisse der zahlreichen vivisecirenden Herren Anatomen und Physiologen in das Bereich der Märchen verwiesen werden müssen, mögen auch die gequälten Thiere ihren Peinigern noch so oft die Hände geleckt haben. Grausamkeit gegen Thiere ist in kaum geringerem Grade, wie diejenige gegen Menschen, Zeichen eines rohen oder verwilderten Charakters oder eines durch lange Gewohnheit abgestumpften Gefühls und fast noch schlimmer als jene, da das arme und widerstandslose Thier sich in der Regel ganz in der Gewalt des dasselbe unbedingt beherrschenden Menschen befindet und keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermag. Es hat daher dem Verfasser immer geschienen, daß eine der schönsten Seiten der orientalischen, namentlich der indischen Religionssysteme durch ihre Vorschriften der Duldung und Barmherzigkeit gegen Thiere oder der Liebe zu allen Geschöpfen Gottes gebildet werde, während in unserer aufgeklärten und ihrer Humanität sich rühmenden Zeit der offenbare Mangel unserer religiösen Vorstellungen bezüglich dieses Punktes durch das schöne Bemühen der Thierschutzvereine künstlich und unter allerhand Schwierigkeiten ersetzt werden muß. Gute und freundliche Behandlung der Thiere erscheint um so mehr geboten, als, wie jeder Thierkenner weiß, eine solche Behandlung in der Regel in entsprechender Weise von ihnen vergolten wird, und als die der Liebe zu den Menschen so nahe verwandte, schöne Tugend der Dankbarkeit von den Thieren oft in einer Weise geübt wird, welche gar manche Menschen beschämen muß.

(Aus „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt" von Dr. L. Büchner.)

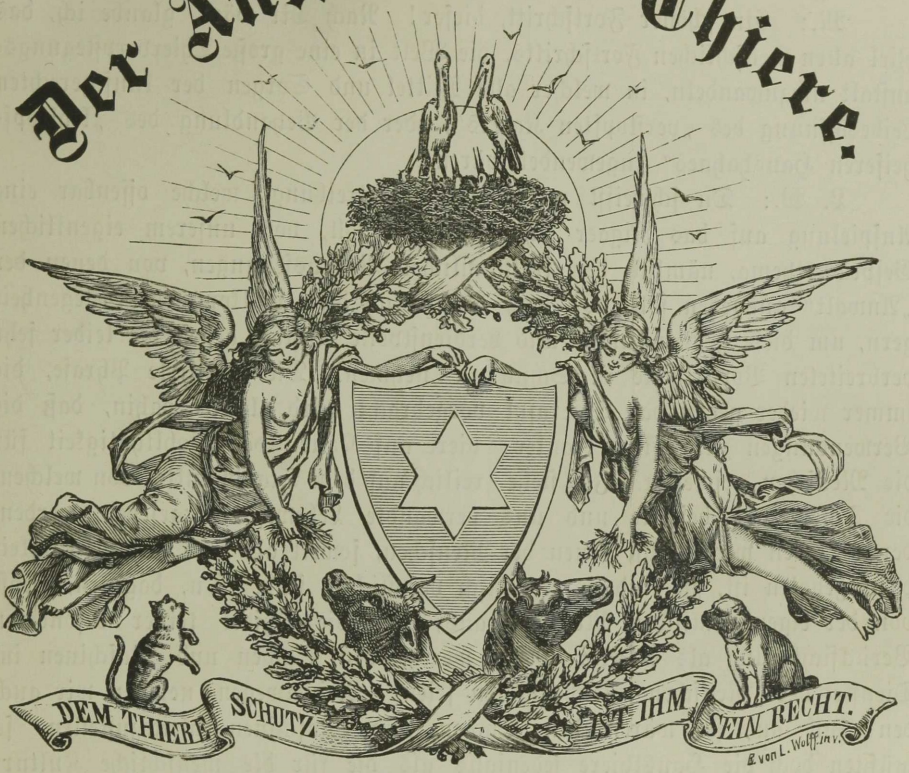
Kälber-Transport. Unter den beinahe zweitausend Polizisten Moskaus hat, soweit bis jetzt bekannt, nur ein einziger (Blechnummer 75, im Twerschen Stadttheil) Mitleid mit den armen Kälbern gehabt, die, zu Feiertagsbraten bestimmt, auf Hunderten von Bauernfuhren zur Stadt gebracht wurden und in der unnatürlichsten Lage, mit über die Wagenlehnen herunterhängenden, oft auf den Rädern aufschlagenden Köpfen, halbe, ja ganze Tage unterwegs waren. Diesem Polizisten hat ein Unbekannter eine Prämie zugedacht und dieselbe (5 Rbl.) an den Moskauer Oberpolizeimeister einzesandt. Derselbe hat daraufhin sich betreffs Abschaffung der bisherigen Transportweise mit dem Thierschutzvereine in Einvernehmen gesetzt und zugleich der städtischen Polizei den Befehl ertheilt, künftighin unnachsichtlich alle Kälberfuhren anzuhalten und die betreffenden Bauern zur Strafe zu ziehen, wenn die Thiere nicht schonender als bisher behandelt und verladen seien.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 8 Октября 1888 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

IV. Jahrgang. November und December 1888. № 11 und 12.

Ein Gespräch über das Recht der Thiere.

L. W.: Obgleich ein Leser des „Anwalts der Thiere", bist Du, wie ich neulich zu meinem Bedauern entnommen habe, ein eifriger Widersacher desselben. Da es mir daran liegt, mich mit den Gegnern auszusprechen, bitte ich Dich, mir die Beschwerden, die Du gegen den „Anwalt" und dessen Standpunkt hast, nicht vorzuenthalten.

M.: Gewiß bin ich ein Gegner des von Dir redigirten „Anwalts" und habe ich es stets beklagt, daß Deine Feder, die einer besseren Sache würdig wäre, der Vertretung einer Idee geweiht ist, deren Berechtigung von nur wenigen Personen anerkannt wird und die eine irrthümliche ist.

L. W.: Mich aber erfüllt es mit besonderer Lust und Freude, für eine Idee eintreten zu können, die, obwohl gegenwärtig noch von Vielen verkannt, die Sache der Aufklärung und sittlichen Kultur vertritt und daher,

wenn nicht an dem Fortschritte der Menschheit verzweifelt werden soll, unbedingt dereinst zur allgemein herrschenden werden muß!

M.: Ein schöner Fortschritt, dieser! Nach Dir wäre, glaube ich, das Ziel allen menschlichen Fortschritts, die Welt in eine große Thierverpflegungsanstalt umzuwandeln, in welcher alle Mittel und Sorgen der kunstgerechten Leibesöffnung des „verstopften Katers", oder der Behandlung des „kehlkopfheiseren Haushahnes" zugewendet wären.

L. W.: Du schweifst mit dieser Uebertreibung, welche offenbar eine Anspielung auf das Rigaer Thierasyl sein soll, von unserem eigentlichen Gesprächsthema, nämlich den irrthümlichen Voraussetzungen, von denen der „Anwalt" ausgehen soll, ab; doch benutze ich diese willkommene Gelegenheit gern, um diese gemeinnützige und verdienstvolle Anstalt gegen die leider sehr verbreiteten Vorurtheile in Schutz zu nehmen. Die stabilirte Phrase, die immer wieder gegen das Thierasyl vorgebracht wird, lautet dahin, daß die Verwendungen zur Pflege kranker Thiere auf Kosten der Wohlthätigkeit für die Menschen geschehen. Ich stehe freilich auf dem Standpunkte, von welchem die Thiere als beseelte und uns verwandte Lebewesen angesehen werden, deren Leiden wir, nächst denen der Menschen, soweit als uns die Möglichkeit dazu geboten ist, zu lindern moralisch verpflichtet sind. Du, dagegen, gehst von der eigenthümlichen Meinung aus, daß die Thiere keiner besonderen Berücksichtigung als beseelte Wesen werth, den Sachen und Maschinen im Dienste des Menschen gleichzuachten seien. Meinetwegen, nehmen wir auch den Fall an, sie wären den Sachen und Maschinen gleichzustellen, so müßten doch die Hausthiere jedenfalls als die für die menschliche Kulturarbeit wichtigsten, nützlichsten Sachen und Maschinen angesehen werden. Wenn es nun nothwendiger Weise Anstalten und Werkstätten giebt und geben muß, wo wir Sachen und Maschinen, wenn sie defekt und untauglich geworden sind, gegen Hergabe von Geldmitteln, wieder herstellen lassen, warum soll denn da nicht auch eine Anstalt bestehen dürfen, in welcher unsere Hausthiere, wenn sie durch Krankheit und Leiden dem Gebrauche entzogen sind, verpflegt und wiederhergestellt werden? Also, selbst wenn man wie Du, auf dem Standpunkt steht, daß die Thiere nichts mehr seien, wie nützliche Sachen, darf man gegen das Bestehen von Thierkrankenhäusern nicht den Vorwurf erheben, daß sie, so lange, als es noch verpflegungsbedürftige Menschen gebe, auf Kosten der menschlichen Wohlthätigkeit beständen — oder thut man dieses, so muß man auch die nothwendige Consequenz seiner Ansichten hinnehmen und ebenso sagen: Alle Anstalten zur Reparatur von Maschinen und die Werkstätten zur Wiederherstellung defekt gewordener Sachen sind als ein Unrecht nicht zu dulden, weil sie auf Kosten der menschlichen Wohlthätigkeit bestehen, denn so lange es noch wiederherstellungsbedürftige Menschen giebt, darf man zur Wiederherstellung von Maschinen oder Sachen, und seien sie einem auch noch so werth und lieb, keine Geldmittel hergeben. Wollte Jemand so urtheilen, so würde man ihn doch unfehlbar in ein Asyl für Geisteskranke befördern müssen, dennoch wirst Du mir zugeben, daß dieses Urtheil die nothwendige Consequenz des

Vorwurfs gegen das Thierasyl, selbst für denjenigen wäre, der in den Thieren nur Sachen sehen wollte.

M.: Ich gebe allerdings zu, daß dieser Vorwurf in so allgemeiner Fassung, des Sinnes entbehrt, indem er die Thiere noch unter das Niveau der Sachen stellt; die Berechtigung des Thierasyls als Heilanstalt für nützliche und dem Menschen unentbehrliche Hausthiere will ich nicht bestreiten, was soll man aber dazu sagen, wenn im Rigaer Thierasyl ganz nutzlose, lediglich der Liebhaberei und dem Luxus dienende Thiere Verpflegung finden?

L. W.: Wenn das Halten von Thieren, die nicht zu unmittelbarem Nutzen, sondern nur zur Freude und Annehmlichkeit gereichen, wirklich ein sträflicher Luxus sein soll, welcher der Wohlthätigkeit für die Menschen Abbruch thut, so ist es wahrlich nicht das Asyl, welches dem vermeintlichen Luxus fröhnt, sondern das Publicum. Wenn Du so riguroſen Ansichten huldigst, ja, dann sorge doch zuerst dafür, daß die Menschen zu Gunsten der hilfsbedürftigen Mitbürger auf Alles verzichten, was bloß zur Freude und Annehmlichkeit dient und von Dir Luxus genannt wird; wenn Du das zu Stande gebracht haben wirst, dann wird auch das Thierasyl das sein, was Du willst, es wird dann, zu Deiner Genugthuung, nur Rinder und Pferde in seinen Räumen beherbergen. So lange Du aber die Menschen nicht anders gemacht haben wirst als sie sind, so lange wird auch das Thierasyl den Bedürfnissen des Publicums, dem es zu dienen hat, Rechnung tragen und dieselbe Gewissenhaftigkeit in der Pflege dem anmuthigen Windspiele, wie dem nützlichen Pferde zuwenden müssen.

M.: Ist es aber nicht geradezu empörend, daß es vorkommt, daß zu nichts mehr taugliche, altersschwache Thiere, ja sogar auch verwahrloste herrenlose Hunde Aufnahme in der Anstalt finden!

L. W.: Das Asyl ist nicht nur Thierheilanstalt, sondern auch eine Zufluchtsstätte. Wenn es vorkommt, daß Personen, welche sich nicht entschließen können, ein ihnen liebgewordenes altersschwaches Thier zu tödten, solches hingeben und es auch Aufnahme findet, so trägt der Besitzer die Kosten des Unterhalts und ist die Wohlthätigkeit des Publicums niemals in Anspruch genommen worden. Wenn auch herrenlose und verwahrloste Hunde eingeliefert und aufgenommen werden, so geschieht es immer nur auf kurze Zeit, nur um einen Besitzer für das Thier zu finden, und wofern ein solcher nicht bald zu beschaffen ist, wird es stets auf quallose Weise getödtet. Wo, wie in dieser Anstalt, die Möglichkeit so leicht geboten ist, ein herrenlos umherirrendes, armes Thier vor Verhungern und Erfrieren zu retten, ihm einen Versorger zu beschaffen oder seinem elenden Dasein ein Ende zu machen, ist es wohl moralische Pflicht es zu thun.

M.: Eine moralische Pflicht giebt es nur gegen den Menschen, nicht aber gegen ein Thier. Da sind wir nun an den Punkt gelangt, wo ich den vom „Anwalt" vertretenen Lehren entgegentreten muß.

L. W.: Laß Dich hören.

M.*): „Der vom Thieranwalt gleich in seiner Devise: „Dem Thiere Schutz ist ihm sein Recht", eingenommene Standpunkt bezeichnet schon von Hause aus die schiefe Ebene, von der aus die in Betracht kommenden Fragen betrachtet und beurtheilt werden. Trotz aller gegentheiligen Phrasen, giebt es bekanntlich kein Thierrecht, auf dem der Thierschutz basirt ist. Die Wurzeln des Thierschutzes sind einzig und allein in der Menschenbrust zu finden, deren durch Gesittung und Kultur verfeinerte Saiten bestrebt sind, sich mit der Behandlung der Thiere in harmonischen Einklang zu bringen. Dieses Bestreben hat sich in dem freiwilligen Verzicht des Menschen auf einen Theil seiner Machtvollkommenheit über das bisher seiner uneingeschränkten Herrschaft unterworfene Thier in so weit bekundet, als die Grenzen solchen Verzichts in den, die Thierquälerei betreffenden Polizeigesetzen ihren Ausdruck gefunden haben. Diese Grenzen zu durchbrechen, willkürlich zu erweitern und die bestehende Weltordnung mit sophistisch zusammengesetzten Ideen zu verbessern, ist das Bestreben des „Thieranwalts", dem es dabei garnicht darauf ankommt, den Beweis eines bestehenden Thierrechtes anzutreten. Es giebt kein Recht der Thiere. Das Thier ist rechtlos, willenlos (?) und persönlichkeitslos, es ist Sache, Eigenthumsobject des Menschen, über welches Letzterer seine ihm rechtlich zustehende totale Herrschaft auszuüben befugt ist." „Das Thier, als Sache, hat thatsächlich nur die Bestimmung, jedwedem Zwecke des Menschen zu dienen, ohne Einschränkung dieser Zwecke auf Lebensunterhalt und Erwerb. Da man sich gegen eine Sache nicht sittlich vergehen kann, so dürfte man das Tödten eines Thieres ohne ausreichenden Zweck immer nur eine Verschwendung seiner natürlichen Hilfsmittel nennen und bloß in der Thierquälerei jenes sittliche Vergehen sehen, womit der Mensch, wenn auch nicht dem Thiere gegenüber, so doch nur gegen sich selbst vergeht."

L. W.: Dein Angriff gegen den „Anwalt" sucht sich in dem Geleise dessen zu erhalten, was gegen die Behauptung eines Rechtes der Thiere auf menschliche Behandlung vorgebracht zu werden pflegt, Du entgleisest aber dabei öfters in bedenklicher Weise. Einerseits suchst Du Dich durchaus auf dem reaktionairen Standpunkte zu steifen, welcher dem Thiere nichts vor der leblosen Sache einräumen zu können vorgiebt, andrerseits kannst Du aber dem Einflusse der modernen, sich immer mehr geltend machenden humanen Ideen, bezüglich dieser Frage, Dich doch nicht ganz entziehen und so geräthst Du in flagranten Widerspruch mit Dir selbst.

Im Sinne des Standpunktes, dessen Vertretung Du übernommen, sagst Du: „Das Thier ist rechtlos, es ist Sache und Eigenthumsobject des Menschen, über welche er seine ihm rechtlich zustehende totale Herrschaft auszuüben befugt ist" und „gegen eine Sache

*) Die folgenden Worte M.'s sind die wörtliche Wiedergabe der Angriffe, die Herr Oberhofgerichtsadvokat Miram in Nr. 189 der „Rigaschen Zeitung" gegen den „Anwalt" und dessen Principien veröffentlicht hat. Wir geben diesen Passus daher hier unter Anführungszeichen.

kann man sich nicht sittlich vergehen." Gegen die Macht des sich bahnbrechenden Stromes humaner Ideen ist es aber nun einmal nicht leicht, anzukämpfen, man wird manchmal wider Willen von ihm fortgerissen, dieses ist Dir denn auch passirt, indem Du den obigen von Dir proklamirten Thesen in unbarmherziger Weise selbst zu Leibe gehst und mit einer Beredsamkeit, die garnichts zu wünschen übrig läßt, nichts Geringeres behauptest, als das Bestehen eines — Rechts der Thiere. Dieses geschieht, indem Du bald darauf wörtlich sagst: „Die Wurzeln des Thierschutzes sind einzig und allein in der Menschenbrust zu finden, deren durch Gesittung und Kultur verfeinerte Saiten bestrebt sind, sich mit der Behandlung der Thiere in harmonischen Einklang zu bringen. Dieses Bestreben hat sich in dem freiwilligen Verzicht des Menschen auf einen Theil seiner Machtvollkommmenheit über das bisher seiner unumschränkten (= totalen) Herrschaft unterworfene Thier bekundet." Wurzelt denn nicht alles Recht, möchte ich Dich fragen, in der Menschenbrust? und was ist denn das Recht anderes, als das Bestreben der durch Gesittung und Kultur in der Menschenbrust verfeinerten Saiten sich selbst mit der Behandlung Anderer in harmonischen Einklang zu bringen? Du definirst die Wurzeln des Thierschutzes und die Definition, die Du giebst, ist die Definition des Rechts, mithin sprichst Du es aus, daß die Wurzeln des Thierschutzes in einem Rechte der Thiere auf humane Behandlung seitens des Menschen bestehen. — Wie willst Du ferner das zusammenreimen, wenn Du die Behauptung aufstellst: „Das Thier ist Sache und gegen eine Sache kann man sich nicht sittlich vergehen" andererseits aber es aussprichst, daß „Gesittung und Kultur" den Menschen dazu veranlaßt haben, „auf einen Theil seiner Machtvollkommenheit über das bisher seiner unbeschränkten Herrschaft unterworfene Thier zu verzichten". Wenn Du sagst, daß Gesittung und Kultur uns gewisse Handlungen gegen die Thiere verbieten, so sagst Du doch damit offenbar, daß es gewisse Handlungen gegen Thiere giebt, die unsittlich sind, mithin, daß man sich auch gegen Thiere sittlich vergehen kann. Indem Du aber damit zugiebst, daß es Handlungen gegen Thiere giebt, die unsittlich sind, giebst Du auch zu, daß es Pflicht des Menschen ist, sie zu unterlassen und da der Verpflichtung auf der einen Seite, auf der anderen Seite ein Recht entspricht, daß das Thier ein Recht darauf hat, daß der Mensch solche Handlungen an ihm nicht begehe. — Deine anfängliche Behauptung von der absoluten Machtvollkommenheit des Menschen über das Thier, von der Unmöglichkeit eines sittlichen Vergehens gegen dasselbe und der schlechthin rechtlosen Sachqualität des Thieres, muß wohl sehr unhaltbar sein, da Du ja, ohne es zu wollen, sie selbst widerlegt hast.

M.: Sollte ich durch meine Ausdrucksweise wirklich den Schein veranlaßt haben, als hätte ich mich widersprochen, so kann ich diesen Schein sofort beseitigen. Ich halte meine Behauptung ohne Einschränkung aufrecht: das Thier ist ebenso rechtlose Sache, wie die leblosen Dinge, und es giebt keine

menschlichen Pflichten gegen dasselbe, denen ein Recht entspräche. Wenn ich gesagt habe, daß Gesittung und Kultur die Menschen veranlaßt haben, sich mit der Behandlung der Thiere in harmonischen Einklang zu bringen und auf die absolute Machtvollkommenheit zu verzichten, so ist dieses nicht um der Thiere, sondern nur allein um der Menschen willen geschehen. Thierquälerei ist in der That ein sittliches Vergehen, das aber nicht gegen die Thiere, sondern lediglich nur gegen die Menschen begangen wird. Roheit und Grausamkeit gegen Thiere sind ein Unrecht, nicht weil die Thiere, sondern weil die Menschen darunter leiden, weil die Menschen an dem Anblicke solcher Handlungen Aergerniß nehmen und ihr sittliches Gefühl dadurch verletzt wird.

L. W.: Du sagst, daß die thierquälerische Handlung selbst weder unsittlich noch verwerflich sei und es erst dadurch werde, daß die Menschen an ihr Aergerniß und sittlichen Anstoß nehmen. Darnach müßte Aergerniß und sittlicher Anstoß die Ursache sein, deren Wirkung erst die Unsittlichkeit der Handlung wäre. Hier begehst Du den Fehler, Ursache und Wirkung mit einander zu vertauschen.

Damit an einer Handlung Anstoß genommen werden kann, muß doch die Handlung zuvor schon gegeben sein, die erst zur Folge hat, daß an ihr Anstoß genommen wird. Indem die Handlung es ist, welche erst den Anstoß bei den Menschen erregt und zur Folge hat, ist sie die Ursache desselben und der Anstoß ist die von ihr geursachte Wirkung. Die rohe und grausame Handlung gegen ein Thier ist die Ursache, die bewirkt, daß durch sie die sittlichen Gefühle der Menschen verletzt werden. Um aber das sittliche Gefühl der Menschen verletzen zu können, muß eine solche Handlung nothwendiger Weise doch wohl eine den sittlichen Gefühlen zuwiderlaufende, das heißt, sie muß eben selbst eine unsittliche Handlung sein, denn wenn die Thierquälerei nicht an sich schon eine unsittliche und verwerfliche Handlung wäre, so könnte sie auch nicht bei den Menschen Abscheu und Verletzung der sittlichen Gefühle hervorbringen. Da aber die Handlung an sich darin besteht, daß der Mensch einem Thiere Qualen zufügt und gegen ein Thier handelnd auftritt, so ist evident, daß die unsittliche Handlung gegen ein Thier begangen wird, und daß hier ein sittliches Vergehen gegen ein Thier vorliegt. Indem die Menschen beim Anblick der rohen und grausamen Handlung gegen das Thier Aergerniß nehmen und sich in ihren sittlichen Gefühlen verletzt sehen, erkennen sie es eben damit nur an, daß hier eine unrechte und unsittliche That, daß hier ein Vergehen gegen das Thier begangen wird.

Wenn Du also behauptest, daß Thierquälerei nicht ein Vergehen gegen das Thier, sondern nur ein Vergehen gegen den Menschen ist, weil dadurch das Mitleid, das Rechtsgefühl und die sittlichen Gefühle der Menschen verletzt werden, ja, dann schmähst Du diese edelsten Gefühle in der Menschenbrust, denn dann sagst Du: Das Mitleid regt sich, wo es unser nicht würdig ist, das Rechtsgefühl empört sich, wo es kein Unrecht giebt und das sittliche Gefühl wird verletzt, da wo nichts Unsittliches vorliegt!

Jesus als Thierschützer.

(Nach einer koptischen Bibelhandschrift.)

Der hochverdienstvolle Begründer und Vorsteher des deutschen Reichsbundes zum Schutze der Thiere, Herr J. F. C. Kühtmann in Bremen, hat uns für unsere Zeitschrift das nachfolgende, von einem Freunde, dem bekannten Schriftsteller Hermann Allmers, an ihn gerichtete Schreiben nebst Beilage zur Verfügung gestellt:

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Zu meiner großen Freude kann ich Ihnen für die heilige Sache, der Sie Ihr Leben und Streben geweiht haben, ein Schriftstück von höchster Bedeutung darbringen.

Es ist das Kapitel aus einer uralten, wenn ich nicht irre, in der Pariser Bibliothek befindlichen Koptischen Bibelhandschrift, aus der es einst ein französischer Orientalist in seine Muttersprache übersetzte. Von diesem erhielt diese Uebersetzung mein verstorbener gelehrter Freund Dr. T. in Bremen, der sie dann in unserem Bibeldeutsch wiederzugeben versuchte.

— — — — — — Ich will nicht verfehlen, Ihnen dieses interessante Document sofort zuzusenden.

Wie jammerschade, daß diese Worte nicht auch in unsere Bibel übergegangen sind. Mit solch einem herrlichen Kapitel hätte man wahrlich ganz anders für den Schutz der armen stummen Thiere wirken können, als mit den paar kurzen Stellen des alten Testaments: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden", und „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes".

In Ihren Händen, hochverehrter Freund, wird das Blatt von einem Segen begleitet sein, dessen Umfang und Bedeutung gar nicht abzusehen ist."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Stelle in der Koptischen Bibelhandschrift lautet:

Und es begab sich, daß der Herr auszog aus der Stadt und ging über das Gebirge mit seinen Jüngern.

Und sie kamen an einen Berg, dessen Straße war steil. Allda fanden sie einen Mann mit einem Saumthier. Sein Thier aber war niedergestürzt, denn er hatte es überladen und schlug es, daß es blutete.

Und Jesus trat zu ihm und sprach:

„Mensch, was schlägst Du Dein Thier, siehst Du nicht, daß es zu schwach ist für seine Last und weißt Du nicht, daß es Schmerzen leidet?"

Der Mann aber antwortete:

„Was geht Euch solches an? Ich darf es schlagen, so viel es mir gefällt, sintemal es mein Eigenthum und ich es gekauft um ein gutes Stück Geld. Frage Die, so bei Dir sind, denn sie kennen mich und wissen davon."

Und etliche von den Jüngern sprachen:

„Ja, Herr, es ist, wie er sagt. Wir haben gesehen, wie er es gekaufet."

Aber der Herr sprach weiter:

„Sehet denn nicht auch Ihr, wie es blutet, und höret denn nicht auch Ihr, wie es jammert und schreit?“ —

Sie aber antworteten und sprachen:

„Nein, Herr, daß es jammert und schreit, hören wir nicht.“

Jesus aber ward traurig und rief:

„Wehe Euch, daß Ihr nicht höret, wie es schreit und klaget zum himmlischen Schöpfer um Erbarmen, dreimal Wehe aber dem, über welchen es schreiet und klaget in seinem Schmerz.“

Und er trat hinzu und rührte es an.

Und das Thier stand auf, und seine Wunden waren heil.

Zum Manne aber sprach er:

„Nun treibe weiter und schlage es hinfort nicht wieder, auf daß auch Du Erbarmen findest.“

* * *

Die Redaction des „Thier- und Menschenfreund“ fügt zur geschichtlichen Erläuterung über die koptische Bibel noch Folgendes hinzu:

„Muß nicht einem jeden denkenden Bibelleser die bedauerliche Lücke im Neuen Testament auffallen, daß darin nicht ein einziges Begebniß erzählt wird, wo Jesus, der Mann mit dem warmen Herzen und den geläuterten Begriffen von Recht und Unrecht, sich kräftig und entschieden gegen die Thierquälerei ausgesprochen hat, welche ihm doch so häufig vor die Augen treten mußte?! — — —

Begreiflich wird dies nur, wenn wir uns erinnern, daß neben der Sammlung der neutestamentlichen Bücher, welche etwa am Ende des vierten Jahrhunderts durch die Geistlichkeit als Kanon des Neuen Testaments zum Abschluß gebracht wurde, noch mancherlei andere Aufzeichnungen über Jesus und seine Lehre in Umlauf waren, welche die Kirche als apokryphe geringer schätzte, indem sie ihnen die Eigenschaft der Inspiration absprach. In manchen dieser Aufzeichnungen werden höchst wahrscheinlich die Pflichten der Menschen gegen die Thierwelt nicht vergessen sein; die junge Kirche aber, vor allem auf ihre Ausbreitung bedacht, hielt es nicht für zweckmäßig, nach dieser Richtung hin zu hohe Anforderungen an die Gläubigen und zu Bekehrenden in einer Zeit zu stellen, wo die Verbote der Gladiatorenkämpfe nicht immer beachtet, Thierkämpfe aber an der Tagesordnung waren. Es war ihr genug, Pflichten gegen Gott und Nebenmenschen vorzuschreiben; diejenigen gegen die thierischen Mitgeschöpfe ließ sie dabei unberücksichtigt.

Nun ist es bekannt, daß die koptische Kirche in Aegypten eine der frühesten christlichen Gemeinschaften gewesen ist, welche sich von Anfang an in Folge der Annahme der monophysitischen Lehre (es sei in Christo nur eine göttliche Natur) in einen Gegensatz zur katholischen Kirche stellte und sich trotz der geringen Anzahl ihrer Bekenner zu einem abgesonderten Kirchenwesen ausbildete, welches noch heute, freilich nur in sehr verkümmerter Gestalt, besteht, nachdem die Unterwerfung der Bevölkerung unter die Herrschaft der Mohamedaner jeden materiellen und geistigen Fortschritt unmöglich gemacht hat.

Die Kopten (von den Ureinwohnern Aegyptens abstammend) besaßen eine aus altägyptischen und griechischen Elementen gemischte Büchersprache, in welche, wie aus dem Bericht der englischen Bibelgesellschaft zu ersehen ist, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die heiligen Schriften übersetzt worden sind. Die Handschriften sind noch jetzt in den koptischen Klöstern vorhanden. Sie werden zwar von den Wenigsten verstanden, da die gegenwärtige Sprache der sehr zusammengeschmolzenen und zerstreut in Städten und Ortschaften Oberägyptens lebenden Kopten das Arabische ist; für die orientalische Bibelforschung sind sie aber von hohem Werthe, auch ist das Altkoptische noch jetzt die Kirchensprache. In Herzog's Real-Encyklopädie wird hervorgehoben, daß die neutestamentlichen Schriften der koptischen Kirche zahlreiche Bestandtheile enthielten, welche sich in dem Kanon des Neuen Testaments nicht finden; beispielsweise das Evangelium Josephs des Zimmermanns, das Evangelium der Kindheit Jesu. — Mag man diese Bestandtheile auch apokryphe nennen, sie sind doch wegen ihres Alters von nicht geringer Bedeutung für die auf der Tradition beruhende Entwickelung der christlichen Lehre und Moral nach Jesu Tode. Ein Manuscript, worin alte Traditionen der ersten christlichen Jahrhunderte niedergelegt sind, wird höchst wahrscheinlich die Quelle der Uebersetzung des französischen Orientalisten gewesen sein."

Napoleon I. auf der Jagd.

Von Edmund Dorer.

Ein Staatsmann oder ein Feldherr wird ohne Bedenken einen Krieg, der unsägliches Elend und tausend Leiden im Gefolge hat, führen, sobald er dies zum Wohle des Staates und der Gesammtheit für nothwendig hält. Mögen solche Männer auch von Natur kein hartes Herz haben, so tritt doch das Mitleid und die Schonung fremden Lebens unter dem Zwang der Umstände zurück und Alles wird dem vermeintlichen oder begründeten Wohle des Staates geopfert.

Auch bei Napoleon I., dem ein Herz von Marmor zugeschrieben wurde, wird man einen Unterschied zwischen den Handlungen des Feldherrn und den Empfindungen des Menschen machen müssen. Im Privatleben hat er sich nicht als ein Mann ohne Gefühl gezeigt und wußte auch die weicheren Empfindungen Anderer zu schätzen. Ja, selbst mitten unter den Scenen des Krieges ermahnte er in einer Proklamation seine Soldaten, die Gegner menschlich zu behandeln, und bemerkte dabei: „Mitleid ist das erste Gefühl, das der Mensch empfinden soll."

Dieses vornehmste Gefühl verlangte er besonders von den Frauen. Eine Frau ohne Mitleid war ihm eine widerliche Erscheinung, was eine Anekdote aus dem Leben des Kaisers beweisen mag.

Napoleon war kein Freund der Jagd; dennoch hielt er nach hergebrachter Hofsitte prunkvolle Jagden zur Erhöhung des Glanzes seines

Thrones ab. Auf einer dieser kaiserlichen Jagden zu Rambouillet, welcher die Kaiserin Josephine beiwohnte, flüchtete sich ein von den Jägern verfolgter Hirsch unter den Wagen derselben. Dieser Zufluchtsort war von dem armen Thiere zu seinem Heil gewählt; denn die Kaiserin, welche die Leiden des geängstigten Hirsches rührten, bat den Kaiser für ihn um Schonung. Diese Bitte wurde ihr gewährt und die gute Fürstin machte ihm ein silbernes Band um den Hals, das zum Beweise seiner Befreiung dienen und ihn gegen alle Anfälle der Jäger schützen sollte.

Eine Dame der Kaiserin bewies eines Tages nicht so viel menschliches Gefühl und gab dem Kaiser eine Antwort, die ihm sehr mißfiel. Seit einigen Stunden jagte man in den Wäldern von Boulogne; der Kaiser näherte sich dem Wagen der Kaiserin und fing an, mit der Dame zu sprechen. Der Prinz von Neufschatel berichtete dem Kaiser, der gejagte Hirsch könne nicht mehr fort.

„Madame," fragte der Kaiser auf galante Weise die Dame der Kaiserin, „was wünschen Sie, daß man mit dem Hirsche mache? Ich überlasse Ihnen sein Schicksal."

„Machen Sie mit ihm, was Sie wollen!" gab sie zur Antwort, „Ich nehme keinen Antheil an ihm."

Der Kaiser blickte sie kalt an, wandte sein Pferd und entfernte sich. Eine solche Antwort hatte ihn empört und er erwähnte sie Abends bei der Rückkehr von der Jagd in Ausdrücken, die der gefühllosen Dame wenig schmeichelhaft waren. Ueber die mildgesinnte und thierfreundliche Kaiserin aber äußerte er sich: „Ich gewinne nur Schlachten, doch Josephine gewinnt durch ihre Güte alle Herzen."

Die Vivisektion

vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet.

Von Dr. med. Anna Kingsford.

Die Vertheidiger dieser Methode scheinen zu denken, daß das Verlangen nach Kenntniß an und für sich eine genügende Rechtfertigung für alle nur erdenklichen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten ist. Sie erkennen, wie uns scheint, die Thatsache nicht an, daß jedes Gebiet geistiger Forschung von sittlichen Grenzen eingeschlossen ist und daß in einem civilisirten Lande das Suchen nach Besitz, nach Macht, nach Vergnügen, niemals die Gesetze der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit verletzen darf.

In den ältesten religiösen Mysterien aller Völker wird uns gesagt, daß der Fall des Menschen dann eintritt, wenn er den sittlichen Gehorsam dem geistigen Verlangen der Erkenntniß opfert. Ach, dies ist eine tiefe, grundlegende Wahrheit und deshalb findet sie auch ihre Stätte in den Eingangs-

capiteln des heiligen Buches. Es giebt einzelne Wege Kenntniß zu erwerben, die der Mensch nicht anders betreten kann, als indem er seine Stellung in der göttlichen Weltordnung preisgiebt.

Wir wissen, daß viele Gebräuche existiren, die außerordentlich vortheilhaft für diejenigen sind, die sie ausüben, die sich aber trotzdem nicht rechtfertigen lassen und die von unserer gegenwärtigen Kultur nicht geduldet werden. Ehemals wurden zum Beispiel Menschen geopfert, um durch ihren Tod den Zwecken der Kunst zu dienen. Es wird uns mitgetheilt, daß ein berühmter Maler, der alle Effecte des gewaltsamen Todes studiren wollte, einen Negersclaven in seinem Atelier hinrichten ließ, und daß ein anderer, der um des Talentes willen, das er dem Dienste der Kirche widmete, in hoher Achtung stand, einen unglücklichen Jüngling kreuzigte, um in demselben ein geeignetes Modell für ein Altarbild zu haben, welcher den sterbenden Christus darstellte.

Solche Handlungen lassen sich durch den Nutzen, den die Kunst etwa aus ihnen gewonnen haben mag, nicht entschuldigen, und ebenso muß gar Vieles verurtheilt werden, was der Mensch in der Absicht unternimmt, sich zu bereichern, zu unterhalten, oder zu sonst einem Nutzen, Vieles, was in der Gegenwart durch die öffentliche Meinung wie durch das Gesetz verworfen wird.

Möchte man doch also einsehen, daß die bloße Thatsache, daß eine Handlung der „Wissenschaft" dient, dieselbe noch keineswegs rechtfertigt. Die Wissenschaft kann einen moralisch erlaubten, wahrhaft civilisirten Charakter tragen, sie kann uns den Weg bahnen zum Licht, zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, **aber sie kann ebensowohl unmoralisch und barbarisch sein und in ihren Folgen nur die Ertödtung des Gefühls, die Verneinung der Menschlichkeit, die Zerstörung jeder wahren Wissenschaft und Kultur mit sich bringen. Der Fortschritt, den die Vivisektion bewirkt, ist ein Fortschritt auf diesem abschüssigen Wege.**

Wir treten hier der Thatsache gegenüber, daß die Schule der Vivisektion in hervorragendem Maße eine Schule des Atheismus und des Materialismus ist; die Schule des spiritualistischen Denkens ist ihrer eigensten Natur nach der Vivisektion entgegensetzt *).

Der Materialist hat aber keinen unerschütterlich grundlegenden Begriff von Gerechtigkeit; ihm ist Alles unbestimmt, relativ, unerklärlich. Er kennt nur physikalische Atome, chemische Elemente, Protoplasmen und die Evolutionstheorie, nach welcher sich eine endlose Reihe von Formen ohne Ziel und ohne Ordnung entwickelt. Er kennt nur eine blinde Kraft, die in der Dunkel-

*) Natürlich bediene ich mich hier des Ausdrucks „spiritualistisch" nur in seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung, indem ich ihn dem Begriff des „materialistischen" entgegenstelle, als die Voraussetzung nämlich, daß die Welt auf einer geistigen Grundlage beruht. In Bezug auf irgendwelche andere besondere Lehre oder Theorie habe ich das Wort nicht angewendet.

heit handelt; folglich ist ihm auch die Sittlichkeit nicht eine bestimmte positive Eigenschaft, die ihren Ursprung in einem göttlichen unveränderlichen Willen findet, der alle Aeußerungen der Materie ordnet und regiert, sie ist ihm nur das Ergebniß menschlicher Gewohnheit und menschlichen Uebereinkommens, welches je nach der betreffenden Zeit, nach Ort und Volk ververschieden ist. Wer eine solche Auffassung von Sittlichkeit hat, kennt natürlich keinen höheren Maßstab seiner Thaten als das bürgerliche Gesetz; er sieht alle Handlungen nur insofern als gut oder schlecht an, als sie in diesem Sinne von seiner Zeit und seinem Volk angesehen werden. Die Begriffe von Ehre, Gerechtigkeit, Muth, Mitleid, Liebe, Treue, sind ihm nur Idiosynkrasien, die sich je nach dem Temperament des Betreffenden richten und außerdem in ihrer Ausbildung wesentlich von physischen und zufälligen Ursachen abhängen. Es ist begreiflich, daß ein solcher Materialist über jeden Appell, der an sein Herz gemacht wird, lacht und sich rühmt, über die „hysterischen Anfälle" „sensitiver und weichlicher Fanatiker" erhaben zu sein. Wenn er dies und Aehnliches sagt, meint er damit nur, daß die Worte „Mitleid" und „Gerechtigkeit" für ihn gar keine Bedeutung haben, daß es nur eins giebt in der Welt, was ihm des Wunsches und des Strebens werth scheint, nämlich Wissen. Wissen vor allem und über allem, ohne irgend welche Einschränkung der Mittel, die zum Erwerb desselben dienen sollen.

Der Materialist versteht nicht, daß die Quelle und das Wesen aller materiellen und physischen Erscheinungen, deren Ursprung er mit solchem Eifer zu erforschen trachtet, zugleich der Ursprung jener Entwickelung (Evolution) ist, welche die Menschheit erzeugt hat, deren unterscheidendes Merkmal die sittliche Natur ist. Wer hierin anders urtheilt, ruft eine unlogische, sinnlose Verwirrung zwischen Wissenschaft und Sittlichkeit hervor, indem er den Verstand und die Interessen desselben in Gegensatz zu den Interessen stellt, die von der Gerechtigkeit und von unserem seelischen Wesen gefordert werden. So kommen wir bei der unvermeidlichen Ableugnung einer philosophischen Einheit an

Es ist freilich nicht ungewöhnlich, die Anhänger der Vivisektion die gegen dieselbe erhobenen Anschuldigungen der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit mit der Antwort abweisen zu hören, daß diese Versuche den höchsten inneren Werth haben, da sie die Wohlfahrt der Menschheit zu ihrem Ziele setzen. Betrachten wir denn, was mit dieser „Wohlfahrt der Menschheit" gemeint ist. Was bedeutet das so oft angewandte, so wenig verstandene Wort „Menschheit"? Der Vertreter der materialistischen und vivisecirenden Schule hat, wie wir wissen, keine andere Auffassung von der Menschheit, wie die, eine besondere physische Form von Geschöpfen, der Familie der Affen angehörig, darin zu sehen, bei denen eine bestimmte Ausbildung der Organe, des Skeletts, der Gehirnfunctionen vorhanden ist. Für ihn ist die Menschheit in dem Körper, in der physischen Form zu suchen, das ist alles. Die spiritualistisch denkende Schule dagegen, sieht in der Menschheit die Offenbarung gewisser Eigenschaften und Grundsätze, die in unverständigen verantwortungslosen Wesen

keinen Ausdruck finden; sie sieht in der Menschheit einen über das bloße Thierleben durch besondere sittliche Fähigkeiten erhobenen Stand. In Folge dessen würden also Handlungen, wie die Vivisektion sie in sich schließt, vom menschlichen Standpunkt aus völlig unentschuldbar sein, selbst wenn, was nicht der Fall ist, das physische Leben durch dieselben gerettet und körperlich Vortheile erreicht werden könnten. Das Menschengeschlecht kann nicht gerettet oder bereichert werden durch Thaten, welche die Menschlichkeit zerstören und berauben. Das physische Leben und die Gesundheit der Einzelnen würde zu theuer erhalten sein, wenn sie bezahlt werden müßten durch die Aufopferung aller jener Eigenschaften, in denen allein sich die Ueberlegenheit des Menschen über alle anderen Wesen gründet. Die Vertheidiger der Vivisektion verlangen die Herabwürdigung des sittlichen Standpunktes unseres Geschlechtes bis auf den ursprünglichen Instinct rein thierischen Daseins, die Erhaltung des Daseins um jeden Preis. Eine solche Preisgebung würde die Zerstörung dessen mit sich bringen, was unendlich viel mehr werth ist als das physische Leben, alles dessen, was dem Leben seinen Werth und seinen Ruhm giebt, — der Würde des menschlichen Gefühls und des Vorrechtes der Verantwortlichkeit.

Was würde man sagen, wenn Jemand, der krank und leidend wäre, eine Anzahl hochorganisirter Thiere Stunden und Tage lang in seiner Gegenwart martern ließe, in der entfernten Hoffnung, dadurch vielleicht das Mittel zur Erleichterung seiner eigenen Leiden zu finden. Wer würde nicht sagen, wenn er so etwas hörte, daß der Betreffende der Rettung nicht werth wäre? Und warum sollten die Motive, die ein ganzes Volk dazu veranlassen, so zu handeln, indem es die Thaten der Vivisektoren zuläßt, um durch dieselben Hülfe für physisches Leiden zu erhalten, uns achtbarer erscheinen, wie die Gesinnung, die wir bei einem Einzelnen verabscheuen würden?

Wir können nur mit der Behauptung antworten, daß die Menschheit, wenn sie sich einmal aller jener Eigenschaften, die sie erheben und veredeln, hat berauben lassen, kein Recht mehr besitzt, sich eine Herrschermacht über die Thierwelt zuzuschreiben und daß ihre Rettung in keiner Weise von Nutzen für die Welt sein kann, denn der ungerechte König ist kein König mehr, sondern ein Tyrann.

Die Vivisektion ist befleckt mit dem Blut der Gewaltthat und mit dem Mißbrauch der Macht. Niemand sollte die Erleichterung seiner Leiden oder die Vermehrung seiner Kräfte um den Preis der Qualen seiner niederen Mitgeschöpfe suchen, selbst wenn diese Erleichterung oder Vermehrung durch solche Mittel zu erlangen wäre. Aber es scheint oft, als ob manche Physiologen der modernen Schule nur darum so bemüht sind, unseren gemeinsamen Ursprung mit den Thieren und also auch die Bruderschaft, die uns an dieselben bindet, zu beweisen, um sie nachher mit um so größerem Rechtsanspruche martern und mißhandeln zu können.

Wenn man die Handlungen der Vivisektoren entschuldigt, indem man das „Gesetz der Natur" anruft und auf die Gewohnheiten fleischfressender Thiere hinweist, so entschuldigt man damit das Betragen der in der Ent-

wickelung am höchsten stehenden Wesen, der Menschen, indem man sie den Geschöpfen gleichstellt, die sich auf einem weit niedrigeren Standpunkt befinden; man erniedrigt das Sittengesetz des Menschen zu dem Stande des Wolfes, des Tigers und anderer verantwortungsloser schädlicher Thiere.

Welchen Werth hat es für uns, daß wir Menschen sind, „Könige", wenn diese hohe Stellung und dieser ehrenvolle Name nicht zugleich in sich schließt, erhaben über gröbere Naturen zu sein und den Standpunkt der übrigen Schöpfung zu überragen? Was nützen uns denn jene geheimnißvollen Umgestaltungen, jene Veränderung der Formen, welche nach den Lehren der Wissenschaft so viele Jahrtausende mühevoller Entwickelung bedurft haben und durch welche allein der Mensch seine Würde — die moralische Kraft und Verantwortlichkeit — gewonnen haben soll, wenn wir, auf den Wunsch des Vivisektors hin, unsere königlichen Vorrechte aufgeben sollen und neben unsere geringsten niedrigsten Unterthanen in den Schlamm zurücksinken?

Ja und noch tiefer als diese; denn der „Kampf um's Dasein," von dem die Vivisektoren so viel sprechen, bedeutet bei den unverständigen Geschöpfen weit seltener das Verursachen von Qualen, sondern meist nur den Tod. Der Vivisektor aber beansprucht das Recht zu quälen, woran nur wenige Thiere, und zwar die widerwärtigsten und wildesten, Freude zu finden scheinen. Wenn also der Mensch das Recht hat, manche Thiere zu tödten, wie er ja sogar das Recht hat, unter Umständen Menschen zu tödten, so schließt dieses Recht doch nicht die Verursachung von langwährenden und entsetzlichen Martern ein. In unserer Zeit werden in civilisirten Ländern verurtheilte Verbrecher zum Tode geführt, nicht aber zum Scheiterhaufen oder zur Folter. Wir haben kein Recht, unschuldigen Thieren Qualen zu verursachen, die uns das Mitleid verbietet an schuldigen Menschen auszuüben.

Die Macht, welcher die Herrscherstellung in der Welt gebührt, ist nicht physische Kraft, auch nicht nur die bloße Kraft des Verstandes, es ist vor Allem und über Allem die Kraft der Moral und Philosophie, durch welche allein sich der Mensch wesentlich von dem Thier unterscheidet und wodurch der Gebildete sich über den Barbaren erhebt.

In der That beruht die unterscheidende Würde der Menschheit auf den Gefühlen, jenen göttlichen Eigenschaften, welche immer die edelsten und besten Handlungen unseres Geschlechts eingegeben haben und in denen man überall das kostbarste Erbgut der Menschheit erkennt.

Wahrscheinlich ersticken die Lehren des Materialismus jedes Gefühlsleben so vollständig in den Anhängern desselben, daß diese nicht zu erkennen vermögen, wie wenig zutreffend ihrem eigentlichen Wesen nach die Vergleiche sind, die sie zwischen ihren und verschiedenen anderen für nützlich und nothwendig gehaltenen Ausübungen ziehen. Mit besonderer Vorliebe vergleichen sie den Vivisektor mit dem Soldaten und doch ist auf einen Blick zu erkennen, eine wie große Rolle hier in unterscheidender Weise das Gefühlsleben spielt, **denn man kann sich kaum einen größeren Unterschied denken, als den zwischen dem Muth, der die eigene Person der Gefahr und dem Tode preis-**

giebt und der Feigheit, die behaglich zu Hause sitzt und hülflose, harmlose Geschöpfe mißhandelt und martert.

Welche Aehnlichkeit läßt sich zwischen dem Laboratorium des Vivisektors entdecken mit seinen geknebelten, gebundenen, zitternden Opfern, die ohne Erbarmen stückweise zerschnitten werden, und dem Schlachtfelde, auf dem jeder Mann in den sich gegenüberstehenden Armeen für sein Land und seine Heimath kämpft, erfüllt von Begeisterung, Ehrgeiz oder dem Wunsch nach Anerkennung.

Auch zwischen der Vivisektion und den großen Unternehmungen unserer gegenwärtigen Kultur, wie zum Beispiel den oft mühe- und gefahrvollen Leistungen unserer Ingenieure, den Erforschungen unbekannter Meere und so weiter, mit welchen man die Qual der Thiere zu rechtfertigen versucht, ist keine wirkliche Aehnlichkeit zu finden, denn die Thiere überliefern sich nicht freiwillig dem Messer, die Menschen aber, die an gefährlichen Arbeiten theilnehmen, die den Nordpol oder andere verderbendrohende Gegenden bereisen, thun dies aus freiem Willen, im eigenen Interesse, um ihren Wissensdurst zu befriedigen, oder um sonst einen Vortheil daraus zu ziehen.

Es besteht ein schneidender Contrast zwischen dem freiwilligen Opfer, womit wir das Wohl Anderer zu fördern gedenken, und dem erzwungenen Opfer Anderer zu unserem eigenen Wohl. Das erstere ist göttlich, das letztere teuflisch, die Vivisektion ist ein Opfer der letzteren Art.

Ueberdies, wie schon gesagt wurde, ist der Tod nicht Marter. Die Vivisektion unterscheidet sich von jedem anderen Recht, welches der Mensch gegenüber dem Thiere beansprucht, durch ihre Eigenartigkeit, und ihre Vertheidiger, wenn sie nicht ganz unlogisch reden oder unwissend sind, wollen sich die Befugniß anmaßen, nicht etwa den gewaltsamen Tod oder den unbedeutenden Schmerz eines Thieres zu verursachen, sondern vielmehr entsetzliche, langwierige Qualen, wie die jenes curarisirten Hundes, der Zoll für Zoll zerschnitten wurde und so viele lange Stunden lebte, bis er in der Stille und Dunkelheit der Nacht seinen Martern erlag, — im Laboratorium des Moralisten Paul Bert.

Es ist vergebens, an die Vivisektoren selbst gegen die Gräuel zu appelliren, die in ihren Stätten der Grausamkeit täglich verübt werden. Ehemals, als die Priester der mittelalterlichen Kirche Menschen verbrannten und folterten, um ihre Seelen dadurch zu retten, unter den Auspicien des „heiligen Officiums", waren es nicht die hervorragenden Prälaten der Hierarchie, von denen die Welt die Abstellung der Inquisition und ihrer Abscheulichkeiten forderte. Die Priester der Religion des Mittelalters, wie die Priester der heutigen Wissenschaft, hatten genug schönlautende Reden bei der Hand, mit denen sie sich als eine Gemeinschaft sehr gewissenhafter, selbstloser Menschen darzustellen und zu vertheidigen verstanden. Trotzdem wurde die Frage zwischen der Kirche und der Welt durch die Laien gegen die kirchlichen Corporationen entschieden, und noch nie hat man Veranlassung gehabt, die Aufhebung des Scheiterhaufens, der Folter und der grauenhaften Kerker zu beklagen.

Eine auf die Folter gegründete Wissenschaft kann so wenig wahre Wissenschaft sein, wie eine auf die Folter gegründete Religion wahre Religion sein kann. Wir bedürfen einer neuen Reformation, aber diesmal auf dem Gebiete der Wissenschaft.

Im Uebrigen gleichen die in den Laboratorien der Vivisektoren gebräuchlichen Instrumente den im Mittelalter angewendeten recht sehr. Die moderne Folterkammer ist so reichlich ausgestattet, wie die zur Zeit Torquemadà's und Isabella's von Spanien es war, nur, daß jetzt der sprachlose, unschuldige Hund die Stelle des Juden und des Ketzers einnimmt und daß der Mensch Geschöpfe, die er als unter sich stehend betrachtet, auf die Folter spannt, in der Hoffnung, von ihnen das Geheimniß des Lebens zu erpressen, wobei er sich in blinder Unwissenheit vor der Thatsache verschließt, **daß die beleidigte und mißhandelte Natur, ebenso wie weiland das menschliche Opfer, eher mit einer Lüge wie mit der Wahrheit auf der Folter antwortet.**

Wieder und wieder hat man versucht, die Antivivisektionisten von ihrem Kreuzzug abzuhalten, indem man versucht hat, ihre Aufmerksamkeit, und die des Publikums überhaupt, auf andere mehr oder weniger schlimme Grausamkeiten zu lenken, mit der Frage „Warum beschäftigt ihr mitleidigen Leute euch nicht damit, die Thierquälereien der Fuhrleute, Droschkenkutscher, Jäger und Schlächter zu verhindern? Warum seid ihr nicht bemüht, das Elend, welches außerhalb der physiologischen Laboratorien überall anzutreffen ist, zu lindern, bevor ihr es wagt, die Männer der Wissenschaft anzugreifen?"

Wir können hierauf nur erwidern, daß wir eifrig bemüht sind, in allen diesen Dingen Abhilfe zu schaffen, aber daß alle unsere Versuche nach diesen Richtungen hin durch die Thatsache gelähmt werden, daß die Vivisektion nicht nur ihrem Wesen nach die grausamste aller Grausamkeiten ist und darum an der Spitze aller dieser Uebel steht, sondern daß sie auch einzig und allein von allen Grausamkeiten durch das Gesetz geschützt ist, während andere, geringere Barbareien straffällig sind. So lange man den Grundsatz der Grausamkeit auf dem erhabenen Gebiete der Wissenschaft auf diese Weise durch das Gesetz ermuthigt und erhält, werden sich alle Versuche, geringere Grausamkeiten zu verhüten, als nutzlos erweisen.

Wie können wir unsere Kinder die Pflichten der Menschlichkeit gegen die Thiere lehren, wenn wir wissen, daß sie später in dem Unterricht auf den Schulen und Universitäten erfahren werden, welche Gräuel in den Arbeitsräumen der Wissenschaft von jenen Gelehrten verübt werden, die ihnen als Beispiel dienen sollen und für die man ihnen die höchste Verehrung beizubringen sucht? Oder wie kann man der Unbarmherzigkeit eines Fuhrmanns auf der Straße erfolgreich entgegentreten, wenn der rohe Mensch uns erwidern kann, daß, wie sehr er auch sein Thier mißhandeln möge, dies doch hinter dem weit zurück bleibe, was täglich in den physiologischen Laboratorien mit voller Zustimmung des Gesetzes geschieht? Wie können wir in ihn dringen, ein altes abgetriebenes Pferd nicht ferner zu benutzen, wenn die Folge unseres mitleidigen Eingriffs vielleicht nicht die wohlverdiente Ruhe, auch nicht der schnelle Tod des Thieres durch das Beil des Roß-

schlächters ist, sondern eine lange gräßliche Qual in einer höllischen Vivisektionsschule zum Nutzen der „Wissenschaft"? Ach, wir können nur still dabei stehen, zu Gott flehend, daß das arme, elende Geschöpf lieber zur Arbeit weiter benutzt werden möge, bis es todt hinfällt, als daß es jenen Peinigern übergeben werde, um sein unschuldiges Leben treuesten Dienens in höllischen Qualen zu enden. Alles Andere ist besser wie das Messer, die Säge, das Glüheisen des Vivisektors.

Wir fordern Gerechtigkeit, nicht nur Gerechtigkeit für die unschuldigen schutzlosen Thiere, sondern auch für die Menschen selbst. Die gegenwärtige Gesetzgebung ist feige und ungerecht, indem sie die Zwerge angreift und die Riesen der Grausamkeit schont. Der arme Mann, der im Interesse seines Broderwerbs sein Zugthier einmal überanstrengt, wird bestraft, der gelehrte Professor aber, der Hunderte von lebenden Geschöpfen systematisch zerschneidet und verbrennt, wird geschützt. Das Gesetz sollte Alle in gleicher Weise treffen, die Reichen wie die Armen, die Professoren wie die Laien, die Unwissenden wie die Gelehrten. Entweder muß man es aussprechen, daß es kein Unrecht ist, Thiere zu quälen, dann sind überhaupt alle Thierschutzgesetze hinfällig —, oder derjenige, der einen Hund lebendig in seinem Laboratorium zerschneidet, verdient dieselbe Strafe wie der Andere, der ein Pferd auf der Straße mißhandelt; man sollte die gesellschaftliche Stellung und die Vorwände des einen Uebelthäters nicht auf Kosten des anderen achten. **Wenn die Vivisektion vom Staate gestattet, ermuthigt und sogar mit Geldmitteln unterstützt wird, so haben die Thierschutzvereine kein Recht zu existiren, sie sollten dann abgeschafft werden, weil sie unlogische und komische Anomalien sind.**

Ein guter Christ sagte mir einmal: „Ich könnte nie glücklich im Himmel sein, wenn ich wüßte, daß andere Seelen zu ewiger Qual verdammt wären; ein solches Bewußtsein würde mir jede Seligkeit verbittern." Mit ähnlichen Gefühlen stehen die Antivivisektionisten den Leiden der in den physiologischen Laboratorien geopferten Thiere gegenüber. Der entsetzliche Gedanke, daß die aufgehende Sonne jeden Tag den Anfang der grauenhaften, langsamen Qual von Hunderten von unschuldigen Geschöpfen in der ganzen Christenheit sehen wird, der Gedanke, daß an jedem Abend, wenn wir uns zur Ruhe begeben, die Stille der Nacht diesen armen Wesen nur fernere Leiden, Angst und qualvollen Tod bringen wird, der Gedanke, daß diese Dinge nicht etwa zufällig oder im Laufe der Natur oder in fernen, uncivilisirten Ländern vor sich gehen, sondern vielmehr hier, in unserer Mitte, in unseren Städten, vielleicht in unserem Nachbarhause, durch bewußte, beabsichtigte, planmäßige, gesetzlich geschützte Handlungen: das ist es, was unser Herz zerreißt, unser Leben verbittert und uns zu der Auffassung treibt, als wäre doch am Ende das, was wir menschliche Civilisation, menschlichen Fortschritt nennen, nur ein Fiebertraum, zwecklos, sinnlos, ungeheuerlich.

Deshalb, wenn uns die Vivisektoren zornig fragen: „Welch' ein Recht habt ihr, euch in die Forschungen gelehrter Männer zu mischen?" entgegnen wir ihnen mit größerem Zorn, „welch' ein Recht habt ihr dazu,

die Erde und das Leben unerträglich zu machen für jeden Menschen, der noch ein fühlendes Herz in der Brust trägt?"

Nicht so liegen die Dinge, wie sie von den Vertheidigern der Vivisektion uns immer dargestellt werden, daß sich das Publikum unfähig gezeigt hat, wissenschaftliche Nothwendigkeiten zu beurtheilen, sondern vielmehr so, daß die Vertreter der Wissenschaft sich unfähig für das Verständniß der Forderungen der allgemeinen öffentlichen Moral gezeigt haben. Wenn es gestattet ist, in Angelegenheiten der technischen Physiologie das Publikum als „profan" anzusehen, so ist es ganz ebenso berechtigt, die Vivisektoren als „profan" in Bezug auf die Grundlehren des Sittengesetzes zu bezeichnen. Befähigt das Diplom des Physiologen denselben dazu, sich selbst für den höchsten und alleinigen Schiedsrichter in Sachen der Moral hinzustellen? Oder ist es nicht vielmehr die Folge ihrer eigenen Blindheit auf sittlichem Gebiete, daß sie, völlig gleichgültig dagegen und ohne Verständniß für die Rücksichten des Seelenlebens, denen, die ihre Stimme im Interesse der Sittlichkeit und des menschlichen Gefühls erheben, den Vorwurf wissenschaftlichen Unverständnisses machen?

Die Frage, um die es sich hier handelt, berührt ebenso sehr das moralische wie das naturwissenschaftliche Interesse.

Wenn unsere Gesellschaft darin Recht hat, daß sie die Unfehlbarkeit einer rein geistlichen Kaste nicht anerkennen will, wo es sich um Dinge handelt, die das öffentliche Gewissen betreffen, wie z. B. in Bezug auf religiöse Verfolgungen, dann ist sie ebenso dazu berechtigt, die Anmaßung der Unfehlbarkeit, die bei einer rein gelehrten und materialistischen Kaste besteht, in Dingen zurückzuweisen, welche gleicherweise das menschliche Gewissen berühren. Im offenen Gegensatz zu mächtigen einflußreichen Kreisen der Gesellschaft wies die Welt jeden Vertrag mit dem Sclavenhandel und der Inquisition zurück, und dieselben Rücksichten, welche sich damals wirksam erwiesen, müßten auch heute wahrhaft gebildete Menschen dazu veranlassen, sich offen gegen die Ansprüche und die Interessen der Vivisektoren aufzulehnen.

Vergebens weist man darauf hin, daß die große Mehrzahl der modernen wissenschaftlichen Thierquäler hochgebildete, gelehrte, in allen Beziehungen hervorragende Männer sind, ausgezeichnete bedeutende Professoren, die selbst am besten über das urtheilen können, was im Dienste der Wissenschaft nothwendig ist, Männer, denen man zutrauen kann, daß sie nur zum Besten handeln werden und deren Charakter für äußerste Menschlichkeit in ihren Methoden und Untersuchungen bürgt. Dasselbe wurde mit demselben Recht von der großen Mehrzahl aller derer gesagt, die um der Religion willen Grausamkeiten begingen. Auch sie waren die gelehrten, angesehenen, hochgeachteten Männer ihrer Zeit, und gleich den Vivisektoren der Gegenwart waren sie oft geistreiche und liebenswürdige Mitglieder der Gesellschaft, Inhaber hoher Stellungen, einflußreiche Staatsbeamte. Wir haben auch gar keinen Grund zu bezweifeln, daß die Scheußlichkeiten, deren sie sich schuldig machten, die sie verursachten und selbst ausführten, nicht etwa in der Freude an der Grausamkeit, sondern in dem Eifer für die Ehre ihrer Religion und

für die Förderung der Kirche, sowie der Förderung des Wohles der Menschheit überhaupt ihren Grund hatten.

Jeder Gebrauch in der Welt, wie barbarisch er auch sein möge, hat seine Vertheidiger gefunden einfach deshalb, weil er ein Gebrauch ist.

Die Geschichte lehrt uns, daß die Abstellung der Menschen- und später auch der Thieropfer seiner Zeit als eine Gefahr für den Glauben, eine überreizte Sentimentalität und ein Beweis der Entartung angesehen worden ist. Gladiatorenkämpfe und andere rohe und grausame Vergnügungen, die einstmals volksthümlich waren, sind unterdrückt worden, und zwar immer im Gegensatz zu laut protestirenden Personen, die dringend ihr Fortbestehen wünschten. **Kein Vorwand irgend welcher Art, der sich auf ihre angebliche Nützlichkeit stützt, darf die Vivisektion von der Liste jener Mißbräuche ausschließen, die wir unvereinbar mit den Forderungen unseres gesitteten Zeitalters halten.**

Der Mißbrauch der Gewalt ist ein unentschuldbares Verbrechen bei denen, die eine despotische Autorität anstreben; wer solchen Mißbrauch mit dem Hinweis auf die löblichen Ziele zu entschuldigen sucht, der gleicht einem bekannten Räuber, der sich damit zu rechtfertigen suchte, daß er nur Ketzer beraubt habe, um mit dem Raube die Schätze der wahren Kirche zu vermehren.

Grausamkeit bleibt immer Grausamkeit; nur Inquisitionspriester und Paul Bert werden es wagen, der Truglehre, welche in dem bekannten Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" gelehrt wird, auf's Neue Ausdruck zu geben, selbst dann, wenn der „Zweck" „wissenschaftlichen Fortschritt" bedeutet, die „Mittel" aber Leiden der entsetzlichsten Art, wie sie nur irgend erdacht werden können, und die Opfer hilflose Wesen sind, die sich weder wehren noch an ihren Peinigern rächen können.

Glücklicherweise für die Menschheit sind weder die Inquisitoren noch die Physiologen die Repräsentanten des öffentlichen Gewissens, sondern das Volk.

Wenn ich die Geschichte der Inquisition, der Sclaverei, des Despotismus erwäge, blicke ich mit Vertrauen in die Zukunft.

Es giebt ein besseres Evangelium wie das der Verstandeswissenschaft, es giebt ein höheres Gesetz wie das physischer Nützlichkeit. Wir wollen nicht fürchten, durch ein gutes und edles Leben irgend ein Gut zu entbehren, welches wir durch unwürdige und gemeine Mittel hätten erreichen können. Das Größere schließt das Geringere in sich, die Erkenntniß des Himmels bringt alle niederen Kenntnisse mit sich; laßt uns nur zuerst das Reich Gottes suchen und Gottes Gerechtigkeit, dann werden alle diese Dinge uns zufallen. Nichts ist für den Gerechten unerreichbar, unerforschlich, denn der Geist in ihm ist göttlich und vermag ihm nach und nach alle Geheimnisse zu enthüllen.

Denn Liebe ist die Lösung für Alles, und die Wege der Liebe sind in allen ihren Gestaltungen in Uebereinstimmung mit ihren Zielen nnd Absichten.

Endlich aber empfehle ich noch meinen Collegen von der medicinischen Facultät, sich der würdigen, tapferen Worte zu entsinnen, die Dr. Samuel Johnson an die Physiologen seiner Zeit richtete:

„Möchten alle Männer, welche sich dem edlen Beruf der Heilkunde hingeben, deren Zweck die Erleichterung von Leiden ist, öffentlich die Thaten der Vivisektion verurtheilen; denn diese sind dazu geeignet, den ganzen Beruf herabzusetzen und werden schließlich in den Anhängern der Wissenschaft alle diejenigen Gefühle ertödten, die allein das Vertrauen des Publikums verdienen und deren Mangel mehr wie das größte leibliche Uebel zu fürchten ist."

Die unnöthigen Thierquälereien beim Schlachten des Kleinviehes.*)

Wenn man uns sagte, daß es ein Land giebt, in welchem täglich über hunderttausend Thiere vivisecirt werden, so würden wir das als eine absurde Erfindung, als etwas Unmögliches bezeichnen. Und doch leben wir selbst in einem solchen Lande, und die Massen-Vivisektion, von der wir sprechen, ist das Todtmartern unserer Schlachtthiere, besonders der kleineren, der Kälber, Schweine, Schafe u. s. w., ohne vorhergehenden Kopfschlag oder sonstige Betäubung.

Die großen Schlachtthiere, welche man nicht so leicht bewältigen kann, werden vor dem Schlachten durch einen Schlag auf den Kopf oder mittelst Schlachtmaske betäubt; nur die kleineren, deren Gegenwehr der Mensch nicht zu fürchten hat, müssen diese Wohlthat entbehren. Von den ca. 130,000 dieser Thiere, welche täglich im deutschen Reich allein geschlachtet werden, werden nach einer eher zu hoch gegriffenen Schätzung nur ungefähr 15,000 betäubt.

Wir haben den Ausdruck Vivisektion mit allem Vorbedacht gewählt, weil wir keinen bezeichnenderen kennen für die Art, in welcher bei uns diese kleineren Schlachtthiere getödtet werden.

Das gewöhnliche Verfahren bei der Schlachtung der Kälber ist, daß dieselben an den Hinterfüßen aufgehängt werden und frei in der Luft hängen. Es werden die starken eisernen Haken zwischen die fest geknebelten Beine gestoßen, was an der so empfindlichen Knochenhaut heftige Schmerzen verursacht. In größeren Schlächtereien werden auf diese Weise zu gleicher Zeit immer mehrere Kälber aufgehängt, oft lange, ehe der Schlächter zur Stelle ist. Durch die auf Augenschein beruhenden Darlegungen bei den Thierschutzkongressen wurde konstatirt, daß in kleineren Schlächtereien die Kälber nicht selten an den durchschnittenen Sehnen der Hinterbeine aufgehängt werden, was die Schlächter „Aufflechsen" nennen. Da der Kopf abwärts hängt und also das Blut nicht aus dem Hirn entleert wird, so hat

---

*) Wir bringen dieses, vom Verbande der Thierschutzvereine des deutschen Reiches ausgehende Flugblatt zum Abdruck, weil die daselbst geschilderten Uebelstände und Mißbräuche bei uns, wo nicht einmal ein controlirbares städtisches Schlachthaus vorhanden ist, — sicherlich in gleichem Umfange vorkommen mögen.

das Thier bis zum letzten Augenblick Bewußtsein und die volle Empfindung dieser furchtbaren Marter. Die Schweine werden wohl in den größeren Städten vor dem Stechen betäubt, weil ihr Geschrei belästigt, aber nicht in kleineren Orten und auf dem Lande. Viele Schlächter sind der Meinung, daß „das Leben das Blut aus dem Körper treibt", man müsse also das Thier möglichst lange lebend erhalten, um das Ausbluten zu bewirken. Es wird deshalb der Schlachtakt möglichst lange ausgedehnt. Zu diesem Behufe macht der Schlächter nur eine kleine Wunde, hält das Messer in derselben fest und schneidet, wenn das Blut aufhört zu fließen, wieder etwas weiter. In manchen Gegenden herrscht das Vorurtheil, ein Schwein, das beim Schlachten nicht recht lange und stark schreie, sei nicht gesund gewesen. Deshalb darf das Thier nicht schnell getödtet werden, und wenn es zu fett ist, um recht laut schreien zu können, so werden noch besondere „Handwerksvortheile" angewendet, um ihm ein Schmerzgeschrei auszupressen. So ist es ein beliebter Handgriff, den Daumennagel dem Thiere hinter den Augapfel einzudrücken. Auch muß auf dem Lande das Geschrei der Schweine als Anzeige dienen, daß es „Schlachtschüssel" giebt.

Am gräßlichsten ist das Schlachten auf dem Lande durch die Bauern selbst, die, des Schlachtens gänzlich unkundig, das Thier buchstäblich zu Tode martern. Ohne die Lage der Blutgefäße zu kennen, stechen und bohren sie, oft mit stumpfen und schartigen Messern, am Halse des Thieres herum, durch die Luftröhre und durch den Schlund. Oft ist der ganze Hals verstochen und immer sind die Hauptadern noch nicht geöffnet; das Blut fließt schwach und das Thier stößt ein fürchterliches Schmerzgeschrei aus, bis es endlich, nach halb- oder dreiviertelstündiger Qual, ausgeröchelt hat. Nicht selten schinden mehrere an dem unglücklichen Thiere herum; denn der Junge, kaum ist er dem Knabenalter entwachsen, soll auch das „Schlachten" lernen.

Während das Thier in dieser Weise zu Tode gemartert wird, halten es gewöhnlich Knaben oder Mädchen an den Hinterbeinen fest, drücken es mit den Knieen nieder, zerren und schlagen es; ein Kind hält die Blutpfanne, ein anderes rührt das Blut und die übrige Dorfjugend steht herum und sieht dem widerlichen Schauspiel begierig zu. Welchen Einfluß es auf die Volkssitten hat, wenn die Kinder, kaum können sie auf den Beinen stehen, an solchen Anblick gewöhnt werden, wenn sie später selbst Handreichungen bei diesen gräßlichen Schlächtereien leisten und die rohen Scherze, die bei solcher Gelegenheit gemacht werden, mit belachen, ist wohl jedem Denkenden klar. Wenn in dieser Weise das Gemüthsleben, und damit der Boden für alle sittlichen Regungen, schon im Kinde verwüstet wird, so darf man sich nicht wundern über die vielen Roheitsakte und die Angriffe auf das Leben von Menschen, die besonders in manchen ländlichen Gegenden in so erschreckender Zahl begangen werden. Es ist bekannt, daß Thierquälerei immer in ursächlichem Zusammenhange mit Mordlust und Verbrechen gegen Menschenleben steht, und so ist es begründet, wenn man die Schlachtfrage eine Frage der Volksmoral genannt hat.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß sich ein solcher Zustand bis heute erhalten konnte in einem christlichen Kulturstaate, in welchem ungefähr 40,000 Geistliche, 150,000 Volksbildner und ein großer Polizei- und Gesetzgebungsapparat für Förderung von Moral und humaner Bildung, für Aufrechthaltung von Ordnung und Sitte zu sorgen haben.

Man weist vielleicht darauf hin, daß wir einen Gesetzartikel zur Verhütung von Thierquälereien haben; man sagt vielleicht, es sei Sache der Thierschutz-Vereine, die Schlachtstätten zu überwachen und Fälle, wie die oben geschilderten zur Anzeige und Bestrafung zu bringen. Wohl steht im deutschen Strafgesetzbuche unter den Uebertretungen gegen die öffentliche Ordnung ein Artikel, welcher lautet: „Wer öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise Thiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft." Bei den hier verlangten Kriterien: „öffentlich, in Aergerniß erregender Weise, boshaft oder roh", kann zwar Jemand bestraft werden, der ein Pferd oder einen Hund auf öffentlicher Straße schlägt, aber der Richter kann auf Grund dieses Artikels Niemand verurtheilen, der beim Schlachtgeschäft die ärgsten Grausamkeiten begeht. Ist es doch vorgekommen, daß Schlächter freigesprochen wurden, die angeklagt und überwiesen waren, daß sie ein noch lebendes Thier abgehäutet hatten!

Um eine bessere Fassung dieses Artikels zu erwirken, haben sich die Thierschutz-Vereine seit Jahren an den Reichstag, an die Partikular-Regierungen und Landtage gewendet, aber ohne Erfolg. Der Verband der deutschen Thierschutz-Vereine hat nun eine Petition an den deutschen Reichstag gerichtet, in welcher er um die Aufnahme eines Artikels in das Reichsstrafgesetz bittet, **durch welchen das Tödten unserer Schlachtthiere ohne vorhergehende Betäubung mittelst Schlag oder Schlachtmaske bei Strafe verboten wird.**

Dieser Schlachtmethode stehen keinerlei Hindernisse, keinerlei Verletzung irgendwelcher Interessen entgegen. Das Schlachtgeschäft wird durch dieselbe nicht nur nicht erschwert, sondern vereinfacht und erleichtert. Der Beweis hierfür ist erbracht in jenen Orten, wo die Betäubung der Schlachtthiere schon lange in Uebung ist, und besonders durch die allgemein übliche Art der Schlachtung des Großviehes.

Es ist unmöglich, alle die Ursachen, welche Schuld tragen an dem verrotteten Zustande unseres Schlachtwesens: Roheit, Gewohnheit, mißverstandener Eigennutz, Vorurtheil, zu beseitigen, **aber sie können unschädlich gemacht werden durch eine gesetzliche Vorschrift, welche die Betäubung vor dem Schlachten der Thiere anordnet.**

Man muß annehmen, daß es den wenigsten Menschen, besonders in den gebildeten Kreisen, bekannt ist, welch' scheußliche Proceduren mit der Tödtung unserer Schlachtthiere verbunden sind; es wäre sonst unbegreiflich, daß ein solcher Zustand heute noch bestehen kann, unbegreiflich, daß Leute, die mit Recht entrüstet sind, wenn etwa ihr Hund von einem rohen Menschen einen Schlag bekommt, gegenüber dieser Massenfolter gleich-

giltig bleiben. Es giebt sehr viele Menschen, die kein Thier tödten sehen können, die es bedauern, daß wir die Thiere zu unserer Nahrung brauchen. Mit dieser Empfindsamkeit ist aber sehr wenig genützt. Wahres, menschliches Gefühl muß sich thatkräftig zeigen. Wir müssen dem Jammer nicht aus dem Wege gehen, sondern ihm festen Auges entgegentreten und, was an uns ist, thun, ihm abzuhelfen. Und hier, in der Schlachtfrage, hier können wir viel thun. Jeder kann in seinem Kreise wirken. Hat er Geistliche, Lehrer, Gemeinde- und Administrativ-Beamte unter seinen Bekannten, so soll er ihr Interesse an dieser Frage zu wecken suchen; viel könnten besonders die Geistlichen auf dem Lande wirken. Bis zur Regelung der Frage können die Gemeinden durch ortspolizeiliche Vorschriften wenigstens eine Reform des Schlachtens, soweit es durch gewerbsmäßige Schlächter ausgeübt wird, bewirken. Vor Allem aber soll Jeder, der mithelfen will, den grauenhaften Zustand in unserem Schlachtbetrieb zu beseitigen, soviel ihm möglich, eine Besserung herbeizuführen, bestrebt sein.

Die geforderte Abhilfe wird nicht länger verweigert werden können, wenn alle Gebildeten ihre Stimme erheben und laut **die Beseitigung eines Zustandes verlangen, der bei einem christlichen, civilisirten Volke ebenso unbegreiflich, wie unentschuldbar ist.**

Die Pasteur'sche Todtenliste

ist fortdauernd im Steigen begriffen. Bis jetzt sind 148 Fälle konstatirt und Thatsache ist, daß zu keiner Zeit früher Hundswuth-Vergiftungen eine Rolle gespielt haben, wie seit Pasteur's Auftreten. Der spekulative Herr hätte es nahezu fertig gebracht, dieselben in die Reihe unvermeidlicher mörderischer Krankheiten einzufügen. Seine Spekulation, mag auch das Endfacit ein vollständiger Bankerott sein, hat übrigens nach zwei Richtungen doch Erfolge gehabt. Ein eklatanter Beweis ist geführt, daß in unserer Zeit, wo sogenannte „Wissenschaft" und „Bildung" eine alles überragende Stellung im geistigen Leben sich verschafft haben, wo absichtlich oder unabsichtlich irre geführtes Denken und Empfinden ungescheut selbst zu den Tiefen erschreckendster Abenteuerlichkeiten hinabsteigen, wo die Perspektive sich eröffnet, daß neben der „Gottheit der Wissenschaft" keine andere Gottheit mehr gedacht wird, gedacht werden kann, daß da Alles möglich ist, wenn nur das Aushängeschild die Inschrift „sensationell" zeigt und der Ziehbrunnen der Reklame geschickt ausgepumpt wird. Die zweite Richtung bietet einen Einblick in das wichtigste Geheimniß unserer materialistischen und realistischen Zeit, das Geheimniß, durch strafwürdige Mittel ungestraft reich zu werden. — Im grauen Alterthum dachte man sich bei den damaligen Kulturvölkern eine dunkle Macht, ungefähr vergleichbar unserem „Schicksal", welche noch über den „Göttern" stand, bei den Griechen „Anagkä", bei den Römern „Fatum", bei den Egyptern „Phthas" (Urfeuer) genannt u. s. w. Sogar die alten Germanen hatten in ihrem

„Alfadur" eine Idee davon. Bemerkenswerth ist, daß jene unberechenbare Macht, die zugleich heben und stürzen konnte, einen Theil ihrer Prärogative auf die heutige „Oeffentlichkeit" vererbt hat, insofern diese selbst über der Gottheit der Wissenschaft steht und richtet, wo kein anderer Richter sich findet. Ein Beispiel bietet die Pasteur'sche Todtenliste. Nimmt man das im September v. J. über 2 Jahre abgeschlossene Verzeichniß zur Hand, so ergeben sich allerlei mehr oder minder verdächtige Umstände. Die Zahl der Todesfälle war 108. Die Nationalität stellte sich so zusammen: 54 Franzosen, 25 Russen, 7 Spanier, 3 Portugiesen, 5 Engländer, 3 Irländer, 3 Niederländer, 2 Algierer, 2 Italiener, 1 Rumäne. Deutschland und andere europäische Länder waren nicht vertreten. Gebissen waren die Todten in 70 Fällen von Hunden, in 19 von Wölfen, in 6 von Katzen, von einem Fuchs und — einem Menschen. Bei 11 Personen sind nur die Thatsachen der Impfung und des Todesfalls angeführt. Von den Todesfällen ereigneten sich nach der Impfung 5 in 7, 4 in 14, 2 in 17 Tagen; 5 in 3, 19 in 5, 10 in 6 Wochen, 3 in 7, 11 in 4, 6 in 3, 10 in 2 Monaten. Vom 27. August bis 16. September v. J. starben 8 Personen, darunter 3 in Portugal durch Wölfe verletzte. Ein ebenfalls von einem Wolf gebissener Spanier starb während der Behandlung. 25 Kinder sind verzeichnet. Aus aristokratischen Kreisen Lord Donrrail aus Irland, der am 14. Januar v. J. von einem Fuchs gebissen war, am 26. Januar in Paris geimpft wurde und am 26. August starb. In 2 Fällen sind die Hunde, die gebissen haben, völlig gesund befunden, wogegen der Tod der Gebissenen resp. 1 und 3 Monate nach der Impfung erfolgte. Bei dem — von einem Menschen gebissenen Engländer wurde ärztlicherseits nach abweichenden Anzeichen fest angenommen, daß er an den Folgen der Impfung gestorben. Der Tod aller in der Liste aufgeführten Verstorbenen erfolgte übrigens unter Symptomen, welche denen der Wuthkrankheit glichen, mindestens ihnen ähnlich waren. Eine sehr befremdliche Erscheinung ist die von Wölfen in der Liste. Es handelt sich um 19 Fälle und diese ereigneten sich keineswegs zu gleichen Zeiten und an gleichen Orten (in Rußland, Spanien und Portugal). Die Frage liegt nahe: sind die Wölfe, die gebissen haben, auf Wuthkrankheit untersucht und ist das überhaupt möglich gewesen? — Daß ein Zusammentreffen mit Wölfen höchst bedenkliche Folgen haben kann, ist klar. Aber alle Wölfe, die beißen, im Ernst für toll zu erklären, kann denn doch nur Jemand einfallen, der selbst unberechenbar veranlagt ist.

Daß autoritative Stimmen sich von vornherein ablehnend, theilweise verdammend wider die Pasteur'schen Experimente aussprachen, ist bekannt, wie denn auch die oben erwähnte Todtenliste sich meist auf namhafte medizinische Fachblätter begründet. Der Stern Pasteur's scheint wirklich gleich einer in die Luft geschleuderten Rakete zu verpuffen. Allein nicht farbenleuchtend, vielmehr recht häßlich ist das Streiflicht, das beim Verlöschen auf die modischen Thierexperimente fällt, um so mehr, als nicht unglaubwürdig behauptet wird, daß Menschenleben und Gesundheit in den Wirbel des spekulativen Unternehmens hineingezogen wurden. Im gewöhnlichen Leben

unterliegt die einfachste Körperverletzung, auch eine Aergerniß verursachende Thierschinderei gerechter Bestrafung. Hier müßten gesunder Menschenverstand und gesunder Rechtssinn starr vor der ohne Antwort bleibenden Frage stehen: wo bleibt die strafende Gerechtigkeit und wo ist ein gerechter Gerichtshof für euphemistisch „wissenschaftlich" genannte Ausschreitungen und gewaltthätige Verfolgung unlösbarer biologischer Probleme, zumal wenn diese über die Grenze des Abenteuerlichen hinausgehen in thierquälerischen Experimenten, welche, wenn allgemein bekannt, einen Gewittersturm sittlicher Entrüstung hervorrufen würden. — Ob der schmähliche Bankerott einer Spekulation, welche sogar intelligente Organe der Tagespresse arg täuschte, wenn er thatsächlich erfolgt, die Nichtigkeit der Versuche, die Räthsel des Lebens und Vergehens auf gewaltsame Weise zu lösen, vor die Augen führen, ob die leider auch hier Mode gewordene Umschreibung methaphysischer Gesetze, von andern, namentlich humanitären ganz zu schweigen, auf das gehörige Maß zurückgebracht wird, ob die echte Wissenschaft die empirischen Schlacken von sich stößt, die ihr aufgedrängt wurden durch oberflächliches wissenschaftliches Streberthum, durch die Sucht, sensationelle Entdeckungen um jeden Preis zu machen, muß kommenden Zeiten vorbehalten bleiben. Die von Modethorheiten zum Theil durchzogene Gegenwart bietet leider wenig Aussicht. Der Kampf dafür darf aber nicht aufhören und es treten in der That einige Anzeichen in die Erscheinung, daß dieser Kampf nicht erfolglos ist. Am 1. Februar d. J. wurde Seitens des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter, dessen Ausführungs-Comité seinen Sitz in Dresden hat, wiederholt eine auf authentische Belege sich stützende Petition an den Reichstag gerichtet, welche wenigstens ein Verbot 1) der Experimente an höher organisirten Thieren, 2) des Gebrauchs von Lähmungs-, anstatt Betäubungsmitteln, 3) ein Verbot der Vornahme solcher Experimente beim Unterricht oder bei Vorlesungen in Lehr-Instituten, desgleichen der Operationsübungen an lebenden Thieren, und die Einsetzung unabhängiger Behörden zur Ueberwachung jenes Verbots (Kontrol-Commissionen) beantragte. — Die Petitions-Kommission des deutschen Reichstags hat am 20. Februar d. J. darauf hin beschlossen:

> „die gedachte Petition zur Erörterung im Plenum für nicht geeignet zu erachten, mit Rücksicht darauf, daß der anwesende Regierungskommissar erklärt hatte, es seien Seitens der Reichsregierung bereits kommissarische Berathungen über die vorliegende Frage eingeleitet, nach deren Ergebniß in Verbindung mit der Frage, betreffend das Schlachten von Thieren, Entscheidung darüber getroffen werden solle, ob zum Erlaß strafgesetzlicher Bestimmungen Veranlassung gegeben sei." (Cimbria.)

* * *

Es ist tief zu beklagen, daß das Pasteur'sche Impfverfahren bei uns in Rußland mehr, als in irgend einem anderen Lande Anklang und eifrige Nachahmung gefunden hat. Unter den, in verschiedenen Städten, wie in Odessa, Warschau, Moskau und an anderen Orten errichteten bakteriologischen Stationen

ist die vor zwei Jahren in Petersburg eröffnete unstreitig die kostspieligste, denn der Unterhalt derselben kostet alljährlich 18,000 Rbl. Wollte man nun annehmen, daß die seitdem von Tag zu Tag sich mehrenden Mißerfolge Pasteur's auch bei uns die Erkenntniß herbeigeführt hätten, daß diese bankerotte Sache bei Seite zu thun sei — so würde man sich leider sehr im Irrthum befinden, denn nicht nur bestehen die bisherigen Stationen fort, sondern man plant die Erweiterung derselben! — So brachten die „Pet. Wed." vor einiger Zeit die Mittheilung, daß die Petersburger Duma — weil die Nützlichkeit der Station evident (!?) sei und weil die jetzigen Räume in den Kasernen des Leib-Garde-Regiments den Bedürfnissen nicht mehr entsprächen — ein Grundstück von 1840 1/2 Quadrat-Faden im 2. Bezirk des Narwa'schen Stadttheils unentgeltlich zum Bau einer bakteriologischen Station bewilligt habe!

Als Beleg dafür, daß diese „evidente Nützlichkeit" der Petersburger bakteriologischen Station doch immerhin recht fraglich scheint, möge hier Folgendes stehen das wir der Nr. 44 des „Westnik des Russischen Thierschutzvereins" entnehmen:

„Es geht uns die Mittheilung über folgenden Tollwuthfall zu. Im April d. J. wurde auf der Station Udelnä an der finnländischen Eisenbahn ein 13jähriges Mädchen Ida Tukja, die Tochter eines Eisenbahnbeamten von einem, dem Bahnwächter Erichson gehörenden Hunde gebissen. Der Hund wurde getödtet und vom Veterinairarzt für toll erklärt. Das gebissene Mädchen wurde in die bakteriologische Station gebracht, und nach dem Pasteur'schen System behandelt. Nach zwei Wochen als vollkommen hergestellt entlassen, kehrte es zu seinen Eltern zurück, besuchte wieder die Schule, spielte mit andern Kindern und Niemand dachte mehr an den Biß des Hundes. Da stellte sich am 11. Juni bei dem Mädchen plötzlich heftiger Kopfschmerz ein. Die Mutter reichte dem Kinde frisches Wasser zum Trinken, aber als dieses das Wasser erblickte, schrie es wild auf, warf sich hin und her und riß sich die Haare. Am 12. Juni wurde das Mädchen ins' Oldenburgsche Kinderhospital gebracht, starb jedoch schon am anderen Tage unter schrecklichen Qualen. Es wäre wohl höchst wünschenswerth, daß die bakteriologische Station bei dieser Gelegenheit eine Erklärung abgäbe" M. S.

Zwei Preisausschreiben.

Der Verband der Thierschutzvereine des deutschen Reiches hat ein Preisausschreiben über das Thema erlassen:

„Das Recht der Thiere oder Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Thier und Mensch in sittlicher und rechtlicher Beziehung."

Die Abhandlung, welche in deutscher Sprache geschrieben sein und mindestens einen Umfang von drei Druckbogen haben muß, ist mit einem Merkspruche zu versehen und in Begleitung eines denselben Merkspruch

tragenden verschlossenen, den Namen des Verfassers enthaltenden Briefes, bis zum 1. Februar 1889 an den Verbands-Vorsitzenden, Herrn Otto Hartmann in Köln, große Witschgasse 32/34, portofrei einzusenden.

Die eingegangenen Bewerbungsschriften werden einem Preisgericht, zu welchem sowohl Rechtslehrer als auch Philosophen gehören, zur Beurtheilung vorgelegt und die von den Preisrichtern als beste und geeignet erkannte Arbeit mit einem Preise von 600 Mark, die zweitbeste mit einem Preise von 300 Mark ausgezeichnet, wodurch dieselben in das Eigenthum des Verbandes zu dessen freier Verwendung übergehen; die übrigen Arbeiten werden den Bewerbern s. Z. portofrei wieder zugestellt werden.

* * *

Wir können nicht umhin, dieser im Interesse des Thierschutzes erlassenen Preisaufgabe eine andere entgegenzustellen, welche es unternimmt, durch den verlockenden Köder einer hohen Prämie eine Unzahl vivisektorischer Experimente heraufzubeschwören.

Das Komité der Kaspischen Fischereien hat nämlich, wie die „Pet. Ztg." mittheilt, aus den von den Fischereipächtern einlaufenden Pachtsummen 5000 Rbl. zu einer Prämie bestimmt für eine Untersuchung über die Natur des Fischgiftes, über die Mittel, der Entstehung desselben in den Fischen vorzubeugen, sowie endlich über die Behandlung der durch das Gift inficirten Kranken. Und zwar wird, statt sich bei der Untersuchung auf die Feststellung der physikalischen und chemischen Natur des Fischgiftes zu beschränken, — im Punkt 2 der zur Berücksichtigung aufgestellten Punkte ausdrücklich verlangt, daß durch Experimente an Thieren die Wirkung des Fischgiftes auf das Herz, den Blutkreislauf, die Verdauungsorgane und das Nervensystem festgestellt werden soll: Als Termin für die Lösung dieser Aufgabe sind fünf Jahre festgesetzt worden. Welche endlose Reihe martervoller Versuche werden voraussichtlich nunmehr in den nächsten fünf Jahren allein um dieser einen Aufgabe willen, an unzähligen wehr- und schutzlosen, unschuldigen Thieren verübt werden!! Und fragen wir nach dem Nutzen, den Erfolgen, welche von diesen neuen Massenvivisektionen erwartet werden dürfen — so genügt das durch vielfältige Erfahrungen bereits oft Erwiesene zu wiederholen, „daß alle Thierversuche, durch welche Antidote für Gifte gefunden werden sollten, sich als völlig werthlos erwiesen haben und daß die Versuche mit Giften und mit medicinischen Mitteln bei dem Thier Symptome und Resultate hervorrufen, die von denen in der menschlichen Natur erzeugten gänzlich verschieden sind."*) So ist z. B. das Ergebniß der Untersuchungen über Schlangengift, „welche, wie im Biolog. Centralblatt Nr. 17, Jahrg. 1887 zu lesen, „mit Aufwand von viel Zeit, Mühe und Geld" und — fügen wir hinzu — mit Aufwand von unzähligen Thiermartern unternommen wurden, um die bisher wenig bekannten physiologischen Eigenschaften dieses Giftes zu ergründen" vollständig fruchtlos geblieben, denn nach Aufzählung und

*) Dr. med. A. Kingsford: „Unwissenschaftliche Wissenschaft."

Beschreibung vieler qualvoller Thierversuche heißt es doch schließlich: „Ein eigentliches Gegengift für die Fälle, wo das Schlangengift schon in das Blut aufgenommen ist, wird sich nie finden lassen. Denn, da das Schlangengift aus Körpern besteht, die mit den im normalen Blut enthaltenen und für die Erhaltung des Lebens sehr wichtigen nahe verwandt sind, so würde man durch Zerstörung der ersteren auch die letzteren mit vernichten.'*)

Die Folgerungen, welche aus der Wirkung des Fischgiftes auf Thiere gezogen werden können, dürften mithin gleichfalls Gefahr laufen, sich als irrig und gefährlich auszuweisen und die Quelle neuer Täuschungen und Widersprüche zu werden. Wie sich gegen das Schlangengift kein Antidot gefunden, so wird sich auch gegen das Fischgift ein wirkliches Gegengift nicht finden lassen und die verlockende Prämie keinem Bewerber zu Theil werden.**) Nur das Eine steht als unausbleibliche Folge dieser leidigen Preisaufgabe fest: der Ausblick in eine Fülle unabsehbaren grausamen Leidens einerseits und neuen Verschuldens, neuer Verrohung andrerseits.

M. S.

Feurige Kohlen auf das Menschenhaupt.

Es fuhr ein Mann mit seinem Hund
In den rauschenden Fluß zur Abendstund,
Der Hund hat treu bei Tag und Nacht
Dem Manne Haus und Hof bewacht;
Doch soll er sterben zu dieser Frist,
Weil er nun alt und häßlich ist.
Und wo am tiefsten der tiefe Rhein,
Da stößt er ihn in's Wasser hinein.
Doch will es ihm nicht so leicht gelingen,
Den Kopf des Thieres hinunter zu zwingen,
Der sich stets wieder hebt zu ihm heran
Und ihn schaut mit den treuen Augen an.
Wie dies dem Manne währt zu lange,
So ergreift er die schwere Ruderstange
Und holt zu gewaltigem Schlage aus:
Da schwankt der Kahn und er stürzt hinaus,

---

*) Daß diesen Versuchen trotz erwiesener Fruchtlosigkeit, dennoch fort und fort unzählige unglückliche Thiere zum Opfer fallen, — darüber belehrt uns erst kürzlich wieder die Mittheilung der „N. Dörpt. Ztg.", daß in der Aula der Universität am 11. November der Arzt Alexander Feoktistow zum Doctor der Medicin der medicinischen Fakultät der Universität Dorpat promovirt worden sei und daß seine Inaugural-Dissertation „Experimentelle Untersuchungen über Schlangengift" auf nicht weniger als 400 Experimenten basire!!

**) Es sei denn, daß Einer unter den Bewerbern, dem gesunden Menschenverstande entsprechend, die Ursache der Gifterzeugung im Fische dort zu suchen unternähme, wo sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, am sichersten zu finden sein dürfte, in dem meist unsagbar qualvollen Verfahren beim Tödten der Fische.

Und die Wogen ziehen den Mann hinab,
Ihm selber winkt das nasse Grab.
Da hat der Hund seine letzte Kraft
Ob der Noth seines Herrn zusammengerafft:
Er faßt ihn vorn bei Rock und Westʼ
Und hebt ihn empor und hält ihn fest,
Und zerrt und zieht und schleppt den Mann
Bis nahʼ an's rettende Ufer heran. —
Dann stöhnt er dumpf und läßt ihn los,
Sinkt sterbend zurück in der Wellen Schooß.

G. Duill.

Zum „Taubenschießen". Es gereicht uns zu hoher Befriedigung, unsere, kürzlich in diesen Blättern gebrachte Mittheilung über das Verbot des Taubenschießens im ganzen weiten russischen Reiche — dahin ergänzen zu können, daß es nicht zum wenigsten das Verdienst des Russischen Central-Thierschutzvereins in Petersburg ist, durch seine rastlosen Bemühungen das Verbot dieses widerwärtigen Sportes herbeigeführt zu haben, wobei er freilich durch die, denselben Gegenstand behandelnde Eingabe des Kriegsministeriums eine wesentliche Unterstützung gefunden hat. Nach dem betreffenden Erlaß des Ministeriums des Innern wird mit allen beim Taubenschießsport betroffenen Personen nach Artikel 57 des Friedensrichter-Strafgesetzes verfahren werden, d. h. die Schuldigen unterliegen einer Strafe von 25 Rubel.

Erklärung in Sachen der Vivisektion. Die dänische Regierung hat die Absicht, an der Thierarzneischule zu Kopenhagen mehrere neue Lehrstühle zu errichten, darunter einen für Thier-Physiologie. Der Finanzausschuß des Reichstages hat nun erklärt, daß er die Mittel für diesen Lehrstuhl nur bewilligen könne, wenn von der Regierung die ausdrückliche Erklärung abgegeben werde, daß der betreffende Lehrer keine Vivisektionen vornehmen darf, bevor diese Versuche durch gesetzliche Bestimmungen vollständig geregelt sind — und der Minister des Innern, Ingerslev, hat darauf erklärt, daß er sich dieser Auffassung von der zukünftigen Stellung der Vivisektion durchaus anschließe. Da der Finanzausschuß, der aus Männern der verschiedensten politischen Parteien besteht, jenen Beschluß einstimmig gefaßt hat, so sehen die Gegner der wissenschaftlichen Thierfolter darin mit Recht einen moralischen Sieg und eine Verurtheilung des jetzt herrschenden Systems. (Dyrevennen.)

Muthige That eines gutherzigen russischen Bauern. Fürst J. Jenikejew theilt im Petersburger „Westnik" folgende Episode mit:

Der im Dorfe Wolok im Nowgorodschen Gouvernement ansässige Bauerwirth Alexei Fedorow bemerkte, als er im vorigen Winter eines Tages in seinem Schlitten über den Fluß Msta nach Hause fuhr, einen kleinen Hund, der hinter einem hochangewehten Schneehaufen Schutz gesucht hatte; seine Bemühungen, das Thierchen anzulocken, erwiesen sich erfolglos und so

fuhr er im Schritt weiter. Nach einer Weile den Kopf umwendend, erblickte er das Hündchen, wie es, von einem Wolfe verfolgt, dem Schlitten nachlief, aber in demselben Moment hörte er es auch kläglich schreien und aufheulen und sah, wie der Wolf es packte und hinter den Schneehaufen fortschleppte.

Obgleich Fedorow weder ein Gewehr, noch ein Beil bei sich hatte, sprang er doch sogleich aus dem Schlitten und warf sich mit lautem Geschrei und gellendem Gejohle und dabei mit seiner langen Peitsche knallend und sausend auf den Wolf. Dieser, eines solchen Ueberfalles nicht gewärtig und durch den Lärm erschreckt, schleppte sein Opfer zwar noch eine Strecke weiter, dann aber ließ er es los und verschwand eilenden Laufes im Gebüsche des Ufers.

Nun hob Fedorow das vor Schreck und Schmerz halbtodte, vom Wolfe stark verletzte Hündchen behutsam auf, legte es in seinen Schlitten und brachte es nach Hause, wo er es sorgsam pflegte, seine Wunden auswusch und beständig Umschläge aus Wasser mit Branntwein machte.

Während der ersten 3—4 Tage nahm das kranke Thierchen keine Nahrung zu sich, dann fing es an etwas Milch zu trinken, aber ganz zuerst leckte es dem Fedorow die Hände, als wollte es sich seinem Wohlthäter dankbar erweisen. Von Tag zu Tage besserte sich nunmehr der Zustand des kleinen Hundes und er wurde ein treuer Freund der Familie Fedorow und der aufmerksamste Wächter von Haus und Hof, so daß die Leute bis heute nicht müde werden, das dankbare Thier zu loben und zu rühmen.

Fedorow hat bei dieser Gelegenheit nicht bloß ein gutes Herz und warmes Mitleid mit dem armen Hunde bewiesen, sondern zugleich auch einen ungewöhnlichen Muth an den Tag gelegt, einen Muth, wie er fast nur dem Russen eigenthümlich ist. Nur mit einer langen Peitsche bewaffnet, hatte er furchtlos den Wolf verfolgt und ihm seine Beute abgenommen und so ein lehrreiches, nachahmungswerthes Beispiel von Herzensgüte mit Muth gepaart, gegeben. (Aus dem Russischen, von M. S.)

Ein vivisecirtes Hündchen. Der Berliner „Lokal-Anzeiger" bringt folgende Mittheilung: „In einem Grabgewölbe auf dem Invalidenkirchhofe in der Scharnhorststraße ist ein kleiner Seidenspitz zwischen den Särgen in entsetzlichem Zustande angetroffen worden. Das vollständig dürr ausgehungerte Thierchen ist offenbar in der Marter der „Vivisektion" gewesen. In der Stirn hatte es ein grausig eingebohrtes Loch voller ausgesplitterter Schädelknochen; durch den Schwanz war ein Eisendraht, wie man ihn bei elektrischen Experimenten verwendet, spiralförmig gebohrt, wobei mehrere kleine Röhrknochen zersplittert waren und hervorstanden. Das todtendürre Gesichtchen des unglücklichen Geschöpfes war wie der ganze dürre Körper mit geronnenem Blut bedeckt. Um das eine Hinterbeinchen war ein Draht fest umschlungen, so daß alle Bewegung schmerzhaft gehemmt war. Vor zwei Wochen ist das Thierchen zufällig gefunden; durch äußerst sorgsame Behandlung ist seine Wiederherstellung ermöglicht; der Eigenthümer, oder wer sonst des sehr

hübschen weiß und grauen Hündchens sich annehmen will, erhält Auskunft bei dem Portier des Hauses, Scharnhorststraße 7.

* * *

Die Berliner Thierschutz-Zeitung „Taube", welche vorstehende Anzeige dem „Lok.-Anz." entnimmt, theilt in Nr. 11 mit, daß eine mitleidige Seele sich des elenden Thierchens bereits angenommen hat.

Einen neuen Beleg für die Thatsache, daß das Pferd, dieses edle, großmüthige Geschöpf, selbst im scharfen Laufe, es stets sorgfältig zu vermeiden sucht, ein unter seine Füße gerathenes Lebewesen zu verletzen — bringt der „Libauer Tagesanzeiger" vom 5. November. Er schreibt: „Durch die Waisenhausstraße jagte gestern Vormittag ein durchgegangenes Pferd; ein etwa 7jähriger Knabe, welcher sich auf's Trottoir flüchten wollte, fiel auf dem Fahrwege hin, wobei das Thier über den Knaben sprang, ohne ihn auch nur im Geringsten zu verletzen."

Rührende Anhänglichkeit eines Seidenpudels. Im Rigaer Thierasyl verendete vor ungefähr zwei Jahren eine Seidenpudelhündin, als ihr Junges erst sechs Tage alt war. Das hilflose Thierchen sollte nunmehr durch Chloroform getödtet werden, aber die Pflegerin der Hunde bat so dringlich die Pflege und Aufzucht des verwaisten Hündchens übernehmen zu dürfen, daß ihrem Wunsche nachgegeben wurde, obwohl das Gelingen sehr unwahrscheinlich war. Das mitleidige Herz der Pflegerin überwand jedoch alle Schwierigkeiten, das Pudelchen gedieh und schloß sich mit grenzenloser Liebe an seine Wohlthäterin. Als dieselbe nach acht Monaten so schwer erkrankte, daß sie ihre Stellung aufgeben und in's Krankenhaus gehen, ihren Schützling aber im Asyl zurücklassen mußte, — da war die Trauer des treuen Thierchens gar groß; lange Zeit wollte es sich von Niemandem anfassen, schmeicheln und trösten lassen, und nur allmählich schloß es sich an die Leiterinnen der Anstalt. Auf den Hof gelassen, suchte es aber sogleich seine erste Behausung auf und kratzte und bat so lange an der Thür, bis es hineingelassen wurde. Nachdem es hier alle Gegenstände berochen und beschnuppert hatte, schlich es sich dann wieder traurig hinaus. Nach längerer Zeit war die Erkrankte soweit hergestellt, daß sie zwar nicht mehr ihre frühere Stelle bekleiden, aber doch die Besorgung der Anstalts-Wäsche übernehmen konnte. Als nun der Korb mit Wäsche zum ersten Mal in's Zimmer getragen wurde, beroch der kleine Pudel denselben von allen Seiten, winselte aufgeregt und eilte zur Thür, durch welche der Korb hereingebracht worden war. Auf den Hof gelassen, stürzte er sich sofort auf seine dort wartende Wohlthäterin und begrüßte sie mit stürmischer Freude. Diese jubelnde Begrüßung wiederholte sich seitdem während mehrerer Monate an jedem Sonnabend beim Wiedersehen in gleich freudiger Weise, ja das Thierchen kannte genau Tag und Stunde, wann die Wäscherin sich mit ihrem Korbe im Asyl einfand. Da erkrankte die arme Frau von Neuem, und zwar diesmal, um nicht wieder aufzustehen. Es mußte eine neue Wäscherin angenommen werden und als

nun der Wäschekorb wieder in's Zimmer gesetzt wurde, wo der Seidenpudel bereits mit gespitzten Ohren wartete, da war es rührend, seinen Schreck, seine Bestürzung und seine Trostlosigkeit anzusehen, als er bei sorgsamster Witterung den bekannten Geruch nicht fand; dennoch bat er, hinausgelassen zu werden, wich aber, ängstlich bellend, vor der fremden Waschfrau zurück und lief noch lange, suchend und schnuppernd, im Hofraum umher, dann wieder in's Zimmer zum Korbe, und erst als Alles vergeblich und die bekannte Spur nirgends zu entdecken war, schlich er traurig zu seiner Lagerstätte. Dies wiederholte sich noch an dem nächsten Sonnabend, dann aber schien das trauernde Hündchen es doch begriffen zu haben, daß die, welche er mit so treuer Anhänglichkeit liebte und auf deren Erscheinen er so beharrlich wartete — nicht mehr wiederkehrte. — B. D.

Thierfreundliche That. Im Stadtgraben nahe der Alexanderbrücke war nach den ersten starken Frösten dieses beginnenden Winters eines Morgens in kleines Dachshündchen durch die Eisdecke gebrochen und bemühte sich vergeblich, sich aus dem nassen Elemente zu retten, da das dünne Eis immer wieder unter den Füßen nachgab. Ein daherkommender Malerbursche sprang, kurz entschlossen, dem schon dem Sinken nahen Teckel bei, indem er die Leiter, welche er mit sich führte, über die Eisrinde legte, um so zu dem Hündchen zu gelangen. Leider brach das Eis und der kühne thierfreundliche Retter saß bis fast zum Halse im Wasser. Herbeigeeilte Personen retteten nunmehr Mensch und Thier und auf dem Trockenen angelangt, sprangen Beide, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt, vergnügt nach Hause.

(„Rig. Tageblatt.")

Aufforderung zum Abonnement

auf die Thierschutz-Zeitschrift

„Der Anwalt der Thiere"

(Monatsschrift.)

Mit dieser Doppelnummer schließt der IV. Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir bitten unsere Leser im In- und Auslande, recht zahlreich auf dieselbe zu abonniren, unser Blatt in weiteren Kreisen zu verbreiten und ihm neue Abonnenten zuzuführen. Abonnementsbestellungen à 1 Rbl. jährlich, mit Postzusendung 1 Rbl. 20 Kop. nehmen die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga, Sünderstraße, sowie Frau M. v. Schilling, Riga, Hagensberg, Sommerstraße 7, entgegen. An Letztere kann der Betrag auch in Postmarken (russischen oder deutschen) eingeschickt werden. Die Jahrgänge I und II sind (mit einem Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen) als Band I, die Jahrgänge III und IV in gleicher Ausstattung als Band II — so weit der Vorrath reicht — zu dem ermäßigten Preise von 1 Rbl. für jeden Band, mit Postzusendung von 1 Rbl 50 Kop., zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lydinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 1. Декабря 1888 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.

Organ für Thierschutz,

unter Redaction von

Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff

herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Band II.

Dritter und vierter Jahrgang.

Riga,
Expedition von Alexander Stieda.
1888.

Дозволено цензурою. — Рига, 14 Декабря 1888 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Inhaltsverzeichniß.

I. Ethische Principien des Thierschutzes.

Die ethischen und ästhetischen Anfänge in der Thierwelt. Von E. v. Lüdinghausen-Wolff 1
Die Thiere in den Werken Richard Wagner's. Von C. Fr. Glasenapp 12
Aus dem Parsifal. Von H. Westermann 40
Die Sprache der Thiere. Von E. v. Lüdinghausen-Wolff 105
Ein Kulturkampf. Von E. v. Lüdinghausen-Wolff 177
Zum Eintritt in das Jahr 1888. Von C. Fr. Glasenapp 193
Das deutsche Gemüth und die Thierwelt. Von Friedrich Hofmann . 196
Ueber den Gedanken der Thierasyle und die Bedeutung der Thierschutzvereine. Von Dr. P. Förster 221
Rechtliche Stellung des Thieres: Das Thier im Recht. Eine kritisch-rechtsgeschichtliche Studie. Von Carl Wartenburg 168
Rechtlose Geschöpfe. Von Carl Wartenburg 337
Ein Gespräch über das Recht der Thiere. Von E. v. Lüdinghausen-Wolff 353
Religion und Thierschutz: Unsere natürlichen Bundesgenossen. Von E. v. Lüdinghausen-Wolff 298
Die Geistlichen und der Thierschutz. Von Pfarrer E Knodt. 312
Jesus als Thierschützer. Aus einer koptischen Bibelhandschrift . . . 359
Kultur- und Völkergeschichtliches: Ein Sänger des Mitleids. Von Edmund Dorer 273
Der Kulturmensch. Von Dr. P. Förster 276
Pferde, Helden und Dichter. Von Edmund Dorer 330
Denker und Dichter über den Thierschutz: Der Dichter des Kater Murr und des Hundes Berganza. Von C. Fr. Glasenapp. 25
Die Hunde in der Homerischen Kritik. Von C. Fr. Glasenapp . . . 67
Hans Sachs und die Meistersinger als thierfreundliche Dichter. Von E. Dorer 72
Die Thiere. Von Voltaire 183
Schopenhauer über Kettenhunde 190
Kunst und Thierschutz: Goethe's Ansichten über die bildliche Darstellung der Thiere. Von Edmund Dorer 7

II. Praktische Thierschutzfragen.

Zur Vivisektionsfrage: Die Impfungen Pasteur's gegen Tollwuth. Von Professor Peter 20
Sterbefall nach Pasteur'scher Impfung. Aus der „St. Petersb. Ztg." 21
Vom Thier zum Menschen. Tödtliche Experimente an Hospitalkranken. Aus dem Englischen von E. W. 117
Die Vivisektion. Zur Verständigung über die Motive und Zwecke der Agitation. Von Dr. E. Gryfanowski 152
Seid mitleidsvoll! Von Dr. med. K. Aus dem Russischen, von M. v. Schilling 161
Zur Vivisektionsfrage. Flugblatt des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter 212
Dr. Hogan über Vivisektion. Aus dem Englischen, von Kitty Deighton 231
Zur Vivisektionsfrage. Von Du Prel 347
Schutzimpfung mit sibirischer Pestlymphe 351
Dr. Clark über die Vivisektion. Von E. W. 351
Die Vivisektion vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet. Von Dr. med. Anna Kingsford 362
Pasteur's Todtenliste. Aus der „Cimbria". Anhang von M. v. Schilling 375
Jagd- und Schlachtwesen: Nobele Passionen. Von E. v. Lüdinghausen-Wolff 298
Aufruf und Bitte an alle guten Menschen. Von Elpis Melena . . . 189
Die unnöthigen Quälereien beim Schlachten 372
Mißhandlung der zur menschlichen Nahrung bestimmten Thiere. Von F. Th. 148
Thierhetzen und Taubensport: Projectirte Thierhetzen in Dubbeln und Petersburg 127
Verbot von Thierhetzen als öffentliche Schaustellungen. Aus dem Russischen von M. v. Schilling 136
Zum Taubensport. Aus der Thierschutzzeitung „Westnik" 315
Aufruf. Von Agnes Engel 317
Verbot des Taubensports in Rußland . . . . . 345 und 381
Zur Hundefrage: Gutachten des Thierschutzvereins unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls, betreffend die Einführung des Maulkorbzwanges und der Besteuerung der Hunde. Von M. v. Schilling 109
Hundesteuerfrage. Aus der „Lib. Ztg." 175
Ueber die Hundefrage. Von Luisa de Ramée 185
Rigasches Ortsstatut zum Schutz gegen Hunde 252
Antrag an die Stadtverordneten-Versammlung in Riga 253
Schreiben an das Rigasche Stadtamt 255
Pferdeschutz: Blindheit der Pferde. Aus dem Jahresbericht des Straubinger Thierschutzvereins 42
Zum Pferdeschutz. I. Von Max Illing 120

Zum Pferdeschutz. II. Von Max Illing 207
Das Pferd, seine Laufbahn und seine Behandlung im Dienste der Menschen. Von Dr. Sondermann 281
Vogelschutz: Auch eine Frauenarbeit. Von E. P. 187
Zur Vogelschutzfrage. Mittheilungen aus Petersburg. Von M. v. Schilling 290
Mittel gegen Bisse und Stiche von Thieren: Ein sicheres Mittel gegen die Folgen des Bisses toller Thiere. Von Graf von der Recke-Volmerstein 86
Schutz gegen Stechfliegen. Von Frh. v. Sternburg-Lützschena 317

III. Thierleben und Thierschutz im Allgemeinen.

Ein Besuch der Asyle für herrenlose Thiere in Paris, Amsterdam, Haag und Genf. Von Madame Van Eys 15
In guter Absicht begangene Thierquälereien. Von Stadtveterinärarzt G. Ollino 82
Ueber die Eulen. Von Rudolf Temple 129
Unsere Hunde. Von A. v. Seefeld 167
Der erste Schritt. Von Carl Wartenburg 228
Kleine Beiträge aus dem Geistes- und Seelenleben der Thiere: Aus dem Thierasyl: Konflikt zwischen Mutterliebe und Anhänglichkeit an seinen Herrn. — Ortssinn eines Rattenfängers. Von B. Douglas. 21. — Aus dem Thierleben. 191. — Aus dem Vogelleben. 349. — Zahmes Rehkälbchen. 349. — Selbstmord eines Pferdes. 350. — Aus dem Thierasyl: Rührende Anhänglichkeit eines Seidenpudels. Von B. Douglas. 383. — Mitleid eines Pferdes. 383.

IV. Zeitgeschichtliches.

Jahresbericht des Damencomités des Rigaer Thierasyls pro 1886. Von M. v. Schilling 44
Aus dem Protokoll der ersten Jahres-Generalversammlung des Thierschutzvereins unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls, vom 30. April 1887 122
Nordischer Bund zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. Von J. Lembcke 176
Internationale Anti-Vivisektions-Conferenz in London. Von M. v. Schilling 176
Aus dem Berichte Herrn Ernst v. Weber's über die Jahresversammlung der skandinavischen Anti-Vivisektions-Gesellschaft 234
Mittheilungen aus dem Jahresberichte des Hannoverschen Vereins zur Bekämpfung der Vivisektion pro 1887. Von M. v. Schilling . 236
Jahresbericht des Thierschutzvereins unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls pro 1887. Von M. v. Schilling 241
Aus dem Jahresbericht des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter für das 1887 286
Vom Thierasyl in Khalepa auf der Insel Creta. Von Alfred v. Seefeld 293
Ein Thierasyl in Petersburg. Von M. v. Schilling 295

Mittheilung des Neuen Berliner Thierschutzvereins 347
Kinder-Thierschutzvereine. Aus „Dyrevennen" 348
Zwei Preisausschreiben. Von M. v. Schilling 378
Erklärung des Finanz-Ausschusses in Kopenhagen, in Sachen der Vivisektion 381
Nekrologe. Dr. Hermann Mensching. Von M. v. Schilling 151
Gräfin Agnes v. Egloffstein und Dr. med. Anna Kingsford. Von M. v. Schilling 233
Georg Ollino. Von M. v. Schilling 243
Ernst Gryfanowski. Von C. Fr. Glasenapp 302
Vereinsnachrichten und Correspondenzen: Vereinsnachricht (Riga). 22. — Aus Petersburg. 23. — Ehrenmitglieds-Diplom (Straubing). 23. — Thierasyl in Berlin. 41. — Schreiben des Damencomités an den livl. Thierschutzverein. 125. — Aus Petersburg. 126. — Ehren-Diplom (Turin). 128. — Berliner Thierasyl. 138. — Aus San Francisco (Jahresbericht). 148. — Thierhospital (Hamburg). 149. — Neuer Berliner Thierschutzverein. 149. — Aus dem Straubinger Jahresbericht. 150. — Correspondenzblatt. 152. — Aus Petersburg. 159. — Zeitungs-Annoncen von Vivisektoren. 160. — Ehrenmitglieds-Diplom (Straubing). 211. — Schlesischer Centralverein zum Schutz der Thiere und Fürstbischof Dr. Kopp. 211. — Internationaler Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. 220. — Ehrenmitglieds-Diplome (München). 232. — Aus dem Münchener Jahresbericht. 232. — Schreiben des Damencomités an den livl. Thierschutzverein. 245. — Ministeriell bestätigte Thierschutz-Vorschriften. 272. — Mittheilung aus Petersburg. 296. — Danziger Thierschutzverein. 345. —

V. Gedichte und Miscellen.

Lord Byron auf seinen Hund Boutswain 86
Sei mitleidsvoll. Von Wilhelm Jordan 151
Der Bettler und sein Hund. Von A. v. Chamisso 173
Einsiedlers Christnacht. Von Carl Gerok 188
Vöglein im Schnee. Von Wilibald Wulff 212
Bitte der Vögel 238
Nothruf der Rehe an die Menschen 239
Was hab' ich dir gethan. Von Carl Gerok 344
Feurige Kohlen auf das Menschenhaupt. Von G. Duill 380
Erzählend: Ueber das Träumen der Hunde. Von E. T. A. Hoffmann. Aus „Kater Murr" 87
Meine kleine Freundin. Von Carl Wartenburg 140
Das Weihnachten der Thiere. Von Carl Wartenburg 180
Aus dem Leben. Von Richard v. Hertzberg 205
Miscellen: Aeußerung von Napoleon I. 172. — Folgen der Thierquälerei. 174. — Schlachtthiere. 174 — Dr. Castelli und Edward Everett über Thierschutz. 191. — Singvögelmord auf Helgoland. 191. — Geheimmittel gegen die Tollwuth. 240. — Wozu Thierquälerei führt. 292. — Vertreibung des Maulwurfs. 320. — Französische Kriegshunde. 350. — Kanarienvögel. 351. — Kälbertransport. 351. — Liebe der Thiere zu Menschen. 352. — Napoleon I über die Jagd. 361. — Muthige That eines russischen Bauern. 381. — Ein vivisecirtes Hündchen. 382. — Thierfreundliche That. 384.

VI. Litterarisches.

„Westnik" (Bulletin de la Société russe protectrice des animaux, St. Pétersbourg). 24. — „Die Taube". Berliner Thierschutz-Zeitung. 24 und 223. — „Der Thier- und Menschenfreund", Organ des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. 24 und 221. — Die Errichtung öffentlicher Schlachthäuser. Von Hermann Falk. 88. — Die Fehler der Milch ꝛc. Von Otto Köhnke. 88. — Das Thierschutz-Correspondenzblatt. 128 und 223. — Die Vivisektion. Zur Verständigung über die Motive und Zwecke der Agitation. Von Dr. E. Gryzanowski. 223. — Das Recht der Thiere und die Jahreszeiten des Thierschutzes. Von Wilibald Wulff. 223. — „Der Thier- und Kinderfreund". 224. — „Der Anwalt der Thiere". 384.

Sprechsaal: Giebt es ein ethisches Handeln in der Thierwelt? Von Rob. Wulff. 57. — Vertheidigung der Thiere durch ihren „Anwalt" gegen die Anklage des Herrn Rob. Wulff. Von Edmund v. Lüdinghausen-Wolff als Redaction. 62. — Erklärung der Redaction. 89. — Noch einmal über das ethische Handeln in der Thierwelt. Von Rob. Wulff. 90. — Dr. Jäger an die Redaction des „Anwalt der Thiere". 108. — Zum Artikel „Noble Passionen". Von E. v. Lüdinghausen-Wolff. 322.

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

eBooks from your library by

eBooks on Demand

digitised by

University of Tartu Library

UNIVERSITY OF TARTU
LIBRARY